



# die Heimat

## KREFELDER JAHRBUCH

# JAHR-GANG 80





## Krefelder Verein für Haus- & Krankenpflege e.V.

ESSEN AUF RÄDERN · PFLEGEDIENST · HAUSNOTRUF



Der Krefelder Verein für Haus- & Krankenpflege e.V. dient seit 1958 zum Wohle von hilfebedürftigen Menschen in der Stadt Krefeld!

Besuchen Sie uns im Internet unter [www.pflegedienst-krefeld.de](http://www.pflegedienst-krefeld.de) und erfahren Sie mehr über unsere drei Tätigkeitsbereiche:

KREFELDER MENÜ | KREFELDER PFLEGE | KREFELDER NOTRUF

**Sie haben Fragen oder möchten ein kostenloses Probemenü bestellen:**

Karl-Heinz Nöding, Geschäftsführer unseres sozialen Dienstes, steht Ihnen sehr gerne unter der Rufnummer (02151) 83 90 0 Rede und Antwort.

**Dießemer Bruch 114 b · 47805 Krefeld · [www.pflegedienst-krefeld.de](http://www.pflegedienst-krefeld.de)  
Telefon: 0 21 51/83 90 0 · Telefax: 0 21 51/83 90 33**

# die Heimat

## KREFELDER JAHRBUCH



Zeitschrift für  
niederrheinische  
Kultur- und  
Heimatspflege

Festschrift für Dr. Reinhard Feinendegen

Herausgegeben vom  
Verein für Heimatkunde  
in Krefeld

Schriftleitung  
Christoph Dautermann  
Burkhard Ostrowski

Jahrgang 80  
November 2009  
ISSN 0342-5185

# Inhalt

---

## Gedanken zum Begriff „Heimat“

---

Ursula Broicher	13	Gedanken zu „Heimat“
Oskar Burghardt	14	Heimat! – Heimat? (Gedicht)
Georg Cornelissen	15	„Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“ – Und der Dialekt?
Christoph Dautermann	17	Heimatmuseum
Mehmet Demir	20	Krefeld ist doch meine Heimat
Ruth Frank	22	Heimat
Otto Fricke	24	Heimat – die Nische wurde salonfähig
Rainer Furth	26	Wilhelm Elfes: Krefelder Polizeipräsident und Widerständler
Eugen Gerritz	29	Heimat – mehr als „Kindheitsmuster“
Michael J. Hack	30	Heimat als Sehnsucht
Norbert Heinrichs	31	Dem Fremden wie einem Freund Heimat geben
Joachim C. Heitmann	34	Heimat – ein Begriff auf dem Prüfstand
Heribert Houben	35	Die „rheinischen Musik-Wölfe“ aus Krefeld und ihre Nachfahren
Ulrich Kaltenmeier	38	Lebendige Tradition – was uns am Herzen liegt
Burkhard Kamphausen	39	Unsere Heimat ist im Himmel
Gregor Kathstede	41	Heimat-Moment-Aufnahmen
Paul Keller	44	Uerdinger Gedanken zum Begriff „Heimat“
Klaus Kokol	47	Wo ich her bin das gibt es nicht mehr
Elisabeth Kremers	50	Zur Gründungsgeschichte des Vereins für Heimatkunde zu Krefeld
Fritz Langensiepen	53	Heimat – aktuell. Über Heimat, Alltag und Identität im Rheinland
Heidi Matthias	58	Krefeld – meine Wahlheimat
Dieter Nellessen	61	Heimat – eine stetig wachsende, persönliche Erlebniswelt
Traute Nieter	66	Emotionales und intellektuelles Großrevier
Siegfried Ochs	68	Heimat – ist immer nur vorläufig
Georg Opdenberg	70	Die Heimat – Entwurf einer Rede
Theodor Pelster	72	Kleine Wortkunde: Heim, Heimat, Heimweh und Heimatkunde
Jutta Pilat	74	...wo ich mich glücklich fühle
Dieter Pützhofer	75	Ich ziehe nicht an den Bodensee
Guido Rotthoff	76	Zur Geschichte des Hauses Neuenhoven
Michael Rotthoff	79	Identität stiftet Zukunft – Gedanken zur Heimat Krefeld
Helmut Sallmann	81	Im Wort Heimat spiegelt sich das Vergangene und das Zukünftige
Bernd Scheelen	83	50 Kilo Heimat für Berlin
Winfried Schittges	85	Keine belanglose Fragestellung
Roland Schneider	86	Heimat ist hier
Ernst Schraetz	86	Höls bliv Höls
Jürgen Schram	90	Von der Freiheit zur Renaissance der Heimatliebe
Ingrid Schupetta	91	Heimat, deine Sterne?
Johann Schwarz	97	Heimat als Rechtsbegriff
Johannes Sczyrba	98	Heimat – was ist das?
Irmgard Stockhausen	101	Heimat, was ist das? „UBI BENE IBI PATRIA“? Oder ist es mehr?
Wilhelm Stratmann	102	Die Heimat – het vaderland. Betrachtungen zu einem deutsch-niederländischen Phänomen
Hans Vogt	105	Richtung Heimat – eine persönliche Entdeckungsfahrt
Heinz Webers	107	Der Begriff „Heimat“ in der Mundart
Inge Wienke	110	Was ist Heimat? (Gedicht)
Paul Wietzorek	111	Heimat – Annäherung an einen vielschichtigen Begriff
Liesel Willems	119	Angekommen

---

## Architektur, Denkmal- und Stadtbildpflege

---

Helmut Sallmann	193	Das Bodendenkmal Landwehr im Krefelder Forstwald. Informationen über die Sicherung ihres Bestandes
Helmtrud Köhren-Jansen	216	„Exempla docent!“ Architektur mit Vorbildfunktion – damals wie heute (Krefelder Denkmalpreis 2008)
Edgar Thiesbürger	219	Der Kirchnerweiterungsbau in Krefeld-Traar 1929 – 1930; Architekt Bernhard Rotterdam

---

## Geschichte

---

Bettina Furchheim	120	50 Jahre Evangelischer Kirchenkreis Krefeld-Viersen
Norbert Heinrichs	167	Die Katholische Regionalstelle Krefeld – Meerbusch 1962 – 2004. Teil 2
Winfried Dolderer	180	Eine niederrheinische Korrespondenz aus der Familie Besouw 1943 – 1945. Teil 3 (Schluss)
Christoph Reichmann	186	Archäologische Untersuchungen an der mittelalterlichen Landwehr (Hückelsmay)
Ingrid Schupetta	198	Dr. Arthur Bluhm – Oberrabbiner in Krefeld 1927 bis 1939
Walter Goebel	206	Ein Krefelder vor 90 Jahren als Internierter in der Schweiz
Jürgen Schram	213	Der Alte im Hülser Bruch – Rekonstruktion eines Mordfalls vor 100 Jahren

---

## Theater, Kunst, Musik und Literatur

---

Ernst Coester	143	Kirchengerät niederrheinischer und kölnischer Goldschmiede nach Entwürfen von Friedrich von Schmidt
Theodor Pelster	147	Der Niederrheinische Literaturpreis 2008 für den „Stückeschreiber“ Martin Heckmanns
Helga Kampendonk	150	Hermann Kampendonk (1909 – 1994). Farbe – Linie – Licht. Erinnerungen an den Krefelder Maler
Selina Fingland	155	Der Krefelder Maler Wilhelm Brandenburg – ein Forschungsbericht
Christian Krausch	162	Geordnete Weiten. Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld im Rahmen von KIK, Kunst in Krefeld, vom 31. August bis 24. Oktober 2008
Eberhard Gollner	190	Bilder aus dem Forstwald
Werner Böcking	211	Albert Vigoleis Thelen: Briefe an Werner Böcking, 1963 – 1964
Manfred Wüst	222	Die alte Bibliothek des Gymnasiums am Moltkeplatz

---

## Natur und Landschaft

---

Almuth Spelberg	224	Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 5. Der Schönwasserpark
Heino Thies	241	Das Naturschutzgebiet Flöthbach

---

## Volkskunde

---

Dieter Nellessen	231	Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum. Teil 7
------------------	-----	---

---

## Mundart

---

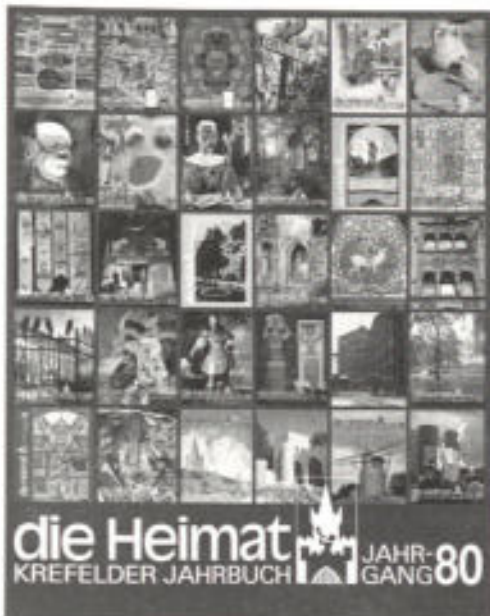
Maria Jentjens	246	„Wat fierde os Äldere herrliche Feste môt os Weeter!“
----------------	-----	---

---

## Aus dem Heimatleben

---

Renate Wilkes-Valkyser	6	Von Oktober zu Oktober
Robert Claßen	249	Der Verein für Heimatkunde 2008/2009
	251	Bücher
	264	Personalien/Jubiläen
Michael van Uem	268	Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate
	270	Bildnachweis
	272	Die Autoren



Von 1979 bis 2008 war Dr. Reinhard Feinendegen Schriftleiter der „Heimat“, über 20 Jahre davon gemeinsam mit Dr. Oskar Burghardt. Unser Titelbild zeigt die 30 Jahrgänge, die in dieser Zeit entstanden sind.

Druck, Lithoarbeiten u. Gesamtherstellung Joh. van Acken, Druckerei und Verlag, 47800 Krefeld, Magdeburger Straße 5, Tel. (02151) 4400-0



„die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e.V. in Krefeld. 1. Vorsitzender ist Robert Classen, Hagerweg 26, 47798 Krefeld, Tel. 77 84 18, E-Mail classen@heimat-krefeld.de. 2. Vorsitzender Prof. Dr. Jürgen Schram, Corneliusstraße 10, 47798 Krefeld, Tel. 32 92 79, E-Mail schram@heimat-krefeld.de. Schriftführer Burkhard Ostrowski, c/o Stadtarchiv Krefeld, Girmesgath 120, 47803 Krefeld, Tel. 86 27 03, Fax 86 27 10, E-Mail b.ostrowski@krefeld.de. Kassenwartin Andrea Schillings, Schönbergstr. 7, 41189 Mönchengladbach, Tel. 0 21 66-55 29 02, Fax 0 21 66-55 29 04, E-Mail andreaschillings@arcor.de. Weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Christoph Dautermann, c/o Museum Burg Linn, Rheinbabenstraße 85, 47809 Krefeld, Tel. 57 00 36, Fax 57 12 72, E-Mail chr.dautermann@krefeld.de, Reinhard Schippkus, Dr. Eugen Geritz und Dr. Guido Rotthoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von EUR 18,00; darin

ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden zu Beginn des Jahres erbeten; das Konto des Vereins: Sparkasse Krefeld 309 617 (BLZ 320 500 00). Die E-Mail-Adresse des Vereins lautet: vorstand@heimat-krefeld.de.

„die Heimat“ erscheint jährlich im November. Für Nichtmitglieder sind die Hefte außer beim Schriftführer des Vereins bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der Schriftführer vermittelt auch ältere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt bei der Fa. Joh. van Acken GmbH, Krefeld (s. oben).

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.

Gefördert durch:



## Liebe Leserin, lieber Leser der „Heimat“-Festschrift!

Die 80. „Heimat“ zeigt ein Mosaik der 30 „Heimat“-Titel, für die Reinhard Feinendegen die Verantwortung als Schriftleiter trug. Stellen sie in ihrer Gesamtheit dar, was unser Ehrenvorsitzender persönlich unter „Heimat“ versteht? Zählt er zu den Menschen, deren Heimatverständnis im Gleichklang steht mit aktivem Einsatz für das Gemeinwesen, mit Leistungsbereitschaft und Leistungserwartung? Meint er, dass man sich eine Heimat nicht nur ersehnen und erträumen, sondern an ihrer Gestaltung schlichtweg selbst mitwirken muss?

Reinhard Feinendegen ist zusätzlich wissenschaftlicher Autor, eher geliebter als gefürchteter Rezensent, gesuchter Referent, Stadtführer, Denkmalschützer und Kulturförderer. Er hat ein Gymnasium wachsen lassen und seinen Verein, der „kein Historikerverein“ ist, sondern sich neben historischen Themen auch der Architektur widmet, der Denkmal- und Stadtbildpflege, dem kulturellen sowie wirtschaftlichen Leben in der Stadt, dem Natur- und Landschaftsschutz und nicht zuletzt der Mundart. Viele Leserinnen und Leser heben zusätzlich die Rezensionen, Jahresrückblicke und Personalien hervor, die sie als „unverzichtbar“ bezeichnen. Das finden Sie alles in jedem „Heimat“-Band, den Reinhard Feinendegen herausgab. Und so soll es mit der tatkräftigen Hilfe unserer engagierten Autorinnen und Autoren weitergehen.

Aber die Spuren, denen wir folgen, sind groß und tief. Einerseits haben sie uns den Weg geebnet, andererseits könnte man vielleicht doch in ihnen versinken? In dieser Spannung durften wir in den vergangenen Monaten erleben, wie sich neben den gewohnten Abteilungen der „Heimat“ der Festschriftteil entwickelte. In ihm (kenntlich an den blauen Überschriften) nähern sich 46 Autorinnen und Autoren dem Begriff „Heimat“ ernsthaft und sehr persönlich an, manchmal vertraulich. Bei der Lektüre dürfen Sie mitfühlen und manchmal auch mitbeben.

Der Entwicklungsprozess dieser 80. „Heimat“-Ausgabe war ein besonderer:

- Sie wurde für den früheren Vorsitzenden und Schriftleiter geschrieben, gestaltet und herausgegeben.
- Die Zahl der Autorinnen und Autoren übertraf nicht nur die Erwartungen, sondern die jedes früheren Bandes.
- Die persönliche Zusammenarbeit von Autorinnen, Autoren, Schriftleitung und Vorstand war dicht und vielfältig.
- Sparkasse und IHK-Jubiläumstiftung hörten davon, verstanden die Arbeit als identifikationsstiftend in Zeiten der Globalisierung und unterstützten sie zusätzlich zum Landschaftsverband Rheinland und zu unserer Heimatstadt selbst.

Neben dem Festschriftteil gibt es natürlich auch in diesem Jahr den „normalen“ Teil der „Heimat“, wobei sich die Schriftleitung bemüht hat, den hierfür verbleibenden Platz mit einem gewohnt breiten Spektrum an Beiträgen zu füllen. Zunächst sei hier aber den Autoren für ihre Nachsicht gedankt, deren Aufsätze erst in der nächsten Ausgabe erscheinen können.

Es gelang, zwei Schwerpunkte zu bilden: „Jüngere Krefelder Kirchengeschichte“ und „Forstwald“. Während Norbert Heinrichs die Geschichte der Katholischen Regionalstelle abschließt, befasst sich

Bettina Furchheim anlässlich des 50-jährigen Bestehens mit dem Evangelischen Kirchenkreis Krefeld-Viersen. Helmut Sallmann schildert die Bemühungen um den Erhalt der „Landwehr“ im Krefelder Westen; Christoph Reichmann beschreibt die archäologische Untersuchung dieses Bodendenkmals.

In der Sparte Kunst berichtet Selina Fingland über den Maler Wilhelm Brandenburg, während Helga Kampendonk an den 100. Geburtstag ihres Vaters, des Krefelder Künstlers Hermann Kampendonk, erinnert. Das Thema von Christian Krausch ist die wohl letzte Kunstaussstellung im Krefelder Stadtarchiv unter dem Titel „Geordnete Welten“.

Die Schriftleitung ist erfreut, auch wieder zwei Beiträge aus dem Bereich Natur und Landschaft vorstellen zu können. Heino Thies schreibt über das Naturschutzgebiet Flöthbach; Almuth Spelberg gibt einen Überblick über die Geschichte des Schönwasserparks.

Darüber hinaus setzt Dieter Nellessen seine Reihe „Tod und Begräbnis“ fort, und in der Mundart-Ecke schildert Maria Jentjens, wie schön es früher in Hüls war.

Wir danken allen, die das Erscheinen dieses Jubiläums- und Festschriftbandes mit viel Liebe zum Detail ermöglichten. Ausdrücklich zu erwähnen sind hier Susanne Karg und Svenja Claßen von der Druckerei Joh. van Acken, denen mit dieser Ausgabe eine besonders schwierige Arbeit glänzend gelungen ist.

Nun hoffen wir auf Echo aus unserer Leserschaft: In diesem Jahr geben die völlig unterschiedlichen Aufsätze viel Anlass zu Stellungnahmen, denn sie sind sehr persönlich gehalten. Hat diese „Heimat“-Ausgabe deshalb das Zeug, zum „Krefeld-Schmöker“ zu werden?

Im nächsten Jahr werden Sie Ihre „Heimat“ leichter wiedererkennen. Wir laden schon jetzt ein, uns Manuskripte zuzusenden.

Robert Claßen  
Christoph Dautermann  
Burkhard Ostrowski



# Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes-Valkyser

Während diese Ausgabe der „Heimat“ erscheint, basteln Rathaus-Politiker jedweder Couleur an möglichen und unmöglichen Koalitionen, um eine handlungsfähige Ratsmehrheit herzustellen. Die Ergebnisse der Kommunalwahl Ende August und der Bundestagswahl Ende September fielen eher zugunsten der kleineren Parteien aus. Während die SPD sich in der Kommunalwahl noch achtbar schlagen konnte, erlitt sie bei der Bundestagswahl eine herbe Schlappe. Für die CDU brachten beide Wahlergebnisse deutliches Minus. Denkbar knapp, mit einem Vorsprung von nur 406 Stimmen vor seinem Konkurrenten Ulrich Hahnen, konnte Gregor Kathstede sich im Amt des Oberbürgermeisters behaupten. Wenn nun alle Ratsmitglieder ans Wohl der Stadt denken bei ihren Beratungen und Beschlüssen, gibt es viel für sie zu tun in Krefeld. Das kann man unschwer auch dem folgenden Jahresrückblick entnehmen. Der Leser findet zwischen den Zeilen viele Zeichen gesellschaftlichen Wandels und schwindenden Wohlstands.

Immerhin 172000 Euro wird die Restaurierung des 150 Meter langen schmiedeeisernen Zauns kosten, der seit 140 Jahren die Hülser Cyriakus-Kirche umgibt. Das gibt die Pfarrgemeinde Anfang Oktober 2008 bekannt. Professor Hermann Ostendorf, Rektor der Hochschule Niederrhein, beschwert sich über restriktives Verhalten der städtischen Behörden gegenüber ausländischen Studenten. Die Stadt bilanziert den Schaden, den der Sturm „Kyrill“ im Januar 2007 angerichtet hatte: 13000 entwurzelte Bäume, 2,9 Millionen Euro Kosten. Die Gemeinschaft Krefelder Künstler feiert das 25jährige Bestehen und stellt Kunstwerke zur Verlosung zur Verfügung. Baby-Boom meldet das Uerdinger Josefs-Hospital. In drei Tagen kamen 16 Kinder zur Welt. Die Firma McZahn, erst jüngst als Dental-Discounter gegründet und in Krefeld ansässig, von vielen niedergelassenen Zahnärzten kritisiert, meldet Konkurs an. Eine Sorge ist die Stadt los: Die Friedhöfe müssen wohl nie mehr erweitert werden. Die Zahl der Erdbestattungen sinkt rapide. Die Zahl der Einäscherungen steigt. Dr. Gerhard Friedrich ist neuer Chefarzt der Klinik Königshof. Auf dem Kunstmarkt und in den Museen finden Werke des Krefelder Künstlers Heinrich Campendonk immer mehr An-

erkennung. Das Kaiser-Wilhelm-Museum hat Campendonk-Bilder nach Madrid ausgeliehen. Auf 600 Tonnen ist die Menge der Lebensmittel pro Jahr angestiegen, die die „Krefelder Tafel“ an Bedürftige verteilt. Ein Krefelder Pärchen wird in Kaarst von der Polizei erwischt. Die beiden wollten mit gestohlenen Kreditkarten Geld am Bankautomaten abholen. Südlich der Melanchthonstraße wird an der Kölner Straße mit dem Abbruch mehrerer Häuser begonnen. Die Stadt verfolgt langfristig das Ziel, die Straße zu verbreitern. Aus einem Schuhgeschäft an der Hochstraße werden über Nacht mehrere hundert Paar Schuhe gestohlen. In der zum „Theater auf Zeit“ umgebauten Halle der Stadtwerke wird der Schauspieler Joachim Henschke in der Rolle des Country-Sängers Johnny Cash gefeiert. Das Theaterprovisorium zieht viel Publikum an, während das Stadttheater renoviert wird. An der Moerser Straße beginnt der Abbruch der Gaststätte „Haus Steckendorf“. Schreckensnachricht für die Mitarbeiter des Kaufhauses Sinn-Leffers: Das Geschäft soll Ende Februar 2009 geschlossen werden. Schwester Thaddäa, früher 40 Jahre lang im Kinderheim „Marianum“ tätig, feiert das goldene Ordensjubiläum. Ulrich Stuers ist seit 30 Jahren als Organist und Kantor an St. Stephan tätig. Großes Publikum und viel Prominenz kommt zur Eröffnung der Ausstellung des Foto-Künstlers Andreas Gursky in die Häuser Lange und Esters. Seit zehn Jahren steht die Gaststätte „Talschenke“ am Hülser Berg leer. Nun wird ein Umbau für Wohnzwecke angekündigt. Die Orang-Utan-Damen Sandra, Zita und Tilda malen gern auf Papier oder Leinwand. Eine Agentur hat bereits 50 Werke der im Zoo beheimateten Künstlerinnen verkauft. Die Stadtwerke setzen an Wochenenden neuerdings Busse und Bahnen im „Nacht-Netz“ bis ein Uhr früh ein, damit Partygänger gut nach Hause kommen. Vier Kandidaten wollen Nachfolger von Jens Pesel im Amt des Generalintendanten der Vereinigten Städtischen Bühnen werden. Für die erfolgreiche RTL-TV-Sendung „Bauer sucht Frau“ finden die Dreharbeiten in Krefeld statt. Darauf warten die Fischeiner schon lange: Der Rat stellt Geld für die Sanierung der Fassade des Fischeiner Rathauses bereit. Geschäfte in der Unterführung Ostwall-Rheinstraße schließen. Wegen der stillgelegten maroden Rolltreppen findet das Publikum nicht mehr

den Weg in den „Keller“ der Kreuzung. Weil immer mehr Schüler ohne Frühstück in die Regenbogenschule an der Gladbacher Straße kommen, werden morgens Brote geschmiert. Seit 80 Jahren war er versprochen, jetzt ist der Weg frei durch den neuen Tunnel am Uerdinger Bahnhof. Die Arbeitsagentur meldet: Die meisten Lehrstellenbewerber haben einen Ausbilder gefunden. Bei einem Einbruch stehlen Unbekannte aus einem Imbisswagen an der Mevissenstraße die Gewürze für „die schärfste Currywurst der Welt“. Die Planung für den Sanierungsumbau im Kaiser-Wilhelm-Museum gerät ins Stolpern. Der Architekt hat 15 Millionen Euro verplant, wo nur rund elf Millionen zur Verfügung stehen sollen. Künstler Will Cassel legt einen kunterbunten Entwurf für die Gestaltung der Fassade der ehemaligen Werkkunstschule vor. Ein Investor interessiert sich für das Gebäude und dessen Nachbarschaft. In den folgenden zwölf Monaten rührt sich allerdings nichts. Das Tanzfestival „Move“ geht in der Fabrik Heeder über die Bühne. „Wir sind bald zahlungsunfähig und brauchen eine Million“, gesteht Theaterintendant Jens Pesel. Die für das Personal ausgehandelten Tarifierhöhungen waren im Etat nicht vorgesehen. Die Berliner Bildhauerin Susanne Specht ist zur Professorin für Gestaltung an die Hochschule Niederrhein berufen worden. Immer mehr Krefelder spüren Flaute in der Brieftasche. Im Kolpinghaus kann man lernen, mit wenig Geld gut zu kochen. Museumsleiter Dr. Martin Hentschel warnt, die Sparversion der Sanierung des Hauses sehe aus „wie ein Golf ohne Räder“. „Eines Tages wird sie in Bayreuth singen“, weisagen die Theaterfreunde und überreichen ihren Förderpreis der Sängerin Dara Hobbs. Polizeischutz für Düsseldorfer Eishockey-Fans auf dem Weg zum Hauptbahnhof. Sie werden von Hooligans attackiert. Burkhard Kamphausen wird zum neuen Superintendenten des Kirchenkreises Krefeld gewählt. Schüler der Realschule Oppum haben 600 Namen ermordeter Juden auf einen Wandteppich gestickt und übergeben das Werk der jüdischen Gemeinde. Der Issumer Turm, markantes historisches Gebäude an der Linner Stadtmauer, wird von der Stadt an einen privaten Interessenten verkauft. Der 47jährige Michael Grosse vom Landestheater Schleswig-Holstein ist zum neuen Intendanten der Vereinigten Städtischen Bühnen



gewählt worden. Sein Amt tritt er 2010 an. An knappe Etats sei er gewöhnt, versichert der Neue. „Halloween“, die Nacht vor Allerheiligen, etabliert sich als gruseliger Herbstkarneval. Die Polizei wird in sechs Stunden zu 97 Einsätzen gerufen.

Die Krefeld-Krimi-Leichen häufen sich. Mit „Seidenstadt-Schweigen“ stellt Ulrike Renk Anfang November ein neues Buch des in Mode gekommenen Genres vor. Wolfgang Böhmer, Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, wird von der niederrheinischen CDU mit der „Eule der Weisheit“ ausgezeichnet. Teile der City-Straßen bleiben dunkel. Es fehlt das Geld für die vorweihnachtliche Festbeleuchtung. Die Eishockey-Pinguine machen ihren Fans Freude. Sie besiegen die Augsburger Kollegen 5:0 und stehen an der Spitze der Bundesliga-Tabelle. Der Martinszugverein Alt-Bockum feiert das 100jährige Bestehen. Lehrer der städtischen Musikschule schwärmen immer häufiger aus, um in Kindergärten und Ganztagschulen Grundlagen des Musizierens zu vermitteln. „Mehr Geld gibt's nicht“, versichern Oberbürgermeister Gregor Kathstede und die CDU-Fraktion des Stadtrates und begrenzen die Kosten der geplanten Sanierung des Kaiser-Wilhelm-Museums auf 11,7 Millionen Euro. Krefelder protestieren dagegen, dass die Sanierungspläne das repräsentative Treppenhaus des Museums wegplanen. Rund ums Arndt-Gymnasium wurden in zwei Wochen zehn Fälle gemeldet. Dr. Eva Brües übergibt dem Stadtarchiv ein weiteres geordnetes Konvolut von Texten aus dem Nachlass ihres Vaters, des Journalisten und Schriftstellers Otto Brües. Horst Driever wird für sein vorzeitiges Ausscheiden aus dem Amt des Chefs des Seidenweberhauses mit 180.000 Euro Abfindung belohnt. Mit teils heftiger Kritik an den Plänen des Aachener Bischofs Heinrich Mussinghoff wird die geplante Zusammenlegung der katholischen Pfarrgemeinden diskutiert. Ausverkauft ist die Serie des neuen Programms, mit dem die Marionettenspieler „Kriewelsche Pappköpp“ ihr Publikum begeistern. Die 36jährige Ingenieurin Petra Weber ist im städtischen Hafenamts als „Deichgräfin“ tätig. Cargill-Chef Dr. Karsten Eberstein wechselt in den Ruhestand. Als Kultur- und Sport-Sponsor sowie als Vorsitzender des Stadtmarketing-Ausschusses hat er sich einen Namen gemacht. Nachträglich bekommt der Krefelder und Hockey-Nationaltorhüter Christian Schulte die Goldmedaille, die ihm bei den Olympischen Spielen in Peking verweigert worden war. Der ehemalige Chefarzt des Krankenhauses Maria Hilf, Dr. Johann Friedrich Koll, ist gestorben. Immer mehr Krefelder bekennen, mit riskanten Papieren Geld bei der Bankenkrise verloren zu haben. Martin Heckmanns, aus Krefeld stammender erfolgreicher Theater-Autor, bekommt den Niederrheinischen Literaturpreis. Ratscherr Andreas Drabben verlässt die CDU. Damit verliert die CDU-FDP-Koalition ihre Mehrheit. Altartisch und Kreuz aus der abgebrochenen Kreuzkirche werden jetzt in der

Oppumer Auferstehungskirche aufgestellt. Günter Holthoff und Mojo Mendiola dokumentieren in einem Buch „50 Jahre Jazzkeller Krefeld“. Peter Schäfer teilt zum 40. Male in der Rolle des heiligen Martin in Bockum den Mantel. 120.000 Euro hat der Förderverein des Gymnasiums am Moltkeplatz in den letzten Jahren gesammelt und einen großen Teil der Fenster ausgetauscht. 17 junge Krefelder, die zu einer „Abzieher“-Bande gehören, werden gefasst und in Haft genommen. Von den Kanzeln der katholischen Kirchen wird das Machtwort des Aachener Bischofs über die künftige Gemeindestruktur verkündet. Mehr als 70 Straßen- und Kanalbaustellen hemmen die Mobilität der Autofahrer. Zum 50. Male findet in der Niederrheinhalle die Niederrheinische Geflügelschau statt. Johannes und Martina Kockers werden als närrisches Prinzenpaar im Rathaus empfangen. Vier Frauen verprügeln in der Straßenbahn eine fünfte. Die muss mit einem Kieferbruch ins Krankenhaus eingeliefert werden. Das Thyssen-Krupp-Stahlwerk kündigt an, wegen der Marktflaute der Belegschaft drei Wochen Weihnachtspause zu verordnen. Freudige Überraschung für 78 Sinn-Leffers-Mitarbeiter: Das Kaufhaus wird nicht geschlossen, weil der Vermieter die Miete deutlich reduzierte. Anne Poleska beendet ihre überaus erfolgreiche Schwimm-Karriere und will künftig als Marathon-Läuferin unterwegs sein. Die Niederrheinischen Feuerwehren sammeln Geschenkpäckchen für rumänische Heimkinder. Aus der Waschstraße einer Spedition wird ein mit 22 Tonnen Edelstahl beladener Lastwagen gestohlen.

2315 Krefelder heißen Michael. 2584 Krefelderinnen hören auf den Namen Maria. Das gibt die Stadtstatistik Anfang Dezember bekannt. Im jüngsten Jahrgang 2007, waren die Namen Leon, Luca und Jan bei Jungen besonders beliebt, Mia, Leonie und Lena bei Mädchen. Mit der Anmietung eines Grundstücks im Hafen will die Stadt die Errichtung eines Zementwerks verhindern. Der Kölner Künstler Gunter Demnig verlegt in Krefeld 14 neue „Stolpersteine“. Nun erinnern 41 solcher Messingquadrate im Straßenpflaster der Stadt an ermordete Juden. Karl-Heinz Herrnkind, FDP-Politiker, ehemals Ratscherr und Bürgermeister, ist gestorben. Mit einem Festgottesdienst feiert die Gemeinde der Markuskirche in Fischeln das 50jährige Bestehen ihres Gotteshauses. Mit dem Einsatz von 5,7 Millionen Euro bringt die Caritas das Altenheim St. Josef auf neuesten Stand. Ingrid Falkenstein, gute Seele im Pfarrbüro von St. Clemens Fischeln und ständig hilfsbereite Mitbürgerin, wird im Rathaus mit dem Preis für bürgerschaftliche Selbsthilfe ausgezeichnet. Gegen die Erweiterung der Gebäude der Firma Siempelkamp werden 26 Einsprüche eingelegt. Mit dem Weihnachtsgeschäft zufrieden zeigt sich der Handel. Die Statistik hat gezählt: Täglich verlassen 29.000 Krefelder ihre Stadt, um zum Arbeitsplatz zu reisen. Dem stehen 42.000 Einpendler gegenüber – angesichts von anhaltend mehr als 10% Arbeitslosigkeit in der Stadt eine beachtliche Zahl. Mit Fackeln zieht eine Mahnwache vor dem Rathaus auf, während drinnen das Kuratorium der Vereinigten Städtischen Bühnen



Abb. 1. Fischeln's Rathaus feiert bald 100. Geburtstag. Nun werden Fassade und Rathausgarten instandgesetzt.

tagt. Nach einer Vorstellung des Musicals „Jesus Christ Superstar“ wendet sich das Ensemble mit einem Appell unmittelbar ans Publikum. Die Finanzprobleme des Theaters bleiben auch an diesem Abend ungelöst. Der traditionsreiche Uerdinger Werbering hat sich aufgelöst. Der konkurrierende Kaufmannsbund hat das Rennen um die Gunst der Rheinstadthändler gewonnen. Die Summe von 600 Millionen Euro steht unter dem Etat 2008/2009, den der Rat der Stadt verabschiedet. Der Hauptausschuss des Rates stimmt dem Antrag der Helios-Kliniken, ehemals Klinikum Krefeld, zu, aus dem Kommunalen Arbeitgeberverband auszusteigen. Damit ergeben sich für den neuen Mehrheitseigentümer des Großkrankenhauses neue Möglichkeiten der Tarif-„Gestaltung“ für Mitarbeiter. 23.000 Kilowattstunden Strom erzeugt die von einer privaten Initiative erbaute neue Solaranlage, die auf dem Dach des Rathauses installiert wurde. Der Hülsener Bürgerverein tritt aus der Arbeitsgemeinschaft der Bürgervereine aus. Über dem Haupt der Vorsitzenden Brigitte Reich ballen sich dunkle Wolken der Kritik zusammen. Die Statistik hat herausgefunden, dass es 48 % Single-Haushalte in der Stadt gibt – 57.334 von 120.643. 1970 waren es noch 22.370 (16 %). Ex-Boxweltmeister Henry Maske wird von Oberbürgermeister Gregor Kathstede als „Krawattenmann des Jahres“ ausgezeichnet. Nach einer Diskussion mit Bürgern aus der Nachbarschaft verspricht die Firma Siempelkamp, ihre Erweiterungspläne zu überarbeiten. Der Rat der Stadt Krefeld ist bereit, das Theater in seiner Finanznot zu stützen. Im Mönchengladbacher Rat wird eine Nachbewilligung abgelehnt. Wie-

der einmal ist das Gemeinschaftstheater in Gefahr. Die Firma Lanxess (ehemals Bayer) will der Absatzflaute durch eine weihnachtliche Produktionspause Rechnung tragen. Der Uerdinger Heimatbund bringt sein erstes Jahrbuch heraus. Die Kirche Maria Waldrast in Forstwald, einst von Friedrich und Gertrud Icks gestiftet, wird 75 Jahre alt. Die Autobahnverwaltung gibt bekannt, dass die östlich gelegene Raststätte erweitert werden soll. Erweiterungsabsichten auf der stark frequentierten westlichen Seite waren wegen nachbarschaftlicher Kollisionen aufgegeben worden. Nachdem die Firmen Bayer und Trianel weitere Zugeständnisse gemacht haben, sagt auch die CDU „ja“ zum Bau eines neuen Kohlekraftwerks am Rheinufer. Nach acht Jahren Pause ertönt an der Uerdinger Kirche St. Heinrich ein neues Geläut. Die Firma Siemens Transportation Systems liefert den ersten von acht schnellen Zügen aus, die als Verbindung zwischen Moskau und Petersburg eingesetzt werden sollen. Der privatisierte und mit Neuss und Düsseldorf vereinigte Rheinhafen meldet nach jahrzehntelanger Flaute Wachstumsraten bei Güterumschlag und Umsätzen. Hans-Karl Schmitz, der 16 Jahre lang als Krankenhauspfarrer am St.-Josefs-Hospital tätig war, ist gestorben. Der elfjährige Hannes Joachimi zieht an der Orgel der Christuskirche alle Register. Zahlreiche Sternsinger-Gruppen sind unterwegs, um Spenden für Kinder in der dritten Welt zu sammeln. Die aus Krefeld stammende und in Paris lebende Meisterköchin Martina Kömpel gibt in der Küche eines Kaufhauses ein Heimatgastspiel. Strom, Protokolle und Kanalgebühren sollen im kommenden Jahr teurer werden.

Mit einer Flut von Leserbriefen plädieren die Krefelder zu Beginn des Jahres 2009 für den Fortbestand der Vereinigten Städtischen Bühnen Krefeld-Mönchengladbach. Wenige Meter hinter der Stadtgrenze bei Uerdingen wächst die forensische Klinik, in der ab Sommer 2009 etwa 100 suchtkranke Straftäter untergebracht werden sollen. Die Eiseskälte hat willkommene Nebenerscheinungen. Amateur-Eishockey-Spieler und Spaziergänger tummeln sich auf dem Stadtwaldweiher. Der Chorraum der Lutherkirche wurde restauriert. Unverdorren sammelt ein Förderverein für die Instandsetzung der wertvollen Walker-Orgel. Schon jetzt bewerben sich Paare um einen Hochzeitstermin am 9. 9. 2009. Bahnen entgleisen, Autos geraten ins Schleudern, denn Schnee und Kälte zeigen sich dauerhaft. Oberbürgermeister Gregor Kathstede lädt den Verein der Freunde der Kunstmuseen zur Feier des 25jährigen Bestehens ins Rathaus ein. Auf dem südlichen Bahnhofsgelände soll eine neue Feuerwache der Stadt entstehen. Einen Baubeginn kann das Rathaus noch nicht festlegen. Am Ostwall entsteht auf einer Strecke von einem Kilometer die neunte Apotheke. Die Ankündigung der Bundesregierung, Geld für eine „Konjunkturspritze“ locker zu machen, weckt Hoffnungen im Rathaus. Nachdem Eis und Schnee verschwunden sind, kommen neue Schlaglöcher zum Vorschein. In der Türkei wird die Leiche des ermordeten Oppumer Autohändlers Askin U. exhumiert. Im Kopf des Toten wird ein Projektil gefunden. Nachbarn beschwerten sich über zunehmende Vernachlässigung des von der Bahn aufgegebenen Uerdinger Bahnhofsgeländes. Mit mehr Kontrolleuren wollen die Stadtwerke den Schwarzfahrern auf Bussen und Bahnen auf den Pelz rücken. Die Barmer Ersatzkasse kündigt an, mit 100 Mitarbeitern ins Hamburg-Mannheimer-Haus umzuziehen. Die Elefantendame Yheeto, die von ihren Kolleginnen im Krefelder Großtierhaus schon seit langer Zeit gemobbt wurde, zieht ins nordirische Belfast um. Nach einem Brand in einem Haus an der Thüringer Straße wird eine 85jährige Frau tot geborgen. Nachdem ein Teil des südlichen Ostwalls saniert wurde, wird die Gestaltung der Kreuzung und Haltestelle Rheinstraße und die Schließung der Unterführung diskutiert. Unter der Adresse [www.krefeld.de/ehrengraeber](http://www.krefeld.de/ehrengraeber) haben Studenten der Verwaltungshochschule ihre Forschungsergebnisse zu 73 Krefelder Ehrengräbern ins Internet gestellt. Bei einer nächtlichen Verfolgungsfahrt entkommt ein unbekannter Tankpreller der Polizei, nachdem er einen Streifenwagen gerammt hat. Der mit einem gewirbelten Schnurrbart geschmückte Krefelder Rechtsanwalt Ingo Lenßen nutzt seine Fernseh-Popularität – erworben in der SAT-1-Serie „Lenßen und Partner“ – für die Herausgabe einer Ratgeber-Buchreihe. Dr. H.-Günter Fix, Hauptgeschäftsführer der Unternehmensberatung Niederrhein, wird 65 Jahre alt und kündigt den Wechsel in den Ruhestand an. Als sein Nachfolger wird Hartmut Schmitz gewählt. Dr. Bastian Flemmer und Dr. Mar-



Abb. 2. Rund 250 von 1200 Metern Ostwall sind saniert. Über die Gestaltung der Kreuzung Rheinstraße und der Haltestelle wird munter diskutiert.

tin Fleermann werden auf Burg Linn mit dem Albert-Steeger-Stipendium ausgezeichnet. Ein mutiger Hülser rettet eine Frau aus einem brennenden Auto. Paul Neukirchen führt als Geschäftsführer die neu formierte Kreishandwerkerschaft Krefeld-Viersen-Neuss. Als Folge der weltweiten Finanzkrise leiden vor allem die stark exportorientierten Krefelder Firmen unter Auftragsbrüchen zwischen 20 und 40%. Mit Kurzarbeit und anderen Maßnahmen sollen Entlassungen vermieden werden. Auf dem Theaterplatz demonstrieren Theaterfreunde wieder einmal für den Erhalt des Gemeinschaftstheaters.

Detlev G. Moritz, Inhaber der Firma Gerno, bekommt Anfang Februar den Preis „pro salute civitatis“. Der Unternehmer kümmert sich als Partner der Erich-Kästner-Förderschule gemeinsam mit seinen Mitarbeitern um die Zukunft benachteiligter junger Leute. Die CDU-Fraktion kritisiert: „Das Theater redet sich selbst kaputt.“ Bei Werbung und EDV-Ausstattung soll im Theateretat gespart werden – was von Fachleuten als kontraproduktiv bezeichnet wird. Die Karnevalssitzung der Möschemännkes im Ballhaus, der ehemaligen Kinopassage am Ostwall, fällt aus. Das Haus ist geschlossen, der Geschäftsführer unauffindbar. Das Land fordert: Krefeld soll seine Konjunkturprojekte anmelden. Zuschüsse bis zu 28 Millionen Euro werden in Aussicht gestellt. Mehr als 5000 Krefelder werden für ihre Arbeit zu gering bezahlt. Sie müssen bei der Stadt Hilfe zum Lebensunterhalt beantragen. An der Tilsiter Straße in Linn entsteht das fünfte städtische Seniorenheim. Das Sozialamt prognostiziert auf Dauer einen Fehlbedarf von weiteren 4000 Heimplätzen. Bei seinem Besuch in Hüls meidet der Aachener Bischof Heinrich Mussinghoff in seiner Predigt das gerade dort heftig umstrittene Thema der Umstrukturierung der Pfarrgemeinden. Der Ruderer Jochen Urban wird von den Lesern der Westdeutschen Zeitung zum Krefelder „Sportler des Jahres“ gewählt. Im Deutschen Textilforschungszentrum Nord-West wird daran geknobbelt, mit Zuckermolekülen in Sportsocken Füße geruchlos zu machen. Bei den Autohändlern macht sich die von der Bundesregierung zur Verfügung gestellte „Umweltprämie“, vom Volksmund „Abwrackprämie“ genannt, bemerkbar. Die Nachfrage nach neuen Kleinwagen steigt deutlich an. Weitere acht Krefelder Schulen werden durch Um- und Ergänzungsbauten für den Ganztagsbetrieb aufgerüstet. Armin Everhardt, ehemals Uerdinger Stadtgärtner, wird in den munteren Kreis der „doctores humoris causa“ aufgenommen. Die Professoren Thomas Brock und Achim Eickmeier von der Hochschule Niederrhein werden vom Verkehrsverein Krefeld zu „humorvollsten Bürokraten“ ernannt. Seit Ende Oktober ist die Fußballmannschaft des KFC Uerdingen ohne Sieg in der Niederrhein-Liga. Die Abkömmlinge des ehemaligen Bundesligisten leben zudem seit Jahren mit ständig akuten Finanznöten. Johannes Sczyrba, Pfarrer an



Abb. 3. Im Seidenweberhaus tagt der Stadtrat. Draußen demonstrieren die Theaterfreunde gegen die knappe Finanzierung der Vereinigten Städtischen Bühnen.

St. Anna und Regionaldekan, unterzeichnet ein Schreiben, mit dem er und seine Kollegen die Annäherung des Vatikans an die Pius-Bruderschaft kritisieren. 3400 säumigen Zahlern haben die Stadtwerke den Strombezug abgesperrt. Im Bereich der Bergstraße in Uerdingen müssen Häuser vorübergehend geräumt werden. Eine Fliegerbombe wird geborgen. Der Kölner Kabarettist Richard Rogler bekommt das „narrische Steckenpferd“ der Prinzengarde. Mit besonderen Initiativen ist es der Polizei und ihren Verbündeten gelungen, im Verlauf von zehn Jahren die Zahl der Kinder-Verkehrs-Unfälle zu halbieren. Von 141 auf 170 ist innerhalb eines Jahres die Zahl der Bestattungen gestiegen, die die Stadt auf eigene Kosten vornehmen muss. Der Rechtsanwalt und ehemalige CDU-Rats Herr Dr. Peter Pokorny ist im Alter von 82 Jahren gestorben. Beim Rosenmontagszug wird das Publikum unter anderem mit Kondomen und Möhren bombardiert. Die Uerdinger sind sauer, weil ihr Prinzenpaar zum Umzug bei Schmuttelwetter auf die Prachtroben verzichtet und in Jogginganzügen auftritt. Immer mehr Frachtverkehr läuft auf Schienen durch Krefeld. Der vieldiskutierte „eiserne Rhein“ wird heimlich verwirklicht. Im Gebiet der Tackheide stellt die Bahn Lärmschutzwände auf. Gerold Stahr verabschiedet sich nach langjähriger Tätigkeit aus der Leitung des städtischen Vermessungsamtes. Michael Schütz wird neuer Leiter der Kurt-Tucholsky-Gesamtschule. In Schulen und Kindergärten häufen sich die Fälle von Krätze-Befall.

Am 1. März wird im Museum Haus Lange die Ausstellung des kalifornischen Konzept-Künstlers John Baldessari eröffnet. Die Fenster sind mit Folien verklebt, die Klinkerwände vortäuschen. Über dem Eingang „zwinkert“ unter einer künstlichen Augenbraue eine Lampe hinter dem Fenster. Damit gelingt der

Museumsleitung nach der Gursky-Schau ein zweiter großer Coup. Der Bockumer Herz-Jesu-Pfarrer Karl-Heinz Teut feiert mit seiner Gemeinde 40jährige Priesterschaft. Der 65jährige denkt nicht an Ruhestand. Viele „Schäffchen“ schätzen, dass in seinen Predigten ebenso viel Frömmigkeit wie gesunder Menschenverstand zu finden ist. Der Krefelder Heimatverein wählt mit Robert Claßen einen neuen Vorsitzenden. Dr. Rheinhard Feinendegen, der den Verein 33 Jahre lang geführt hat, wird unter großem Beifall zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Die Lehrlinge der Firma Voith Paper, Sarah Hinz, Stefanie Detges und Andreas Hampe, starten eine besondere Karriere: Beim von der Unternehmensgesellschaft Niederrhein veranstalteten Wettbewerb „Jugend forscht“ werden sie Regionalsieger und setzen sich in den kommenden Monaten auch als Landes- und Bundessieger durch. Ihre Erfindung, eine automatische Reinigungsanlage für große Walzen, stellen sie bei Messen und Unternehmertreffen sowie schließlich auch bei einem Wirtschaftstag im Düsseldorfer Landtag vor. An der Seyffardtstraße wird großräumig abgesperrt. Das ehemalige Schwesternwohnheim des Klinikums wird gesprengt. Heinz Strohe wird neuer Leiter des Maria-Sibylla-Merian-Gymnasiums. Seit 150 Jahren besteht der Linner Männergesangsverein, der heutzutage vor allem als Shanty-Chor Erfolge feiert. Die Mitglieder des Vereins „Dampfeisenbahn Niederrhein“ beschäftigen sich als Sanierer im Loksuppen am Hauptbahnhof mit einem dicken Brocken, einer 23 Tonnen schweren Lokomotive, die jahrzehntelang im Freien gesammelt hatte. Glaskünstler Hubert Spierling stellt seine Entwürfe für neue Fenster in der Hülser Cyriakuskirche vor. Mittels einer Gasexplosion sprengen Räuber um zwei Uhr morgens den Geldautomaten einer Sparkasse an der Traarer Straße und erbeuten fast 100000 Euro. Eine Folge der Abwrackprämie:

Den Autoreparateuren fehlen die Aufträge. Der Metro-Konzern kündigt an: Im Juni 2010 wird der Kaufhof am Ostwall geschlossen. In der neuen Synagoge an der Wiedstraße findet zum erstenmal eine jüdische Hochzeit statt. Die Firma Tronox, ehemals ein Teil des Uerdinger Bayer-Komplexes, meldet Insolvenz an. 515 Mitarbeiter bangen um ihre Arbeitsplätze. In Verberg treffen sich die Schützen und ihre Freunde bzw. Freundinnen, um 40000 Röschen für das für Mai angesagte Schützenfest zu drehen. Spenden der Linner Edeldamen machten es möglich: Die im 18. Jahrhundert gemalten Porträts des Ehepaars Margarethe und Bartholomäus von Lövenich, die das Museum Burg Linn hütet, konnten restauriert werden. Die Räte der Städte Krefeld und Mönchengladbach einigen sich auf eine Erhöhung des Theater-Etats. Zusätzliche Einnahmen soll die Erhöhung der Eintrittspreise bringen. Mehrere Krefelder Künstler lehnen es ab, vor der Schließung des Kaiser-Wilhelm-Museums dort auszustellen. Sie wollen keine „Pausen-Clowns“ sein. Gegenwind kommt aus den eigenen Kreisen: Kollegen begrüßen die Möglichkeit. Es melden sich in den kommenden Wochen 150 Bewerber. Eine Jury sucht 17 Glückliche aus, die je einen Raum im Museum gestalten können. Der Aachener Bischof hat sein Machtwort gesprochen: Die katholischen Pfarren werden zu neuen Verbänden Mitte, Ost, Nordwest, Süd und Nord zusammengefasst. Der Bischof erwartet Namensvorschläge für die neuen Gemeinschaften. Die Brücken an Haus Sollbrüggen sind marode. Eine muss gesperrt werden. Ein Jahresprogramm legt der Bockumer Sängerbund zum 125jährigen Bestehen vor. Die Düsseldorfer Metro-Stars werfen die Krefelder Pinguine aus dem Rennen um die Meisterschaft im Eishockey. Das Krankenhaus Maria Hill folgt dem Beispiel der Helios-Kliniken und baut einen Komfort-Trakt für zahlungskräftige Privatpatienten.

Anfang April: Die geplante Abwanderung des Textilforschungszentrums Nord-West nach Aachen wird abgeblasen. Die 42 Textilforscher bleiben in Krefeld und widmen sich vor allem Themen der Nanotechnologie und der Ökologie. CDU, SPD und FDP stimmen im Stadtrat dem Bau eines Kraftwerks auf dem Bayer-Gelände im Uerdinger Norden zu, bestehen dabei auf der Erfüllung von Auflagen. Die Konjunkturspritze vom Bund hilft auch dem Kaiser-Wilhelm-Museum. Eine Finanzierung des Umbaus in Höhe von 13,5 Millionen Euro scheint nun möglich zu sein. Für so viel Geld könnte auch das Dach des Hauses angehoben und ein Stockwerk gewonnen werden. Hirotaka Kawai, Enkel des Gründers der gleichnamigen japanischen Klavierbau-Firma, die in Krefeld ihre Europa-Zentrale betreibt, nimmt im Rathaus die Städtehrenplakette entgegen. Die Ehrung würdigt die Tatsache, dass Kawai seit zwei Jahrzehnten in Krefeld Klavierkonzerte veranstaltet und Meisterkurse in der Musikschule fördert. Die Stadt will Haus Schönhausen

verkaufen, das jetzt noch Sitz der Musikschulleitung ist. Aus dem Erlös soll das benachbarte Haus Sollbrüggen ausgebaut und dort die Musikschule konzentriert werden. Die umstrittene Kohlenmonoxid-Pipeline, die vorwiegend auf dem rechten Rheinufer die Bayer-Werke Dormagen und Uerdingen verbindet, ist fast fertig. Einsprüche zahlreicher Anwohner verhindern die Inbetriebnahme. Der Landschaftsverband Rheinland kündigt an, mit seinen Einrichtungen, in denen seit mehr als hundert Jahren schwer erziehbare Jugendliche betreut werden, bis 2011 nach St. Tönis umzuziehen. Die Polizei warnt: In der Innenstadt sind professionelle Taschendiebe unterwegs. Jeder Abiturjahrgang des Merian-Gymnasiums spendet einen Baum, der im Park neben der Schule seinen Standort findet. Weitere zehn größere Baumspenden gleichen einen Teil der Sturmschäden in den Parks aus. Nach längeren Querelen tritt der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine geschlossen zurück. Das 60jährige Bestehen feiert die Linner Siedlung „Am Steinacker“. In den Häusern, die 1949 von der Wohnstätte gebaut wurden, leben heute noch meist die Nachkommen der Flüchtlinge, die seinerzeit dort eingezogen waren. Der Helios-Konzern investiert 18 Millionen Euro in die Modernisierung seiner Hülsener Klinik, die nach dem Willen des neuen Besitzers nicht mehr Cäcilien-Hospital heißen darf. Über 7 % der Wohnungen in der Innenstadt stehen seit längerer Zeit leer. Elisabeth Ploenes, Gründerin der „Krefelder Tafel“, verabschiedet sich nach 13 Jahren aus dem Amt der Vorsitzenden. Für ihr Engagement bei der „Tafel“ werden Anni und Volker Weber mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Das Krefelder Tiernahrungs-Unternehmen „Fressnapf“ wächst munter weiter. In München wird soeben der 1 000. Franchise-Markt der Kette eröffnet. Manfred Coelen, geistiger Vater und Stimme von „Pappkopp Mattes“, wird 70 Jahre alt. Thyssen-Krupp-Nirosta will nach Klagen und langen Diskussionen mit den Nachbarn mit weiteren Filteranlagen gegen Feinstaubbelastung nachrüsten. Franz-Josef von der Hocht nimmt im Namen der Oppumer Mühlenfreunde die Auszeichnung des Landschaftsverbandes, den Rheinlandtaler, entgegen. Der Bürgerverein Inrath fordert zum wiederholten Male den Rückbau der Hülsener Straße. Zäune und Gleiszone der Straßenbahn teilen den Stadtteil. Heinz-Josef Vogt, von 1984 bis 1989 Oberkreisdirektor in Viersen, anschließend zehn Jahre lang letzter Oberstadtdirektor in Krefeld, ist im Alter von 72 Jahren gestorben. Im Stadtrat wird die Absicht diskutiert, das Gemeinschaftstheater in eine GmbH umzuwandeln.

Ratsherr und Landtagsabgeordneter Winfried Schittges wird im Mai im Amt des CDU-Kreisvorsitzenden bestätigt. Die längsten Stimmzettel der Geschichte sind gedruckt: 31 Parteien beteiligen sich am 7. Juni an der Europawahl. Die Hauptschulen „trocknen aus“. An Wehrhahnweg, Breslauer Straße

und Danziger Platz kann jeweils nur eine Eingangsklasse gebildet werden. Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers wird von der niederrheinischen CDU auf Burg Linn mit der „Eule der Weisheit“ ausgezeichnet. Heftige Diskussionen im Planungsausschuss des Stadtrates: Die Verwaltung legt für den Süd-Westen des Stadtteils einen Plan vor, dessen Baupotential für 3200 neue Bürger ausreicht. Das Landgericht entschuldigt sich bei der Familie des ermordeten Autohändlers Askin U. Durch einen Fehler des Pathologen bei der Obduktion war die Einschuss-Stelle des tödlichen Projektils unentdeckt geblieben. Ein Jahr nach dem großen Hagelschlag bilanzieren allein die Versicherungen Allianz und Provinzial für Krefeld einen Schaden von 200 Millionen Euro. 85000 Autos und 120000 Gebäude waren beschädigt worden. Vorsitzender Georg Metten empfindet es als Tiefschlag: Er muss für den Schwimmverein Aegir Insolvenz anmelden. Die Mitglieder werden zur Versammlung einberufen. 25000 Besucher erleben die Eröffnung der Galopp-Saison auf der Rennbahn im Stadtwald. Radsport-Legende Hennes Junkermann wird 75 Jahre alt. Den fitten Senior kann man immer wieder auf zwei Rädern durch die Landschaft flitzen sehen. 70 Jahre alt wird Pit Therre, Seele, Leiter und Akteur des Avantgarde-Theaters am Fischelner Marienplatz. Die Mitgliederzahl des Vereins der Zoofreunde ist auf 2782 gestiegen. Man spart, um eine Million Euro in einen Gorilla-Garten zu investieren. Immer wieder melden sich Investoren, die in der Krefelder Innenstadt in großem Stil aktiv werden wollen. Diesmal gibt die Hamburger Firma ECE Laut, die ein Auge auf den Kaufhof am Ostwall geworfen hat, 95000 Euro hat der Förderverein gesammelt, der die Orgel in der Lutherkirche instand setzen lassen will. Per Internet eröffnet die Mediothek im Rahmen des Projektes „Digithek“ für jedermann den kostenlosen Zugriff auf 2000 Medien. Im städtischen Amtsblatt wird das Projekt „Rheinblick“ veröffentlicht. Damit ist für Investoren Planungsrecht für eine Neuordnung des attraktiven Geländes am Rheinufer gegeben. Polizeipräsident Rainer Furth dankt 14 beherzten Bürgern, die geholfen haben, Straftaten zu verhindern oder Übeltäter zu fassen. Der vieldiskutierte gesperrte „Bypass“, die Abbiegespur vor dem Bockumer Rathaus, wird nach der Sperrung nun mit Rasen begrünt. Was wird nun aus dem Elfrather Badensee? Der Stadtrat verschiebt, sich zwischen Bade- oder Gänsestrand zu entscheiden. Ein altes Stadtbad wird derzeit instand gesetzt, das in Uerdingen. Ein Zuschuss der Stadt in Höhe von 5000 Euro sichert den nächsten „Bottermaat“ in Hüls. 7813 Fotos, von Krefelder Bürgern eingesandt, werden zur „größten Postkarte der Welt“ zusammengeklebt. Die städtische Werbeaktion, die von kritischen Stimmen als „albern“ bezeichnet wird, hat 30000 Euro gekostet. Studenten der Hochschule Niederrhein protestieren, dass ihre Studiengebühren in den Sparstrumpf gesteckt werden statt in

den Lehrbetrieb. 250.000 Euro werden in die Sanierung des Südbahnhofs investiert. Das Linner Textilmuseum eröffnet die Ausstellung „Sommerfrische“. Viele Besucher kommen, um angesichts der abgelegten Sommermode von ihrer Jugend zu schwärmen. Bei 30 Grad im Schatten gibt der Sommer ein frühes Gastspiel. Das „Theater auf Zeit“ in der Halle der Stadtwerke wird abgebaut. Vieles wandert nach Mönchengladbach. Dort wartet die zweite, ähnliche Herausforderung auf die Theatermannschaft: Umzug in eine Halle, Renovierung des Theaters in Rheydt. Alle bewundern die logistische und künstlerische Leistung. Närrischer Frühstart: Ursula und Christian Köker stellen sich als künftiges Krefelder Prinzenpaar vor. In Uerdingen kocht die katholische Volksseele: Der Bischof versetzt mit kurzem Anschreiben die langjährig tätigen Pfarrer Jürgen Lenzen und Stefan Kaiser. 40 Jahre alt ist die Partnerschaft zwischen Krefeld und der britischen Stadt Leicester. Bürgermeister Roger Blackmore kommt zu Besuch ins Rathaus.

Anfang Juni: 600 Erzieherinnen folgen dem bundesweiten Aufruf der Gewerkschaft und streiken für die Aufbesserung ihrer tatsächlich mageren Gehälter. Herbert Hölters, Architekt und als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Karneval jahrzehntelang „oberster Karnevalist“ in Krefeld, stirbt im Alter von 82 Jahren. Mit ausgeschütteten Kohlesäcken demonstrieren Kraftwerksgegner auf der Rheinstraße. NRW-Wissenschaftsminister Andreas Pinkwart ordnet an, dass die Hochschule Niederrhein Studiengebühren nicht horten darf, sondern für die Verbesserung der Lehre zeitnah einsetzen muss. CDU-Politiker Konrad Grundmann, ehemals Ratsmitglied, Landtagsabgeordneter und von 1959 bis 1966 NRW-Sozialminister, ist im Alter von 84 Jahren gestorben. 40 neue Mitglieder treten bei „Aegir“ ein und wollen dem insolventen 100 Jahre alten Schwimmverein in die Zukunft helfen. An der Europa-Wahl beteiligen sich schlappe 39,1 % der Wahlberechtigten. Die CDU meldet mit 37,5 % (2004 waren es 44,4 %) herbe Verluste. Weitere Ergebnisse: SPD 23,5 (23,3), FDP 13,8 (9), Grüne 13,6 (13,5), Linke 4,6 (2,1) und Sonstige 7 (9,7) %. Für 250.000 Euro hat die Stadt den Platz vor der Lutherkirche neu gestalten lassen. Munter und nach wie vor mit der Herausgabe der Krefelder Stadtgeschichte beschäftigt feiert der ehemalige städtische Beigeordnete Dr. Hans Vogt die Vollendung seines 85. Lebensjahres. 100 Jahre alt werden die Gebäude der Feuerwache an der Florastraße. Bei der Eröffnung waren sie die modernsten im ganzen Land. Das ist nun wirklich Vergangenheit. Die Pfarrgemeinde Thomas Morus will gegen die vom Aachener Bischof angeordnete Auflösung klagen. Bis 2010 will die Stadt rund 900 Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren zur Verfügung stellen. Am Helios-Klinikum startet ein 180 Millionen Euro teurer Neubau. Unter Deutschlands 170 wichtigsten Einkaufsstraßen belegt die Hochstraße Platz

61. Stündlich werden dort im Schnitt 4653 Menschen gezählt. Manfred von Holtum, Krefelder und Generalvikar des Bistums Aachen, hat mit rigorosen Maßnahmen die Bistumskasse wieder ins Gleichgewicht gebracht und will auch mit nunmehr 65 Jahren nicht in Pension gehen. Der Discounter-Konzern „Netto“ baut an der Oberschlesienstraße auf 120.000 Quadratmetern sein neues Logistik-Zentrum. Große Hoffnungen auf die Bundes-Konjunktur-Spritze erfüllen sich für Burg Linn nur teilweise. 750.000 Euro sind nur ein Drittel der Summe, die für die Sicherung der Gebäude notwendig wäre. Nach der erfolgreichen Privatisierung werden nun im Hafen die letzten privat bewohnten Häuser geräumt. Der Mönchengladbacher Unternehmer Heinz Schmidt ist neuer Präsident der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein.

Ende Juli ist Schluss, verfügt der Insolvenzverwalter. Der traditionsreiche Textilausrüster Voss-Biermann-Lawaczek, Girmesgath 5, ist nicht zu retten. Die letzten 168 Mitarbeiter müssen gehen. Das Chemische Untersuchungsamt, dessen Einzugsbereich sich weit über die Stadtgrenzen hinaus ausgeweitet hat, wird für elf Millionen Euro erweitert und soll hundert neue Mitarbeiter aufnehmen. Die Gesundheitsbehörden in aller Welt versuchen erstmals, in gemeinsamer Aktion die drohende Pandemie des A/H1N1-Virus, der Schweinegrippe, in den Griff zu kriegen. Die ersten Fälle in Krefeld werden gemeldet. Auch durchs marode Dach des Linner Jagdschlösschens hat es hineingeregnet. Die Polizei sucht einen Mann, der nachts in Wohnungen eindringt und sich an schlafenden Frauen vergreift. Nach einem entsprechenden Zeitungsbericht melden sich weitere Opfer. Einige Wochen später wird ein 28-jähriger Nettetaler durch einen DNA-Test als Täter

ermittelt. Die Schweizer Investment-Gesellschaft Luximo, die auch eine neue Nutzung für die ehemalige Werkkunstschule plant, hat einen Bauantrag für das Gebiet zwischen Ostwall (Höhe UdU) und Behnisch-Bau gestellt. Geplant ist unter anderem auch eine Markthalle. Neue Freiheit auf zwei Rädern gewinnen Frauen mit Migrationshintergrund, die bei einem Kurs der Bürgerinitiative Rund um St. Josef das Radfahren lernen. 56 von 80 katholischen Pfarren in Krefeld lassen das Gros ihrer Verwaltungsarbeiten neuerdings in einer Zentrale in Viersen erledigen. Gegen Zahlung eines Bußgeldes von je 6.000 Euro wird nach viereinhalb Jahren nervenaufreibenden Gerangels der Prozess gegen den CDU-Fraktionsvorsitzenden Wilfried Fabel und den ehemaligen Baudezernenten Klaus Lorenz eingestellt. Beiden war Bestechlichkeit vorgeworfen worden. Die alte Paketpost hinter dem Bahndamm an der Kölner Straße ist zur Hälfte abgerissen. Da macht die Abbruch-Firma Pleite. Die Ruine steht monatelang im Blickfeld. 13 % der arbeitsfähigen Krefelder im Alter von 15 bis 65 Jahren leben von „Hartz IV“. Die Krefelderin Bianca Seyfert wird in die Nationalmannschaft der Wasserballerinnen berufen, die in Sibirien die Weltmeisterschafts-Wettbewerbe austrägt. Reimund und Iris Dollbaum haben auf dem Balkon des Uerdinger Rathauses ihren ersten Auftritt als künftiges Uerdinger Prinzenpaar. Uerdingens Bezirksvorsteher Elmar Jakobowski eröffnet zylinderschwenkend die Rheinstadt-Kirmes.

Im August ist nach langwieriger Sanierung das Uerdinger Rheintor fertiggestellt. Die Moschee-Gemeinde von der Sprödenalstraße will die jüdische Gemeinde zum Besuch einladen. Während der Ausstoß anderer Brauereien sinkt, steigen die Absatzzahlen der Königs-



Abb. 4. Idylle im Sonnenschein – aber: Die Gebäude zeigen Risse. Durchs Dach des Jagdschlösschens dringt Regenwasser ein. Aus dem Bundes-Konjunktur-Topf soll Reparaturgeld fließen.

hofer von der Obergath. Ehemalige Dujardin-Mitarbeiter haben vor allem an Wochenenden viel zu tun. Sie führen durch das Weinbrennerei-Museum und schenken Bier ein, das eigens für Dujardin gebraut wurde. Mit einer Klage wendet sich ein Nachbar gegen den Plan, die Talschenke am Hülser Berg zu einem „Bedarfsaal“ und fünf Wohnungen umzubauen. Die Stadt hatte eine Bauvoranfrage bereits positiv beschieden. Landes- und Bundesverkehrsminister haben bereits abgewunken, aber Stadtrat und Anlieger kämpfen weiter um den Tunnelbau im Zuge der Autobahn 57. Architekt Karl Amendt, der unter anderem auch an der Rettung der Hülser Burg und des Mies-van-der-Rohe-Hauses am Talring beteiligt war, bekommt den Rheinlandtaler für seine Verdienste um die rheinische Bodendenkmalpflege. Bei einer Wahlkampfveranstaltung überrascht Oberbürgermeister Gregor Kathstede das Publikum mit der Nachricht, die Turmspitze der Dionysiuskirche könne dank einer Halbe-Millionen-Spende wieder aufgerichtet werden. Generalintendant Jens Pesel begrüßt im teilsanierten Stadttheater das Ensemble. Die Proben für seine letzte Spielzeit können beginnen. Für seinen heimtückischen Mord an dem 27-jährigen Autohändler Askan U. wird Fred Wittig nach einem aufregenden Prozess zu lebenslanger Haft verurteilt. Elisabeth Ploenes, Gründerin der „Krefelder Tafel“, bekommt für ihr soziales Engagement den Ehrenpreis des Landschaftsverbandes Rheinland. Das traditionsreiche Spielwarengeschäft Seidel an der Marktstraße kündigt für Ende Januar 2010 die Schließung an. Die Linner Mariä-Himmelfahrt-Kirche feiert das 50-jährige Bestehen. Das ändert nichts an der Tatsache, dass die Kirche vor der Schlie-

ßung steht oder in eine „Grabeskirche“ umgewandelt wird. Enge Verzahnung mit dem Krankenhaus Maria-Hilf wird angestrebt: Für ein Facharztzentrum mit Apotheke und zwölf Praxen findet auf einem Nachbargrundstück der erste Spatenstich statt. Nachdem fünf Schüler an „Schweinegrippe“ erkrankt sind, wird in den Schulen das desinfizierende Händewaschen geübt. Der Bayer-Konzern kündigt an, seine Forschungsabteilung nach Leverkusen zu verlagern. So viel Publikum hat das Kaiser-Wilhelm-Museum bei einer Ausstellungseröffnung kaum je gesehen. Unter dem Titel „Quer geschnitten“ können 17 Krefelder Künstler in den „heiligen Hallen“ ihre Werke zeigen. Über das mit Spannung erwartete Ergebnis der Kommunalwahl können sich Grüne, FDP und auch ein wenig die SPD freuen. Die Grünen legen mit 14,4 % um 1,8 % zu. Die FDP verzeichnet mit 10,2 % ein Plus von 1,1 %. Gegen den Trend legt die SPD von 28,6 % in 2004 auf 30,7 % aktuell zu. Bei der CDU gibt es lange Gesichter. Ihr Ergebnis sank von 42,4 % in 2004 auf 35,5 %. Noch herber fällt der Vergleich mit 1999 aus, als sie 55 % der Stimmen erringen konnte. Die Wahl zum Oberbürgermeister gewinnt Amtsinhaber Gregor Kathstede in einem aufregenden Schluss-Spurt denkbar knapp mit 406 Stimmen Vorsprung vor seinem SPD-Konkurrenten Ulrich Hahnen. Von 181 359 Wahlberechtigten haben sich nur 88 356 Krefelder (48,7 %) an der Wahl beteiligt.

Anfang September lehnt der Wahlausschuss den Antrag der SPD ab, das Ergebnis der Oberbürgermeisterwahl neu auszuzählen. Die Absatzzentrale Niederrhein, die Obst und Gemüse aus der Region in der gesamten

Republik vermarktet, zieht mit 180 Mitarbeitern und 100 Lastwagen nach Kempen um. Das Elefantenhaus im Zoo wird umgebaut. Künftig sollen die Dickhäuter dort leben, ohne angekettet zu werden. Pfarrer Hans Beckers (71) kündigt seinen Rückzug aus Traar Richtung Hinsbeck an. Die Geschäftsführung des Krefelder Hafens stellt Planungen für das Bayer-Trianel-Kraftwerk vor. 480 Schiffe pro Jahr sollen Kohle für das Kraftwerk anliefern. Der „Lennsche Herrgott“, das wertvolle Kreuzifix aus dem 14. Jahrhundert, kehrt nach einer Restaurierung in den Werkstätten des Landschaftsverbandes in die St.-Margareta-Kirche zurück. Schlechte Nachrichten kommen erst nach der Wahl ans Tageslicht: Im städtischen Etat fehlen 60 Millionen Euro. Die Hafengesellschaft präsentiert der Stadt eine Rechnung in Höhe von 1,2 Millionen Euro für die Beseitigung von Altlasten. In den leeren Hallen der Dujardin-Fabrik haben Krefelder Künstler für 37 Kollegen eine spannende Ausstellung organisiert. Das Publikum kommt in Scharen. Das hundertjährige Bestehen kann die Bäckerei Ritz an der Trift in Oppum feiern. Zur Eröffnung der „Größten Straßenmodenschau der Welt“ bekommt die Modemarke Luisa Cerano die „Goldene Seidenschleife“. Das Werkhaus an der Blücherstraße besteht seit 25 Jahren. Das Ergebnis der Bundestagswahl sieht anders aus als das der soeben abgewickelten Kommunalwahl. Immerhin rund 70 % der Wahlberechtigten beteiligen sich an der Abstimmung in den beiden Wahlkreisen Krefeld/Neuss und Krefeld/Wesel. Mit Krefeld/Neuss zieht der CDU-Kandidat Ansgar Heveling in den Bundestag ein. Trotz erheblicher Verluste kann der SPD-Abgeordnete Siegmund Ehrmann im Wahlkreis Krefeld/Wesel seine Wiederwahl zur Kenntnis nehmen. Auch die Krefelder Bernd Scheelen (SPD) und Otto Fricke (FDP) kehren mit Listenmandaten nach Berlin zurück. Bereinigt und addiert sieht das Krefelder Wahlergebnis so aus: Die CDU erringt 32,6 % der Stimmen gegenüber 38,3 in 2005, die SPD 27,5 % (33,2), die FDP 15,7 % (11,8), die Grünen 10,8 % (8,4), die Linke 8 % (5,3), Sonstige 4,7 % (3). Da gibt es in Parteivorständen manches zu analysieren. „Zu verkaufen“ steht in großen Lettern an der geschlossenen Brauerei-Gaststätte „Et Bröckske“. Günter Baier, ehemaliger Geschäftsführer im Seidenweberhaus, Dr. humoris causa und Vorsitzender der Krefelder Familienhilfe, wird 70. Die Schiffe auf dem Rhein fahren nur noch mit halber Fracht. Dem Strom fehlt das Wasser. Jürgen Herzog, ehemaliger Vorsitzender des Bürgervereins Forstwald, ist bereit, den Vorsitz der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine zu übernehmen und bereitet die Wiederbelebung der Vorstandstätigkeit vor. Die Krefelder Industrie meldet das Erreichen der Talsohle und erste Erholungserscheinungen nach der tiefen Krise. Zum guten Schluss noch eine positive Nachricht für das Linner Jagdschlösschen: Nun soll doch Geld für die Sanierung des maroden Daches bereitgestellt werden.



Abb. 5. Neues Leben in der Industrie-Ruine. Die Dujardin-Erben verwandeln die verwaisten Hallen in eine „Event-Location“ mit Museum.

# Gedanken zu „Heimat“

von Ursula Broicher

Wer wie ich in Österreich geboren ist, der fand sich bald einem Begriff zugeordnet, der aus dem Wortfeld stammt, zu dem auch der Begriff Heimat gehört: man wurde als Einheimischer bezeichnet. Damit war man jemand, der hier ein Heim hatte, am heimischen Leben teilnahm und mit dem Leben seiner Heimstätte vertraut war, hier seine Heimat hatte. Das bezog sich nicht nur auf die Vertrautheit mit dem häuslichen, kommunalen und kirchlichen Leben, mit den Straßen und Einkaufsmöglichkeiten ringsum, mit Wanderwegen in die umliegenden Berge, sondern umfasste auch Kenntnisse, die nicht den Büchern und Broschüren über diese Region entnommen worden waren, sondern einfach durch das Leben an diesem Ort einem in den Kopf gekommen waren. Etwa die Kenntnis von Wetterzeichen. Diese waren nicht durch gezielte Beobachtung erworben worden, sondern durch das alltägliche Anschauen der umliegenden Berge.

*Hat der Traunstein einen (Wolken)Hut,  
wird das Wetter gut;  
Hat er einen (Wolken)Degen, gibt es Regen.*

hiß es am Traunsee im Salzkammergut.

Das war eine andere Art von Wissen, als wenn man einen regionalen meteorologischen Beitrag gelesen hätte. Man wurde einfach „kundig“ durch Sehen und Zuhören und bekam durch den überlieferten Merkspruch zugleich die früheren Generationen in den Blick, verbunden mit der Neugierde: Wer war das wohl, der diese Wetterbeobachtung in Reime gesetzt hat?

Diese Kennzeichnung von Gewusstem als „kundig“ begegnet einem ja auch in dem Begriff der Heimatkunde. Mit diesem Begriff wird meiner Meinung nach eine Art von Wissen qualifiziert, dessen Ursprung oder dessen erste Fixierung man nicht genau bestimmen kann, sondern das zunächst auf einer Kenntnis basiert, die man einfach im Dort-leben erworben hat und – das scheint mir für ein Heimatgefühl sehr wichtig zu sein – die im erlebenden und freudigen Austausch mit anderen erworben wurde. Der Heimatliebende ist für mich ein offener Mensch, der neugierig ist auf die Regionen und Traditionen anderer Menschen, Freude hat, sich darüber kundig zu machen und der vor allem auch von seinen Gefühlen und Erfahrungen selbst Kunde geben möchte. Nicht zufällig gehen Heimatgefühl und Brauchtumpflege einen gemeinsamen Weg in die Öffentlichkeit. Der Karnevalszug in der rheinischen Prägung, der Martinszug als unvergessliches Erlebnis einer rheinischen Kindheit, der Schützenumzug, die

Brauchtums- und Handwerkermärkte prägen das Heimatgefühl im Sinne einer kulturellen regionalen Identität.

Ich glaube, die heutige junge Generation hat Schwierigkeiten, dies auch auf Prägungen zu bringen wie „Ich bin ein Rheinländer, Bayer, Sachse“, aber sie kann doch nicht verhindern, dass ein kultureller Bereich unwillentlich diese Zuordnung verrät: die Sprache. Für mich war die politische Wende unter diesem Aspekt ein besonderes Erlebnis. Man hörte plötzlich Sprechweisen und Sprachmelodien, die man selten oder gar nicht kannte: das Sächsische, das Ostpreußische. Hatte man nach dem Krieg begonnen, mehr im Haus Europa und seinen Fremdsprachen zu leben, so öffnete die politische Entwicklung der neunziger Jahre wieder das Ohr für die verschiedenen Sprechweisen der deutschen Sprache. Sprache ist für mich ganz eng mit „Heimat“ verbunden, es ist die Vertrautheit mit der Diktion meiner Heimat. Das muss nicht ein ausgeprägtes mundartliches Sprechen sein, man hört schon an der unterschiedlichen Aussprache der Vokale, der Sprachmelodie, wo jemand zu Hause ist.

Es sind also einige unbewußte Prägungen im Spiel, die gegeben sein müssen, wenn sich ein Heimatgefühl festigt. Ein Merkmal ist die Vertrautheit. Aber erst ein weiteres Merkmal macht aus meinem Einheimisch-sein ein Heimatgefühl: das sind die guten und freudigen Gefühle, die diese Vertrautheit begleiten. Das, was ich aus einer räumlichen Zugehörigkeit oder einem mitmenschlichen Eingebundensein aufgenommen habe, habe ich in mir mit glücklichen Gefühlen gespeichert. Heimat ist ein Positivbegriff. Oder – in der Sprache einiger Krefelder ausgedrückt, die ich nach ihrem Heimatverständnis gefragt habe: Heimat ist da, wo ich mich wohl fühle. Damit erst wird eine Region zu meiner Heimat, indem das, was ich wahrnehme, erlebe, woran ich mich erinnere, mit positiven Gefühlen verbunden ist.

Am 21. Februar 2009 erschien in der *Rheinischen Post* ein Interview mit dem Tennistar Boris Becker, der unter anderem auch gefragt wurde, was er mit dem Wort Heimat verbinde. Seine Antwort lautete: „Heimat ist für mich kein Ort. Heimat ist für mich da, wo meine Kinder sind, meine Familie lebt. Es hat sich eben in meinem Leben so ergeben, dass die auf der ganzen Welt verstreut sind.“ Damit unterstreicht Becker das subjektive Element, das den Begriff der Heimat prägt: es gibt die Heimat immer als eine Heimat für mich. Mit der „Heimat“ entäußert sich die Individualität

in eine Wirklichkeit, die sie für sich als positiv setzt und so zu einem Ausdruck ihres Wesens macht.

In der Realität wäre das so, dass zwei Menschen das Rheinland als ihre Heimat bezeichnen, der eine dabei z. B. in Karnevalserinnerungen und -erlebnissen schwelgt, die ihm das Rheinische als besonders positiv erscheinen lassen, der andere denkt mehr an die niederrheinische Landschaft, an deren Stimmung, an ein Lebensgefühl des Bleibenden im Wechsel, wie es der Hülser Mundartdichter Heinz Fenners in seinem Gedicht „Heimat“ formuliert hat. Von den sechs Strophen heißt eine:

*Olles wat hu'ch an dän Hi'emel  
jiltzert on stöll sech bewä'g  
hät Heimat zönk dusende Joahre,  
treck ömmer dieselve Wä-g.*

Mag es sich bei „Heimat“ um eine Gebundenheit an einen sozialen, einen kulturellen oder einen Naturraum handeln, immer ist diese das, auf das hin der Einzelne seine Subjektivität entäußert, in dem er seine individuelle Akzentsetzung, den Akt seiner Wertgebung erlebt. In diesem Individualitätserlebnis liegt ein solch hohes Potential an Freiheit und Freude an der Welt und mir selbst, dass ich mir gar nicht die Frage stellen würde, ob „Heimat“ überhaupt noch zeitgemäß ist. Die Erkenntnis und das Gefühl zugleich „hier gehörst du hin, das gehört zu dir“ ist für mich ein konstituierendes Erlebnis der Ich-werdung in der Welt. Als heimatvertrieben bzw. heimatlos würde ich Menschen dann bezeichnen, wenn ihnen die Freiheit der Entäußerung ihrer Individualität in die sie umgebende Welt genommen wurde bzw. durch Migration nicht möglich geworden ist. Und damit auch das Erlebnis, wodurch sie sich als soziale und sozial eingebundene Menschen erfahren: dass diese individuelle Wertsetzung von anderen und mit anderen geteilt wird.

Gerade hier liegt aber auch der dialektische Punkt, in dem das Positive des Heimatgefühls in sein Gegenteil umschlagen kann. Mit dem Heimatgefühl von Menschen ist in der Geschichte immer wieder Missbrauch getrieben worden. Nicht nur in Deutschland wurde im 20. Jahrhundert Menschen – als Ethnien – wurden sie fixiert – die Freiheit genommen, ihr eigenes Heimatelebnis zu gestalten. Dieses wurde ihnen von Politikern oktroyiert des Inhalts, dass sie und nur sie zu einer Region, einem Boden gehören. Das bedeutete Abschottung gegen andere, Herrschaftsanspruch auf eine Region. Auf der anderen Seite

waren auch die Menschen bereit, ihr positives Zugehörigkeits- und Vertrautheitsgefühl zu dem hybriden Anspruch zuzuspitzen, dass ihre subjektive Wertsetzung mit einer Region, einer Tradition nur für sie und ihresgleichen passe. Heimat kann ein Bereich der Abschottung, der geistigen Enge, des Egokultes sein. Aber sollte eine Region der Wärme, Offenheit und Gastfreundschaft sein. Der Gastfreundschaft in unserer heutigen Migrantengesellschaft vor allem darin, dass ich den Fremden, die in „meine“ Region kommen, Lebensweisen und Traditionen zum Miterleben vorlebe, die in ihnen das Gefühl auslösen: Das ist mir nicht ganz fremd, dies könnte ich mit meinen früheren guten Erinnerungen aus meiner alten Heimat verknüpfen. Und in ihnen gleichzeitig den Wunsch auslösen, ihre eigenen alten heimatlichen Prägungen in die neue Heimat einzubringen. Auf dem Gebiet der Folklore und der kulinarischen Erlebnisse ist man da schon weit gekommen. Aber es fehlt noch viel.

Dennoch würde ich die Auffassung, die im Februar 2009 innerhalb der Kolloquienreihe „Philosophie der Heimat“ der Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur an der Universität Bonn vertreten wurde, nicht teilen: „In Bezug auf die migrationsgeprägte Gesellschaft sei es aber nicht das richtige Konzept, für die verschiedenen Gruppierungen gleichsam separierte besondere Rubriken und Angebote zu machen, vielmehr gehe es darum, Themen zu finden, die die Menschen insgesamt – unabhängig von einem vorhandenen oder nicht vorhandenen Migrations-

hintergrund – bewegen.“ So Andreas Tyrock, Chefredakteur der *Heimat-Zeitung* für den Bereich Bonn.

Wird so Heimat? Durch Themen, die die Menschen **insgesamt** interessieren? Für mich bleibt Heimat mit dem Erleben der Individualität verbunden. Es begleitet ja auch oft das Possessivpronomen den Begriff Heimat: meine Heimat, unsere Heimat. Es ist der Bereich, der, zunächst objektiv gegeben, zu einem Bereich für mich geworden ist. Das impliziert den Prozess, dass ich mir meiner Individualität bewußt werde und mich der mich umgebenden Region mit ihren Menschen und Traditionen öffne, um meine Individualität darin zu finden. Die Chance, dass Menschen sich in einer neuen Heimat heimisch fühlen, würde ich nicht darin sehen, dass ihnen Themen angeboten werden, die die Menschen insgesamt interessieren, sondern darin, dass sie erkennen, welche Themen sie speziell interessieren. So wie es die, die in ihrer Heimat aufwachsen, auch erleben. Der eine schließt sich dem Münz- oder Heimatverein an, der andere dem Wanderklub, ein anderer macht sich alleine auf, um die Landschaft, die er liebt, zu zeichnen. Und wieder ein anderer öffnet sich den dunklen Abschnitten der Geschichte seiner Heimatregion, um an dem positiven Ziel der Toleranz gegen Fremde und Andersgläubige mitzuwirken.

Und deshalb würde ich die Neuangekommenen zunächst dazu auffordern zu erkennen: Was prägt deine Individualität? Wo hast du

sie in deiner alten Region/Heimat erlebt? Wo könntest du sie in der neuen Heimat finden? Mit welchen Menschen hier möchtest du sie in deiner Freizeit teilen: sportlichen – nachdenklichen – unternehmungslustigen usw.? Dann könnten in einem zweiten Schritt Angebote und Vorschläge zum Heimisch-werden für die Migranten hinzukommen. Ich glaube allerdings, den größten Beitrag, den die hier Einheimischen für die Entstehung eines Heimatgefühls bei den neuhinzugekommenen Mitbürgern leisten können, ist der, es ihnen möglich zu machen, dass sie ihre neue Heimat mit guten und freudigen Gefühlen verbinden. Da können und müssen wir viel tun, dass sie sagen: ja, hier ist (auch) meine Heimat.

In diesem subjektiven Sinne verstanden ist Heimat kein Begriff einer politischen Revision oder Annexion, sondern ein Humanbegriff von appellativer Kraft. Er ist ein Appell zu gesellschaftspolitischer Verantwortung und mitmenschlicher Toleranz. Und zu einer positiven Wertsetzung aus dem Geist der Geschichte einer Region.

*Dr. Ursula Broicher: Aus Österreich stammend, promovierte Germanistin, langjährige Redakteurin und Autorin der „Hülser Heimatblätter“. Darüber hinaus zahlreiche Veröffentlichungen zur Kulturgeschichte der Region, unter anderem in der „Heimat“ sowie in Band 5 der Krefelder Stadtgeschichte. Für ihre Verdienste erhielt sie im Jahre 2005 den Rheinlandtaier.*

## Heimat! – Heimat?

von Oskar Burghardt

Himmel auf Erden	-	Hölle der Tümelei
Erhabenheit	-	Enge
Identifikation	-	Illusion
Mittelpunkt	-	Mogelpackung
Authentizität	-	Abklatsch
Traum	-	Trauma

Heimat ist vielgesichtig!  
Heimat ist un-faßbar!

*Dr. Oskar Burghardt: In Köln geboren, lebt er seit 1949 in Krefeld. Studierte Geologie, Mineralogie, Petrologie und Bodenkunde an der Universität Bonn. Nach der Promotion Tätigkeit im Geologischen Landesamt Nordrhein-Westfalen. Verfasser geowissenschaftlicher und heimatkundlicher Schriften, über lange Jahre hinweg Schriftleiter der „Heimat“, zusammen mit Dr. Reinhard Feinendegen.*



# „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“ Und der Dialekt?

von Georg Cornelissen

## Die „wahre“ Heimat

„Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“ – dieser Satz Wilhelm von Humboldts, zu finden im Brief an eine Freundin, wird immer mal wieder gern zitiert, wo eine warmherzige Formulierung zum Thema Sprache am Platze zu sein scheint. Humboldt schrieb das dritte Wort seinerzeit noch mit einem Buchstaben mehr: *Heimath*.<sup>1</sup> In der heutigen Zeit, in der wir bei *Thür* und *Thor* ja auch ohne *h* auskommen, fehlt es aber oft in Zitaten.

Am Niederrhein sagt man statt *daheim* eher *zu Hause*, man geht hier auch nicht *heim*, sondern *nach Hause*.<sup>2</sup> Vielleicht klingt das deutsche Wort *Heimat* deshalb in unseren Breitengraden noch etwas schwergewichtiger und pathetischer als im Süden der Bundesrepublik, wo die Menschen täglich heim kommen, wo dieses *Heim* sozusagen zum Alltag gehört. „Das wahre Zuhause ist eigentlich die Sprache“ – so könnte eine weniger präntiöse Version des Humboldt-Zitats lauten.

Die Sprache, so wieder Humboldt, sei die „wahre“ Heimat, also die eigentliche, die wirkliche Heimat. Wo bleiben da Vaterland und Vaterstadt? Wo Familie und Freunde? Sie bilden in dieser Sicht, bestenfalls, die zweite Garnitur. Wer wird diesen Satz Wilhelm von Humboldts dann in seiner vordergründigen Radikalität unterschreiben? Vielleicht die „Sprachmenschen“? Sprachmenschen ist eine wörtliche Übersetzung des niederländischen „taalmensen“. Ein niederländischer Kollege von mir hat diesen Begriff immer verwendet, wenn er von bestimmten Mitgliedern seines Vereins sprach und sie von den übrigen im positiven Sinne abheben wollte. Seinen Verein könnte man mit dem Verein für Heimatkunde in Krefeld vergleichen, dessen Mitglieder sich sicherlich in recht unterschiedlicher Intensität für sprachliche Themen erwärmen können. Diejenigen, die nach dem Erscheinen des neuen Jahrgangs der Zeitschrift „die Heimat“ zuerst nach Beiträgen zum oder im Dialekt suchen, gehören mit Sicherheit zu dieser Interessentengruppe. Es sind Krefelder taalmensen oder Sprachmenschen.

Taalmensen: das niederländische Wort *taal* ist natürlich mit dem deutschen *Zahl* verwandt. Hinsichtlich ihrer Bedeutung haben sich die beiden aber weit voneinander entfernt. Wer in Deutschland als Zahlenmensch gilt, würde jenseits der Sprachgrenze auch nicht taalmens, sondern „cijfermens“ genannt werden.

Im Krefelder Dialektwörterbuch von Johannes Werner findet man das Stichwort *Sprooek* „Sprache“.<sup>3</sup> Es ist durchaus möglich, dass man früher einmal im Krefelder Dialekt von *Tooel* (niederländisch *taal*) gesprochen hat, wenn Sprache gemeint war. In krefeldisch *vertälle* „erzählen“ und *Vertäl* „das, was erzählt wird; „Geschwätz“ scheint dieses *taal/Tooe/auf*.

## Sprache

Wer sich an der Einzigartigkeit menschlicher Sprache begeistern kann, wird mit Freude das Interview mit dem Neurobiologen Eric Kandel, Nobelpreisträger des Jahres 2000, gelesen haben, das eine große deutsche Tageszeitung im Juni 2009 veröffentlicht hat.<sup>4</sup> Eine der Fragen lautete: „Ist das menschliche Gehirn nur ein weiterentwickeltes Organ aus dem Tierreich, oder gibt es prinzipielle Unterschiede?“ Kandels Antwort lautete: „Ich kann Ihnen zwei Eigenschaften des menschlichen Gehirns nennen, die, wenn nicht einzigartig, zumindest dramatisch anders sind als bei Tieren. Erstens: Menschen haben sprachliche Fähigkeiten, die Tiere nicht haben. Sicher, Vögel haben Lieder, und Wale kommunizieren, aber das hat nichts mit den kulturellen Möglichkeiten des menschlichen Gehirns zu tun. Wir Menschen verstärken unsere Kenntnisse auch über kulturelle Evolution. Das machen Tiere nicht.“ Der zweite Teil der Antwort sei, auch wenn er für die Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Heimat weniger wichtig ist, hier nicht verschwiegen: „Zweitens: Wir Menschen besitzen Einfühlungsvermögen. Jeder von uns beiden kann sich zum Beispiel während dieses Gesprächs ein Stück weit in den anderen hineinversetzen. Das können allenfalls, und nur in Ansätzen, noch ein paar höher entwickelte Affen.“

Kandel zielt hier auf das menschliche Sprachvermögen, nicht auf die vielen tausend Einzelsprachen, die einen Teil des Reichtums unseres Planeten ausmachen. Die Liebe zur Sprache, die die taalmensen auszeichnet, manifestiert sich aber in ihrer Liebe zu konkreten Einzelsprachen: zum Deutschen, zum Niederländischen, zum Venloer Platt, zum Krefelder Platt... Herbert Ackermann aus Grefrath hat sich durch die Liebe zum Dialekt seines Heimatortes, den er selbst als seine „Muttersprache“ bezeichnet, dazu bestimmen lassen, 18 Jahre lang an einem Wörterbuch dieses Dialekts zu arbeiten mit dem Ziel, alle heute noch bekannten Wörter aufzunehmen. Das fertige

Werk, 2003 erschienen, umfasste dann drei dicke Bände mit insgesamt 2152 Seiten.<sup>5</sup> Im Sinne Humboldts ein wahres Heimatbuch.

## Sprachliebe

Sprachliebe – sie beflügelt Linguisten ebenso wie Mundartliebhaber. Vor wenigen Jahren erschien eine deutsche Übersetzung der Sprachgeschichte Guy Deutschers, der die Einleitung für eine Liebeserklärung an die Sprache nutzte: „Unter allen vielfältigen Schöpfungen der Menschheit gebührt der Sprache der Vorrang. Andere Erfindungen – das Rad, die Landwirtschaft, der Reißverschluss – mögen unsere materielle Existenz verwandelt haben, aber zu Menschen gemacht hat uns die Entstehung der Sprache. Im Vergleich zu ihr verblissen sämtliche anderen Erfindungen, denn alles, was wir je erreicht haben, hängt von der Sprache ab und hat ihren Ursprung [so!] in ihr. Ohne die Sprache hätten wir nie unseren Aufstieg antreten können, der uns zu unvergleichlicher Macht über alle anderen Tiere und sogar über die Natur selbst geführt hat.“<sup>6</sup>

Heimatliebe, für Sprachmenschen wird sie in ihrer Liebe zur Sprache, zur Sprache der Heimat, erfahrbar. Heimat kommt in ganz unterschiedlichen Formaten daher: als Deutschland, als Niederrhein, als Krefeld, als Fischeln, als Linn... Manchmal „passen“ Sprache und Raum zusammen: Die Sprache der Bundesrepublik ist das Deutsche (das natürlich auch noch in vielen anderen Ländern gesprochen wird, dort aber „anders“), Krefeld hat seinen Dialekt, Uerdingen und Hüls auch...

## Krefelder Platt

Es gab eine Zeit, da war der Dialekt die eigentliche Muttersprache der meisten Menschen; Paul Brendgens, 1918 in Krefeld geboren, hat sie beinahe noch miterlebt. Im Jahr 2000 habe ich ihn besucht, um eine Dialektaufnahme zu machen. Andere Krefelder hatten mich auf ihn aufmerksam gemacht; der alte Herr Brendgens, so wurde mir gesagt, spreche noch so richtig Kriewelsch, und ich suchte damals nach einem Sprecher dieses Dialekts für eine CD. Im Vorgespräch erzählte er mir, wie er in jungen Jahren an den Krefelder Dialekt gekommen war. Diese Geschichte begann mit den Worten: „Zuhause durften wir nicht Platt sprechen. Meine Mutter wollte das nicht gern hören“.<sup>7</sup>

Seine Mutter stammte vom nördlichen Niederrhein, aus Kervenheim bei Kevelaer. Sein Vater, ein Krefelder, sprach durchaus Dialekt, also Platt. Aber in den heimischen vier Wänden wurde ihm das von seiner Frau untersagt. Er hielt sich allerdings nicht immer an diese Vorgabe, so dass auch im Hause Brendgens der Dialekt keine absolut unbekannte Sprache war. Dialekt zu sprechen lernte der kleine Paul dann schließlich im Spiel mit seinen Freunden. So weit reichte der lange Arm der Mutter nicht.

Bei meinem Besuch erinnerte sich Herr Brendgens daran, dass es einige seiner Freunde in der Schule wegen ihres Dialekts schwer hatten; dagegen sei es bei ihm „einigermassen“ gegangen. Gut möglich, dass es schiere Sprachverachtung war, deretwegen die Mutter damals das Dialektverbot erließ. Wenn es aber ihre Absicht gewesen sein sollte, ihrem Sohn Schulprobleme zu ersparen, ist die Rechnung offensichtlich aufgegangen.

Die Muttersprache ist in der Regel die Sprache, die ein Kind zuerst erlernt. Sie bleibt, wenn das Kind einmal groß geworden ist, seine Wohlfühlsprache, seine Lieblingssprache, seine Heimatsprache. Allerdings hat im 20. Jahrhundert die Zahl der echten Muttersprachler am Niederrhein rapide abgenommen, der Menschen also, die den Dialekt vor dem Hochdeutschen erlernt haben und die ihn vielleicht ihr Leben lang freier und sicherer sprechen als die Standardsprache. Die Mehrheit der heute lebenden Dialektsprecher hat sich entweder den Dialekt als zweite Sprache angeeignet oder beide Sprachformen nebeneinander.

„Mundart in Krefeld“ heißt ein schönes, 2007 erschienenes Buch, in dem alle Dialektautoren und -autorinnen vorgestellt werden,

die seit dem 19. Jahrhundert in Krefeld mit eigenen Werken an die Öffentlichkeit getreten sind.<sup>8</sup> Die meisten der darin genannten Männer und Frauen wurden vor 1925 geboren, keiner nach 1949. Die Quelle, aus der die Dialektliteratur lange Zeit gespeist wurde, droht zu versiegen. Manfred Coelen, 1939 geboren, gehört zum Ensemble der „Kriewelschen Pappköpp“. Vor einigen Jahren formulierte er seine Prognose für die Zukunft der Bühne: „Vereinzelt gibt es Bemühungen, die Mundart auch in die Schulen zu bringen. Hier sind beispielsweise die Aktivitäten von AKKU (Kunst und Kultur im Unterricht) und einigen heimatverbundenen Lehrpersonen zu nennen. Das ist löblich, denn das Kulturgut Heimatsprache darf auch bei den Kindern und Jugendlichen nicht ganz in Vergessenheit geraten. Man wird allerdings nicht verhindern können, daß unser Platt irgendwann nur noch eine ‚Museumssprache‘ sein wird. Auch die Mundarttruppe der Kriewelsche Pappköpp wird es in einigen Jahren nicht mehr geben. Schade, kann man da nur sagen, aber es wird sich nicht ändern lassen. Vielleicht ist es Zeit, an ein kleines Museum zu denken, das die Erinnerung an das ‚alte‘ Krefeld wachhält. Dort könnte die Mundart über Tonaufnahmen lebendig erhalten werden.“<sup>9</sup>

## In der Sprache daheim

*Maak mar kinne Vertäll!* (erzähl mir nichts). *Dä laffe Vertäll kann ech neesit uuthalde. Die Twiee hadden ene wiese Vertäll* (ernsthafte Gespräch, auch ironisch). *Dä möt sinne nödtere Vertäll!* (nichtssagend). *Jecke Vertäll*. In der Verkleinerungsform verliert das Wort seinen pejorativen Gehalt. *Op de Settesplank vür et Huus heelden die Alde en Vertälleke*. (Aus dem „Lexikon des alten Krefelder Platt“ von Johannes Werner).<sup>10</sup>

Wer den Dialekt als seine Muttersprache oder als seine sprachliche Heimat empfindet, dem tut es weh, wenn diese Sprache, wie Manfred Coelen in aller Klarheit beschreibt, verloren zu gehen droht. Ein Stück Heimat geht unter. Dass sich der Schmerz über diesen Verlust nicht vehementer artikuliert, hat sicherlich auch damit zu tun, dass der Dialekt nicht mehr unsere einzige Sprache ist: Man spricht Deutsch, man spricht Regiolekt (*Maria, tu-se mir ma en Kaffee*).<sup>11</sup> Der Prozess hin zur „Museumssprache“ hat im übrigen schon vor mehr als hundert Jahren eingesetzt, und er vollzieht sich geradezu geräuschlos. Es kann gut sein, dass mancher ihn gar nicht so richtig wahrnimmt.

Guy Deutscher zitiert in der Einleitung seiner Sprachgeschichte französische Grammatiker des 17. Jahrhunderts, die damals das Wesen der Sprache in die Worte fassten: „Diese wunderbare Erfindung, welche darin besteht, aus fünfundzwanzig oder dreißig Lauten jene unendliche Vielfalt von Wörtern zu bilden, die, obgleich sie in sich keinerlei Ähnlichkeit mit dem bergen, was sich in unserem Geist abspielt, nicht versäumen, den anderen sein ganzes Geheimnis zu entdecken und denjenigen, die nicht in ihn eindringen können, alles, was wir uns vorstellen, und die Gesamtheit der verschiedenen Regungen unserer Seele mitzuteilen.“<sup>12</sup> Wer sich dieser Leistung der Sprache bewusst ist, wer sich in ihr bewegt wie ein Fisch im Wasser, wird sich in seiner Sprache – sei es nun das Englische oder das Krefelder Platt – daheim fühlen.

Georg Cornelissen: Langjähriger Mitarbeiter des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (vormals „Amt für rheinische Landeskunde“) und durch zahlreiche Veröffentlichungen und Forschungsarbeiten zur regionalen Sprache bekannt geworden.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Erster Theil. Mit einem Facsimile. Leipzig 1847, S. 315, siehe jetzt: [http://books.google.de/books?id=rX8EAAAAQAAJ&dg=Briefe+an+eine+Freundin+humboldt&printsec=frontcover&source=bl&ots=wV1saphfP5&sig=0YbHX80SyG75ugrpf8UueKmG7s&hl=de&ei=g7jSeCSKMOg-AbBxOQDAw&sa=X&oi=book\\_result&resnum=1&ct=result#PPR3,M1](http://books.google.de/books?id=rX8EAAAAQAAJ&dg=Briefe+an+eine+Freundin+humboldt&printsec=frontcover&source=bl&ots=wV1saphfP5&sig=0YbHX80SyG75ugrpf8UueKmG7s&hl=de&ei=g7jSeCSKMOg-AbBxOQDAw&sa=X&oi=book_result&resnum=1&ct=result#PPR3,M1).

<sup>2</sup> Das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (das damals „Amt für rheinische Landeskunde“ hieß) hat 2005 einen Fragebogen zur regionalen Alltagssprache im Rheinland verschickt. Er wurde in Krefeld von 124 Gewährspersonen bearbeitet. Die Frage 9 zielte darauf, ob im jeweiligen Ort *Komm jetzt heim* oder *Komm jetzt nach Hause* gesagt werde. Nur vier der 124 Krefelder und Krefelderinnen kreuzten *heim* an.

<sup>3</sup> Johannes Werner: Lexikon des alten Krefelder Platt. Wörter, Wendungen, Redensarten, ihre Bedeutung und ihre Herkunft. Aus dem Nachlaß herausgegeben, zu Ende geführt und bearbeitet von Paula Coerper-Berker. (= Krefelder Studien, 13). Krefeld 2004, S. 377.

<sup>4</sup> Süddeutsche Zeitung vom 26.8.2009.

<sup>5</sup> Herbert Ackermann: Grefrather Mundartwörterbuch. 3 Bände. Krefeld 2003.

<sup>6</sup> Guy Deutscher: *Du Jane, ich Goethe*. Eine Geschichte der Sprache. Aus dem Englischen von Martin Pfeffer. München 2008, S. 11.

<sup>7</sup> Im Dialekt zu hören auf der CD: Georg Cornelissen (Hrsg.): *Rheinland live*. Ein Dialekthörbuch. Unter Mitarbeit von Peter Honnen. Köln 2001.

<sup>8</sup> *Mundart in Krefeld, jedit – jeseit – jeschrieve*. Hrsg. vom Verein für Heimatkunde Krefeld e.V. Krefeld 2007.

<sup>9</sup> Zitiert nach: Georg Cornelissen: *Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland?* Köln 2008, S. 110.

<sup>10</sup> Wie Anm. 3, S. 413/414.

<sup>11</sup> Mit „Regiolekt“ bezeichnet man die regional gefärbte Alltagssprache, in der noch viele Dialektmerkmale zu erkennen sind; siehe: Georg Cornelissen: *Rheinisches Deutsch. Wer spricht wie mit wem und warum*. Köln 2. Aufl. 2005; ders.: *Der Niederrhein und sein Deutsch. Sprechen tun et fast alle*. Köln 3. Aufl. 2008; Peter Honnen: *Kappes, Knies und Klügel*. Regionalwörterbuch des Rheinlands. Köln 6. Aufl. 2009.

<sup>12</sup> Wie Anm. 6.

# Heimatmuseum

von Christoph Dautermann

„Nein, es war kein Unglück. Ich habe das Feuer gelegt, an einem Abend, am Abend des achtzehnten August, mir blieb nichts anderes mehr übrig, als das Museum zu zerstören [...]. Kein Zufall, mein Lieber. So wie es einst allein mein Plan war, das Museum zu erbauen und einzurichten, so war es jetzt auch allein mein Entschluß, es vollkommen zu zerstören, einschließlich aller Zeugnisse, Beweise und Dokumente, die es beherbergte und die ich gemeinsam mit meinen Leuten in den Jahren nach dem Krieg hier gesammelt hatte.“

Mit diesen Worten beginnt Siegfried Lenz seinen 1978 erschienenen Roman „Heimatmuseum“, durch den sich etliche Schulklassen im Deutschunterricht gearbeitet haben dürften. Das ist wahrscheinlich heute nicht mehr der Fall. In Lenz' Roman vereinnahmen die unterschiedlichsten Ideologien das Museum, was am Ende dazu führt, dass der Protagonist Zygmunt Rogalla sein Heimatmuseum den Flammen übergibt aus der Erkenntnis heraus, dass ein Museum nicht ideologiefrei zu haben ist und in welcher Form auch immer nur Schaden anrichten kann.

Der Roman entsprach damals dem Zeitgeist, der auf kritische Distanz zum Heimatbegriff gegangen war und alles – zu einem Teil durchaus begründet – unter Ideologieverdacht stellte, was mit Heimat, Heimattümelei usw. in Zusammenhang stand. Noch in den 1950er Jahren ging man mit dem Begriff „Heimat“ wesentlich unbefangener und unkritischer um, wenn wir beispielsweise an die Heimatkunde in den Schulen, die neu entstandenen Heimatstuben, die Heimatkaleender und Heimatbücher der Landkreise, die erst zu Beginn der 1950er Jahre ihren Anfang nahmen, denken. Im Bauwesen blieb in der Kontinuität traditionalistischer Architektur der Heimatschutzgedanke noch lange virulent: „Hierzu trug nicht zuletzt auch das „Monopol“ dieser Architektur auf den Heimatbegriff bei, der zwar aus der Fachdiskussion verschwand, seine Anziehungskraft zunächst aber behielt und vorerst mit der funktionalistischen Moderne – nicht ohne eigenes Verschulden – nicht in Verbindung gebracht wurde.“<sup>1</sup> Trotz der ideologischen Vereinnahmungen durch die Nazis erfreute sich der Begriff unmittelbar nach dem Krieg allgemeiner Beliebtheit, auch in Krefeld.<sup>2</sup> Weitläufiger sahen das die späten 1960er Jahre. Damals begannen akademische Fächer wie die Volkskunde, sich kritisch mit ihren eigenen Methoden auseinander zu setzen. Die nun aufkommende Distanz zum Heimatbegriff fand ihren Niederschlag nicht nur bei Siegfried Lenz, sondern spiegelte

sich auch in den regionalen Zeitschriften wider.<sup>3</sup> So hat sich spätestens seit Beginn der 1970er Jahre die Erkenntnis durchgesetzt, dass ein Museum, zumal ein lokalgeschichtlich ausgerichtetes „Heimatmuseum“, nicht wertfrei ist und immer vor einem geistesgeschichtlichen oder gesellschaftspolitischen Hintergrund einen bestimmten Zweck erfüllt. Von da an operierte man mehr oder weniger verschämt oder in offener Gegnerschaft mit dem Wort „Heimatmuseum“ und suchte nach anderen Bezeichnungen für die lokalen Museen.<sup>4</sup>

Die Geschichte des Linner Museums zeigt dies exemplarisch: Die Gründungsgeschichte hängt eng mit dem 1918 ins Leben gerufenen Verein für Heimatkunde zusammen, dessen Initiatoren sich für den Aufbau eines Heimatmuseums einsetzten.<sup>5</sup> Das 1930 eröffnete Heimatmuseum mit dem Direktor Karl Rembert wurde 1938 offiziell in „Krefelder Stadtmuseum Burg Linn“ umbenannt.<sup>6</sup> Im gleichen Jahr entstand am Nordwall unter der Leitung Albert Steegers des „Heimathaus des Niederrheins“. Steeger übernahm bekanntlich nach dem Krieg die Gesamtleitung der Linner Museen. Er überführte in den 1950er Jahren das „Heimathaus des Niederrheins“ in den Museumsbunker nach Linn und plante gleichzeitig als größeren Museumskomplex das Landschaftsmuseum des Niederrheins, in das auch eine „Heimatschule“ mit „Heimatklasse“ und „Heimatbibliothek“ integriert wurde.<sup>7</sup> In den Verwaltungsberichten der Stadt ist bis zum Ende der 1950er Jahre vom „Heimathaus des Niederrheins“ die Rede, dann seit 1960 vom „Landschaftsmuseum des Niederrheins“, in der Zeit um 1980 vom „Museumszentrum Burg Linn“ und seit 1985 vom „Museum Burg Linn“. Auch hier ist also der Heimatbegriff mit der Zeit verschwunden. Auffällig dabei ist, dass die Bezeichnung des Hauses heute so gewählt ist, dass potentielle Besucher lediglich auf die mittelalterliche Burg, nicht aber auf die anderen Sammlungen des Museums aufmerksam werden.

Unter Renate Pirling bekam das Haus, insbesondere aufgrund der zahlreichen Funde in Gellep, eine starke archäologische Ausrichtung, was aber nicht zur Folge hatte, dass das Museum in ein „Archäologisches Museum“ umbenannt wurde. Das Spektrum der dargestellten Epochen erweiterte sich dadurch wesentlich, und bis heute sind von der Antike (Gelleper Kastell, Gräberfeld – übrigens europaweit das größte bislang erforschte antike Gräberfeld), über die mittelalterliche Burg bis hin zur Wohnkultur Krefelder Familien des 18. und 19. Jahrhunderts im Jagd-

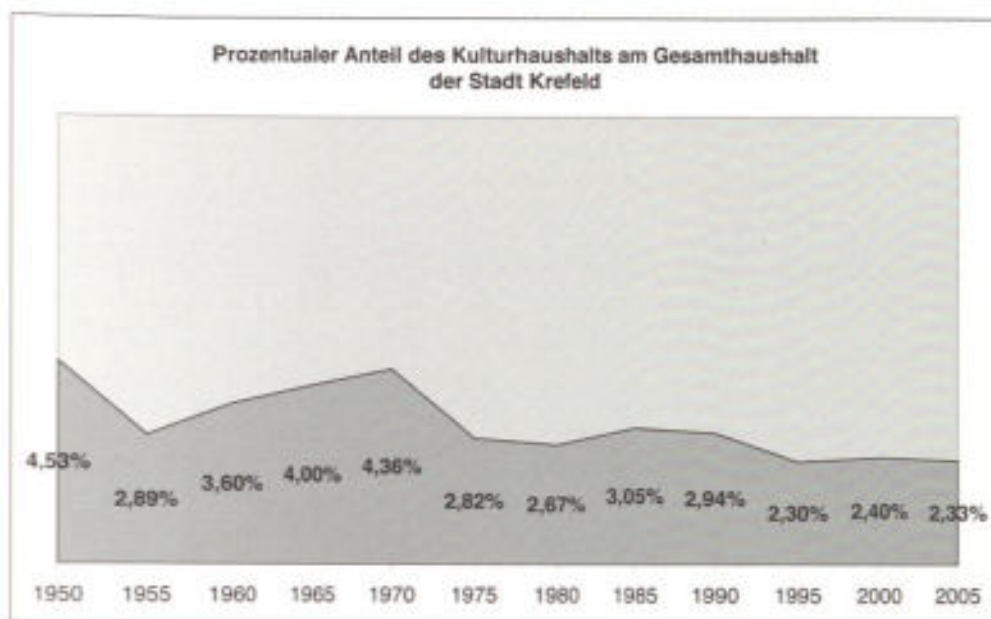
schluss alle wesentlichen Epochen Krefelder Geschichte vertreten. Dennoch machte sich schon vor Jahren ein Unbehagen breit, waren und sind doch bis dato die bedeutende Entwicklung der Textilindustrie und die damit in Zusammenhang stehenden Veränderungen im Stadtbild und in der Bevölkerung museal unter- bzw. gar nicht repräsentiert. Zwar gab es zu Beginn der 1970er Jahre neue Überlegungen zur Erweiterung der Museen in Linn, die schließlich in den Bau des 1981 eröffneten Deutschen Textilmuseums am Andreasmarkt mündeten, es folgte aber nicht die Einrichtung einer Abteilung der jüngeren Krefelder Stadt- und Industriegeschichte.<sup>8</sup>

Warum hat sich an diesem Zustand bis heute nichts geändert? Warum hat die Stadt im Gegensatz zu Museen in anderen Städten vergleichbarer Größenordnung noch immer keine Abteilung für die jüngere Stadtgeschichte? Hierbei kann man zunächst bei der Frage ansetzen, welchen Stellenwert die Museen und insbesondere das Museum Burg Linn insgesamt im kulturellen Leben der Stadt einnehmen. Dazu einige Zahlen:

1950 lag der prozentuale Anteil des Kulturhaushaltes am Gesamthaushalt der Stadt noch bei 4,53 %. Nach einigen Einschnitten lag er 1970 wieder bei 4,36 %, um in den Folgejahren kontinuierlich abzusinken auf heute 2,33 % des städtischen Haushalts, also knapp die Hälfte von dem Wert um 1950.

Der Gesamtanteil der Krefelder Museen am Kulturetat übersteigt – außer bei besonderen baulichen Maßnahmen – in der Regel nicht den Wert von 15 %. Die übrigen 85 % werden von den anderen städtischen Kultureinrichtungen in Anspruch genommen, was an dieser Stelle aber nicht weiter verfolgt werden soll. Das Kaiser-Wilhelm-Museum und das Museum Burg Linn hatten 1950 eine ähnliche finanzielle Ausstattung (mit ungefähr 4,5 % Anteil am Kulturetat). Dies änderte sich schon bald in den 1950er Jahren zugunsten des Kaiser-Wilhelm-Museums bzw. der Kunstmuseen, deren Anteil am Kulturhaushalt heute bei etwa 7 % liegt, während der Anteil des Museums Burg Linn über die Jahre fast gleich geblieben ist. Hinzu kam seit 1973 mit den ersten Planungen das Deutsche Textilmuseum, dessen prozentualer Anteil am Kulturhaushalt heute bei knapp unter 4 % liegt.

Es darf hier nicht darum gehen, ein Klage lied über die „stets zu geringen“ Finanzmittel, die die Stadt den Museen zukommen lässt, anzustimmen. Die Ursache ist aber sicherlich nicht in der permanent angespannten



Quelle: Haushaltspläne der Stadt Krefeld, Stadtarchiv Krefeld

Haushaltssituation zu suchen. Auch wird es nicht weiterführen, „die Politiker“, „die Verwaltung“ oder „die Öffentlichkeit“ als Verantwortliche für diesen Zustand zu benennen. Es herrscht offensichtlich seit längerem ein allgemeines Klima in der Kulturpolitik, das andere Akzente setzt.

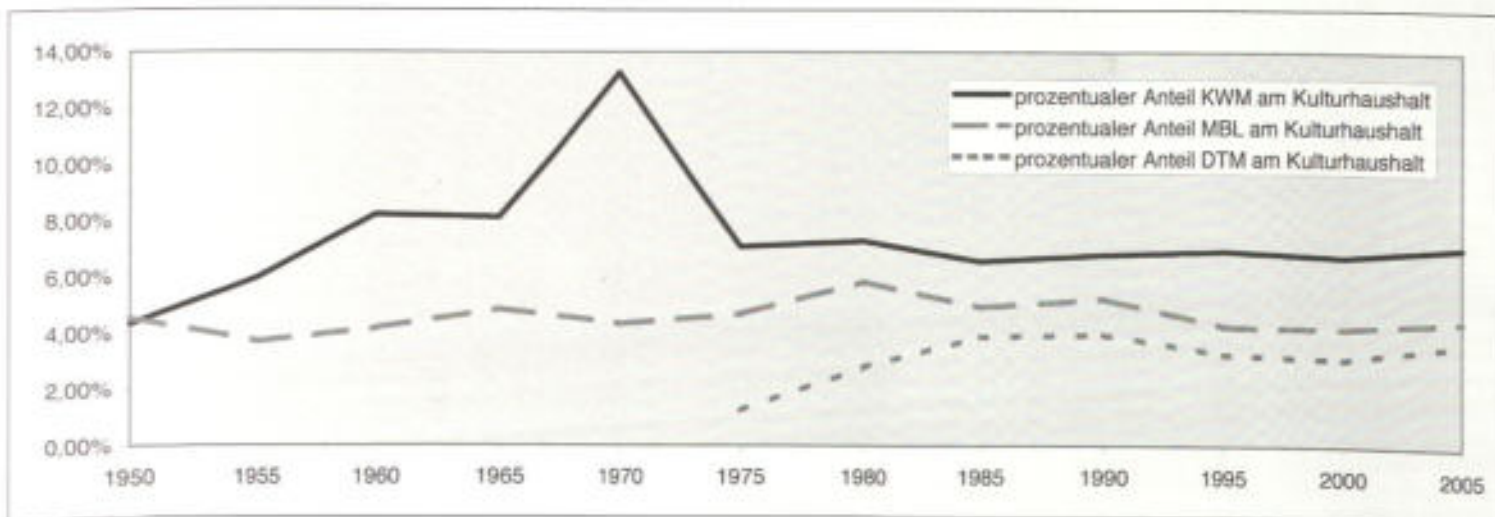
Hier sollte unsere Fragestellung ansetzen: Warum verhält es sich so? Warum hat die Erlebnis- und Ereigniskultur eindeutigen Vorrang vor der Archiv- und Erinnerungskultur? Und: Ist dies ausschließlich ein Krefelder Phänomen? Sicherlich nicht, denn in dieser Frage lässt sich Krefeld nicht von einer allgemeinen gesellschaftlichen Strömung abkoppeln, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend den

Erlebnischarakter von Einrichtungen und von Veranstaltungen in den Vordergrund spielte. Auch die Museen haben sich diesem Trend nicht verschlossen, die (museumspädagogischen) Veranstaltungsangebote sind inzwischen bei einigen Einrichtungen so vielfältig, dass man als „Kunde“ aus einer fast schwindelerregenden Fülle wählen kann, und sich ein Terminkalender locker mit Museumsveranstaltungen füllen lässt. Ausstellungen – zumal die großen Landesausstellungen – werden als Ereignis gefeiert und der Erlebniswert steht unstrittig im Vordergrund. Hinzu kommen die in den letzten Jahren unter ökonomischen Gesichtspunkten in Mode gekommenen professionellen Vermarktungsstrategien. Dass dies alles wiederum keine Neuerfindung

des 20. Jahrhunderts ist, lehrt die Geschichte der Weltausstellungen und anderer Großausstellungen seit dem 19. Jahrhundert. Dennoch ist heute ein geradezu inflationärer Gebrauch von Begriffen wie „Erlebnis“ oder „Abenteuer“ festzustellen, und es dürfte allmählich ein Gipfel erreicht sein, aber darüber wird uns die Unterhaltungsindustrie in den nächsten Jahren auf dem Laufenden halten. Gerade in der musealen und medialen Welt stürzen wir uns unaufhörlich in irgendwelche Abenteuer: „Abenteuer Archäologie“, „Abenteuer Geschichte“, „Abenteuer Mittelalter“, alles wird zu einer „spannenden“ Erfahrungswelt umgedeutet und umgebaut, überall begeben wir uns auf „Schatzsuche“, freilich für die Zuschauer am Fernseher bequem vom Sofa aus und für die Besucher einschlägiger Einrichtungen völlig ungefährlich (weil vom TÜV abgenommen).

Trotz dieser vielleicht überspitzt vorgetragenen Formulierungen kann sich meines Erachtens ein Museum diesem Trend nicht völlig verschließen. Wo es etwas zu erforschen, zu entdecken und zu „begreifen“ gibt, wird auch das Interesse des Publikums geweckt. Wo die Besucher selbst etwas tun können, wo sie einbezogen werden in Handlungen und kleine Experimente, dort können sie auch für andere Bereiche, die vielleicht nicht so spannend daherkommen, sensibilisiert werden.

Hat also das herkömmliche bürgerliche Museum, das seine Bestände einem (lesenden) Publikum vor Augen führt, ausgedient – auch in Krefeld? Was ist mit den drei Grundpfeilern „Sammeln, Bewahren, Präsentieren“, die zu den Aufgaben der musealen Arbeit zählen? Was ist mit der Forschung, die auch – und gerade in Linn – an den Museen betrieben wird? Wo steht das Museum, zumal ein „Heimatmuseum“ mit eindeutig lokalem Bezug, am Anfang des 21. Jahrhunderts?



Die Spitze in der Kurve des Kaiser-Wilhelm-Museums um 1970 ist auf den Umbau in den 1960er Jahren zurückzuführen.

Quelle: Haushaltspläne der Stadt Krefeld, Stadtarchiv Krefeld

Dies sind Fragestellungen, die ganz aktuell auch in der Fachwelt wieder diskutiert werden.<sup>9</sup> So setzt sich beispielsweise Gottfried Korff kritisch mit der Eventkultur in den Museen auseinander, wenn er unter anderem schreibt: „Aneignung von Geschichte im Museum vollzieht sich nicht im Schema des Erlebens – jedenfalls nicht in dem des Nacherlebens von Geschichte. Offerten von „Erlebnis Geschichte“ tun so, als präsentierten sie die historische Wirklichkeit im Verhältnis 1:1, realistisch und veristisch. Doch das Museum hat es nur mit Überlieferungsresten und Bruchstücken zu tun und kann nichts anderes anbieten als eine intellektuelle Annäherung an die historische Realität. Das Museum baut Merkwelten, Informationswelten, aber es ist außer Stande, eine Verdoppelung, verstanden als Nachvollzug, der historischen Wirklichkeit zu bieten. Objekte im Museum sind Schaustücke in Fragmentform, weder Gebrauchsdinge noch Montageelemente für Illusionstechniken. Es sind epistemische Dinge, also Dinge, an und mit denen man etwas lernen kann. Beispielsweise, dass die Welt anders war und dass dies Anderssein unsere Sinne und Wahrnehmungsweisen geprägt hat. Dinge im Museum haben ein Leben hinter sich. [Sie] ... bewirken Resonanz und Staunen.“<sup>10</sup>

Die Lenkung des Besucherblicks auf die Dinge der Vergangenheit ist ein wesentlicher Bestandteil musealer Arbeit. Deswegen legen wir über Jahrzehnte Sammlungen an und versuchen sie der Nachwelt zu erhalten. Wie ich den Blick der Besucher auf die Dinge lenke, und in welchen Interpretationszusammenhang ich die Dinge stelle, das hängt von den zahlreichen mir zur Verfügung stehenden Techniken und Mitteln ab.

Darüber hinaus erfüllt das Museum bis heute aber noch andere Erwartungen, die an es herangetragen werden. Das herkömmliche bürgerliche „Heimatismuseum“, wie es unter dem deutschnationalen Karl Rembert in Krefeld mit dem Heimatverein gegründet wurde, sollte Identität stiften, und es setzte sich damit zu Recht dem unter anderem von Siegfried Lenz so ausführlich behandelten Ideologie-Verdacht aus, der den Begriff „Heimat“ spätestens seit den 1970er Jahren aus den meisten Museen verbannte. „Wenn aber Museen den Auftrag erhalten, Identitätsingenieure zu sein, Identität gar zu stiften, sind sie auf einem gefährlichen Weg, der sie von den anderen Handlungskategorien Wissen und Aufklärung womöglich so weit entfernt, dass deren komplizierte Harmonie gestört wird. Aber es geht unumgänglich in Museen – ob sie das wollen oder nicht – um Identität(en).“<sup>11</sup>

Ohne Zweifel sind die Museen seit dem 19. Jahrhundert ein außerordentlich wichtiger Bestandteil im Apparat der Immuntechniken geworden, wie sie Peter Sloterdijk in seinem wegweisenden „Sphären-Werk“ herausgearbeitet hat.<sup>12</sup> Die Museen sind zunächst gedachte und dann tatsächlich konstruierte

Schutzräume (Museumsbunker in Linn!) für verloren gegangene und wieder zu entdeckende Menschenwelten, sie manifestieren sich im Raum als Behälter für das kollektive Gedächtnis. Museen sind heute in ihrer Funktion als Spiegel einer historisch gewachsenen Realität und als Selbstvergewisserung nicht mehr wegzudenken. Zunächst als Sammelorte von gegenständlichen Relikten angelegt, legitimieren und unterfüttern sie das historische Bewusstsein wesentlicher Teile der Bevölkerung. Wenn die Rolle der Museen als „Identitätsgeneratoren“ nicht von der Hand zu weisen ist, wie soll man also das „Heimatismuseum“ verorten, zumal in einer nach allen Seiten hin offenen, pluralistischen Gesellschaft der Individuen, deren Credo unter anderem die Totalmobilisierung aller Lebensbereiche geworden ist. Sind die Museen der (konservative) Fels in der Brandung, die bewahren, was ohnehin nicht mehr zu retten ist, sozusagen die Endlagerstätte für funktionslos gewordene Dinge? Einerseits ja, weil wir im Museum tatsächlich die Aufgabe haben, Dinge zu sammeln, die aus ihrem ursprünglichen Funktionszusammenhang genommen wurden. Andererseits nein, weil wir den Dingen im Museum eine neue Rolle zuweisen, die im Korfschen Sinne auch spätere Generationen darüber aufklären können, „wie es einmal gewesen sein kann“. Der Entfremdungseffekt, der gegenüber unserer eigenen gelebten Dingwelt stattfindet, kann im Museum in einen Prozess des Staunens und der Neugier, mithin in einen Lernprozess umgewandelt werden, der dazu führt, dass wir besser verstehen, wieso wir dahingekommen sind, wo wir uns heute befinden, nicht mehr – und nicht weniger. Damit kann sich das Museum in einen kulturevolutionären Kreislauf einbringen. „Für eine neue Museologie, die sich vom Identitätszwang des 19. Jahrhunderts losgemacht hat, ist das Museum keine bloße Gedächtnishalle des Eigenen mehr. Da mögen die Konservatoren noch so viel von „Identitätspräsentationsfunktionen“ reden – das authentische Museum des 20. Jahrhunderts [inzwischen des 21. Jahrhunderts.; Anm. d. A.] kann kein anderes mehr sein als dasjenige, in dem das xenologische Motiv so scharf zutage tritt, wie es unserem Zeitalter des Befremdens entspricht. [...] Seine Aufgabe ist es, eine Gesellschaft, die sich an Identifizierungen klammert, in einen intelligenten Grenzverkehr mit dem Fremden zu verwickeln – auch mit dem „Eigenen“. Auch darum ist das authentische Museum von heute ein Museum der inneren Ethnologie.“<sup>13</sup> Darüber hinaus kann und muss das Museum wie das Stadtarchiv das Gedächtnis einer Stadt sein, indem es die dreidimensionalen Objekte sammelt und bewahrt, die für die Stadtgeschichte bzw. für die Menschen in dieser Stadt relevant sind. Und dies ist ein wichtiger Punkt: Die Entscheidungen, welche Sammlungsbestände in einem Museum anzulegen sind und wie mit diesen umzugehen ist, können nur von eigens dafür ausgebildeten Fachleuten getroffen werden, und nicht

von Event-Managern, deren alleinige Aufgabe darin besteht, die Besucherzahlen und damit die Einnahmen zu steigern.<sup>14</sup>

Das Museum Burg Linn bringt meines Erachtens die besten Voraussetzungen dafür mit, diesen Ansatz zu verfolgen. Es birgt ein fast unermessliches Reservoir an Objekten einer über zweitausendjährigen Geschichte, von Geschichten, die sich hier vor Ort abspielten und die es immer wieder zu entdecken gilt.

Bei einer zukunftsweisenden Museumspolitik, die auf die Bürger der Stadt zugeht und sie begleitet, ist sicherlich nicht nur Geld, sondern auch Phantasie gefragt, insbesondere aber die Bereitschaft, darüber nachzudenken, welchen Stellenwert ein lokalhistorisches Museum heutzutage und in Zukunft besitzt. Wenn man die Menschen ansprechen und für das Museum begeistern will, sollte man in der musealen Präsentation in der Gegenwart beginnen, um die Besucher dann mit auf die Zeitreise zu nehmen, zurück in Zeiten, die niemand von uns mehr erlebt haben kann und die deshalb um so merkwürdiger und bedenkenswerter sind, je weiter sie von der Gegenwart entfernt sind.

Hierfür gilt es in Linn langfristig ein neues Konzept zu entwickeln, ein Konzept, das chronologisch gesehen in der Gegenwart ansetzt und rückwärtsschreitend die Industrialisierung mit all ihren Folgen, den rasanten wirtschaftlichen Aufstieg der Stadt im 18. und 19. Jahrhundert, die mittelalterliche Burg und schließlich die Antike und die Vorgeschichte zum Inhalt hat. Parallel ist auch über eine deutlich bessere Vernetzung der zahlreichen Krefelder Einrichtungen nachzudenken. Wenn man bedenkt, wie viele interessante und markante Stätten mit historischem Bezug es in Krefeld gibt (Nordbahnhof, Dujardin, Hüls Heimatstuben, Uerdinger Heimatbund mit seinem Museum, Haus der Seidenkultur, Villa Merländer, Stadtarchiv, Deutsches Textilmuseum und einige mehr wie etwa das Schiffmodellmuseum oder das Rosenkranzmuseum; hier einmal ganz abgesehen von historisch bedeutsamen Bauten wie das Stadtbad oder die gegenüberliegende Brauerei Wienges, die man langfristig in ein solches Konzept einbeziehen sollte), so wäre eine gemeinsame Strategie in der Präsentation sicherlich auch für das Image der Stadt förderlich. Hierbei ist zum Beispiel an einen gemeinsamen Kurzführer zu denken, in dem alle Einrichtungen vertreten sind.

Daher lautet meine Bitte, das Krefelder „Heimatismuseum“ frei nach Lenz nicht zu verbrennen, sondern neu zu denken und behutsam Stück für Stück in das 21. Jahrhundert zu transportieren.

*Christoph Dautermann: Stellvertretender Leiter des Museums Burg Linn,*

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Marco Kieser: Heimatschutzarchitektur im Wiederaufbau des Rheinlandes, Köln 1998, S. 293. Vgl. auch S. 83: „Auch noch nach 1945, als Hofartz und Bangert Krefeld verlassen hatten [...], war die dortige städtische Bauverwaltung mit den Stadtbauräten Hans Volger und Werner Jansen bemüht, die Methoden und Ziele des Heimatschutzes weiter zu verfolgen, welche offensichtlich durch die intensive Vorkriegsarbeit zu einem gewissen Grade etabliert worden waren.“

<sup>2</sup> Als Beispiel belegt dies ein Zitat aus dem 1954 vom Krefelder Oberstadtdirektor herausgegebenen Heft: Krefelder Konturen. In ungebrochener Tradition – auch den Jargon betreffend – der 1930er/1940er Jahre schreibt hier der Autor Hans H. Moll auf S. 95 über das Niederheinische Landschaftsmuseum: „[...] Ein Hochbunker wuchet inmitten. Nein, er befremdet nicht; blinkende Fenster haben ihm die Unnahbarkeit genommen, und nun birgt er die Hochburg landeskundlicher Forschung und Mittlerarbeit: das Heimathaus des Niederrheins. Schau- und Lehrsammlungen führen methodisch ein in die frühe und früheste Zeit der Heimat. Das vielfältige landschaftlich-völkische Vermächtnis der Vorväter trägt die Heimatschule mit Archiv, Bücherei und mancherlei Anschauungsmitteln liebevoll weiter. Auch der Botanische Heimatgarten, eng verbunden mit alledem, will die Heimatkenntnis bereichern. [...] Viele tausend haben neidlos bekannt, einen vollkommenen Dreieck von Naturgegebenheit, Geschichtsträchtigkeit und kulturellem Reichtum nicht zu kennen, und das Landschaftsmuseum des Niederrheins als einen Spiegel ohnegleichen gerühmt. Gewiß, dieser Dreieck wuchs aus dem Boden, aber beneidenswerter Spürsinn und exakte Wissenschaftlichkeit, bienenamtsiger Sammelfleiß und erstaunlich geschickte Kunst der Darstellung gesellen sich hinzu. So nur wurde das Landschaftsmuseum des Niederrheins in Krefeld-Linn zum blutvoll lebendigen, blitzblanken Spiegel der Niederrheinlande – zur einzigartigen Kostbarkeit Krefelds.“

<sup>3</sup> Vgl. die von Friedrich Gorissen in Gang gesetzte Diskussion in: Friedrich Gorissen: Kultur und Gesellschaft am Niederrhein. In: Die Heimat 40, 1969, S. 13 – 21. Gregor Hövelmann: Heimatgefühl in der Diskussion. In: Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld 22, 1971, S. 252 – 254. Ernst Köppen: Alter Wein in neuen Schläuchen. In: Die Heimat 45, 1974, Vorwort.

<sup>4</sup> Gleichzeitig gab es eine verbreitete neue Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte: die beginnende wissenschaftliche und lokalhistorische Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus, die häufig in den sogenannten NS-Dokumentations-Zentren mündete, die (Neu-)Entdeckung der Arbeiter- und Industriegeschichte, die neue „Geschichte von unten“, die insbesondere in Großstädten die einzelnen Stadtteile aufarbeitete und zum Teil eigene Stadtteil Museen begründete. Damit eng verbunden waren die „Geschichtswerkstätten“, oft verstanden als soziale Gegenbewegung zu den akademischen Lehrfächern. Die meisten von ihnen dürften heute in den Dornröschenschlaf versunken sein.

<sup>5</sup> Zur Geschichte der Linner Museen siehe die beiden Beiträge: Wilhelm Stratmann: „Hat die Seidenstadt wirklich keine Geschichte?“. In: Die Heimat 61, 1990, S. 175 – 178. Christoph Reichmann: Das „Heimatmuseum des Niederrheins“ in Krefeld. In: „Heimatliebe & Vaterlandsbeue“. Niederheinische Museen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, hg. von Wolfgang Cilleßen im Auftrag der Stadt Wesel, Wesel 2000, S. 346 – 353.

<sup>6</sup> Warum ausgerechnet damals der Begriff „Heimatmuseum“ in Krefeld-Linn verschwand, wäre einer näheren Untersuchung wert.

<sup>7</sup> Albert Steeger: Das Landschaftsmuseum des Niederrheins in Krefeld-Linn. Erreichtes und Geplantes. Zur Er-

öffnung am 28. Mai 1952. Sonderdruck aus: Der Niederrhein

<sup>8</sup> Vgl. die Beiträge in: Die Heimat 45, 1974, S. 7 ff.; In Sachen Museum, S. 8 – 14; Heinrich Röhm: Andreasmarkt – Chance der Denkmalpflege, S. 15 – 17; Renate Pirling: Für ein größeres Landschaftsmuseum; S. 17 – 20; Eugen Geritz: Ein Museum für jedermann.

<sup>9</sup> Siehe die grundlegenden Aufsätze im Heft: Museums-kunde, Bd. 73, 2/08 von Gottfried Korff: Sechs Emden Thesen zur Rolle des Museums in der Informationsgesellschaft, S. 19 – 27; Karl-Siebert Rehberg: Zwischen Ausratung und Virtualisierung. Gesellschaftliche Ansprüche an das Museum, S. 28 – 36; Ulrich Borsdorf: Sammlung und Vermittlung. Der Beitrag des Museums im gesellschaftlichen Diskurs, S. 37 – 41

<sup>10</sup> Korff, wie Anm. 9, S. 23

<sup>11</sup> Borsdorf, wie Anm. 9, S. 39

<sup>12</sup> Peter Sloterdijk: Sphären I. Blasen, Frankfurt 1998; Sphären II. Globen, Frankfurt 1999; Sphären III. Schäume, Frankfurt 2004

<sup>13</sup> Vgl. Peter Sloterdijk: Museum – Schule des Befremdens. In: Ders.: Der ästhetische Imperativ. Schriften zur Kunst, Hamburg 2007, S. 354 – 370, hier S. 364

<sup>14</sup> Sloterdijk, wie Anm. 13, S. 368: „Dieselben Leute müssen freilich aus den denselben Gründen ein Interesse daran entwickeln, dass Ähnlichkeiten zwischen Museen und Bundesligastadien entstehen, nämlich weil beide den Eifer gemeinsam haben, Erfolg in Zuschauerzahlen auszudrücken.“

# Krefeld ist *doch* meine Heimat

von Mehmet Demir

In einer Familie mit Migrationshintergrund ist der Begriff „Heimat“ nicht so leicht zu definieren. Meine Großeltern und Eltern stammen aus der Türkei, ich hingegen bin in Krefeld geboren. Auch alle weiteren Mitglieder unserer Familie, die in der dritten Generation in Deutschland ist, sind ausnahmslos in Krefeld geboren. Das sind 13 Personen – um nur mal eine Zahl zu nennen.

Aber ich sollte darauf eingehen, wie es dazu kam, dass unsere Familie heute in Krefeld lebt und wir uns mittlerweile hier „zu Hause“ fühlen. Wir sind eine klassische „Gastarbeiterfamilie“. Mein Großvater väterlicherseits hatte sich 1970 aufgrund der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Türkei entschieden, sein Glück in Deutschland zu suchen. Sein erster Aufenthaltsort war Siegen, als Bauarbeiter im Siegerland begann sein Arbeitsleben in Deutschland. 1976 kam er über Duisburg nach Krefeld. Zuvor hatte er von seinem Bruder, der ebenfalls als „Gastarbeiter“ nach Deutschland gekommen war, erfahren, in Krefeld gebe es einige Personen aus Gaziantep

(im Südosten der Türkei, Partnerstadt Duisburgs), seiner türkischen Heimatstadt. Das war ausschlaggebend, nach Krefeld zu ziehen, denn er kannte und hatte niemanden um sich, außer einige Bekanntschaften aus seiner Zeit in Siegen und Duisburg.

Seinen Erzählungen nach machte er sich über eine neue Arbeitsstelle keine großen Gedanken. Damals konnte man überall ohne große Schwierigkeiten schnell eine Stelle finden. Am Tag nach seiner Ankunft in Krefeld begann er bei Thyssen in Stahldorf. Bis dahin (1974) waren vier Jahre in Deutschland vergangen. Er mietete sich ein Zimmer in einem Arbeiterheim am Deutschen Ring, wo er mit seinen Freunden lebte. Ziel meines Großvaters war es damals immer noch, mit dem in Deutschland verdienten Geld später eine stabile Existenz in der Türkei aufzubauen. So hatte er sich vorgenommen, ein Haus und etwas Land in seinem Dorf zu kaufen. Dies erreichte er schnell. Dazu kamen noch ein Trecker und ein Anhänger. Nach maximal zehn Jahren Aufenthalt sollte es wieder zu-

rück in die Türkei gehen. Dort warteten seine Frau und vier Kinder. Genau die machten ihm einen Strich durch die Rechnung. Mein ältester Onkel, damals erst 14 Jahre alt, hatte Probleme mit seinen Herzklappen. Die medizinische Versorgung in Gaziantep war damals für eine solche Operation nicht gewährleistet, eine Operation am Herzen war nur in Ankara oder in Istanbul möglich. Somit gab es nur zwei Alternativen; entweder musste mein Großvater vorzeitig zurück und sich in der Türkei um die medizinische Versorgung seines Sohnes kümmern, oder er musste die Familie nach Deutschland holen. Er entschied sich für die zweite Option, denn nach sechs Jahren ohne Familie wollte er nicht mehr länger von ihr getrennt sein. 1976 war die gesamte Familie Demir in Krefeld vereint, die Phase der ersten großen Sehnsucht war beendet. Die zweite Sehnsucht blieb jedoch und sollte noch ziemlich lange andauern, die Sehnsucht nach Rückkehr in die Türkei, nach Gaziantep.

Mit dem Familiennachzug der Familie begann sozusagen der zweite Teil der Migration und

des Lebens in Deutschland. Mein Großvater ging weiter zur Arbeit, und die Kinder mussten zur Schule. Mein Vater war das älteste der vier Kinder. Mit dem Beginn ihrer Schulzeit hatte mein Großvater ein neues Rückkehrdatum schon im Hinterkopf. Nach dem Schul- oder Berufsabschluss meines Vaters sollte es zurück in die Türkei gehen. Auch das ging nicht. Denn zu dem Zeitpunkt war meine Tante, das jüngste Kind, noch in der Schule. Weil sie nicht ungerecht behandelt werden auch eine vernünftige Ausbildung bekommen sollte, wartete man. Nach Abschluss ihrer 10. Klasse sollte es dann endlich zurückgehen.

In der Zwischenzeit hatte mein Großvater sich sogar ein Haus in der Stadt bauen lassen und ein Ladenlokal gekauft. Seine Zukunft hatte er wider Erwarten schneller und besser als erhofft finanziell abgesichert. Die Zeit lief weiter. Der älteste Sohn, mein Vater, hatte seine Ausbildung in Düsseldorf bei der Firma TRW Ehrenreich abgeschlossen und begonnen, in Festanstellung zu arbeiten. Nach kurzer Zeit entschied er sich zu heiraten. Seine Frau, meine Mutter, hatte er durch einen Zufall über einen Krefelder Freund kennen gelernt. Sie lebte noch in der Türkei, kam aber nach der Hochzeit ebenfalls nach Deutschland.

Das war ein schönes Zeichen für meinen Großvater. Er bräuchte sich sozusagen keine Sorgen zu machen, wenn er auch ohne die Kinder zurück in die Türkei führe. Denn mein Vater und meine Mutter hätten dann für die anderen sorgen können.

Mein Vater und seine Geschwister waren als Kinder bzw. Jugendliche nach Krefeld gekommen. Sie bauten sich hier ihr Umfeld auf und gingen zur Arbeit bzw. zur Schule. Für sie kam die Rückkehr von Tag zu Tag weniger in Frage. Dies wurde auch meinem Großvater immer mehr bewusst.

Der Kalender zeigte mittlerweile das Jahr 1983. Für meinen Großvater wurde es aufgrund der Geburt seines ersten Enkelkinds zu einem unvergesslichen Jahr. Am 17. Mai 1983 kam ich in den „Städtischen Krankenanstalten“ in Krefeld auf die Welt, nach 2 Jahren mein Bruder. Die Geburt seiner Enkelkinder war für ihn etwas ganz Besonderes. Er wollte auf gar keinen Fall die ersten Jahre seiner Enkelkinder verpassen.

In den Jahren 1983 und 1985 heirateten meine zwei Onkel, die ihre Ehefrauen im Wege der Familienzusammenführung auch nach Deutschland holten. Die Familie wurde allmählich zur Großfamilie. Gegen Ende 1988 bereitete sich mein Großvater langsam auf seine Rückkehr in die Türkei vor. Er ließ dort seine Wohnung einrichten, veranlasste einige bauliche Änderungen im Dorf, und zuletzt begann er, die Formalitäten zu erledigen. Ende 1990 war er so weit. Auf der einen Seite die große Sehnsucht nach der Heimat, auf der anderen Seite seine Kinder und Enkel. Er

hatte sich aber entschieden. Es sollte zurück gehen und zwar ohne Kinder. Die wollten ja auch gar nicht zurück. Sie alle hatten sich hier eingelebt und wollten kein neues Leben in der Türkei aufbauen.

Dann kam der plötzliche Tod seines ältesten Sohnes, meines Vaters, im Februar 1991. Meinen Großvater traf es hart. Auch die Entscheidung zurückzukehren, wurde wieder auf Eis gelegt, weil er seine zwei ältesten Enkelkinder nicht allein lassen wollte. Der Traum von der Rückkehr in die Türkei platzte; an den schweren Folgen seiner Diabetes verstarb er 2008 im Alter von 72 Jahren. Seine ewige Ruhe fand er in seiner Heimat. So endete eine Geschichte der Rückkehr. Das war eine von vielen Geschichten der „Gastarbeiter“.

Für meinem Großvater war „Heimat“ ganz klar die Türkei. In Deutschland sollte er für eine „kurze“ Zeit arbeiten und dann wieder zurückkehren. Die „kurze“ Zeit belief sich auf 39 Jahre. Mir schien „Heimat“ nicht so ganz klar zu sein. Wie oben ausgeführt, sind mein Großvater und meine Eltern in der Türkei geboren und nach Deutschland gezogen. Ich aber bin als erstes Familienmitglied in Deutschland geboren. Inklusive des Kindergartens habe ich alle Schulfächer bis zum Abitur in Krefeld absolviert. Das Leben spielte sich für mich in Krefeld ab.

Wir sind regelmäßig in die Türkei in den Urlaub geflogen, denn es sei doch unsere Heimat, sagte uns immer unsere Mutter. Wenn wir in der Türkei waren, vermissten mein Bruder und ich nach einer gewissen Zeit Krefeld. Hier in Deutschland vermissten wir die Türkei. Es war und ist immer noch ein ganz seltsames Gefühl: Man fühlt sich mit beiden Ländern verbunden, aber in beiden Ländern wird man als „Fremder“ gesehen. In Deutschland ist man der „Ausländer“ und in der Türkei wird man als „Almanci“ betitelt (in Deutschland lebende Türken werden vornehmlich als „Almanci“ – „Deutschländer“ bezeichnet). In der Türkei als „Almanci“ bezeichnet zu werden, fand und finde ich nicht so schlimm, wie in Deutschland als „Ausländer“ betitelt zu werden. Für die Türkei bin ich ein Fremder, denn ich bin nur zu bestimmten Zeiten dort. Aber in Krefeld bestreite ich mein Leben, d. h., ich arbeite und studiere in der Region, den allergrößten Teil eines Jahres verbringe ich hier. Hier dürfte ich gar nicht als „Ausländer“ abgestempelt werden. Es ist richtig, dass meine Eltern ihre Heimat verlassen haben, und hierher gezogen sind. Ich aber nicht. Ich kenne es gar nicht anders.

Eine kleine Anekdote aus der Schule: In der siebten Klasse nahmen wir im Politikunterricht das Thema „Ausländer“ durch. Die Lehrerin sagte zu mir und den anderen türkischen Schülern: „Ihr seid in Krefeld geboren, also seid ihr Krefelder.“ Das klang für mich im ersten Moment logisch. Als ich diese „neue Erkenntnis“ am nächsten Wochenende während einer Familienversammlung zum Besten

gab, sagten mein Großvater und die anderen kopfschüttelnd und verneinend: „Nein, Du bist zwar in Krefeld geboren, aber du bist Gaziantep'li. Wir kommen aus Gaziantep.“ (Die Endung „-li“ nach einem Ortsnamen im Türkischen ist gleichzusetzen mit „-er“ nach einem Ortsnamen im Deutschen). Also war ich jetzt doch nicht Krefelder? Unter den Aspekten erschwerte sich lange auch die Klärung des Begriffs „Heimat“ für mich.

Wie vorhin erwähnt, bin ich in Krefeld geboren und aufgewachsen. Hier habe ich meinen Wirkungskreis und meine Familie. In dieser Stadt habe ich Erfolge und Freude auf der einen Seite, aber auch die größten Trauermomente meines Lebens erlebt. Meine ganze Schullaufbahn habe ich in Krefeld absolviert. Auch meine soziale Arbeit begann in der Seidenstadt, wodurch meine Verbundenheit mit Krefeld von Tag zu Tag zunahm. Die Probleme der Menschen trieben mich an, nach Lösungen zu suchen. Brieflektüren und Behördenbesuche sorgten dafür, dass ich mich mitten in der Politik für Migranten wiederfand, obwohl dies ursprünglich nie mein Ziel oder Wunsch gewesen war. So kam ich auch in den Ausländerbeirat der Stadt Krefeld.

Meine neue Aufgabe als Ausländervertreter umfasste nicht nur die türkische Gemeinde, sondern die Probleme aller Migranten in Krefeld. Die Anforderungen, mehr für Krefeld und die Krefelder zu tun, stiegen. Mit der Zeit nahmen auch meine Tätigkeiten in verschiedenen Vereinen zu. Letztlich wurde meine Verbundenheit mit Krefeld immer intensiver. Also stellte ich mir auch persönlich die Frage: „Wo ist denn nun die Heimat?“

Vor geraumer Zeit las ich in einem dazu passenden Zeitungsartikel: „Heimat ist der Ort, wo sich der Mensch in Sicherheit und in Geborgenheit fühlt.“ Diese Einstellung fand ich sehr plausibel, sie half mir bei der Antwort: Wenn ich aus dem Ausland oder von einer weiten Strecke zurück nach Krefeld komme, bevorzuge ich die Autobahnausfahrt Oppum. Nachdem ich die zwei Springampeln dort kurz nach der Ausfahrt passiert habe, atme ich jedes Mal tief durch und sage mir: „Mehmet, du bist wieder heil angekommen. Hier bist du wieder in Sicherheit. Dir kann nichts mehr passieren.“

So schließe ich ganz schlicht emotional, dass Krefeld doch meine Heimat ist. Selbstverständlich fühle ich mich auch mit der Türkei verbunden; es ist das Land, wo meine Eltern herkommen. Ich aber bin ein Teil von Krefeld und Krefeld ist ein Teil von mir geworden.

*Mehmet Demir, Vorsitzender der Union der türkischen und islamischen Vereine sowie stellvertretender Vorsitzender des Ausländerbeirates in Krefeld; CDU-Mitglied, Geschäftsführer der „Internationalen Krefelder Unternehmer“ (IKU), Vorstandsmitglied im Fußballverein Anadolu / Türkspor Krefeld.*

# Heimat

von Ruth Frank

Was hat mich nach bald 52 Jahren bewogen, in die Stadt meiner Geburt zurück zu kehren, nach Krefeld, heute leider nicht mehr die für ihre Sauberkeit und ihren Reichtum bekannte Stadt ihrer seidenen Vergangenheit?

Geboren 1933 im Haus Malmeystraße 21, (heute Lewerentzstraße) erlebte ich meine frühen, glücklichen Kinderjahre wohlbehütet von Vater, Mutter und den drei viel älteren Geschwistern. Mein Vater war Inhaber der Seidengroßhandlung Hertzmann & Frank. Die Familie genoss einen bescheidenen Wohlstand.

Nach 1933 den zunehmenden Schikanen der neuen Machthaber hilflos ausgesetzt, nahm diese heile Welt für meine Familie ein Ende, denn wir waren Juden. Jedoch ließen sich nicht alle Deutschen von dem Wahnsinn der Nazis mitreißen. Es blieben uns einige liebe und treue Krefelder Menschen, die zu uns standen und riskierten, damit selber in das Visier der Gestapo zu kommen. Besonders sind da die Eheleute Auguste und Willi Frensch zu erwähnen, die in Niep eine Kull besaßen, wo wir immer willkommen waren.

Es sind die Erinnerungen an die schönen Jahre, an diese guten Menschen, die mich zurück nach Krefeld brachten. Nicht nur das, auch war es mir ein tiefes inneres Bedürfnis, wieder dort zu leben, an dem Ort, wo viele Generationen meiner Ahnen ihren Lebensweg gingen. Eine gewisse Genugtuung, dass es am Ende den Nazis doch nicht gelungen ist, mich aus meiner Heimat zu vertreiben, kommt auch noch dazu!

## Wurzeln

Krefeld und die sanfte niederrheinische Landschaft, in der die Stadt gewachsen ist, ist eben meine Heimat. Hier lebten meine Vorfahren seit mehr als 300 Jahren. Hier fanden viele von ihnen ihre letzte Ruhe auf den Friedhöfen in der Lehmheide.

Meine Wurzeln stecken tief im sandigen Boden dieser Gegend. Einer meiner Vorfahren, der Naftali ben Schlomo Halevi, genannt Hertz Levi, oder auch schon sein Vater Salomon, nahm am 27. November 1710 eine Hypothek von 182 Reichstalern von der Reformierten Gemeinde auf, zum Kauf eines Wohnhauses mit Scheune auf der Hauptstraße (heute Hochstraße 110) Hertz Levi war Vorsteher der kleinen jüdischen Gemeinde und Vertreter der Juden in der Grafschaft Moers. 1744 kaufte er das Land (vielleicht bis dahin nur gepachtet) für den Friedhof an der Heideckstraße.

Sein Grabstein ist der zweitälteste auf dem alten jüdischen Friedhof.

1808 nahmen die Nachkommen des Hertz Levi den Familiennamen Herzog an. Mein Urgroßvater Jacob Frank, geboren in Xanten, heiratete 1840 Johanna Epstein, die Urkelin des Hertz Levi. Jacob war Metzger und wohnte im Mühlendorf (d.h. im Bezirk der Mühle, die früher auf dem heutigen Südwahl nahe der Breitestraße stand). Sein Sohn Samuel, ebenfalls Metzger und Viehhändler, ist mein Großvater. Die Familie meiner Großmutter Johanna Reiss kam auch ca. 1840 von Xanten nach Krefeld.

Mein Vater Moritz Frank war Kaufmann, natürlich in der Seidenbranche. 1909 traf er seine zukünftige Frau, Klara Rissel, die evangelische Tochter einer Krefelder Seidenweberfamilie. Da diese Verbindung von der jüdischen Verwandtschaft zuerst abgelehnt wurde, zog das junge Paar nach Stuttgart, wo die drei älteren Kinder Kurt, Edith und Herbert geboren wurden. Kurz nach der Geburt Herberts brach der erste Weltkrieg aus. Vater wurde eingezogen und Mutter kehrte mit den drei Kindern zurück nach Krefeld.



Abb. 1. Moritz Frank und Tochter Ruth beobachten den Karnevalsanzug 1937 in der Malmeystraße. Gegenüber das Schaufenster des Geschäftes der Familie Frensch.

Vater war vier Jahre im Feld. Wie so viele junge Juden der damaligen Zeit war er stolz auf seine Soldatenlaufbahn und ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Vater erlernte den Kaufmannsberuf bei der Krawattenfabrik Kamp & Seligmann. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges war er zuerst als Reisender für die Krefelder Firma Siegmund Kamp tätig, bis er mit seinem Schwager Sally Hertzmann eine Seidenwarengroßhandlung gründete. Die

Geschäftsräume befanden sich im Wohnhaus Malmeystraße 21. Als Sally Hertzmann 1933 starb, führte Vater die Firma alleine weiter.

## Die Geschwister Kurt, Edith und Herbert

Kurt und Herbert besuchten nach der jüdischen Volksschule das Fichte Gymnasium und Edith das Lyzeum. Kurt begann anschließend ein Medizinstudium. Nach dem Erlaß der „Nürnberger Gesetze“ musste er dies kurz vor dem Abschluss aufgeben.

Mein Vater war fest davon überzeugt, dass die Nazis ihm dank seiner Dienstzeit im Weltkrieg nichts antun würden. Emigration wäre für ihn nie in Frage gekommen. Er sah aber ein, dass es für seine älteren Kinder in Deutschland keine Zukunft gab. Es war nicht so einfach, ein Aufnahmeland zu finden. Die Quoten für die USA und England und viele andere Länder waren bereits erfüllt. Endlich bekamen sie doch noch die Einreiseerlaubnis für die ostafrikanische britische Kolonie Kenia.

Am 9. November 1938 wüteten auch in unserem Haus die alkoholisierten Mitglieder der SA; die Wohnung wurde durchsucht, Wertsachen gestohlen, darunter das Eiserne Kreuz unseres Vaters, die Geschäftsräume verwüstet. Vater und die Geschwister wurden verhaftet. Da ihre Ausreise kurz bevor stand, wurden Kurt, Edith und Herbert nach etwa 48 Stunden entlassen und konnten anfangs Dezember die Reise nach Afrika antreten. Die Eltern und ich gingen den kurzen Weg mit ihnen zum Bahnhof. Mein Bruder Herbert trug mich auf seinen Schultern.

## Schuljahre in Krefeld

Im April 1939 kam ich auf die jüdische Volksschule 11 an der St. Antonstraße. Mein Lehrer war Herr Dannenberg. Nach kurzer Zeit schon wurde die Schule verlegt in das Haus Hubertusstraße 68, ein Haus in jüdischem Besitz. Da schon viele der Schüler mit ihren Eltern ausgewandert waren, wurden 8 Klassen zusammen im Erdgeschoss des Hinterhauses unterrichtet. Bald war der Unterricht hier auch zu Ende.

Ab dem 1. September 1941 mussten Vater und ich den Judenstern tragen. Die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel war verboten. Unsere Ausflüge bei schönem Wetter gingen jetzt nur noch zu den jüdischen Friedhöfen, anstatt wie früher zur Brombeerernte



oder Pilzsuche zum Forstwald oder ins Hülser Bruch oder gar zum Zelten nach Hohenbudberg.

Drei Jahre vorher war mein Vater gezwungen worden, sein Geschäft aufzugeben. Unser Haus wurde beschlagnahmt. Die „arischen“ Mieter mussten ausziehen. Malmedystraße 21 wurde zu einem „Judenhaus“ umfunktio- niert. Jüdische Menschen, aus ihren Häusern und Wohnungen vertrieben, wurden hier ein- gewiesen. Viele blieben nur sehr kurze Zeit bis zu ihrer Deportation.

Mein Vater, damals schon 61 Jahre alt, wurde ab März 1941 als Zwangsarbeiter in der „städtischen Judenkolonne“ für die Beseitigung von Sturmschäden im Forstwald eingesetzt. Im August 1942 starb er an den Folgen dieser Tätigkeit. Es war ein langsamer und qualvol- ler Tod an Herzversagen. Medizinische Hilfe gab es nicht. Mit großer Mühe brachte man den Leichnam zur Beisetzung auf den neuen jüdischen Friedhof.

Meiner Mutter wurde es klar, dass ich, als „Geltungsjüdin“, auch deportiert werden könnte. Sie erhoffte dies, durch eine Taufe zu vermeiden. Da sie vor ihrer Heirat Mitglied der evangelischen Kirche war, brachte sie dort ihr Anliegen vor. Der Pfarrer wollte wissen: „Sieht das Kind denn sehr jüdisch aus?“ Mutter war zutiefst verletzt und traurig. Mit einer solchen Reaktion hatte sie nicht gerechnet.

Durch die Vermittlung katholischer Freunde wandte sie sich an Herrn Kaplan Frings an der Stephanskirche. Hier war man bedacht, Seelen zu retten. Das Äußerliche spielte dabei keine Rolle. So kam es, dass ich Anfangs Juni 1943 in der Kapelle des Waisenhauses auf der Kronprinzenstraße (Philadelphiastraße) getauft wurde.

Kaplan Frings nahm uns in seiner Wohnung im Pfarrhaus St. Stephan in der Luisenstraße auf. Es verging kein Tag, keine Nacht, ohne „Fliegeralarm“. Ich hatte große Angst, wenn es krachte. Meine Mutter versuchte, mich zu beruhigen, indem sie sagte: „Angst habe ich auch vor den Bomben, aber mehr Angst machen mir die Nazis“. Ihre Angst war auch berechtigt. Im Laufe des Jahres 1944 hörte man Gerüchte, dass die letzten noch in Krefeld lebenden Juden (überwiegend „Mischlinge“ und jüdische Partner aus Mischehen) nun auch bald deportiert werden sollten. Kaplan Frings brachte mich zu seinen Verwandten in der Eifel. So bin ich wahrscheinlich dem Transport am 17. September 1944 entgan- gen.

Wegen der immer näher rückenden Front musste ich Ende 1944 nach Krefeld zurück. Die letzten zwei Luftangriffe auf Krefeld im Januar 1945 erlebte ich im Keller des Pfarr- hauses. Unsere Erlösung kam am 2. März 1945. Die Amerikaner waren da! Krefeld lag in Trümmern. Es waren viele Tote zu beklä-



Abb. 2. Mit Mutter und Frau Frensch an der „Kull“, 1939

gen: die von Bomben getöteten Zivilisten, die Soldaten, die für den Wahnsinn der Nazis ge- fallen sind, und, und, und...

Das Leben ging weiter. Mutter und ich bezo- gen eine Wohnung auf der Hohenzollernstra- ße. Die Kastanienbäume standen in pracht- voller Blüte. Ich konnte mich auf der Straße frei bewegen. Ich bekam sogar ein Fahrrad, mit einem alten Gartenschlauch bereift. Am



Abb. 3. Erster Schultag, 21. April 1939

allerbesten aber war meine Einschulung auf der Marienschule im Herbst. Ich durfte wieder lernen. Ich hatte Freundinnen. Wir machten Ausflüge. Die Sommer 1945 und 1946 werde ich nie vergessen.

## Kenia

Durch das Rote Kreuz wurde der Kontakt mit der Familie in Kenia wieder hergestellt. Die Geschwister wollten uns so bald wie mög- lich zu sich holen. Für Mutter wurde die Ein- reise nach Kenia genehmigt, aber nicht für mich, damals 13 Jahre alt! Weitere Anträge an die britischen Behörden, unterstützt vom Chef meines Bruders Kurt, mussten gestellt werden. Im Januar 1947 war es endlich so weit. Von Frankfurt flogen wir nach Kopen- hagen, um von dort mit einer Maschine der SAS über Marseille, Kairo Wadi Halfa und Khartum nach Nairobi zu fliegen. Nach der neunjährigen Trennung war die Freude des Wiedersehens groß. Meine Geschwister wa- ren ja lange in Ungewissheit, ob wir über- haupt noch lebten.

Bald aber begann wieder der Alltag. Ich musste zur Schule. Ich wurde bei Bekannten untergebracht. Alles war fremd, das Land, die Menschen, die Sprache. Ich hatte großes, großes Heimweh. Oft ging ich in Gedanken durch die Krefelder Straßen. Ich war oft sehr traurig. Meine Familie deutete dies als Un- dankbarkeit.

Nach neun Monaten beherrschte ich die englische Sprache genügend, um die höhere Schule, die Kenya High School, ein Internat in Nairobi zu besuchen. In den Ferien brach- te mich eine 12 Stunden dauernde Zugfahrt zurück zur Farm in der Nähe von Kitale. Die- se Farm gehörte meinen Geschwistern, aber mein Schwager, der Mann meiner Schwester Edith, bestellte das Land. Mais und Sonnen- blumen wurden angebaut.

Das Wohnhaus lag einsam auf einem Hügel. Der nächste Nachbar war drei Kilometer ent- fernt. Wasser kam in Fässern auf Ochsenkar- ren vom Fluss. Die Aussicht vom Haus war „Natur pur“. Zur Linken stand der Kegel des erloschenen Vulkans Mount Elgon, etwa 20 Kilometer nördlich gelegen. Zur Rechten eine Hügelkette, die Cheranganyis. Dazwischen streckte sich die rote afrikanische Erde bis an den Horizont.

Es gab zwei Jahreszeiten: trocken und nass, Dürre und Schlamm! In Kenia gab es damals nur etwa 130 Kilometer asphaltierte Straße, von Nairobi nach Nakuru. Auf den anderen Straßen zogen die Autos eine lange Staub- wolke hinter sich, oder man blieb in der Re- genzeit im Schlamm stecken. Wie sehnte ich mich danach, noch einmal einen Frühling, einen Sommer, einen Herbst, einen Winter zu erleben, die vertraute Landschaft meiner Kindheit wiederzusehen.

## England

Im September 1953 erfüllte sich mein Traum, von Afrika wegzukommen, wenn nicht gerade in die Heimat, aber wenigstens durfte ich wieder nach Europa. In London begann ich ein Medizinstudium.

Im April 1954 verließ auch meine Mutter Kenia. Ich nahm sie in London auf der Durchfahrt nach Krefeld in Empfang. Sie war leidenschaftliche Krefelderin und hatte sich in Kenia nie wohlfühlt. Auch ich empfand, dass Krefeld jetzt schon ein ganzes Stück näher gerückt war. Öfters besuchte ich die National Gallery in London. Hier war mir ein Bild besonders ans Herz gewachsen: eine Landschaft des holländischen Malers Hobbema. Eine mit Bäumen gesäumte Landstraße durchquert eine flache Landschaft. Obschon das Gemälde „The Avenue Middelharnis“ titulierte war, war es für mich eine typische niederrheinische Landschaft.

Endlich, endlich durfte ich wieder den Fuß in eine solche Landschaft setzen. Im Herbst 1954 landete ich in Düsseldorf. Bekannte holten mich mit dem Auto vom Flugplatz ab. Eigentlich hatte ich mir meine Rückkehr anders vorgestellt. In Gedanken kam ich immer auf dem Krefelder Bahnhof an! Die 14 Tage Ferien vergingen natürlich viel zu schnell. Alte Freundschaften wurden neu geknüpft, altbekannte Orte mit neuen Augen gesehen. Ich war erstaunt, dass ich noch so gut Kriee-welsch Platt konnte! Mutter verwöhnte mich mit all den leckeren Gerichten und guten Sachen von früher.

Nach Abschluss des Studiums arbeitete ich zwei Jahre in London. Inzwischen hatte ich einen englischen Kollegen geheiratet. Dann



Abb. 4. Erste Rückkehr nach Krefeld, 7. Oktober 1954

ging es nach Birmingham. Dort waren wir beide an einem der großen Krankenhäuser beschäftigt. 1965 wurde unser Sohn Paul David geboren, heute Zahnarzt auf der schönen Insel Guernsey. England ist mir eine liebe zweite Heimat geworden. Die englische Sprache beherrsche ich besser als meine Muttersprache. Schließlich war es ja die Sprache, in der ich mich für den größten Teil meiner Schulzeit ausdrücken musste und die ich für über 50 Jahre meines Lebens gesprochen habe.

## Krefeld

Seit Ende 1998 wieder in Krefeld, freue ich mich jeden Tag, dass ich wieder hier sein darf. Ich genieße es besonders, die schöne

Umgebung zu erkunden. Viel und gerne beschäftige ich mich mit der Geschichte und Vergangenheit meiner Stadt. Alte und neue Krefelder Freundinnen und Freunde sorgen auch dafür, dass ich mich hier wieder so richtig zuhause fühle.

*Die Kriee-welsche send ja och en extrazooert!*

*Dr. Ruth Frank: Geboren in Krefeld als Tochter eines jüdischen Vaters und einer evangelischen Mutter. Überlebte die Judenverfolgung unter anderem in einem Versteck. Nach dem Krieg Auswanderung nach Afrika, danach Medizinstudium in England. Dort Tätigkeit an einem Krankenhaus; 1998 kehrte Dr. Frank wieder in ihre Geburtsstadt zurück.*

# Heimat – die Nische wurde salonfähig

von Otto Fricke

Es erscheint leicht, die Bedeutungen des Wortes „Heimat“ herauszustellen. Bei weiteren Überlegungen allerdings merkt man schnell, dass dieses deutsche Wort sehr viele Bedeutungen hatte und hat. Das Wort „Heimat“ war bis Mitte des 19. Jahrhunderts ein nüchternes Wort, welches im juristischen und geographischen Sinn gebraucht wurde und ganz und gar frei von romantischen Gefühlen und emotionaler Verbundenheit war.

Die Gebrüder Grimm definierten „Heimat“ 1877 im Deutschen Wörterbuch unter anderem als „Das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“ oder „Der Geburtsort oder ständige Wohnort“. Sogar Heirat und Besitz standen damals mit dem Begriff „Heimat“ im Zusammenhang, denn der, der keine Heimat und kein Eigentum besaß, der konnte auch nicht heiraten.

Die Romantisierung Mitte des 19. Jahrhunderts wandelte Heimat in einen emotional-psychologischen Begriff, unabhängig von politisch-juristischen Definitionen.

Für mich wird an dieser Stelle aber auch immer deutlicher, wie sich die Begriffe „Heimat“ und „zu Hause“ vermischen, denn dort, wo meine Familie ist, ist mein Zuhause. Dass es gegenwärtig so ist, dass mein Zuhause

In meiner Heimat liegt, ist ein zusätzliches Glück, denn es hätte auch anders kommen können.

Ernst Rudorff kommt meinem Verständnis von Heimat sehr nahe, indem er schreibt,<sup>1</sup> es gehe nicht nur um Natur und Wald, sondern die gesamte architektonische und kulturelle Lebensumgebung spiele eine Rolle.

So wie sich der Heimatbegriff den jeweiligen Gegebenheiten immer angepasst hat, wird sich auch heute, in der globalisierten Welt, eine Wandlung vollziehen. Spätestens seit Ende der Neunzigerjahre erleben wir Heimat in einer globalisierten Welt – sprich in einer wirtschaftlich, ökologisch und informatorisch stark vernetzten Welt.

Was ist nun Heimat? Ist es ein imaginärer Ort? Was kann, was muss Heimat noch sein, angesichts unserer globalen Welt, die auf immer größere gesellschaftliche Mobilität und berufliche Flexibilität setzt?

Es ist eine Grundbedingung, dass Mobilität und Weltoffenheit durch Ortsfestigkeit ausbalanciert werden müssen. Wir können global kommunizieren und reisen, aber wir können nicht im „globalen Dorf“ wohnen. Es ist unerlässlich, dass ein jeder seine Heimat, seine „Lichtung“ findet. Was bedeutet eine Lichtung? Ein Haus, eine Wohnung, ein Zuhause? Selbstverständlich denke ich an dieser Stelle aus der Perspektive des Individuums. Es geht nicht immer ausschließlich darum, was eine vernünftige Politik gegen verhängnisvolle Aspekte der Globalisierung tun und ausrichten kann (Regulierung der Finanzmärkte, ökologische und soziale Mindeststandards für den Welthandel usw.). Es geht besonders um das Leben des Einzelnen im Erfahrungshorizont der globalen Vernetzung.

Über die Lebbarkeit im Hier und Jetzt entscheidet nicht nur die Struktur des Ganzen, sondern primär der Einzelne. Gewiss, das Individuum ist nichts ohne das Ganze, aber es gilt auch umgekehrt. Rüdiger Safranski schreibt: „Globalisierung gestalten, bleibt deshalb eine Aufgabe, die sich nur bewältigen lässt, wenn darüber nicht die andere große Aufgabe versäumt wird: die des Individuums, sich selbst zu gestalten.“<sup>2</sup>

Die Welt wird durch Autos, Bahn und Flugzeuge immer schneller erreichbar und „kleiner“. Ich, der berufsbedingt viel unterwegs ist, spürt dies besonders. Um so schöner ist es, nach Hause zu kommen. Spätestens, wenn es flach wird, spüre ich dieses Kribbeln, die Vorfreude und die Sehnsucht, auch wenn ich nur ein paar Tage in Berlin wär.

Mein Leben – und das teile ich mit vielen auf der Welt – ist ein Leben auf Reisen, ein Leben im Auto, im Flugzeug, in der Bahn oder am Telefon, im Internet, ein massenmedial gestütztes und geprägtes Leben. Diese Technologien sind für mich alltäglich. Sie lösen Entfernungen auf und stellen Nähe über Distanzen her. Für mich sind sie auch ein Mittel, mehr Zeit in meiner Heimat verbringen zu können. Mobilitätsbereitschaft ist heutzutage eine Selbstverständlichkeit – man darf nur nicht vergessen, wo die Heimat ist, erst recht nicht, wer das Zuhause ist.

Beheimatung ist in der Gegenwart nicht nur und in erster Linie die Rückbesinnung auf Traditionen in einer globalisierten Welt, sondern die Welt, die wir um uns herum vorfinden, mit unserem Anspruch, sie dem Bild einer „heilen“, heimatlichen Welt, das wir in uns tragen, ähnlich zu machen.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“, umschrieb Theodor Fontane dieses Grundbedürfnis<sup>3</sup> und traf damit den Kern: Ort und Gefühl. Der Rhein, die nieder-rheinische Landschaft, der Uerdinger Marktplatz, aber auch alte Spielstätten und die ehemalige Schule gehören genauso zu meiner „Heimat“, wie rheinisches „Platt“ zu hören. Heimat hat auch immer mit Wiedererkennen zu tun. Wiedererkennen von Gerüchen, von Geräuschen, von Mentalität. Heimat ist eine Erfahrung, die man niemandem wird vermitteln können, der es nicht selbst fühlt.

Heimat ist ein Gefühl, und die Entdeckung des Heimatgefühls ist eine der wesentlichen Grundlagen für die Wertschätzung der Heimat. Oft verwechseln wir Heimweh mit „Heimatweh“, aber es ist doch so: Zumindest ist es mir als Kind nach zwei Wochen Urlaub am niederländischen Strand so gegangen, dass ich bei der Überquerung der deutsch-niederländischen Grenze doch ein Gefühl hatte, dass trotz des bedauerlichen Endes der Ferien etwas Schönes wieder so nah war.

Die zweite große Entwicklung war für mich das Studium. Sicherlich stelle ich mir bis heute die Frage, ob Freiburg zu meiner Heimat geworden ist, auch wenn ich es immer bis heute wieder als zweite Heimat bezeichne. Aber der Studienort ist doch etwas, was zur „Menschwerdung“, vor allen Dingen zur bewussten Menschwerdung im Umfeld, erheblich beiträgt. Im Studium wurde mir oft die Frage gestellt: „Wo kommst du her?“ Und für einen Uerdinger war natürlich die Antwort stets: „Aus Uerdingen“. Viele kannten Uerdingen durch den Fußball und den Wacholderschnaps. Bei Nachfragen, wo dieses Uerdingen denn genau liege, habe ich im Spaß gesagt: „Bei Düsseldorf“. Der Hinweis auf

Krefeld erfolgte dann erst zur späteren Aufklärung, wenn auch immer mit dem typischen Schmunzeln, das der Niederrheiner so hat, wenn er über seine Region berichtet. Aber im Ernst, Krefeld ist für den Uerdinger ein Teil seiner Heimat, zumal, wenn derjenige heute in Bockum wohnt.

Schließlich aber entdeckt man die Bedeutung von Heimat auch dann, wenn man, wie ich, das Glück hatte, nach dem Studium wieder in die alte Heimat zurückzukehren, um feststellen zu können, was sich so alles in den Jahren verändert hat und doch lieb gewonnen und gleich geblieben war. Schließlich merke ich, da ich aufgrund meiner Tätigkeit als Bundestagsabgeordneter die Möglichkeit habe, nahezu alle Gegenden der Bundesrepublik Deutschland näher kennenzulernen, wie viel einem die Verwurzelung an einem bestimmten Ort doch bedeutet. Dass dabei die Heimat nicht immer ganz so wichtig ist, wie das Zuhause (siehe oben), schmälert die Bedeutung der Heimat nicht.

Ich beobachte, dass die wärmende Nische „Heimat“ wieder salonfähig geworden ist. Die Schnellebigkeit unserer Zeit bringt das Grundbedürfnis nach regionaler Verortung wieder in den Vordergrund. Eine Heimatbeziehung ist etwas Besonderes. Das Zuhause, also der Ort, wo man wohnt, kann man oft wechseln, aber zu seiner Heimat hat man ein tieferes Gefühl. Das bleibt für immer.

Dieses Heimatgefühl ist für mich aber nicht ausschließlich an einen Ort gebunden. Heimat ist da, wo ich mich den Menschen stark verbunden fühle, und es hat immer auch mit Familie zu tun. Max Frisch drückt dies so aus: „Heimat sind die Menschen, die wir verstehen und die uns verstehen.“<sup>4</sup> – Das gilt selbst dann, wenn sie nicht unserer Meinung sind, würde ich ergänzen.

*Otto Fricke: In Bockum wohnender Uerdinger, der gern in Krefeld lebt, Rechtsanwalt, seit 1996 im Kreisvorstand der Krefelder FDP, seit 2002 Mitglied des Bundestags, Vorsitzender des Haushaltsausschusses, 2003 bis 2006 2. Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde Krefeld.*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Ernst Rudorff: Grenzboten, 56 Jg., 2. Vierteljahr (1897), Leipzig.

<sup>2</sup> Rüdiger Safranski: Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch?, Hanser Verlag (2003), München.

<sup>3</sup> Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Aufbau Tb., Auflage 3 (2001), München.

<sup>4</sup> www.projekt-heimat.de/ztate (10. Mai 2009)

# Wilhelm Elfes: Krefelder Polizeipräsident und Widerständler

von Rainer Furth

Vielleicht ist Heimat die Eckbank in Großmutter's Küche, die Wachtischdecke und der Duft des Apfelstrudels, vielleicht sind es die alten Männer beim sonntäglichen Frühschoppen, Sumatra-Fehlarten der Marke „Tropenschatz“ rauchend, das Skatblatt in den Händen. Vielleicht ist Heimat der weite Blick über die handtuchflache niederheinische Landschaft, wenn man die Stadt verlässt und am Horizont vier Kirchtürme erblickt, jeder in der Mitte eines Dorfes. Für andere ist Heimat der rot lohende Himmel beim Abstich im Stahlwerk oder der Singsang der rheinischen Sprache.

Wie aber nähert man sich dem Begriff „Heimat“, wenn man als Polizeipräsident gefragt wird? Heimat ist, neben vielem anderen auch, eingebunden sein in Traditionen, verwurzelt sein. Also eine Geschichte über die Traditionslinien der Krefelder Polizei?

*„Zwei Tage später zog ich meine Breeches an, schnallte den Rucksack über, fuhr mit der Straßenbahn bis Hüls und wanderte leichten Sinnes eine Woche lang durch den sonnigen Vorfrühling der mir so lievertrauten Gefilde des linken Niederrheins. Wie belebend nun wieder die heimatliche Welt, wie verlockend die brünstige Erde, wie reinigend die herbe Märzlufte, wie befreiend die körperliche Bewegung!“*

Diese Worte stammen aus der Feder des ersten Krefelder Polizeipräsidenten, Dr. h.c. Wilhelm Elfes.<sup>1</sup> Kurz vor dieser Wanderung, am 25. März 1933, war er von den Nazis als Polizeipräsident von Krefeld-Uerdlingen entlassen worden. Und damit bin ich mitten hineingesprungen in die Geschichte, die ich zum Thema „Heimat“ erzählen will. Ich erzähle die Geschichte des ersten Krefelder Polizeipräsidenten Wilhelm Elfes.

## Aufgewachsen im Kaiserreich

Wilhelm Elfes wird am 5. Juni 1884 in der Diebener Straße 42 als ältestes von fünf Kindern einer katholischen Familie geboren. Das Deutsche Kaiserreich existiert seit gut 13 Jahren, Bismarck ist Reichskanzler. Krefeld prosperiert, die Textilindustrie prägt die bürgerliche Kommune. Elfes' Vater Albert Peter ist Seidenweber. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Mechanisierung der Krefelder Textilindustrie fortschreitet und damit die Zeit der hausindustriellen Seidenweber zu Ende geht, findet er eine Anstellung in der Seidenweberei „Schopen & ter Meer“, wo er zum Werkmeis-

ter aufsteigt. Am 25. Mai 1896 stirbt die Mutter, kurze Zeit später, am 14. März 1897, auch der Vater. Als Zwölfjähriger ist Wilhelm Elfes Vollwaise. Er kommt mit drei Geschwistern in das katholische Waisenheim der Borromäerinnen (jetzt Kinderheim Marianum). Hier herrscht ein strenges und kühles Regiment. Wilhelm, der ursprünglich Lehrer werden will, wird nach Abschluss der Volksschule als Vierzehnjähriger zu einem Schmied in Rahm in die Lehre geschickt. Nach der Lehre arbeitet er in verschiedenen Schmieden und dann in den Eisenbahnwerkstätten Krefeld-Oppum. Hier kommt der gläubige Katholik Wilhelm Elfes als Arbeiter mit sozialistischen Ideen in Berührung und findet schließlich zur katholischen Arbeiterbewegung, die ihm zur politischen Heimat wird.<sup>2</sup> Diesen Weg gehen viele katholische Arbeiter, die häufig die sozialpolitischen Vorstellungen der SPD teilen, von der ausgeprägten Religionsfeindlichkeit der Partei aber abgeschreckt werden. Elfes tritt 1904 dem katholischen Arbeiterverein St. Dionysius in Krefeld bei und wird ein Jahr später Mitglied der Zentrumspartei. 1909 wird Elfes zweiter Arbeitersekretär des katholischen Arbeitervereins. Etwa zur gleichen Zeit beginnt er damit, Artikel für die „Westdeutsche Arbeiterzeitung“ (WAZ) zu schreiben, Organ der katholischen Arbeiterbewegung. Seine Artikel scheinen gefallen zu haben, denn schon 1910 wird Elfes Redakteur der WAZ. Ein bemerkenswerter sozialer Aufstieg für den Vollwaisen und Arbeiter Wilhelm Elfes. 1912 heiratet Wilhelm Elfes Elisabeth Wormans. Aus dieser Ehe gehen zwischen 1913 und 1924 fünf Kinder hervor.

## Der Weltkrieg als Zäsur

Elfes zieht, wie fast alle Deutschen, mit Begeisterung in den 1. Weltkrieg, der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. Die Kriegserfahrungen aber, insbesondere in der Champagne und bei Verdun, machen aus ihm einen Pazifisten. Nach den Ereignissen im November 1918 liegt die politische Welt für viele Deutsche in Trümmern. Der Kaiser dankt ab und am Horizont zeigt sich die „Gefahr des Bolschewismus“. Elfes nimmt seine Tätigkeit bei der WAZ wieder auf. Er macht politische Karriere in Mönchengladbach. Er wird Stadtverordneter (1919), Beigeordneter (1920), Kulturdezernent (1923) und Fraktionsvorsitzender der Zentrumspartei in Mönchengladbach. Außerdem ist er Provinzialabgeordneter, Mitglied des Preußischen

Staatsrates und des Reichsvorstandes der Deutschen Zentrumspartei.

Es sind unruhige Zeiten. Rheinische Separatisten fordern die Rheinische Republik. Sie werden von den belgischen und französischen Besatzern unterstützt. Elfes stellt sich gegen solche Bestrebungen. Ende August 1923 zwingen die belgischen Besatzungsbehörden die Stadtverwaltung Mönchengladbach, den Separatisten die Kaiser-Friedrich-Halle zu überlassen. Elfes organisiert eine Demonstration, an der 30 000 Menschen teilnehmen. Eine Schlappe für die Separatisten. Deren große Stunde schlägt am 21. Oktober 1923. Sie stürmen das Mönchengladbacher Rathaus. Wilhelm Elfes organisiert den Widerstand der christlichen Gewerkschaften und des Zentrums. Schon am 23. Oktober stürmen Arbeiter und junge Leute das Rathaus und vertreiben die Separatisten.<sup>3</sup>

Kurze Zeit später kommt es zu Differenzen zwischen Elfes und der Parteileitung. Im Gegensatz zum Parteiestablishment fordert Elfes Einheitsgewerkschaften und auch in der Frage der „Fürstenenteignung“ gibt es unterschiedliche Positionen. In dieser Situation macht ihm der preußische Innenminister Grzesinski (SPD) ein Angebot: Wilhelm Elfes soll Polizeipräsident in Krefeld werden.

## Polizeipräsident in Krefeld

Dieses Amt gibt es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht. Die Krefelder Polizei ist eine kommunale Polizei. Die preußische Landesregierung geht nun aber daran, die kommunalen Polizeibehörden nach und nach zu verstaatlichen. Dafür gibt es eine ganze Reihe von Gründen: Bis 1918 spielt die Polizei gegenüber dem Militär eine nachrangige Rolle. Dies gilt auch für den Bereich der „Inneren Sicherheit“. Die Polizei mag den Schutzmann an der Ecke stellen und ordnungspolizeiliche Aufgaben wahrnehmen, Garant der Stabilität aber ist das Militär. Das ändert sich nach dem verlorenen Weltkrieg. Zum Einen muss die Reichswehr nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages auf 100 000 Mann abgeschmolzen werden, zum Anderen wird nach dem gescheiterten Kapp-Putsch klar, dass die junge Republik auf die Loyalität der Armee nicht vertrauen kann. Deren passive „Neutralität“ während des Umsturzversuches macht deutlich, dass die Reichswehr keinen Finger rühren wird, um die Republik im Ernstfall zu verteidigen.

Zwar hat sich die gerade entstehende paramilitärische „Sicherheitspolizei“ während des Putsches auch nicht mit Ruhm bekleckert, doch bleibt der preußischen Regierung keine Alternative zum zügigen Aufbau einer schlagkräftigen Schutzpolizei. Diese erreicht dann auch fast die Personalstärke des Heeres. Auf die Loyalität der Führung dieser personell stärker und politisch wichtiger werdenden Polizei kann sich Preußen nicht verlassen. Die Offiziere sind zum größten Teil monarchistisch eingestellt, die Mannschaften bestenfalls uninteressiert neutral.

1926 löst Albert Grzesinski Carl Severing als preußischer Innenminister ab. Sehr viel energischer als sein Vorgänger versucht er, die Führungsfunktionen der Polizei mit republiktreuen Persönlichkeiten zu besetzen. Häufig ernannt er „Außenseiter“ und Nicht-Juristen zu hohen Beamten, da die Juristen aufgrund der gemeinsamen sozialen Herkunft und Bildung eine dem Offizierskorps gleichende Gesinnungsgemeinschaft darstellen, die der Republik fast durchgehend ablehnend gegenüberstehen.

Wird in Wuppertal bereits zu Beginn der 1920er Jahre Polizei verstaatlicht, so kann dies im Rheinland erst nach Abzug der Besatzungstruppen in den Jahren 1926 und 1927 geschehen. Am 1. Juli 1927 entsteht das Polizeipräsidium Krefeld.

Was Amtsverständnis und Amtsführung angeht, gerät Eifes in ein Dilemma. Die Erwartung der preußischen Regierung an die „Außenseiter“ ist, dass diese sich engagiert für die Republik einsetzen. Sie stoßen aber auf Beamte, die ein solches Engagement ablehnen.

*„In der deutschen Beamenschaft bestand traditionell eine Abneigung gegenüber politischer, vor allem parteipolitischer, Betätigung. Die Beamten fühlten sich als Diener des Staates einem Gesamtinteresse verpflichtet, hinter dem die Ziele einzelner gesellschaftlicher Gruppen und Parteien zurückzutreten hatten. Das Ideal war eine möglichst sachliche und objektive Behandlung von Verwaltungsfragen.“<sup>4</sup>*

Eifes betont mehrfach öffentlich, so bei seiner Antrittsrede, seine republikanische Gesinnung und seine Zugehörigkeit zum Zentrum und zur Katholischen Kirche, ordnet dies aber seiner „persönlichen Überzeugung“ zu. In seiner Amtsführung werde er eine unparteiische Haltung einnehmen. Gleichzeitig kündigt er an, gegen jeden einzuschreiten, der die öffentliche Sicherheit oder Ordnung bedrohe oder sich „gewalttätig“ – man beachte die Einschränkung – gegen die republikanische Verfassung erhebe. Kommunisten und Nationalsozialisten attackieren nicht nur die Weimarer Verfassung, sondern auch den neuen Polizeipräsidenten, wobei die Nazis freilich 1927 eine untergeordnete Rolle spielen. Dies wird sich in den kommenden Jahren gravie-

rend ändern. Was die Polizeioffiziere in Krefeld angeht, erinnert sich Wilhelm Eifes<sup>5</sup> später:

*„Unter den Offizieren der Schutzpolizei konkurrierten damals drei Gruppen: solche, die nach der Auflösung der alten Armee, der sie natürlich z. T. innerlich verbunden blieben, zur Polizei übergegangen, solche, die aus dem Unteroffiziersstand der alten Armee zu Polizeioffizieren avanciert, und solche, die von vorneherein auf preußischen Polizeischulen eigenen Stils herangebildet worden waren. Für Krefeld gab es noch als Besonderheit in der früheren Husarenkaserne unter einem ehemaligen Kavalleriemajor den Reitlehrgang, der sich gelegentlich als ein Stück ‚Krefelder Husaren-Ersatz‘ gefiel.“*

Eifes scheint diese nicht eben vielversprechende Mischung ganz gut in den Griff bekommen zu haben. Nur einmal droht er einem höheren Polizeioffizier bei einer Lagebesprechung: „Sollte es hierorts zu einer gewalttätigen Großaktion der Nationalsozialisten kommen, dann werden Sie, mein Herr, der erste sein, den ich einsperren lasse.“

Trotzdem dürfte sich die Haltung der Krefelder Polizeioffiziere nicht von der allgemein beobachteten Einstellung des Offizierskorps gegenüber der Republik unterscheiden, die Eric D. Kohler<sup>6</sup> mit den Worten „hostile towards both the state and their civilian chiefs“ zusammenfasst. Eifes versucht, die Polizei mit der Bevölkerung zu verflechten, organisiert Betriebsbesichtigungen, damit die in Kasernen sozialisierten Polizeibeamten „den Wert der gewerblichen und industriellen Arbeit“ kennen lernen, hält Kontakt zu Kirchen, Institutionen und Organisationen.

In Krefeld bleibt es in den gärenden Krisen-jahren ruhiger als in Berlin oder anderen Großstädten. Am 17. Januar 1931 geraten Angehörige des republikanischen Kampfverbandes „Reichsbanner“ und Nationalsozialisten aneinander. Am 12. November löst die Polizei vor dem NSDAP-Parteilokal auf der Vereinsstraße eine Versammlung auf, da die SA trotz Verbotes uniformiert aufmarschiert ist. In der „Volksparole“, dem NS-Kampfblatt im „Gau Düsseldorf“, wird Eifes daraufhin verunglimpft und reagiert mit einer Klage. Vor der Ersten Kammer des Landgerichtes Düsseldorf muss er dann erleben, dass die Richter den Nazis sehr viel näher stehen als dem Polizeipräsidenten. Dies geht so weit, dass Eifes in der Niederschrift sogar als „Angeklagter“ bezeichnet wird.

Am 17. Juli 1932 kommt es zu Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und NSDAP-Mitgliedern. Drei Tage später ist die Weimarer Republik erledigt, auch wenn dies zu diesem Zeitpunkt nicht alle ahnen können. Während die Reichsregierungen immer instabiler werden, einander in schneller Folge ablösen und häufig ohne parlamentarische Mehrheit regieren, während es auf Reichsebene schon lange

keine verfassungstreue Mehrheit mehr gibt, bleibt Preußen – das mit rund zwei Dritteln des Reichsgebietes den Kern des Staates bildet – bis 1932 ein Hort der Stabilität, regiert vom Sozialdemokraten Otto Braun, dem „roten Zar von Preußen“. Der „Preußenschlag“, wie der Papen-Putsch auch immer wieder genannt wird, bricht der Weimarer Republik das Genick. Der Staatsstreich gegen Preußen am 20. Juli 1932 bringt aber auch einen bemerkenswerten Polizeibeamten nach Krefeld: Polizeimajor Walther Encke versieht während der Putsch-Tage Dienst in Berlin. Er sucht Kontakte zu republiktreuen Polizeieinheiten und zum Reichsbanner, wird aber denunziert. Hsi-Huey Liang<sup>7</sup> nennt die Bemühungen des Polizeimajors eine „halbherzige Verschwörung“. Encke wird in die Provinz nach Krefeld versetzt.

Eifes schreibt über Encke:<sup>8</sup> *„Major Encke, ein geistig kultivierter, feinsinniger Mensch und hochqualifizierter (Armee- und) Polizeioffizier, verheiratet mit Bettina v. Arnim (Wiepersdorf), einer Urenkelin der bekannten Bettina, der Freundin Goethes, war erst ein halbes Jahr zuvor [Anmerkung des Verfassers: gemeint ist ein halbes Jahr vor der Machtergreifung der Nazis] von Berlin nach Krefeld versetzt worden, weil seine freiheitlich-demokratische Gesellschaftsauffassung den höheren Militärrängen in Berlin als suspekt erschien. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er in Schutzhaft genommen und dienstentlassen.“*

Nach dem Papen-Putsch ist Eifes' Handlungsspielraum eingeschränkt. Drei Tage vor den Reichstagswahlen wird sein Sohn auf offener Straße blutig geschlagen. Die Täter drohen: „Dein Alter kommt auch bald dran.“

Eifes verliert die Kontrolle über die Krefelder Polizei. Am 21. Februar 1933 sprengen SA-Männer eine Veranstaltung der Zentrumspartei und attackieren den Redner, Adam Stegerwald. Die Polizei sieht tatenlos zu. Als die zentrumsnahe „Niederheinische Volkszeitung“ darüber berichten will, dringen SA-Männer in die Redaktionsräume ein und die Krefelder Polizei beschlagnahmt die vorbereitete Ausgabe, da diese geeignet sei, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu gefährden.

Unmittelbar nach der endgültigen Machtergreifung wird Eifes das Angebot gemacht, er könne Polizeipräsident bleiben, wenn er der NSDAP beiträte. Wilhelm Eifes lehnt ab und wird am 25. März 1933 entlassen.

## Widerstand gegen die Hitler-Diktatur

Eifes eröffnet einen Zigarrenladen auf dem Luisenplatz. Den Nationalsozialisten gilt der Laden schon bald als „Giftbude und Widerstandsnest“. Kunden sind alte Zentrumsangehörige, Sozialdemokraten und Katholiken. Auch Konrad Ade-

nauer besucht den Zigarrenladen. Städtischen Beschäftigten wird es untersagt, den Laden zu betreten (ein Stadtangestellter wird entlassen, weil er das Verbot missachtet), die Fensterscheiben werden eingeworfen. 1938 gibt er den Laden auf und wird Vermögensverwalter der katholischen Pfarngemeinde St. Stephan in Krefeld. Er reist viel und unterhält konspirative Kontakte zum bürgerlichen und katholischen Widerstand. Einmal flieht er Hals über Kopf, als die Gestapo das Haus eines Pfarrers durchsucht, in dem er übernachtet.

Ende 1942 wird Elfes über die Attentatspläne gegen Hitler und den Kreis um Goerdeler informiert. Elfes hält Kontakt zum konservativen Widerstand im „Goerdeler-Kreis“, der wiederum mit dem militärischen Widerstand rund um Ludwig Beck in Verbindung steht. Mehrfach versucht Elfes, Konrad Adenauer zur Mitarbeit im Widerstand zu bewegen. Dieser lehnt brüsk ab. Offensichtlich glaubt er nicht daran, dass es zu einem Umsturz durch die Wehrmacht kommen kann.

Nach dem Scheitern des Attentats am 20. Juli 1944 werden aus dem Kreis der rheinisch-katholischen Widerständler („Kölnischer Kreis“) Nikolaus Groß und Bernhard Letterhaus verhaftet und hingerichtet. Elfes wird am 23. August 1944 verhaftet, kommt jedoch im September auf Grund der Bemühungen früher unterstellter Polizeibeamter frei. Am 7. Oktober wird ein erneuter Haftbefehl erlassen. Die Gestapo weiß aus den Vernehmungen von Groß, dass Elfes Mitwisser der Verschwörung war. Ein Polizeibeamter ermöglicht Elfes die Flucht. Die Zeit bis zum Kriegsende verbringt Elfes versteckt auf dem Dachboden eines Bauernhofes in St. Tönis.

## Oberbürgermeister in Mönchengladbach, Gründung der CDU

Am 2. März 1945 erreichen amerikanische Truppen St. Tönis. Zwei amerikanische Offiziere suchen nach Elfes und finden ihn im Pfarrhaus. Einer der Offiziere ist der Historiker Saul K. Padover. Später schreibt er: „We spent the whole afternoon in his chastely furnished room listening to him. It was he who first revealed to us the strange story of the conspiracy against Hitler. From his conversation there emerged a portrait of an ardent Catholic who was at the same time an idealistic Socialist.“<sup>1</sup>

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Wilhelm Elfes: Polizeipräsident in Krefeld, Persönliche Erinnerungen. Eine Ausfertigung dieser Schrift befindet sich in der – sehr spärlichen – polizeihistorischen Sammlung des Polizeipräsidiums Krefeld.

<sup>2</sup> In seinem Aufsatz „Polizeipräsident in Krefeld“ schreibt Elfes dazu: „Als Schmied und Schlosser (zeitweise als Bau- und Kunstschlosser und als Installateur) in kleinen und großen Betrieben in und außerhalb Krefelds (zuletzt in Hamburg) begann ich, über die soziale Bedeutung der werktätigen Arbeit nachzudenken und bekam gleichzeitig die Not und Unsicherheit der proletarischen Existenz zu kosten. Bedrückt von dem sozialen Unrecht um die Jahr-

Die Amerikaner teilen Wilhelm Elfes mit, dass sie beabsichtigen, ihn als Oberbürgermeister der Stadt Mönchengladbach einzusetzen. Elfes sträubt sich zunächst, gibt dann aber nach. Die Besatzungsgewalt geht auf die Engländer über. Diese trennen die Ämter des (politischen) Oberbürgermeisters und des (administrativen) Oberstadtdirektors. Bis 1948 bekleidet Elfes das Amt des Oberbürgermeisters, anschließend bis 1951 die Funktion des Oberstadtdirektors.

Er nimmt auch die 1926 unterbrochene journalistische Arbeit wieder auf. Von 1948 bis 1951 gibt Elfes gemeinsam mit Andreas Hermes (als Lizenzträger) die Westdeutsche Zeitung heraus. Später schreibt er Kommentare für die Deutsche Volkszeitung, Organ des „Bundes der Deutschen“.

In Deutschland konstituiert sich zwischenzeitlich die CDU. In ihr sammeln und bündeln sich die Mitglieder der ehemaligen christlich orientierten Parteien, wobei die ehemaligen Mitglieder der Zentrumspartei dominieren. Auch Elfes wird Mitglied der Union. Er zählt zu den führenden Köpfen des linken Parteiflügels und wird im April 1947 in den nordrhein-westfälischen Landtag gewählt.

## Bruch mit Adenauer, Elfes-Urteil

Wie schon 1925/1926 gerät Elfes mit der Parteilinie in Konflikt. Ihm missfällt die Westintegration der jungen Bundesrepublik, er verfolgt – auch im Hinblick auf eine gewünschte Wiedervereinigung – eine außenpolitisch neutrale Politik Westdeutschlands.

1949 gehört er zu den Gründungsmitgliedern der „Gesellschaft für Wiedervereinigung“, die sich für Verhandlungen mit der DDR einsetzte. Adenauer reagiert hart und 1951 wird Elfes aus der CDU ausgeschlossen.

Daraufhin gründet Elfes gemeinsam mit dem früheren Deutschen Reichskanzler Joseph Wirth den außenpolitisch neutral ausgerichteten „Bund der Deutschen“ (BdD). Man darf heute getrost davon ausgehen, dass die SED die Gründung des BdD kräftig gefördert hat. Jene, die den BdD eine kommunistische Tarnorganisation nannten, dürften damit den Kern der Sache durchaus getroffen haben. Aus Sicht der Ostberliner Strippenzieher stellten Persön-

lichkeiten wie Joseph Wirth und Wilhelm Elfes lediglich das bürgerliche Feigenblatt einer Organisation dar, deren Funktion nach Kalkül der SED darin bestand, die von Adenauer betriebene Westintegration zu torpedieren. Aus heutiger Sicht ging Wilhelm Elfes nun einen Irrweg, aus dem er nicht mehr herausfinden sollte.

Jeder Polizeischüler hat im Staats- und Verfassungsrecht einmal vom „Elfes-Urteil“ gehört, doch nur die wenigsten werden wissen, dass jener, der dem Urteil den Namen gab, Polizeipräsident in Krefeld war. Selbst bei den Polizeibeamten der Seidenstadt ist er weitgehend unbekannt. Um die Auslandskontakte Elfes – insbesondere nach Osteuropa – zu behindern, wird Elfes 1953 die Verlängerung seines Reisepasses verweigert. Als er die Verwaltungsgerichte vergeblich angerufen hat, wendet sich Elfes schließlich mit einer Verfassungsbeschwerde an das Bundesverfassungsgericht. Er unterliegt auch vor dem Verfassungsgericht und das Elfes-Urteil wird zu einer Richtungsweisenden Grundsatzentscheidung, die auch heute noch (fast) jeder Jurist kennt.

Vertreten wird Elfes von einem jungen Rechtsanwalt, der gerade mit Gustav Heinemann, Hans Bodensteiner, Helene Wessel und Johannes Rau die „Gesamtdeutsche Volkspartei“ gegründet hat. Die Rede ist vom späteren nordrhein-westfälischen Minister und stellvertretenden Ministerpräsidenten Dieter Posser, einem engagierten evangelischen Christen. Auch mehr als dreißig Jahre nach dem Urteil erklärte Posser bei einem Vortrag in Krefeld, dass er das Urteil nur mit dem politischen Druck erklären könne, dem das Bundesverfassungsgericht ausgesetzt gewesen sei.

Am 24. November 1969 teilt das Polizeipräsidium Mönchengladbach in einem Fernschreiben an das Innenministerium und einige Oberbehörden mit, dass Wilhelm Elfes am 22. November verstorben sei. Als sachbearbeitende Dienststelle wird im Fernschreiben das 14. K, das für politische Delikte zuständige Kommissariat, genannt.

*Rainer Furth: Geborener Krefelder, dann Aldekerker und Münsteraner, seit 2008 Polizeipräsident in Krefeld; hat erlebt, dass sich „in Krefeld sogar Fremde auf der Straße anlächeln“.*

hundertwende, erfasste mich das allgemeine Verlangen der Arbeiterschaft nach einer gründlichen sozialen Gesellschaftsreform und ließ mich nicht mehr los.“

<sup>3</sup> Auch in der Seidenstadt werden die Rheinbündler aktiv. Am 23. und 24. Oktober kommt es in Krefeld zu Gefechten zwischen Separatisten und der Polizei, die das belagerte Rathaus verteidigt. Hierbei finden zwei Polizeibeamte den Tod. Zwei Straßen der Seidenstadt werden nach ihnen benannt: die Schneiderstraße und die Lensenstraße

<sup>4</sup> Albert Esser: Wilhelm Elfes, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1990

<sup>5</sup> Dr. h.c. Wilhelm Elfes: Polizeipräsident in Krefeld, Persönliche Erinnerungen

<sup>6</sup> Eric D. Kohler: The Crisis in the Prussian Schutzpolizei 1930-1932, Police Forces in History, London-Beverly Hills, 1975

<sup>7</sup> Hsi-Huey Liang: Die Berliner Polizei in der Weimarer Republik, Verlag Walter der Gruyter, Berlin, 1977

<sup>8</sup> Dr. h.c. Wilhelm Elfes: Polizeipräsident in Krefeld, Persönliche Erinnerungen

<sup>9</sup> Saul K. Padover: Experiment in Germany, The Story of an American Intelligence Officer, New York, 1946

# Heimat – mehr als „Kindheitsmuster“<sup>1</sup>

von Eugen Gerritz

Eindrücke der Kindheit haften oft ein Leben lang. Ich erinnere mich eines Besuchs in Eindhoven mit meinem Vater bald nach dem Krieg, so um 1947 herum. Dort lebte und arbeitete seine Lieblingsschwester, eine Nonne des Ordens „Unsere Liebe Frau“, später bis zu ihrem Tode meine Lieblingstante. Mitten in Eindhoven blieb ich wie angewurzelt stehen. „Komm endlich!“ rief der Vater. Ich war nicht fortzubewegen. Was ich sah? Eine heile Stadt! Was ich kannte: Duisburg; und als wir vom Niederrhein evakuiert wurden: Hannover und Hildesheim – alles Trümmerhaufen; und nach der abenteuerlichen Rückkehr an den Niederrhein: die Ruinen Xantens. Dort stritten die Bürger, ob es sinnvoll sei, den einbeinigen Dom, noch dazu ganz ohne Dach und Gewölbe, wieder aufzubauen: Die Steine könne man doch selber brauchen.

Heimat in diesem Augenblick war Eindhoven, die scheinbar vom Krieg verschonte Stadt – lange Zeit Ort der Sehnsucht.

Heimat – das Wort war präsent wie kein anderes nach 1945. Um uns herum mühten Heimatvertriebene sich, Fuß zu fassen. Man beobachtete sie mit Argwohn; nicht weil sie evangelisch waren oder anders sprachen, sondern weil – so hieß es – „wir selbst nichts hatten“.

Spät erst nahmen wir wahr, wie viel Millionen Juden wir Deutsche die Heimat genommen haben. Einer von ihnen, Samuel Bak, schlug es in Osnabrück an die Wand des Jüdischen Museums: „Meine Heimat ist in meinem Koffer“.

Als ich lesen lernte, stieß ich unter den Bücherresten meiner Eltern auf eine Literatur, in der der Begriff Heimat einen ähnlichen Rang hatte wie der des Vaterlandes. Damals

schien mir „Heimat“ so heikel zu sein wie „Vaterland“. Am Hofgitter der Münchener Universität, keine 30 Meter entfernt von jenem Treppenhaus, in das die Geschwister Scholl zehn Jahre zuvor ihre Flugblätter hinabregnen ließen, fand ich, in Erz gegossen, den Spruch „Dulce et decorum pro patria mori“.

Als Referendar am damaligen Kempener Mädchen-Gymnasium bekam ich den Auftrag, zum „Tag der Heimat 1963“ die Festansprache zu halten. Ich stellte darin den „Tag der Heimat“ neben den „Tag des Baumes“ und den „Tag des Pferdes“ und beschrieb auch noch eine Kollegin, wie sie mit runtergerollten Strümpfen ihren Mädchen wandernd voranschritt. Damals meinte ich sagen zu müssen, dass auf solch ritualisierte Weise „Heimat“ nicht sich werde retten lassen.

Jahre später überlegten Reinhard Feinendegen und ich, wie sich der Vorstand des „Vereins für Heimatkunde“ wohl verjüngen ließe. Die damalige Altherrenriege schien dankbar die Ablösung zu akzeptieren. Mein Vorschlag außerdem: den Namen der Vereinszeitschrift gleich mit abzulösen. Der neue Vorsitzende weigerte sich und demonstrierte als Herausgeber der „Heimat“ – und zwar Jahr für Jahr –, wie er Heimat verstand: eben nicht als Sammelbecken von Heimattümeleien. Die Zeitschrift wurde für Themen geöffnet, die zuvor dort keinen Platz gefunden hatten: Themen der Krefelder Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Weimarer Republik, der NS-Zeit... Da fühlte sich manch einer auf die Füße getreten. Der Herausgeber ertrug's und ermunterte zu Gegenartikeln – „aber bitte nach den Regeln der historischen Kunst“.

Heute, nach mehr als drei Jahrzehnten, bin ich dankbar für die Unterlassung meines Bildersturzes. Ich habe diesen Fall mir zum Vorbild

genommen, als ich mich weigerte zuzulassen, dass der aus dem Kaiser-Wilhelm-Museum entfernte Kaiser (bitte sehr: der I., nicht der II.) in drei Marmorblöcke zersägt Krefelder Künstlern zur Verfügung gestellt werde.

Meine Generation der vor dem Zweiten Weltkrieg Geborenen hat Europa herbeigesehnt, auch als Garant des ewigen Friedens, zumindest auf unserem Kontinent. Uns wurden die Tore zur Welt geöffnet, die zu unserer Kinderzeit verschlossen waren – mit Stacheldraht. Und jeder, der diese weite europäische Welt erfahren hat, kehrt dankbar zurück in seine „kleine Welt“. Hier ist unsere Heimat. In ihr arbeiten wir, für sie arbeiten wir.

Diese Heimat ist uns so selbstverständlich, dass niemand uns auffordern muss, stolz auf sie zu sein. (Eine solche Aufforderung, aufs „Vaterland“ bezogen, trieb eine Weile manchen Politiker um.)

Die „Heimat“, die Reinhard Feinendegen nach 33 Jahren uns hinterlässt, ist frei von früheren ideologischen Verklemmtheiten. In ihr finden wir Krefelder Bürger uns wieder.

*Dr. Eugen Gerritz: Ratsherr der Stadt Krefeld, über drei Jahrzehnte Wegbegleiter Reinhard Feinendegens, insbesondere in Kultur- und Denkmalschutzfragen; Mitglied des NRW-Landtags von 1980 bis 1995, dort kulturpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion; Vorsitzender des Villa Merländer e. V. von 1999 bis 2005; Vorstandsmitglied des Vereins für Heimatkunde.*

Anmerkung

<sup>1</sup> Vgl. Christa Wolf: Kindheitsmuster. Erstmals erschienen: 1976.

# Heimat als Sehnsucht?

von Michael J. Hack

Heimat gehört zu den strapazierten und auch missbrauchten Begriffen, politisch, historisch, geografisch, ideologisch, philosophisch, psychologisch und unter vielen anderen Aspekten mehr. Aus all diesen Richtungen und Perspektiven lässt sich Heimat trefflich beschreiben. Wissenschaftliche Abhandlungen mit vielen Anmerkungen und Literaturverweisen, schreibetrocken, geistvoll und humorig, emotional aufgeladen bis kitschig verbrämt.

Mit dem Begriff Heimat verbinden sich zahlreiche Vorstellungen. Sie beinhalten die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Raum, der Landschaft, der Nation, der Sprache oder sogar der Glaubensgemeinschaft. Heimat hat etwas mit Identifikation zu tun. In der Heimat hat man Freunde. In der Heimat ist man zuhause, man kommt nach zuhause zurück, wenn man in der Fremde war.

Ein bekannter längst verstorbener Pfarrer erzählte mir, dass er in seiner Kinder- und Jugendzeit über zwölfmal umgezogen ist zwischen Ostpreußen und dem Rheinland. Aber seine Heimat sei Ostpreußen und in seiner Sprache schwang der ostpreußische Slang unverkennbar mit. Und ebenso kannte er zahlreiche ostpreußische Witze. Für ihn war Ostpreußen Heimat, weil er dort geboren war. Aber ist deshalb Heimat gleichzusetzen mit Geburtsort?

Cicero hat gesagt: Vaterland ist dort, wo immer es gut ist! (*Patria est, ubicumque est bene*), kurz gesagt zum Sprichwort geworden: *Ubi bene, ibi patria!* Wo es gut ist, da ist meine Heimat. Heimat gleich Vaterland, gleich der Ort, an dem es mir gut geht.

Oder ist Heimat eine Utopie. Eine Wunschvorstellung eines Gefühls der Geborgenheit und Sicherheit, der Anerkennung und Wertschätzung. Ein Ort oder eine Vorstellung, die noch nicht Realität geworden ist? Sind wir immer glücklich mit unserer Heimat, einverstanden mit dem, was geschieht?

Ich bin sicher, es ist letztlich eine ganz persönliche Angelegenheit, die jeder mit seiner Biografie verbinden wird und dann – natürlich – können all diese genannten Begriffe ihre Berechtigung haben, die Blickwinkel beschreiben und sich mit biografischen Geschichten und Erfahrungen anreichern. Deshalb kann ich zum Thema auch nur aus biografischer Sicht Persönliches schreiben.

Voranschicken will ich: Der mit der Festschrift zu Ehrende ist ein Stück Heimat. Zwei

meiner Kinder haben in der Ära Feinendegen des Gymnasiums Horkesgath dort ihr Abitur gemacht. Er hat Stil und Atmosphäre dieser Bildungseinrichtung geprägt und ich wusste meine Kinder dort gut aufgehoben. Das Phänomen Feinendegen war, dass er als Schulleiter jeden Schüler mit Namen kannte und benennen konnte. Schon das allein gibt Eltern das Gefühl von Sicherheit, zu wissen, dass ihre Kinder gut aufgehoben sind. Das ist auch oder gerade Heimat, nämlich gut aufgehoben zu sein.

Kann man heimatlos aufwachsen? Eltern und Familie sind auch Heimat. Kann, wer vertrieben wird, nicht auch Heimat wieder finden? Wenn die Heimatvertriebenen ihrer Heimat nachtrauern, werden sie dann ihrer neuen Lebensumgebung nicht ungerecht gegenüber, wenn sie ihnen Sicherheit und Auskommen sichert. Besteht nicht die Gefahr, dass Heimat nur noch von nostalgischen Erinnerungen genährt wird?

Heimat ist auch Erbe, sitzt in unseren Erbanteilen. Jede Stadt, in der ich gelebt habe, hat heimatliche Anteile in meiner Lebensgeschichte hinterlassen. Nur meine Geburtsstadt nicht. Dort bin ich – infolge der Verhaftung meines Vaters durch die Gestapo und Ausweisung der Familie aus dem Rheinland – zufällig und auf der Durchreise in die Abgeschiedenheit zur Welt gekommen. Da wurde Stuttgart mein Geburtsort. Seitdem bin ich ein einziges Mal ebenfalls auf der Durchreise für wenige Stunden in Stuttgart gewesen. Eine für mich fremde Stadt, ohne Erinnerungen. Da gibt es nichts an Heimatgefühlen oder Heimatverbundenheit. Ich bin eher froh, dass sich in meiner Sprache nichts von schwäbischem Dialekt findet. Der Schwabe kennt z. B. keine Relativsätze. Da heißt es „die, wo sind“ oder „der, wo hat“.

Was habe ich für Erbteile heimatlicher Art? Das Ruhrgebiet mit den Kumpels und den rauchenden Schloten, Studienorte, zuletzt in Bonn und dort erste Anstellung. Bedeuten nicht auch die heftigen 60er Jahre einen Teil Heimat, wenn auch mit kritischer Betrachtung. Zur Zeit der sogenannten „68er“ hatte ich schon das erste Examen hinter mir, das zweite folgte 1969. Es beweist sich, Heimat und Heimatgefühle entwickeln sich dort, wo sich Lebensgeschichten in Verbindung mit politischen Ereignissen angesiedelt haben.

Die Staatsbesuche in Bonn habe ich erlebt, die Zeitzeugen der Nachkriegsgeschichte: de Gaulle, Kennedy, Adenauer, Gerstenmaier, den ich als Vikar unter meiner Godesberger

Kanzel erlebte und eher in unfreundlicher Erinnerung habe. Der letzte Reichstagspräsident starb im Johanniter-Krankenhaus, in dem ich Sterbewachen machte. Als junges SPD-Mitglied erlebte ich hautnah Willy Brandt, derweilen ich mich aktiv im Bundestagswahlkampf im Wahlkreis Jülich betätigte. Alles das ist auch so etwas wie Heimat. Ortsgebundene Heimatgefühle verbinden sich mit geistigen, politischen und philosophischen Gedanken, Erfahrungen und Erkenntnissen. Oder mit Menschen, die beeindruckt haben.

Über Heimat schreiben heißt für mich, über Lebensgeschichte nachdenken. Und dann wird auf einmal deutlich, wovon ich gerne – nicht nur altersbedingt – erzähle, nämlich von meiner frühen Jugendzeit, als ich als Stadtkind die Oster-, Sommer- und Herbstferien auf dem Bauernhof meiner Großeltern am Niederrhein verbrachte. Das war eine besondere Zeit voll Geborgenheit, gut zu essen, frei zu sein von elterlicher Aufsicht und etwas von Landwirtschaft zu lernen, was ich bis heute nicht vergessen habe. Mit dem Pferdegespann pflügen und Kühe noch mit der Hand melken. Das ist Heimat der Jugendzeit.

Heimat im Alter bekommt noch einen anderen, dafür aber schmerzhaften Aspekt. In meiner langen Zeit als Geschäftsführer im Bereich der Altenpflege haben viele Altenheimbewohner ihre Klagen über den Verlust der Heimat geäußert. Sie meinten damit weder Geburtsort oder eine Landschaft, sondern ihr Zuhause. Plötzlich ein Pflegefall zu werden und die gewohnte und mit Erinnerungen verbundene Wohnung zu verlassen, bedeutet Verlust. Nicht alles mitnehmen zu können oder alles wie früher zur Hand zu haben, ist schmerzhaft. Es gibt kein Zurück mehr in die heimische Wohnung, das tut weh.

Übrigens: Der Historiker geht zurück in die Vergangenheit, um Gegenwart zu verstehen und vielleicht sogar für die Zukunft zu planen. Wenn man in seiner Familie bis ins 16. Jahrhundert zurückgeht und die Vorfahren mit Namen und Daten kennt, erklärt sich vieles, wie die Gegenwart entstanden ist und was für die Zukunft zu lernen wäre. Familiengeschichte ist auch Heimat. Gegenwärtige Strukturen des Verhaltens oder des Muts und des Widerspruchs bekommen Bedeutung und Erklärung. Kann es sein, dass sich in der Familiengeschichte durchgängige und sich fortsetzende Spuren von Erziehung und von Denkweisen erkennen oder entdecken lassen?

Ich gehe davon aus, dass Heimat vielfältige Aspekte und Begründungen hat. Der Ge-



burtsort an sich ist zu wenig, um heimatliche Bedeutung oder Gefühle zu wecken. Ich glaube, dass sich Heimat vorzüglich an Personen und den Begegnungen mit ihnen verdeutlicht und festmacht. An den Personen, die Maßstäbe, Grundsätze und Leben prägen und gestalten helfen.

Aber der Ort, an dem man heute lebt, hat den Anspruch, auch Heimat zu sein. Insofern ist heute Krefeld seit 1971 meine Heimat, die mir die Berechtigung gibt, auch kritisch mit ihr umzugehen und häufig ärgerlich und enttäuscht zu sein. Gründe gibt es genug. Nur einer sei genannt: Stadtplanung ist für Krefeld das, was für den Blinden die Farbe ist. Trotz allem: Ich lebe gerne in dieser Stadt.

Dann natürlich spielt die Theologie ihre besondere Rolle. Das Studium in den Fächern der Kunst und des Theaters führte mich hin zur Theologie und Psychologie. Die seelsor-

gerliche Arbeit mit und für Menschen wurde Heimat.

Die Kirche als Institution, als Verwaltungseinheit war nie für mich wirkliche Heimat. Sie hatte sich für mich als anständiger und zuverlässiger Arbeitgeber zu verhalten, sie hat dazu beigetragen, meine und die Existenz meiner Familie zu sichern.

Heimat war und ist immer die unsichtbare Kirche aller Gläubigen auch über Konfessionsgrenzen hinweg. Gott sei Dank greift ja die Bibel weit über solche von Menschen gemachte und erdachte Grenzen hinaus und eröffnete einen anderen – noch utopischen, nicht verorteten – Raum, in dem die Sehnsucht des Menschen nach Heimat sich erfüllen wird. Deshalb ist Heimat für mich immer verbunden mit der Sehnsucht des Menschen nach Geborgenheit, nach Liebe und Wertschätzung. Das ist in der unsichtbaren Kirche

tatsächlich als Heimat zu finden, immer auch in Verbindung mit den Menschen in meiner Lebensgeschichte, die wichtig und prägend waren und immer noch sind.

Eine Liedstrophe von Dietrich Bonhoeffer, die mir sehr wichtig geworden ist, möchte ich auch Herrn Dr. Feinendegen ins Gästebuch schreiben:

*Von guten Mächten wunderbar geborgen  
erwarten wir getrost, was kommen mag.  
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.*

*Michael J. Hack: Studium der Malerei, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte, schließlich Theologie und Psychologie. Pfarrer an der Johanneskirche in Krefeld-Forstwald von 1971–2001. Heute: Polizeiseelsorger.*

## Dem Fremden wie einem Freund Heimat geben

von Norbert Heinrichs

„Welcome you home to Israel“ hält das Spruchband auf der Frontseite einiger Busse in den Straßen Jerusalems den Passanten und Gästen aus aller Welt entgegen. Diesen Gruß schreiben enthusiastische Bibelchristen vor allem aus den USA auf die Plane. Sie sagen damit: Unser Herz hängt an dem Land Israel, wie es vor mehr als zweitausend Jahren die Propheten in den Heiligen Schriften angekündigt haben. Willkommen in Israel von Dan bis Beer Sheva, vom Meer bis zum Jordan. Es ist die Vision von „Großisrael“, mit der heute politisch die Wieder-Inbesitznahme biblischen Landes begründet wird. Dieses „Zuhause“ in Israel spricht den anderen Bewohnern Palästinas das „Birthright“ ab, wie andere Busse es zum 60. Jahrestag des Staates Israel ausschließlich für Juden frontal bekunden. Die Besucher in diesen Bussen können einen Ausspruch des jüdischen Philosophen und Poeten Juda Halewi sehr gut verstehen: „Mein Herz ist im Osten, während ich am Ende des Westens bin“. Er wanderte 1140 n. Chr. aus Spanien nach Palästina ein.

Die Sehnsucht nach einer Heimat, in der ich einen Freund finde wie ein festes Zelt, treibt bis in unsere Tage Menschen aus fast 140 Nationen nach Palästina/Israel. Sie suchen diesen Lebensraum aus unterschiedlichen Motiven. Für die Einen ist der Willkommensgruß an den Bussen selbstverständlich; die Anderen suchen einfach ein Dach unter gu-

ten wirtschaftlichen Verhältnissen über dem Kopf; wieder andere ziehen ihrem Partner oder der Familie nach. Ein jeder aus diesen Gruppen wird „Heimat“ anders umschreiben oder sogar sagen: meine Heimat bleibt der Lebensraum meiner Kindheit. Touristen und Pilger, die in den Regionen Israels (Galiläa, Samaria, Judäa, Negev...) unterwegs sind, suchen für wenige Tage eine kulturelle und/oder religiöse Heimat in Israel. Sie finden im „Heiligen Land“ die Spuren der Geschichte des Gottesvolkes Israel oder die Heimat des Jesus von Nazareth, der aus diesem Volk stammt.

Der Fremde hofft, die historische Heimat seines Glaubens zu finden, wie sie die Erzählungen der Bibel oder die vielen Pilgerbücher seit Jahrhunderten spiegeln. Er braucht einen „Guide“, der die Geographie und Topographie von einst kennt und die in der Tradition gewachsene deutende (theologische) Topographie erklären kann. Denn in der Geschichte Palästinas haben heilige Orte ein wechselhaftes Schicksal: sie werden errichtet, zerstört, wieder aufgebaut. Jede Macht gibt ihnen eine andere Deutung. Da gilt der Spruch von P. Bargil Pixner OSB: „Einmal heilig, immer heilig.“

Lieber Herr Dr. Reinhard Feinendegen, wir erinnern uns an eine Reise durch Israel vor vielen Jahren. Jetzt darf ich in Jerusalem

längere Zeit zubringen und mit Dankbarkeit Ihnen aus dem letzten Tagebuch zwei Abschnitte schenken, die an die religiöse Heimat der Christen erinnern und den Aufbau einer neuen Heimat für palästinensische Jungen in Bethlehem festhalten.

### Bethlehem: Besuch im „Boys-Home“

Bethlehem – der Ort in der Westbank, besucht auf Fotos und Karten in der Weihnachtszeit die Kirchen und christlichen Familien, die Fußgängerzonen, Weihnachtsmärkte. Er flattert auf Grußkarten durch die Post, per E-mails und Paketen über die ganze Welt. Je nach Volkskultur verändert Bethlehem sein Gesicht; ein Gesicht, das Träume und Fantasien, Bibel und ihre Tradition zu malen und zu deuten versuchen. Bethlehem – auch ein missbrauchter Name, ein geschändeter Name, so wie die Liebe zwischen den Menschen zerstört werden kann. Eine riesige Bilderwand am Chequepoint schreibt in großen Lettern: Jerusalem Peace – Bethlehem Love. Auf der Innenseite der neuen Sicherheitsmauer (von Bethlehem aus gesehen) zeigen Fotos, Graffiti eine andere Sicht. Die Stadt ist zu einem eingeschlossenen Ort geworden, umgeben von jüdischen Siedlungen, einem Straßennetz ausschließlich für Siedler und

den alten Straßen für die arabischen Bewohner. Herauskommen kann einer nur mit einer Arbeitserlaubnis in Jerusalem. Die Studenten und Studentinnen an der Katholischen Universität schauen auf Jerusalem, können den für ihre Geschichte wichtigen Ort aber nicht besuchen. Hineinkommen erlaubt Israel nur Bürgern mit einer anderen Staatsangehörigkeit. Israelis bleibt Bethlehem versperrt.

Die junge Soldatin hinter dem kugelsicheren Glas stolpert über das in meinem Pass eingeklebte Visum für Russland. Ein Blick auf die Aufenthaltserlaubnis behebt ihre Zweifel. Der hundert Meter lange Drahtverhau hinter dem Ausgang endet in den Armen der Taxifahrer, die jeden Fremden dorthin fahren, wohin er im Raum Bethlehem kommen möchte. Ein Kampf um ein paar Schekel. Jeder von ihnen kennt nur einen Spruch: „Ich habe eine große Familie mit vielen Kindern und brauche jeden Schekel“. Sie unterbieten sich mit den Preisen und kämpfen um jeden Gast. Ich möchte wieder zu Fuß gehen, um in den dreißig Minuten bis zum Zentrum das Atmen der Stadt zu spüren. Bethlehem atmet schwer. Die Werbung der Autonomiebehörde präsentiert folgenden Slogan: „Bethlehem – eine Stadt für den Frieden“. Sagt das nicht auch die andere Seite?

Noch verbringen die Kinder die Schulferien zuhause. Sr. Maria Grech beginnt heute wieder ihren Alltag im Boys Home mit einer alten Erfahrung: Die Uhren gehen seit dem Beginn des Ramadan in Bethlehem eine Stunde schneller als im Kernland Israel. Ihr Gast meint pünktlich zu sein, kommt aber eine Stunde zu spät. Diese Stunde verbrachte ich in aller Gelassenheit in der Geburtskirche und auf ihrem Vorplatz. Denn um diese Zeit überrennen noch nicht die eiligen Gruppen das Heiligtum. Der Kleinbus 124 ratterte mit Höchstgeschwindigkeit von Jerusalem aus die Hebronstraße hinauf. Die riesige Siedlung Gilo westlich Jerusalems kann sich in der frühen Sonne baden. Das Gemäuer der Häuser, die alle wie aus einer Retorte gebaut scheinen, spiegelt gleißend weiß die Strahlen wieder. Der Häuserkranz auf dem Hügel wirkt wie ein Fremdling in der jüdischen Berglandschaft. Hatten die Römer die Berge abgeholzt für ihre Eroberung, sind sie heute mit ihren Siedlungen der Ausdruck des neuen Israel, das seinen 60. Geburtstag feiert und eine neue Landnahme fördert. Der Staat Israel duldet und fördert sie trotz der Beteuerung bei politischen Verhandlungen, sie zu stoppen. Er erweitert die bestehenden Siedlungen.

An dem alten Übergang „Rahels Grab“, einen Kilometer vor dem heutigen, verstaubt eine ehemalige Polizeistation. Der Nachtdienst scheint zu Ende. Der Stacheldraht auf der Einzäunung reißt bei Tageslicht keine Uniform auf. Während Tantar auf dem Hang gegenüber wie eine flüchtige Wolke verschwindet, hält der Bus vor der Betonmauer. Sie schlängelt sich wie eine S-Kurve um das Rahelgrab.

Es liegt in einer Talsenke, ummantelt mit Beton vor dem Betonwall. Die Frommen wollen ihr Memorial für alle Fälle schützen. Es bleibt nur für Juden zugänglich.

Rahel – die Frau des Stammvaters Jakob, der unterwegs von Bet El nach Efrata war, stirbt kurz nach der Ankunft bei der Entbindung ihres Sohnes Benjamin (d.h. Erfolgskind). „Auf der Straße nach Efrata, das jetzt Bethlehem heißt, begrub man sie“ (Gen 35, 1 – 20). Ihr in der Tradition lokalisiertes Grab liegt an der Nordgrenze Bethlehems. Sein Name kann bedeuten: Brothausen, Haus des Kriegsgottes oder Haus der Göttin Lachama.

Mit der Sperrmauer verbauten sich die Israelis auch den Zugang in die Stadt des Großvaters des Königs David. Das Buch der Moabiterin Rut hält die Geschichte der Familie des messianischen Königs fest. Rut und Boas treffen sich hier. Ihr Sohn Obed wird der Großvater Davids sein. Bethlehem gilt als die Geburtsstadt Davids (Rut 4, 18 – 22), der in diesem Dorf von Samuel zum König gesalbt wird (1 Sam 16, 1 – 13). Er entscheidet sich aber für die Jebusiterstadt als Hauptstadt seines Reiches Juda. In der muslimischen Tradition genießt der Prophet David bis heute eine hohe Achtung. Mitten in der justinianischen Basilika breitet an diesem Morgen ein gläubiger Muslim seine Arme zum Gebet aus. Man erzählt, dass öfter Muslime in den Narthex der Geburtskirche kommen und dieses Heiligtum für ihr Gebet betreten.

Bethlehem 2008, eine Kleinstadt im palästinensischen Autonomiegebiet mit ca. 32 000 Einwohnern – samt Umfeld etwa 60 000 –, hat sich seit der Intifada und dem Mauerbau grundlegend verändert. Die Landflucht der meist gut gebildeten Christen hält an. Sie suchen wie z.B. Dr. G. Naser lange nach einem Engagement im Ausland und hinterlassen eine schmerzliche Lücke in der Gesellschaft. Eine mehrheitlich muslimisch geprägte Bevölkerung erträgt eine Arbeitslosigkeit von ca. 65 % und kennt die leibliche Armut am eignen Leib. Hamas findet einen widerstandslosen Nährboden vor. Schon der Prophet Micha (700 – 650 v. Chr.) weiß von der miserablen Lage der kleinen Leute auf dem Land abseits der Karawanenstraße. Er verheißt den Bewohnern den kommenden messianischen Herrscher, der aus dem Gau Bethlehem hervorgehen wird (Micha 5, 1 ff.). Seine Verheißung steht in der christlichen Überlieferung Pate für Bethlehem als der Geburtsstadt des Messias Jesus aus dem Geschlecht Davids (Mt 2, 1 – 12; Lk 2, 1 – 20). Der späte Evangelist Johannes wird Jesu messianisches Auftreten am Laubhüttenfest bestätigen (Joh 7, 14 ff.) Bethlehem als Stadt Davids wird zum theologischen Ort des christlichen Bekenntnisses. Für Jahrhunderte wird das Schicksal dieser Stadt von dieser Überzeugung geprägt sein: Gott zeigt in Bethlehem sein menschliches Antlitz. Wie in aller Welt zeigt es Narben, Spuren der Verletzung und Missachtung. Noch

behauptet sich in und um die Geburtskirche die Christenheit mit den geschichtsträchtigen Bauten. Auf gleicher Achse gegenüber im Westen des Krippenplatzes macht die neue Moschee deutlich, dass die muslimische Bevölkerungsmehrheit das einst unbekannte Städtchen in Juda beherrscht. Die Erinnerung an die Herrschaft der Kreuzfahrer bleibt im kollektiven Gedächtnis tief verhaftet. Den einstigen Betreuern der Geburtsstätte seit dem 14. Jahrhundert, den Franziskanern, ist nebenan die Katharinenkirche und ein Teil der Höhlen oder Grotten geblieben, die an die Geburtsgrotte anschließen. In einer verbrachte Hieronymus Jahre und übersetzte die Bibel in die lateinische Sprache, die Vulgata.

Zur Römerzeit blühte an dieser Stelle der Adonis- und Jupiterkult, Anfang des 4. Jahrhunderts lässt Kaiser Konstantin über diesen Höhlen seine prunkvolle Basilika bauen. Schon um 150 n. Chr. tauchen erste schriftliche Zeugnisse auf, die von einer Grotte berichten, in der man sich der Geburt Jesu aus Nazareth erinnere. Fast zweihundert Jahre nach Konstantin baute Kaiser Justinian (527 – 567 n. Chr.) auf dem Platz das monumentale Gebäude, in dem an der Ostseite eine Lücke gelassen war, um den Blick in die Grotte zu ermöglichen. Der Memorialbau wird erst später zu einem liturgischen Raum. Die heute noch sichtbaren Reste aus der Zeit Justinians und der Kreuzfahrer lassen erahnen, welche künstlerische Pracht dem Bekenntnis der Menschwerdung Gottes diente. Die Treppen, die heute in die enge, mit Teppichen ausgehängte Grotte führen, bauten die Kreuzfahrer für die Pilger.

Der „Stern von Bethlehem“ scheint keine Strahlkraft in seine nächste Umgebung zu haben. Politische Kämpfe und Wolken von Hasstiraden ziehen über ihn hinweg. Die Armut in den Straßen und Dörfern rundherum strafen der mit ihm verbundenen Botschaft Lügen. Einige kleine Sterne, sozusagen Sternschnuppen aus unseren Tagen, lassen sich aber doch finden: das Caritas Baby Hospital; die Kinderkrippe der Borromäerinnen, in die sehr junge muslimische Mütter zur Entbindung kommen und Schutz finden; das internationale Begegnungszentrum der Lutherischen Gemeinde (Mitri Raheb); die christlichen Schulen und die Katholische Universität; die Kleinen Schwestern von Charles de Foucauld, die Franziskanerinnen mit ihrem „Boys Home“ (die Schwestern haben ihr renoviertes Pilgerhaus zu einem Jugendhaus gemacht.); der Karmel, in dem die Selige Mirjam lebte usw. Wie ihre arabischen Nachbarn hatten sie sich mit der Errichtung der palästinensischen Autonomie eine Erleichterung und Besserung ihrer Lebensbedingungen erwartet. Der Mauerbau seit 2002 wandelte Hoffnung in Enttäuschung. An der Milchgrottenstraße südlich der Geburtskirche schreibt jede geschlossene blaue Ladentür wie auf der langen Sternstraße eine Strophe des Trauerliedes vom geschäftlichen Niedergang. Nur

noch drei Werkstätten für Erzeugnisse aus Olivenholz beschäftigen einige Schnitzer und Schleifer. Giorgio Giacaman beschäftigt noch sieben an den Säge- und Schnitzmaschinen, fünf Muslime und zwei Christen. Einer wird jetzt ausfallen, sagt er, weil er endlich eine Arbeitserlaubnis für Jerusalem erhalten hat. Dort kann er mehr verdienen. Giorgio zeigt mit Stolz auf sein Krippenmodell 2007: ein massiger hoher Wachturm – wie zahlreiche rund um Bethlehem stehen – mit drei Elementen nach dem Muster der Grenzmauer, überschattet die winzig kleine, am Boden hockende Heilige Familie. Diese Darstellung aus der Gegenwart findet zu seiner Freude vor allem im Ausland Freunde. Ich erzähle, dass ich nur nach gegenüber gehe, um Sr. Maria zu besuchen. „Ja, die arbeitet unermüdlich für die Familien.“ Vom Dach seines Hauses zeigt er mir Bethlehem. Der Blick reicht weit über den Jordangraben hinaus. Er stockt, wenn er den Ring der Jüdischen Siedlungen rund um die Stadt verfolgt: „Wir sind regelrecht eingekesselt“.

Einen Steinwurf weiter öffnet sich die Tür zu den Schwestern, die ihr Gästehaus jetzt als „Boys Home“ nutzen, in dem die verhaltensgestörten Jungen zwischen 8 und 14 Jahren unter der Woche leben können und nebenan die Schule der Franziskaner besuchen. Sr. Maria lacht an der Tür. Sie habe schon wegen der unterschiedlichen Uhrzeiten länger warten müssen. Diese Gelassenheit will etwas heißen bei einem täglichen Arbeitsplan, der keine Luft lässt. Hof und Haus lassen nicht ahnen, dass hier „wilde“ Jungen herumlaufen und spielen. In der ersten Etage sitzen Mütter in einer Runde zusammen und lassen sich pädagogisch beraten. Die Erlöse aus den Vorträgen in Krefeld nimmt sie mit freudigem Dank an. Vielleicht denkt sie schon an den nächsten Nothilfe-Job, mit dem ein Vater die Wohnung oder das Haus renovieren bzw. erweitern kann. Ihr helles und freundlich eingerichtetes Arbeitszimmer scheint sie nur bei Besuchen zu nutzen, denn der Schreibtisch steht da ohne Aktenschrank. Michael, die rechte Hand für die Organisation, verwaltet das Gedächtnis des Hauses in einem anderen Raum. Locker sitzt sie mir an dem kleinen Tisch gegenüber, über den sich der Duft eines frischen arabischen Kaffees verbreitet. Herzlichkeit und Aufmerksamkeit lassen den Gast nicht spüren, dass die Sorgen um die Jungen und ihren Eltern eine dauernde drückende Last sind. Sr. Maria strahlt liebende Wachheit aus und ist im Moment ganz anwesend. Sie lässt sich von Maria Waldrast erzählen und notiert sich die Anschrift, damit auch dort hin ihr Rundbrief kommen kann. Sie schenkt mir eine Stunde Zeit – so, als habe sie sie einfach übrig. Und wenn sie unerschrocken, selbstverständlich von der Vorsehung Gottes spricht, ohne ich, dass die Gegenwart Gottes der Atem ihres Lebens ist.

Wir freuen uns auf die nächste Begegnung im November.

## Ölberg oder: „Im Angesicht des Tempels“

Jeden Tag der herrliche Blick auf den Tempelplatz, das Kedrontal und den Ölberg im Osten Jerusalems. Ein Panorama, geeignet für ein romantisches Foto, zum Staunen der Pilger beim Blick von Gallicantu aus. Das Bild kann täuschen, denn die Bewohner von et-Tur – dem arabischen Dorf auf dem Hügel, leben in einer anderen Welt. Sie wohnen nördlich des biblischen Bethfage, das heute durch die Mauer vor Bethanien/Asaryje getrennt ist. Die Besucher kommen nicht mehr in das Dorf von Lazarus und seinen Schwestern. Jenseits der Mauer wartet der Beduine vergeblich auf Gäste seines „Kameltaxis“.

Am Schabbat-Morgen stört kein Autolärm den Weg vom Sion in das Kedrontal. Auch Busse drängeln sich nicht an der Ophelpromenade hinauf auf den Parkplatz am Sion. Am Misttor verlassen einige jüdische Beter den Platz an der Klagemauer. Polizisten und Soldaten vor dem Tor haben keine Probleme. Sie überbrücken die Wartezeit mit ihren Handys. Der Hang des Ölbergs verspricht Ruhe. Doch an seinem Fuß drängeln sich die Besucher vor dem Mariengrab. Es liegt in einem Feld alter Grabanlagen, da wo der „Christliche Ölberg“ beginnt. Der Zugang ist verstopft, so als hätten sich alle Gäste Jerusalems an diesem Tag für den Besuch entschieden. Wissen sie, wohin sie gehen und welchen Ort sie besuchen? Längst bevor Jesus von Nazareth seinen letzten Kampf mit den Behörden in Jerusalem beginnt, fallen an diesem Berg folgenreiche Entscheidungen.

Die bewaldete Anhöhe dient in der Antike als Kulthöhe, als heiliger Berg, wo man sich vor „Elohim“ niederwirft (2 Sam 15, 32). Der Weg zum Ölberg führt in einen Erholungsraum, der 6 Stadien von Jerusalem gegenüber entfernt liegt und für einen Sabbatweg geeignet ist. Hier sammeln sich die jüdischen Pilger vor dem Einzug in die Tempelstadt. In gefährdeten Zeiten wird der Ölberg zur Grenzlinie zwischen Stadt und Wüste. Hinter ihr kann man sich absetzen, wie es David schon bei seiner Flucht praktiziert hatte. Am Westhang des Berges, oberhalb des Dorfes Silwan, lag der „Berg des Ärgernisses“, auf dem König Salomon den „ärgerlichen“ Tempel für seine Frauen bauen ließ (1 Kön 11, 4 – 8).

Im Angesicht des Tempels läuft eine dramatische Geschichte ab. In frühjüdischer und rabbinischer Zeit findet auf dem Berg ein Ritual statt: Man schlachtet eine rote Kuh mit Blick auf den Tempel. Die Asche wird nach der Verbrennung des Kadavers zur Reinigung des Wassers und der Menschen verstreut (Num 19, 1 – 10/Hebr 9, 13). Handelsplatz, Erholungsort und Signalplatz wird diese Anhöhe zugleich, Handelsplatz für Opfertiere des Tempels (vor allem Geflügel), Erholung

für die Pilger, und Feuersignal zum Monatsanfang gegen Osten.

Jesus geht abends auf den Ölberg hinauf und verbringt dort die Nacht (Lk 21, 37). Die Galliläer kommen durch das Jordantal nach Jericho und steigen dann nach Jerusalem hoch. Das Anwesen der Griechisch-Orthodoxen Kirche auf dem Kamm mit dem Namen „Viri Galilaei“ (Mk 10, 46; 11, 1) erinnert daran. Für die Pilger zum Tempel bietet der Ölberg die erste überwältigende Schau auf die Stadt Jerusalem. Hier unterliegen sie noch nicht den Religionsgesetzen.

Diese Geschichte kommt in das Gedächtnis, wenn ich den Ölberg wieder neu hinaufgehe. Der überbaute Bergkamm zwischen Mount Skopus und et-Tur will in seiner Unterschicht, unter der Oberfläche gelesen werden, um zu entdecken, was alles im Angesicht des Tempels auf ihm geschah. Ich lerne bei diesem Gang, über einen heiligen Berg zu gehen, den Menschen gewählt, missbraucht, erobert und für ihre Ideologie umgedeutet haben. Der südöstliche Teil mit dem Friedhof ist jüdischer Teil geblieben. Die nördliche Bergkuppe mit dem Landgut „Viri Galilaei“ (griechisch-orthodox), die östliche Kuppe mit der Himmelfahrtskirche der Russen, die südliche mit der Himmelfahrtsmoschee (Imbomon) und dem Eleonakloster (röm.-kath.) bilden im engeren Sinn den Ölberg der Christen im Angesicht des Tempels.

Zu dieser Bedeutung hat sich die Hügelkette aufgrund des Wirkens des Propheten Jesus von Nazareth und seines Aufenthaltes auf dem Ölberg entwickelt. Für ihn bildet dieser Hügel den Zugang zur Tempelstadt, den Ort des Rückzugs aus Jerusalem nach Bethanien, Bethfage und Getsemani. Auf diesem Berg spricht er das Gerichtsurteil über Jerusalem. Die Kapelle „Dominus flevit“ erinnert daran; hier erscheint Jesus nach der Auferstehung seinen Freunden und von hier aus fährt er in den Himmel. So entsteht die theologische Topographie mit zentralen Geheimnissen des christlichen Glaubens.

Die Steine unter den Füßen geben nur nach hartem Klopfen diese Spuren ihrer Geschichte frei. „Im Angesicht des Tempels“ mögen die Besucher gehen, um das Drama um diesen Hügel zu erahnen. Ehe er der Berg der Christen im Gegenüber zum Tempelplatz der Juden und dem Haram der Muslime wurde, hatte er eine Zeit des Vergessens überstanden. Um 60 n. Chr. hatte ein ägyptischer Prophet, der den Untergang Jerusalems mit seinen eschatologischen Äußerungen herbeiführen wollte, die zukunftsweisende Deutung des Berges sich zu Nutze gemacht. Der römische Prokurator Felix erinnert sich an ihn (Apg 21, 30 – 36) in der Verhandlung gegen Paulus. Die Erzählung vom Einzug Jesu nach Jerusalem auf einem messianischen Reittier (Esel) unterstreicht die prophetische Dimension des Berges in der Überlieferung. Als die

10. römische Legion im ersten Jüdischen Krieg (66 – 75 n. Chr.) den Ölberg zwecks Eroberung Jerusalems abholt, fällt der „Ölberg Jesu“ in die Vergessenheit. Er steht zwischen dem 2. und 4. Jdt. im Schatten des römischen Jerusalem: Aelia Capitolina.

Nach der Zerstörung Jerusalems wählen die Judenchristen den Ölberg zu ihrem Ort: „Sie verweilten wegen (...) der Verödung Jerusalems und wegen der Anbetung auf dem Ölberg gegenüber Jerusalem, wo die Herrlichkeit Gottes stehen blieb“ (Eusebius). Während die Stadt von römischen Heiligtümern übersät und Militär besetzt war, gewinnt der Ölberg die wichtige Rolle zur Vermittlung der christlichen Geheimnisse und der sie tragenden Erfahrungen. Die Urgemeinde konkretisiert ihre Überzeugung in den liturgischen Stationen auf diesem Berg.

Es entsteht die theologische Topographie Jerusalems.

Die enorme Bautätigkeit Konstantins machte den Ölberg zu einem „Anti-Jerusalem“, in dem ab dem 4. Jahrhundert eine Vielzahl von Klöstern entstand. Sie wurden bei der persischen Eroberung 614 n. Chr. geschändet. Im 12./13. Jdt. bauten die Kreuzfahrer die Benediktinerabtei „Unsere Liebe Frau vom Tale Josaphat“ (Kedrontal) wieder auf. Mit der Eroberung Jerusalems durch Saladin 1187 n. Chr. beginnt ein weiterer Abschnitt der „Gottesstadt“ in den Händen der aktuellen politischen Mächte.

Heute haben die Christen in der Stadt Aufenthaltsrecht. Die Patriarchate der Orientalischen, Orthodoxen Kirchen und der Römisch-Katholischen Kirche liegen nicht „gegenüber“

dem Tempelplatz, sondern mitten in der Stadt. Dazu gehört seit über einhundert Jahren die Ev. Erlöserkirkengemeinde. Sie präsentieren nicht die „Eine, heilige, Katholische Kirche“, sondern eine Gruppe von Kirchen mit hartnäckigen Besitzansprüchen auf Grund und Boden und Vorteilen für die Liturgie an heiligen Orten. Die Jünger Jesu müssen nicht mehr auf den Ölberg fliehen. Sie wohnen in der Stadt und zeigen ein zerrissenes Gewand Jesu, das die Soldaten beim Würfeln nicht teilen wollten. Jerusalem ist zu einem tragischen Ort der zerrissenen Christenheit geworden.

Norbert Heinrichs: *Stammt aus Mönchengladbach, ausgebildeter Theologe, über viele Jahre Leiter des Katholischen Bildungswerks der Region Krefeld im Bistum Aachen, Träger des Stadtsiegels.*

## Heimat – ein Begriff auf dem Prüfstand

von Joachim C. Heitmann

*Wer kann was Dummes,  
wer was Kluges denken,  
das nicht die Vorwelt schon gedacht.<sup>1</sup>*

Das Klassiker-Zitat drängt sich einem auf, wenn man sich zu dem Thema „Heimat – ein Begriff auf dem Prüfstand“ halbwegs originell äußern will oder soll.

Der Niederrheiner ist versucht, beim „Schwarzen Schaf vom Niederrhein“ nachzuschlagen. Der Krefelder denkt unwillkürlich an „Gute, Böse und Krefelder“. Dem Unterzeichner fällt prompt die erste Zeile eines Gedichtes ein, das auswendig zu lernen und aufzusagen ihm in der Sexta des Moltke-Gymnasiums zur Aufgabe gemacht wurde, ohne dass er heute noch weiß, wer der Autor ist, wie der Titel lautet und wie es weitergeht:

*„Die Heimat liebt man, weil's die Heimat ist.“<sup>2</sup>*

So profan aber die Zeile auch klingen mag, das Hinter- und Abgründige des Begriffs „Heimat“ klingt in dieser Zeile an. Der Begriff „Heimat“ hat etwas gemüthhaft Schillerndes

an sich, das sich einer begrifflichen Definition entzieht. Der Begriff „Heimat“ ist immer im Wandel der Zeiten und bleibt unfassbar. Fassbar ist aber, dass „Heimat“ von denjenigen am intensivsten gefühlt wird, die zurückkehren, nachdem sie der Heimat den Rücken kehren wollten oder mussten. Niemand hat dies schöner getextet, als Heinrich Heine<sup>3</sup>:

*„Und als ich an die Grenze kam,  
da fühl' ich ein stärkeres Klopfen  
in meiner Brust, ich glaube sogar,  
die Augen begannen zu tropfen.“*

*Und als ich die deutsche Sprache vernahm,  
da ward mir seltsam zumute;  
ich meinte nicht anders, als ob das Herz  
recht angenehm verblute.“*

Merke: „Recht angenehm“.

Joachim C. Heitmann: *Rechtsanwalt, Kreisvorsitzender der FDP Krefeld und Vorsitzender der FDP-Fraktion im Rat der Stadt Krefeld.*

Anmerkungen

<sup>1</sup> Mephistopheles in Goethes Faust II.

<sup>2</sup> Ergänzt durch die Redaktion: Ernst Wichert, geb. 11.03.1841 Insterburg, gest. 21.01.1902 Berlin.

An Ostpreußen

Der Heimat denkt, wer fern der Heimat liebt.  
Des Herzens Sehnsucht bleibt es unverloren,  
das Bild, das sich in unsere Träume webt,  
das Bild des Landes, dem wir eingeboren;  
Aus diesem Lande sproßten wir hervor,  
gleich allem, was es trägt, von eigenem Marke,  
wir tranken diese Lust, und Aug' und Ohr  
erfüllte diese Welt, die heimatstarke.  
Wo! mag der Himmel auswärts tiefer blau'n,  
und reich're Frucht die gut'ge Erde tragen  
und blumiger sich schmücken Flur und Au'n  
wer fragt, was sich mit solchem Maße mißt?  
Die Heimat liebt man, weil's die Heimat ist.  
Ostpreußen, mag es rau und dürrig scheinen,  
uns ist's das Heimatland! Wir seh'n darin  
zur herrlichsten Natur nach unserm Sinn  
sich Feld und Wald und Fluß und Wiese eilen.  
Der Meeresküste schluchtenreicher Saum,  
umbrundet von der grünen Wogen Schaum,  
der Seekette glanzhelle Spiegel.  
Im dunklen Rahmen waldbekrönter Hügel,  
die Heiden, still im Schnee und Sonnenbrand,  
der schmale Nehrung hochgetürmter Sand,  
die grauen Burgen aus der Ordenszeit  
Und alles was ihm eignen Reiz verleiht;  
Ostpreußen sind wir und vergessen's nicht!

<sup>3</sup> Heinrich Heine, 1843 aus dem Pariser Exil nach Deutschland zurückkehrend, in: „Deutschland, ein Wintermärchen“.

Für den Musikliebhaber Dr. Reinhard Feinendegen und seine musikverständige Frau

## Die „rheinischen Musik-Wölfe“ aus Krefeld und ihre Nachfahren

Der Verleger Kurt Wolff (1887 – 1963) und der Komponist Christian Wolff (geb. 1934)

von Heribert Houben

Vor einigen Jahren war der amerikanische Komponist Christian Wolff hier zu Gast. Bei einem abendlichen Spaziergang fiel die Bemerkung, sein Großvater sei auch einmal „durch Krefeld gekommen“. Da andere Themen im Vordergrund standen, wurde nicht nachgefragt.<sup>1</sup>

Über die rühmliche Musikgeschichte Krefelds im 19. Jahrhundert, welche während der 38. Tonkünstlerversammlung mit der weithin beachteten Uraufführung von Gustav Mahlers 3. Sinfonie unter der Leitung des Komponisten am 9. Juni 1902 einen Höhepunkt hatte, ist das Wichtigste gesagt.<sup>2</sup> Es mag von Interesse sein zu sehen, wie sich diese Seite der Stadtgeschichte aus der Erinnerung der III. und IV. Generation der Dynastie Wolff – die Zählung wird bald klar – ausnimmt. Kurt Wolff (IV.), unbestritten einer der anregendsten und, was die Förderung neuerer Literatur angeht, erfolgreichsten Verleger in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in Deutschland und nach dem Krieg in den Vereinigten Staaten,<sup>3</sup> hinterließ ein Manuskript für einen Rundfunkvortrag: „Erinnerungen an Bonn und Musik“.<sup>4</sup> In diesem ist ausführlich von der Krefelder Musiktradition die Rede. Der Autor erzählt davon, wie er – um die Jahrhundertwende – seinen Vater, den Bonner Musikdirektor und Musikprofessor Dr. Leonhard Wolff (III., 1848 – 1934) auf langen, für den Jungen wenig aufregenden Spaziergängen über die Herkunft der Familie ausgefragt hat. „Ich selbst hatte meine Großeltern väterlicherseits nicht mehr gekannt, wusste nur, dass sie in Krefeld gelebt.“ Er erfuhr, was nun wiedergegeben wird:

„Die Wolffs waren Musiker im Rheinland gewesen, so lang der Vater zurückdenken konnte. Sein Großvater Nikolaus [I.], 1770, also im gleichen Jahr wie Beethoven geboren, ein Müllerssohn aus Coburg, wurde der Stammvater der rheinischen Musik-Wölffe. Nikolaus Wolff hatte bei Forkel studiert, dem 1749 geborenen Organisten, Musikhistoriker und Verfasser der ersten Darstellung von Bachs Leben und Werk (eine übrigens noch heute wieder und wieder neu gedruckte Schrift). Damals waren Bachs Söhne populär, der große Johann Sebastian selber so gut wie unbekannt. Mein Urgroßvater verdankte Forkel eine gründliche theoretische und praktische Einführung in Bachs Werk, die er an Sohn und Enkel weitergab. Urgroßvater

Wolff kam als 22jähriger nach Montjoie, 1802 als Musikdirektor nach Krefeld, wo er 45 Jahre lang eine große Aktivität entfaltete und sich besonders um die Einführung seines Altersgenossen Beethoven verdient machte. In einem 1933 erschienenen Aufsatz über die Musikgeschichte Krefelds heißt es: „Geradezu erstaunlich ist die Vielseitigkeit dieses Mannes, der als Organist, Musiklehrer, Konzertmeister und Leiter des Singvereins, der Liedertafel und der Concordia die Fäden der öffentlichen Musikpflege in seiner Hand vereinigte. Einzig bleibt auch wohl die wirkungsvolle Unterstützung seiner vielseitigen Arbeit durch seine Söhne Konrad, Kurt und Hermann, sowie durch seine Töchter Karoline, Johanna und Amalie und seinen Schwiegersohn Wilhelm von Beckerrath, eine der glänzendsten Erscheinungen im Krefelder Kunstleben.“

Dass Louis Spohr und Franz Liszt in jenen Jahren in Krefeld konzertierten, beweist, dass das kleine Krefeld eine große Musikstadt war.

Nach Nikolaus Wolffs Tod versuchten eine Zeit lang der Sohn Carl und der Schwiegersohn die Tradition des Vaters fortzuführen. Ein vollgültiger Ersatz wurde aber erst gewonnen, als der jüngste Sohn, mein Großvater Hermann, zum Dirigenten des Singvereins und der Abonnementskonzerte gewählt wurde. In seinem Haus empfing mein Vater die ersten musikalischen Anregungen, den ersten Unterricht. Im Alter von 12 Jahren schon konnte er beim Gottesdienst in der Mennonitenkirche – die Krefelder Vorfahren waren alle Mitglieder der Mennonitengemeinde – das Orgelspiel vertretungsweise übernehmen.

Mit Hermann Wolff [II.] belebt ein dynamisches Element erneut das Krefelder Musikleben. Er war mit Robert und Clara Schumann nah befreundet, Clara spielte sehr häufig in seinen Konzerten, und wenn Vater Nikolaus seine wichtigste Aufgabe darin gesehen, die Krefelder mit Beethovens Musik vertraut zu machen, so widmete sein Sohn Hermann sich vornehmlich dem Werk Schumanns. Aber er ging mit der jungen Generation und hatte schon früh Verständnis und Liebe zu Brahms. Eine Liebe, die ihm zum Verhängnis werden sollte. Brahms war für die Krefelder des Jahres 1870 noch nicht akzeptabel. Eine Aufführung des Deutschen Requiems erreg-

te solchen leidenschaftlichen Widerspruch, dass er seine Stellung aufgab und verbittert Krefeld und die rheinische Heimat verließ.

Im Wirken für Brahms trat mein Vater sein Erbe an, nicht in Krefeld, aber in Wiesbaden, Marburg und schließlich und vornehmlich für lange Zeit in Bonn. [...]

Ich begriff, die drei Generationen meiner Musiker-Vorfahren hatten ein jeder einem von ihnen als **das** schöpferische Genie ihrer Epoche erkannten Großen gedient:

Nikolaus Wolff	Beethoven
Hermann Wolff	Schumann
Leonhard Wolff	Brahms

Ich selbst sollte als Junge noch gerade ein einziges Mal Brahms begegnen, und zwar bei einem für ihn tragisch-traurigen Anlass: der Beerdigung des ihm nächststehenden Menschen, Clara Schumann [gest. 1896], die er selbst nur ein Jahr überlebte. [...] In Henselers Bericht (Das musikalische Bonn im 19. Jahrhundert) heißt es: „Brahms war nach einer vierzigstündigen Irrfahrt von Ischl aus um fünf Uhr morgens in der Wohnung des Professors Wolff erschienen und nach dem Frühstück fassungslos weggestürzt. Auf dem Friedhof umarmte er schluchzend den Freund (meinen Onkel) Rudolf von der Leyen.“<sup>5</sup> Dieser nahm ihn nach der Feier mit sich auf den Haager Hof bei Honnef zu einem von der Besitzerin Frau Weyermann veranstalteten kleinen Musikfest. – Meine Eltern nahmen daran teil, und mein Vater berichtete über den erschütternden Eindruck, den Brahms' „Vier Ernste Gesänge“, deren Manuskript er mitgebracht, auf ihn gemacht. Ich selbst erinnere [mich an, Ergänzung des Hg. Pape] die Bestürzung von Brahms früh 5 Uhr im Elternhaus, – das Frühstück war wie ein Totenmahl. Mein Vater sollte Brahms [gest. 1897] nach diesem Begräbnistag nicht wiedersehen. [...]

Der Vater starb 86jährig in Bonn, der Stadt seines langjährigen Wirkens. Keins seiner Kinder wurde Musiker. Eine Generation zumindest ist also diese Tradition unterbrochen. Ob die nächste sie wiederaufnehmen wird, bleibt abzuwarten. Sollte es geschehen, dann würde es nicht am Ufer des Rheins, sondern an anderen Küsten sein.“

Das in den Beitrag eingeflochtene Zitat aus einem „1933 erschienenen Aufsatz über die Musikgeschichte Krefelds“ stammt aus einer Untersuchung von Karl Rembert.<sup>6</sup> Kurt Wolff hatte also seine Erinnerungen, welche ja weit zurückführten, mit Hilfe ihm zugänglicher Literatur abgesichert und andererseits ihm bekannt Gewordenes aus seiner Sicht erzählt. Die Darstellung Remberts bricht leider mit einer Beschreibung des Lebensweges

Wie dem auch sei, der Name Kurt Wolff fehlte bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht nur „in den Bonner Annalen“<sup>9</sup>, in Krefeld ist man bis heute nicht darauf gekommen,<sup>10</sup> dass die Familie hier ihre Wurzeln hat – soweit die Namengeber in Betracht kommen. Das ist umso erstaunlicher, als diese mit den von Beckeraths und von der Leyens versippt sind.<sup>11</sup>

Über den Lebensweg von Kurt Wolff gibt die eingangs genannte Publikation alle wünschenswerten Auskünfte, sein Name dürfte zudem in keinem Lexikon fehlen.<sup>12</sup> Hier sei soviel gesagt: Der Nachfahre der Musik-Wölffe (I. bis III.) wandte sich der Literatur zu. Er verlegte nicht nur die Expressionisten – was dem Verlag, der seinen Namen trug, den Stempel aufdrückte –, sondern Franz Kafka, Karl Kraus, Joseph Roth, Robert Walser, Heinrich Mann etc. etc., in der Kunstabteilung des Verlages und in der 1924 gegründeten Pantheon Casa Editrice in Florenz Paul Klee, Frans Masereel etc. etc. (Abb. 1). Anfang der dreißiger Jahre scheint das Feuer erloschen, die wirtschaftliche Grundlage des von Haus aus und durch seine Heirat wohlhabenden Verlegers zerstört. Die Verlage wurden verkauft, Kurt Wolff lebte in Frankreich, England, Italien, verließ Deutschland endgültig Anfang März 1933. Nach unruhigen Jahren voller Gefährdungen in Italien und Frankreich gelang der Familie Anfang 1941 die Ausreise in die Vereinigten Staaten.<sup>13</sup> Die Familie: Kurt Wolff hatte 1909, 22jährig, die vier Jahre jüngere Elisabeth Merck aus Darmstadt geheiratet. Diese kam aus einer traditionsreichen Familie, die im Besitz der Chemiefabrik dieses Namens war. Der Ehe, die Anfang 1930 geschieden wurde, entstammten zwei Kinder. Kurz nach dem Weggang aus Deutschland heiratete Kurt Wolff ein zweites Mal, die seit 1927 im



Abb. 3. Christian Wolff, Aarau 2005

Verlag tätige Helene Mosel.<sup>14</sup> Die Eheleute ließen sich zunächst in Nizza nieder, dort kam am 8. März 1934 Christian Wolff (V.) zur Welt. Kaum 1941 in New York angekommen, nahmen Helen und Kurt Wolff ihre Tätigkeit als Verleger wieder auf. Wichtige Werke der europäischen und der deutschen Literatur wurden nach Amerika vermittelt. Von 1959 an lebten die beiden in Locarno, nicht ohne auch von dort aus ihrem Beruf treu zu bleiben. (Abb. 2) Am 21. Oktober 1963 starb Kurt Wolff auf dem Weg ins Deutsche Literaturarchiv in Marbach und zu einer Tagung der Gruppe 47 an den Folgen eines Autounfalls, der ihn in Ludwigsburg getroffen hatte. Helen Wolff ging im darauf folgenden Jahr in die Vereinigten Staaten zurück. Als Verlegerin, vor allem auch deutsch(sprachiger) Autoren wie Grass, Johnson, Frisch, setzte sie die zu Beginn des Jahrhunderts begonnene große Tradition fort. Sie starb am 28. März 1994.<sup>15</sup>

Und ihr Sohn Christian Wolff? Es bedurfte sicher nicht ungewöhnlicher Hellsicht, wenn Kurt Wolff in den „Erinnerungen an Bonn“ schreibt, es bleibe abzuwarten, ob die Tradition der Musik-Wölffe fortgesetzt werde. Oder doch? Christian Wolff war, so sieht es zunächst aus, mit seinem Studium der Altphilologie und der vergleichenden Literaturwissenschaften in Harvard und Florenz dem Vater (und dessen Anfängen) gefolgt; mit der Musik, dem Komponieren aber folgte er den Krefelder/Bonner Vorfahren. (Abb. 3) In Harvard promoviert, lehrte er dort Altphilologie, bevor er (1970) auf einen Lehrstuhl für dieses Fach und (!) Musik an das Dartmouth College in Hanover (New Hampshire) berufen



Abb. 1. Mit der seit 1917 in schwarzen Karton gebundenen Reihe „Der jüngste Tag“ (seit 1913) präsentierte Kurt Wolff regelmäßig seine Neuentdeckungen. Das hier abgebildete, infolge von Restaurierungsarbeiten arg beschnittene Exemplar aus dem Besitz des Verfassers ist eine zweite Auflage mit der Jahreszahl 1917.

von Leonhard Wolff ab. Wie die Stammtafel zeigt, hat ihn dessen Nachkommenschaft nicht eigentlich mehr interessiert. Über die Beweggründe ist hier nicht zu spekulieren.<sup>7</sup> Nicht unterstellen darf man, dass der kenntnisreiche und gebildete Gymnasialprofessor Dr. Rembert (1868-1966) – er unterrichtete Latein, Deutsch, Geschichte, Erdkunde – den Verleger Kurt Wolff nicht gekannt hat.<sup>8</sup> Dessen außergewöhnliche musikalische Begabung hätte ja auch das über die Krefelder Musikgeschichte hinausgehende Erkenntnisinteresse des Autors, wie es der Titel seines Aufsatzes anzeigt, berühren müssen.



Abb. 2. Kurt Wolff, Februar 1963

wurde. Erklärmaßen war das der Weg seines Brotberufes. Schon früh nämlich hatte er Klavierunterricht bekommen, hatte er auch begonnen zu komponieren. Die Klavierlehrerin schickte ihn (1949) zu John Cage (1912-1992). Der hielt bald einen regelrechten Kompositionsunterricht für nicht erforderlich, so wenig wie eine Ausbildung in den gängigen musiktheoretischen Fächern. So blieb Christian Wolff unabhängig, doch in ständigem Austausch mit Cage. Der langjährige Klavierunterricht – zunächst mit der Aussicht auf eine pianistische Laufbahn – dürfte Grundlagen bereitgestellt haben, die den in einem Komponistenlehrgang zu erwerbenden wenig nachstanden.

Die Familientradition kam also wieder zu Ehren, was den Professor Remberg kaum erstaunt hätte. In der Musikgeschichte aber kam es zu einem Einschnitt, wie man ihn sich radikaler nicht vorstellen kann: Christian Wolff gehörte mit John Cage, Morton Feldman (1926-1987) und anderen zur New York School of composers.<sup>16</sup> Zu erleben war der Verzicht auf den genialen Komponisten, der eine große Idee in das einmalige musikalische Werk auszufalten imstande war; zu erleben war der Verzicht auf das große Werk, das in keiner Aufführung und auch nicht durch Hundertschaften von Musikwissenschaftlern oder -kennern auszuschöpfen war; zu erleben war der Verzicht auf den großen Dirigenten, der mit seiner Nachschöpfung dem Publikum einen Weg zu mitdenkendem und mitfühlendem Verstehen weisen konnte. Ein Stück von John Cage aus dem Jahre 1952, das mit allem, was man herkömmlicher Weise als Musik anzusehen pflegte und pflegt, brach, hält bis heute nach: „4'33“. Der ausführende Musiker hat nichts anderes zu tun, als den Anfang zu markieren, und das Ende. Er spielt nicht einen Ton. Was dem Hörer passiert – wenn er nicht verstört davonschleicht – ist unglaublich: Er hört, und das mit wachsender Deutlichkeit, was es in diesen viereinhalb Minuten zu hören gibt. Die hier laienhaft und verkürzt resümierte Musikästhetik – die eingangs anmerkungswise genannte Musikwissenschaftlerin lässt der Verfasser die Stirn runzeln, sie hat aber nicht widersprochen – hat viele Facetten. So hat etwa Christian Wolff Wert darauf gelegt, den Ausführenden Gelegenheit zu geben, aufeinander zu reagieren und im Spiel Neues und Überraschendes zu entdecken. Im Unterschied zur Freien Improvisation sind das (Noten-)Material, die Verfahren, die Zeitverhältnisse zum Teil vorgegeben. Es werden „verschiedene Arten von Unbestimmtheit“<sup>17</sup> erprobt, und dem Hörer wird zugemutet, ein Stück immer wieder anders – neu – zu hören. (Abb. 4)

Kurt Wolff brachte seine Vorfahren jeweils „[mit dem] schöpferischen Genie ihrer Epoche“ in Verbindung, Beethoven, Schumann, Brahms. Es wäre voreilig, die Reihe einfach fortzusetzen: Christian Wolff – John Cage. Aufs Komponieren haben sich die rheini-

Abb. 4. Christian Wolff, Burdocks. For one or more orchestras; any number of players; any instruments or sound sources. Partitur Teil VIII a.

schen Musik-Wölfe (I. – III.) auch verstanden, aber sie waren nicht eigentlich Komponisten. Ihr Nachfahre (V) ist es sehr wohl. Allerdings, die Probleme, die Hermann Wolff mit den Krefeldern bekam, als er ihnen Brahms' Requiem zumutete, dürften als gering zu veranschlagen sein gegenüber denjenigen, die bei einem Konzertpublikum zu gewärtigen wären, das keine Gelegenheit gehabt hat, das nicht genötigt worden ist, Hörerfahrungen zu machen, die so radikal von den gewohnten abzuweichen scheinen, – und das seit einem Jahrhundert, seit Schönberg, dessen Schüler

John Cage auch war. Man wird gespannt sein zu sehen, ob die Reihe der Musik-Wölfe Fortsetzungen findet.

*Dr. Heribert Houben: Stammt aus Krefeld. Nach dem Abitur am Arndt-Gymnasium Studium an den Universitäten Bonn und München. Promotion am Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn. Gymnasiallehrer für Deutsch und Geschichte in Duisburg, daneben fast 30 Jahre Tätigkeit beim Staatlichen Studienseminar für das Lehramt an Gymnasien ebendort.*

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Anlass des Aufenthalts von Christian Wolff in Krefeld war das 15. Komponistenporträt am Institut für Musik und Musikwissenschaft der Technischen Universität Dortmund am 28./29. November 2001. Die in Dortmund sich jeweils an zwei Tagen vorstellenden Komponisten pflegen in Krefeld einen (hoffentlich) anregenden Abend und eine ruhige Nacht zu verbringen. Verantwortlich für die bis heute Semester für Semester fortgesetzte Reihe ist die Dortmunder Universitätsprofessorin Dr. Eva-Maria Houben, dem Abfasser dieses ehelich verbunden, wie dieser in Krefeld ansässig. – Den Anstoß, sich diesem Gegenstand zuzuwenden, gab das Begleitchbuch zu einer in Bonn, Frankfurt, Wien gezeigten Ausstellung, die sich dem Verleger Kurt Wolff widmete: Barbara Weidle (Hg.), Kurt Wolff, ein Literat und Gentleman, Bonn 2007.

<sup>2</sup> Vgl. zuletzt Feinendegen/Vogt (Hg.), Krefeld, Geschichte der Stadt, Bd. 4, Krefeld 2003, S. 517ff. (Ursula Broicher). Unbemerkt geblieben ist die Bedeutung der Stadt in der musikhistorischen Literatur natürlich nicht: Vgl. Siegfried Kross, Leonhard Wolff, Städtischer und Universitätsmusikdirektor in Bonn, in: Bonner Geschichtsblätter 37, 1985 (1988), S. 153 – 157, hier: S. 156f. (Festvortrag anlässlich der akademischen Gedenkfeier für Leonhard Wolff am 5. Dezember 1984 aus Anlass des hundertsten Jahrestages von dessen Berufung nach Bonn). Liest man in diesem Zusammenhang die ersten Abschnitte von Bernhard Hartmann, Leonhard Wolff und das Bonner Musikleben der Jahrhundertwende, in: Barbara Weidle (Hg.), wie vorher, S. 180 – 191, dann erfährt man, dass Krefeld eine sehr respektvolle musikalische Außenseite hatte.

<sup>3</sup> Vgl. Barbara Weidle (Hg.), wie Anm. 1, und die dort verzeichneten Literaturhinweise.

<sup>4</sup> „Der Vortrag wurde wenige Tage nach Kurt Wolffs Tod am 27.10.1963 vom Westdeutschen Rundfunk gesendet und danach (nicht ganz vollständig) in der Wochenendbeilage der Tageszeitung „Die Welt“ am 15.2.1964 [...] abgedruckt“, so Matthias Pape (Hg.), Kurt Wolffs Erinnerungen an Bonn mit einem Lebensbild Kurt Wolffs, in:

Bonner Geschichtsblätter 38, 1989 (1992), S. 305 – 351, hier S. 329. Der Vortrag gehörte, so der Herausgeber, zu einer Reihe von Radiovorträgen, die in den Jahren 1961 bis 1963 in Locarno (s. u.) entstanden waren. Die im Folgenden (ohne die dort beigegebenen Fußnoten) abgedruckten Auszüge sind dieser Publikation entnommen (S. 337 – 341; die Zitate ebenda, S. 337, 343). Der Text von Kurt Wolff ist auch abgedruckt in Barbara Weidle (Hg.), wie Anm. 1, S. 198ff. – Eine Reihe weiterer Radiovorträge ist gesammelt in: Kurt Wolff, Autoren – Bücher – Abenteuer. Betrachtungen und Erinnerungen eines Verlegers, Berlin 1965 (Quartheft 1).

<sup>5</sup> Rudolf von der Leyen war der allerdings viel ältere Vetter Kurt Wolffs. Vgl. auch „Brahms und seine Krefelder Freunde“: Heinz von Beckerath, Erinnerungen an Johannes Brahms, in: Die Heimat 29, 1958, S. 81 – 93.

<sup>6</sup> [o.V.], Die Krefelder Familie Wolff, ein Beitrag zur Musikgeschichte unserer Stadt und zur Vererbungslehre, in: Die Heimat 12, 1933, S. 140 – 159. Eine Stammtafel der Familie Wolff findet sich S. 141. – Damit keine Missverständnisse entstehen: Der vorliegende Beitrag soll die von Rembergt verfasste Familiengeschichte nicht fortführen, sondern lediglich auf den Verleger Kurt Wolff und den Komponisten Christian Wolff aufmerksam machen.

<sup>7</sup> Zu den Lücken in der Krefelder Stadtgeschichtsschreibung gehört, dass es keine (kritische) Biographie des um die Geschichte der Stadt so verdienten Mannes gibt.

<sup>8</sup> Die gymnasialen Lektürepläne seiner Zeit enthielten sehr wohl zeitgenössische Literatur und Autoren, die auch durch Kurt Wolff bekannt geworden waren.

<sup>9</sup> Pape (Hg.), wie Anm. 4, S. 305.

<sup>10</sup> Die reichen und durchaus sehr zuverlässigen Register der „Heimat“ geben da eindeutige Auskunft.

<sup>11</sup> „Bonn [...] war [...] die Stadt, in der meine mütterlichen Vorfahren seit Generationen verwurzelt waren, wie das nahe Krefeld die vorväterliche Heimat gewesen war...“.

So heißt es in Kurt Wolffs eigenen Aufzeichnungen (Wolff, wie Anm. 4, S. 103).

<sup>12</sup> Wer sich in die Literatur- und Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts einarbeiten will, nehme zur Hand: Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911 – 1963, hg. von Bernhard Zeller und Ellen Otten, Frankfurt 1966, erg. 1980.

<sup>13</sup> „1940 Mitte Mai bis Ende Juli in mehreren Internierungslagern. Sohn Christian wird in eine Klosterschule in La Rochelle gebracht, im August Wiederbegegnung mit Helen und Christian in Nizza. [...] Am 27. Dezember erhalten die Wolffs Visa für die Einreise in die USA.“ (Barbara Weidle [Hg.], wie Anm. 1, S. 273).

<sup>14</sup> Pape (Hg.), wie Anm. 4, vermerkt in Anmerkung 66: „Helen Wolffs Vater stammte aus Bonn, ihre Mutter aus Wien (beide waren katholisch). Geboren wurde Helen Wolff 1906 in Uskub [heute Skopje] im türkischen Mazedonien, wo ihr Vater die Firma Siemens vertrat. [...] Im Jahr 1927 kam sie als Übersetzerin zum Pantheon-Verlag im Kurt Wolff-Verlag nach München.“

<sup>15</sup> Sehr lesenswert das „Gespräch mit Klaus Wagenbach“ über den großen Vorgänger (und die eigene Tätigkeit), in: Barbara Weidle (Hg.), wie Anm. 1, S. 160 – 168: Stefan Weidle, Vom Jüngsten Tag zum Quarthoff [1, dem ersten Buch des Wagenbach-Verlages].

<sup>16</sup> Vgl. Suzanne Josek, The New York School: Earl Brown, John Cage, Morton Feldman, Christian Wolff, Saarbrücken 1998.

<sup>17</sup> Christian Wolff am 28./29. November 2001 in Dortmund (vgl. Anm. 1), in: Eva-Maria Houben (Hg.), immer wieder anders – überraschend neu. Noch einmal fünf Jahre Komponisten-Porträts an der Universität Dortmund, Dortmund 2004, S. 26. – Für eine intensivere Beschäftigung ist heranzuziehen: Christian Wolff, Cues. Writings & Conversations – Hinweise. Schriften und Gespräche, Köln 1998.

# Lebendige Traditionen – was uns am Herzen liegt

von Ulrich Kaltenmeier

Kopfwelden auf platten grünen Wiesen, der Rhein, der sich durch das flache Land schlängelt und Menschen, die in einem weichen, manchmal fast singenden Tonfall sprechen und oft „Und sonst?“ sagen – ja, das alles ist für mich, einen gebürtigen Hülser, Heimat. Doch diesen Begriff verbinde ich gar nicht mal so sehr mit der niederrheinischen Landschaft, in der wir leben oder mit dem Frohsinn, der den Menschen hier zu Recht allgemein nachgesagt wird. Heimat, das ist für mich vielmehr unser Unternehmen, die Druckerei und der Verlag van Aekens. Ich betrachte das Unternehmen als Heimat, weil es lokale Traditionen unterstützt, pflegt und somit lebendig hält.

„Sprache“ ist beispielsweise ein Begriff, den viele Leute nennen, wenn sie definieren sollen, was „Heimat“ für sie bedeutet. Besonders meine Vorfahren, mein Vater und mein Großvater, haben sich die Pflege der Mundart zu einer

ihrer großen Aufgaben gemacht. Sie haben Heimatdichter betreut, und diese sprachliche Heimatverbundenheit war ihnen sehr wichtig. Wir haben in den 1980er und 1990er Jahren versucht, dieses Feld auszuweiten, doch das gestaltete sich bedauerlicherweise als schwierig. Trotzdem sind wir in diesem Bereich weiter aktiv, eben weil er ein Stück Heimat ist und uns deshalb am Herzen liegt. Wir geben in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde Literatur von Autoren heraus, die sich mit lokaler Geschichte befassen. Das Buch „Als Krefeld brannte“, eine Sammlung von Augenzeugenberichten von der Bombennacht im Juni 1943, ist ein Beispiel dafür.

Auch unsere „Fischelner Woche“ ist ein weiterer Grund, weshalb ich diese sechs Buchstaben, „Heimat“, mit unserem Verlag in Verbindung bringe. Seit 1992 wird dieses kleine (was immerhin auf das Format, DIN A4, zutrifft)

Blatt kostenlos an die Haushalte in Fischeln und anderen Ortsteilen von Krefeld und auch Meerbusch verteilt. Hier finden sich die Menschen aus Fischeln wieder. Sie erfahren, was in den Vereinen, in den Parteien, Kirchen und Verbänden vor sich geht. Sie erfahren, was in ihrem Ort, also in ihrer Heimat, aktuell ist und worüber gerade gesprochen wird. Sie erfahren, welche Feste, welche Jubiläen gefeiert werden und welche Veranstaltungen geplant sind. Die Anzeigen der lokalen Geschäftsleute runden die „Fischelner Woche“ ab. Wir bieten somit jede Woche ein Stück Heimat, in der sich jeder wieder findet.

Wir drucken in unserem Haus das wöchentlich erscheinende „Krefelder Amtsblatt“, das vom Presseamt der Stadt herausgegeben wird. Broschüren der hiesigen Volkshochschule, vom Haus der Familie, des Theaters und der Industrie- und Handelskammer stammen von uns.



Ebenso der „Niederrhein – die Zeitschrift für Heimatpflege und Wandern“, herausgegeben vom Verein Niederrhein, verlässt bei uns vier Mal im Jahr die Druckerpresse. Alles das bedeutet für uns Heimatverbundenheit. Es bedeutet, nah an den Menschen und somit nah an dem Ort zu sein, in dem wir leben und arbeiten.

Nicht zuletzt unsere Arbeit für den Verein für Heimatkunde in Krefeld, den wir seit 1972 zu unseren Kunden zählen dürfen, ist für uns untrennbar mit dem Begriff „Heimat“ verbunden. Das zeigt sich übrigens auch im Titel des jährlich erscheinenden Werks – der lautet nämlich schlicht und ergreifend „Heimat“.

Die Wände in unserem Sitz an der Magdeburger Straße zeugen ebenfalls von Heimatverbundenheit. Und darüber freue ich mich jeden Tag aufs Neue. Ich meine damit die Werke von Krefelder Künstlern, die wir gekauft haben, und die bei uns hängen. Dazu gehören zum Beispiel Will Cassel, der mit „Traumleitern in die heile Welt“ von 1974, einem seiner ältesten Werke, vertreten ist. Ebenso Theo Windges, mit dem uns eine sehr lange Zusammenarbeit verbindet. Der Ikonenmaler Herbert Grüter gehört ebenfalls in die Riege der Krefelder Künstler, deren Werke wir in unseren Räumen zeigen. Genauso wie Helmut Meder, Hans-Peter Horster, Jupp Dahmen und Ernst Hoff. Die jüngste Künstlerin in dieser Reihe, Tilda, wurde 1967 auf Borneo geboren. Sie hat in Krefeld eine neue Heimat gefunden – im Zoo. Denn Tilda ist eine Orang-Utan-Dame, und wir haben eines ihrer Kunstwerke, das durch eine leuchtend bunte Farbkomposition besticht, beim Krefelder Zoo erworben. Seit kurzem

steht im Eingangsbereich des Unternehmens eine Skulptur der Krefelder Künstlerin Gabriele Leihgraf, welche den „Meister Ponzelar“ darstellt. In der Innenstadt steht dieser als Statue und erinnert an die vielen Weber und die Textilindustrie, durch welche die Samt- und Seidenstadt so stark geprägt wurde.

Heimat bedeutet auch, sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen, sowohl im kulturellen, wie auch im sozialen Bereich. Deshalb engagiere ich mich seit 25 Jahren im Vorstand von „Essen auf Rädern“. Denn auch das steht für uns im engen Zusammenhang mit Heimatverbundenheit: ältere Mitbürger nicht allein zu lassen.

Traditionen zu pflegen, das erfüllt das Wort „Heimat“ mit Leben. Das ist auch bei uns so. Unser Unternehmen wurde 1890 hier in Krefeld (damals noch mit „C“ geschrieben) gegründet. Es war und ist ein Familienunternehmen, das inzwischen von meiner Tochter und mir in der vierten und fünften Generation geführt wird. Und es ist eines der ältesten Familienbetriebe in diesem Bereich.

Karneval, das ist bei uns eine der Traditionen, die wir lebendig halten. Zu Altweiber schneiden die Damen hier alles ab, was nicht niel- und nagelfest ist. Obwohl es jedes Jahr passiert, denke ich am entsprechenden Morgen nie daran und ziehe meine beste Krawatte an. Aber vielleicht schaffe ich es ja beim nächsten Mal, mir ein älteres Modell umzubinden.

Eine weitere Tradition, die wir aufrecht erhalten, ist das so genannte „Gautschen“ – die

Taufe der Druckerlehrlinge, die ihre Ausbildung erfolgreich abgeschlossen haben. Vor vielen Jahren mussten die Täuflinge ihren ersten Wochenlohn noch in alkoholhaltige Getränke für ihre Altgesellen investieren. Das gibt es heute nicht mehr. Was jedoch weiterhin geblieben ist: das Zoppen in der Bütt. Die frischgebackenen Gesellen werden mit voller Arbeitsmontur unter viel Brimborium in eine Wanne gesteckt und so symbolisch vom ganzen Schmutz ihrer Ausbildung befreit.

Als Druckerei sind wir modernen Technologien verpflichtet und haben nie an alten Zöpfen gehangen. Trotzdem bewahren wir uns einige Dinge aus „der alten Zeit“ auf und verbinden die Technik mit der Tradition. Das ist typisch van Acken, und das ist letztendlich Heimat.

Wir danken dem Verein für Heimatkunde Krefeld für die bisherige, vertrauensvolle Zusammenarbeit und hoffen, dass viele weitere schöne Jahre folgen.

*Ulrich Kaltenmeier: Der gebürtige Krefelder studierte Druck- und Textiltechnik in Wuppertal, bevor er 1974 in das Familienunternehmen Joh. van Acken eintrat. Dessen Geschäftsführer ist er seit 1980. Seit 2009 ist er als Dozent an der Fundraising Akademie tätig. Er engagiert sich in verschiedenen sozialen Bereichen (z.B. Essen auf Rädern), bei der IHK, im Verband Druck und Medien, im Direktmarketingverband. Er hat verschiedene Ehrenämter inne und ist seit 10 Jahren ehrenamtlicher Handelsrichter.*

## Unsere Heimat ist im Himmel

von Burkhard Kamphausen

In den Bildern, die vor unserem inneren Auge assoziativ beim Begriff „Heimat“ erscheinen, steht oft ein Kirchturm an prägender Stelle. Da schauen wir auf ein Dorf, über dessen Dächer der Kirchturm herausragt, da ist das Stadtbild, dessen Silhouette von markanten Kirchtürmen bestimmt ist. Manches Dorf und erst recht manche Stadt lässt sich dadurch erkennen. Wenn wir einen Korrespondenten im Fernsehen sehen, wissen wir, woher er berichtet, weil wir die Kirchtürme auf dem Bild in seinem Hintergrund zuordnen können. Kirchtürme sind Erkennungszeichen und Orientierungspunkte in Stadt und Landschaft, aussagekräftige Symbole für eine Heimat, die sie repräsentieren. Wenn wir einen Kirchturm sehen, wissen wir auch ohne GPS, wo wir sind.

Vom Kirchturm aus rufen uns die Glocken in das Gotteshaus, die Kirche. Dort begleitet die Gemeinde zum einen die entscheidenden individuellen Ereignisse und Wendepunkte unseres Lebens, wie Geburt, Kinder- und Jugendzeit, Familienphase und das Ende des Lebens. Andererseits geben wir dort der Gemeinschaft und Gesellschaft, in der wir leben, einen Rhythmus und ein Gepräge, das unverwechselbar ist. Die Feste strukturieren das Jahr und der Wechsel von Werktag und Sonntag strukturiert die Woche.

Charakteristische Stationen und Phasen unseres Lebens und damit unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Geschichte und unserer Identität haben mit Kirche zu tun. Kirche und

Kirchen bieten Heimat [siehe hierzu auch das Statement von Dr. Reinhard Feinendegen in „Rund um Markus – Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde Krefeld-Süd“, Ausgabe Sept. 1989 (!)]. Sie tun dies allerdings noch auf eine andere Art, als wir dies landläufig mit dem Begriff „Heimat“ verbinden, wenn wir ihn mit Aspekten wie Brauchtum, Sitte und Bodenständigkeit füllen. Dieser Art „Heimat“, die im Provinziellen aufgehen kann, steht das Christentum von seinen Ursprüngen her sogar sehr kritisch und fast ablehnend gegenüber.

Ein Blick in die biblischen Überlieferungen hilft uns, ein Heimatverständnis zu entwickeln, das von persönlichem Ortsbezug und gleichzeitiger Weltoffenheit geprägt ist.

Weite Teile des Alten Testaments sind bestimmt von einer sogenannten Exodus-tradition. Am prägnantesten wird dies vielleicht in den unmittelbaren Überlieferungen vom Auszug des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten deutlich.

Doch schon die Geschichten der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob sind charakterisiert vom immer wieder notwendigen Aufbruch ins Unbekannte, vom Unterwegssein und davon, dass Gott und seine Verehrung nicht an einen bestimmten Ort gebunden sind, sondern mitziehen. Gerade in den Gefahren und Unwägbarkeiten des Aufbruchs und der Unsicherheiten des neuen und anderen Ortes, zu dem man hin unterwegs ist, liegen die Möglichkeiten, Gottes rettendes Handeln zu erleben und zu erfahren.

Gott rettet und versorgt. Er sorgt aktuell für heute und zeigt einen Weg für morgen. Dies sind typische Elemente des Glaubens aus der Wander- und Wüstenzeit. Diese Glaubenselemente haben sich über viele Jahrhunderte hindurch auch in den „sesshaften“ Kultformen erhalten und sie dabei sogar immer kritisch hinterfragt. Und bis heute versucht modernes pilgerndes Unterwegssein, diesen Erfahrungen nachzuspüren.

Am Ende dieser Phase seiner Geschichte wird das Volk Israel zwar im „Gelobten Land“ sesshaft, aber dieses Land, in dem Milch und Honig fließen, und das somit Inbegriff einer ersehnten und sogar erreichten Heimat sein könnte, wird nie in dem Sinne zur „Heimat“ Israels, dass es allein dieses Land besitzt.

Einerseits ist Israel nicht Landbesitzer aus theologischer Perspektive, nach der Gott selbst immer der eigentliche Eigentümer dieses Landes bleibt, das das Volk Israel als Erbbesitz bewohnt. Andererseits lässt sich auch aus historisch-empirischer Perspektive, aus der heraus man feststellen kann, dass nie nur Angehörige des Volkes Israel allein dieses Land bewohnt haben, sondern immer auch Angehörige anderer Völker und Kulturen, kein alleiniger Besitzanspruch erheben. Das Land zwischen Mittelmeer und Jordan, Libanon und Sinai ist immer von einer Mischbevölkerung bewohnt worden.

Auf diesem Hintergrund ist es sehr bemerkenswert, dass im Alten Testament zwar großer Wert gelegt wird auf die Ausbildung und Wahrung einer eigenen israelischen Volksidentität, damit aber auch eine auffallend große Rücksichtnahme auf die anderen Bewohner des Landes einhergeht. So gibt es beispielsweise spezielle Gesetze, die den sog. „Fremden“ besonders schützen. Er ist kein rechtloser Bewohner des Landes, sondern einer, der zur „Heimat“ dazugehört.

Menschen verschiedener Völker leben neben- und miteinander, sodass es für die israelische Identität keine Schwierigkeit darstellt, in der

Ausländerin Ruth, die als Wirtschaftsflüchtling mit Migrationshintergrund nach Bethlehem gekommen war, die Großmutter des Königs David zu entdecken. Die Dynastie Davids bildet einen der Kristallisationspunkte in der späteren Zeit, Identität zu finden und daran anknüpfend immer wieder neu zu formulieren und den Menschen eine Heimat zu geben.

Die Offenheit dieser Einstellungen drückt sich auch in einer weiteren Tradition aus, die im Umfeld der Davidstradition ihren Ort hatte und mit dem Zion, dem Wohnort Gottes, verbunden ist. Von diesem Zion heißt es, dass am Ende der Zeiten die Völker zu ihm hin wallfahren werden. Israel bleibt zwar in dieser Hoffnung das in besonderer Weise erwählte Volk, allerdings wird durch das Hinzukommen der anderen Völker die Exklusivität der Gottesbeziehung entscheidend relativiert. Die „Heimat“ Gottes am Zion wird geöffnet für die Menschen dieser Welt.

Die Zeit des babylonischen Exils und damit des Verlustes von Land und „Heimat“ stürzt Israel in eine tiefe Identitätskrise. Fragen nach der eigenen Vergangenheit, nach Schuld und Verfehlungen und deren Aufarbeitung, nach den Aufgaben der Gegenwart und den Anforderungen für eine zukunftsfähige Gemeinschaft bestimmen jene Zeit.

Die Vertriebenen hingen dem Alten und Verlorenen nach und es stellt einen großen Paradigmenwechsel dar, wenn etwa der Prophet Jeremia, der noch in der alten Heimat zurückgeblieben war, die Verschleppten in einem Brief dazu aufruft, ihren Glauben am neuen Ort zu leben und zu bewahren, indem sie dort an den Flüssen Babylons „der Stadt Bestes“ suchen sollen. Dies ist ein eindrucksvoller Aufruf zur Integration am neuen Ort und ein Zeichen für die Fähigkeit, Identität und Glaube und damit Heimat unabhängig von einem bestimmten Land, von gewohnten Gebäuden und sogar von Menschen zu finden und weiter zu entwickeln.

Israel lernt in dieser Zeit, sich und seinen Glauben auch ohne den Tempel und seine Rituale und auch ohne das Land, das einst als Erbbesitz versprochen und gegeben war, zu verstehen. Allerdings bleibt die Hoffnung auf die Rückkehr in das Land der Väter und damit bleibt der Bezug zu diesem Land.

Dennoch treten mehr und mehr, insbesondere für die immer größer werdende Mehrheit der in der Diaspora lebenden Juden, andere Zeichen für die Verbindung Gottes mit Israel an die Stelle der „Heilsgabe Land“. Es sind dies vor allem die Beachtung des Sabbath und die Beschneidung, die so eine Beheimatung schaffen, in der der Glaube und damit die Identität Israels leben kann auch weit jenseits der Grenzen des Landes Israel.

Der Jude Jesus ruft Menschen in seine Nachfolge und damit heraus aus ihrer Heimat.

Auch wenn der Wirkungskreis Jesu anfangs vorwiegend die Region um den See Genesareth – die Heimat vieler seiner Jünger – war, so legen die Evangelien doch sehr großen Nachdruck auf die Notwendigkeit, seine vertrauten Lebensbereiche zu verlassen, um in die Nachfolge Jesu einzutreten. Es ist die Rede von neuen Familienverhältnissen, davon, Vater und Mutter zu verlassen, und sogar die heilige Pflicht, den Vater zu beerdigen hinter dem Ruf in die Nachfolge zurückstehen zu lassen.

Jesus sagt von sich, er habe keinen Ort, an dem er sein Haupt hinlegen könne. Er verlässt seine Heimatstadt Nazareth, in der er mit seiner Verkündigung keinen Erfolg hatte, verlässt seine Familie, um mit Menschen, die er neu findet, zusammenzuleben. Ihre Heimat findet diese Gemeinschaft in der Form des Glaubens, den Jesus zum Ausdruck bringt.

Und wenn er sie dabei beispielsweise beten lehrt „dein Reich komme“, dann wird dadurch in der neuen Perspektive des endzeitlichen Glaubens politischen, wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen „Reichen“ und ihren Grenzen diejenige des Reiches Gottes gegenübergestellt.

Identität und Geborgenheit, Heimatgefühl werden nicht vermittelt durch Kult und Tempel, auch nicht durch Haus und Hof, Land, Sippe oder Sitte, sondern zunächst durch das gemeinsame Vertrauen auf Gott, der seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Fromme, Gerechte und Ungerechte, und so der Vater aller ist.

Diese Botschaft Jesu hat in der allerfrühesten Zeit der Kirche tief greifende Transformationen erfahren. Sie waren die Voraussetzung, um zu einer Weltreligion werden zu können.

Vor allem die Person des Apostels Paulus und die Traditionen, die er vor seiner Missionstätigkeit etwa in der Begegnung mit dem antiochenischen Christentum übernommen hat, stehen für diese Transformationen, die aus dem Verkündiger Jesus den verkündigten Christus machen und jüdische mit griechisch-römischen Vorstellungen und Deutemustern verbinden.

Das Christentum wird so zu einer Religion, die in der Lage ist, Grenzen zu überschreiten. Seine Heimat findet der Mensch nicht darin, Jude oder Grieche zu sein, selbst nicht Mann oder Frau, sondern in der Erkenntnis, dass „unsere Heimat im Himmel“ ist, d.h., dass wir durch die Liebe und Zuwendung Gottes zu uns einen festen Ort und Halt haben, der nicht von unserem jeweiligen Geburtsort, Wohnort, unserer Geschichte oder Herkunft abhängig ist, sondern auf das Ziel der Welt und des Lebens hin orientiert ist. Dies lässt dann eine Lebens- und Weltverantwortung vor Ort wahrnehmen, die über eng abgesteckte Grenzen aller Art hinweg die Antwort

des Menschen auf Gottes grenzenloses Sein und seine Liebe ist.

Das Christentum – und so die Kirche – gab und gibt vielen Menschen Heimat. Aber doch in dem Sinne, dass Heimat mehr ist als Blut und Boden, mehr auch als altüberlieferte Tradition und auch als Familienbande. Gegen ein

solches Heimatverständnis nimmt die Bibel sogar eine ausgesprochen kritische Haltung ein. Sie bietet stattdessen an, mich – wo auch immer ich lebe und wie auch immer ich an diesen Ort gekommen sein mag – dort geborgen und beheimatet zu fühlen, in einer Weltgemeinschaft der Menschen, für die im Sinne Jesu Gott ihr Vater ist.

*Burkhard Kamphausen: Pfarrer an der Markuskirche in Krefeld-Fischeln, Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), seit 2009 Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Krefeld-Viersen.*

## Heimat-Moment-Aufnahmen

von Gregor Kathstede

Als ich eingeladen wurde, mich am Sonderheft zu Ehren von Dr. Reinhard Feinendegen zu beteiligen, habe ich nur kurz gezögert. Absurd erschien mir der Gedanke, meinen ehemaligen Lehrer mit einer abstrakten Abhandlung zu erfreuen. Schließlich war er es, der seinen Schülerinnen und Schülern stets beigebracht hat, dass die Vergangenheit immer in der Gegenwart präsent ist und wir uns Tag für Tag auf historischem Boden bewegen. Heimat ist das Terrain von Dr. Reinhard Feinendegen. Es kann also nicht darum gehen, diesen Begriff theoretisch zu reflektieren. Mir geht es darum, anhand von Moment-Aufnahmen aufzuzeigen, wie sich Heimat für mich anfühlt, und wie es dazu kommt, wenn man an Krefeld denkt, von Liebe sprechen zu können.

Aus den vielen alltäglichen Selbstverständlichkeiten einige als besonders repräsentative Moment-Aufnahmen herauszufiltern, ist eine schwierige Aufgabe. Denn Krefeld ist für mich die Summe meiner Freundschaften, die Summe vieler beruflicher und privater Begegnungen, Krefeld ist für mich die Kulisse, aber auch das Elixier meiner persönlichen Entwicklung, Krefeld ist der Lebensmittelpunkt meiner Familie und noch vieles, vieles mehr.

Hier kann sich Heimat also nur in Momentaufnahmen darstellen, als besondere Orte, die Heimat lebendig machen, mit denen die Krefelder sich geradezu passioniert identifizieren, aber auch unauffällige, die gleichwohl für mich oder andere das Gefühl, daheim zu sein, spürbar verdichten.

Wenn man mich nach meiner Heimat fragt, dann fällt mir unweigerlich zuerst Hüls ein. Da habe ich ganz früh das schwierige Wort „Kreutenbäskesweg“ auswendig gelernt, ich habe gelernt, wozu man Lauch verwenden kann, was eine Pfarrjugend ist und dass es Menschen gibt, die sich ganz lebenspraktisch um ihren Ort kümmern, im Pfarrgemeinderat, im Sportverein, im Bürgerverein, in der Politik.

Heimatliche Gefühle verbinde ich mit diesen Menschen, die uns jungen Leuten damals gute Vorbilder waren. Regelmäßig muss ich auch heute noch das Hülser Pflaster unter meinen Sohlen spüren, vom Quartelmarkt durchs Gässchen zum Herrenweg und an meiner alten Grundschule vorbei spazieren, einen Blick auf die fürs Ortsleben zurückeroberte Burg werfen, deren Existenz ich viele Jahre ebenso wie viele andere Hülser kaum zur Kenntnis genommen hatte.

Es ist eine vertraute Welt, die ihr eigenes Zentrum hat und zu Krefeld, zu dem man zwar gehört, eine innig-herzliche Distanz pflegt. Auch das gehört zu dem heimatlichen Schmelztiegel, in dem letztlich das entsteht, was mit Identifikation für mein Empfinden am besten beschrieben ist. Identifikation ist auch die Kraftquelle, die dazu nötig ist, viele Dinge im Vertrauen auf eigene Initiative in die Hand zu nehmen und auch zu erledigen. Hüls ist ein

idealer Ort, um in der Kindheit in einer überschaubaren Welt mit vertrauten Perspektiven zwischen enger Nachbarschaft und weiter Landschaft aufzuwachsen.

Hüls, und das gilt für alle Krefelder Vororte, bietet auch zugereisten Familien die Chance, schnell heimisch zu werden. Die Integrationsleistung in allen Institutionen ist so groß, dass von Jahr zu Jahr die Gemeinde der mit heimatlichen Gefühlen Beseelten wächst. Nur mit Augenmaß lässt sich deshalb die Siedlungsstruktur in den Krefelder Vororten und Stadtteilen fortentwickeln, will man diese große Integrationsleistung nicht leichtfertig in Frage stellen. Städtebauliche Entwicklung kann nur erfolgreich sein, wenn sie sich mit den gewachsenen Strukturen vertraut macht und sie als Richtschnur versteht.

Es macht uns Krefelder stolz, wenn wir sehen, wie viele Menschen nach Krefeld ziehen,



Abb. 1. Blick von Westen auf Krefeld-Hüls



Abb. 2. Die restaurierte Ruine der Hülser Burg



Abb. 3. Der Marktplatz in Krefeld-Hüls mit St. Cyriakus

es macht uns stolz, wenn wir spüren, dass sich der Niederrhein wieder Richtung Krefeld orientiert. Stolz – auch dieses Gefühl gehört für mich zu den Kindheits- und Jugenderfahrungen, die unbedingt mit Heimat zu tun haben. Selbst in der Sturm- und Drangphase, in der die gesellschaftlichen Institutionen und das Establishment per se in Frage gestellt werden, war es mir immer wichtig zu wissen, dass Krefeld wunderschöne Parkanlagen hat, dass Kultur in meiner Heimatstadt großgeschrieben wird, dass der Veilchendienstag in Hüls ganz den Trinas gehört und die Türme von St. Dionysius und St. Cyriakus über all dem wachen, was mir lieb und teuer ist. Ein ganz besonderer Kulminationspunkt war der Pfingstsonntag des Jahres 1985, als Krefeld

den Pokal holte. Alle, die diesen Triumph miterlebt haben, die mitgefiebert haben, wissen, wovon ich spreche, auch wenn sich dieses heimatliche Hochgefühl mit Worten nicht annähernd beschreiben lässt. Stolz und Heimat gehen eine legitime Verbindung ein, wenn sie sich nicht dazu verleiten lassen, auszugrenzen, sondern sich gegenseitig dazu motivieren, das positive und sympathische Image einer Stadt mit Begeisterung nach außen zu tragen.

Ich freue mich über den Wunsch vieler Familien, in Krefeld ein Eigenheim zu bauen, und ich freue mich ebenso sehr über den zunehmenden Wunsch, wieder in der Innenstadt zu wohnen. Die Spuren des zweiten Weltkrieges,

die Nachkriegsentwicklung und der Strukturwandel haben unsere Innenstadt geprägt und doch hat sie ihre Rolle als Visitenkarte unserer Stadt erfüllt, sie hat sich entwickelt, sie ist immer in aller Munde und sie zieht zu besonderen Terminen regelmäßig zigtausende von Besucherinnen und Besuchern aus dem Krefelder Umland an.

Die Liebe zur Heimatstadt fordert alle Verantwortlichen dazu auf, sowohl den Wunsch nach dem Wohnen in den Stadtteilen wie auch in der Innenstadt zur Kenntnis zu nehmen. Die Renaissance des Innenstadtwohnens, die von Menschen initiiert wird, die in der Lage sind, in der alten Struktur und Substanz ein besonderes Flair zu erkennen und den Vor-



Abb. 4. Siedlerhäuser „Am Steinacker“ in Krefeld-Linn



Abb. 5. Rheinfront mit Blick auf die Bayer-Werke in Krefeld-Uerdingen

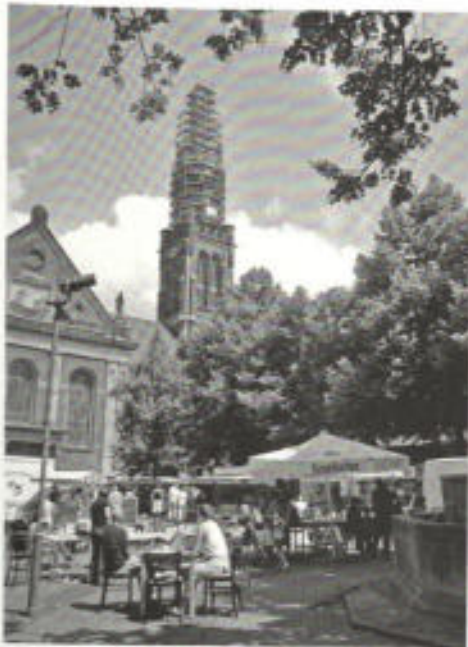


Abb. 6. St. Dionysius



Abb. 7. Rheinufer-Idylle

teil nutzen wollen, sich in der Alltagsmobilität zu Fuß oder per Bahn und Bus zu bewegen, birgt eine ungeheure Chance: Die Innenstadt wird wieder als Heimat zurückerobert. Das ist es auch, was mich beflügelt, wenn Entwicklungen wie mit dem Willy-Göldenbachs-Platz oder auf dem Ostwall stattfinden. Der Ostwall ist die Straße, an der die Krefelder geradezu mit Leidenschaft hängen, an deren Unzulänglichkeiten sie seit vielen Jahren leiden. Auch in diesem Empfinden äußert sich eine besondere Heimatverbundenheit, die mit allem, was jetzt auf dem Ostwall geschieht, eine Genugtuung erfährt. Wenn der Ostwall jetzt als Prachtboulevard, als Flaniermeile, als Einkaufsstraße wieder aufersteht, dann weist ihm das vor allem wieder eine Funktion zu, nämlich allen Krefelderinnen und Krefeldern, die zum Beispiel vom Hauptbahnhof aus nach Krefeld zurückkehren, das vertraut wärmende und mit Stolz garnierte Gefühl von Heimat zu vermitteln.

Als Oberbürgermeister der Samt- und Seidenstadt bin ich gleichzeitig aber auch Projektionsfläche von Erwartungen an die Heimat. Ich komme hier daher nicht umhin, zumindest ein Thema in diesem Zusammenhang zu streifen. Es schwelt seit Langem im Untergrund und flammt immer wieder auf: Das ist die Frage nach einem Stadtmuseum. Auch ich finde diesen Gedanken sehr charmant. Viele Krefelder werden sich mit der Stadt besser identifizieren können, wenn sie nicht nur wissen, wie sie ist, sondern auch, warum sie so ist – wenn sie also einen Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen können. Jetzt ist dieser Gedanke im Zusammenhang mit den geplanten Reparatur- und Sicherungsarbeiten an der

Burg Linn wieder laut geworden. Krefelds Geschichte bietet einen außerordentlich interessanten Zusammenhang von Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, aus dem man auch für die Gegenwart sehr viel lernen könnte. Ganz bestimmt würde ein insgesamt belastbares Konzept mehr Bereitschaft auslösen, sich der Idee eines Stadtmuseums zu stellen und eine Grundlage für den notwendigen Prozess der Diskussion bieten. Aber was noch heute wie Zukunftsmusik klingt, muss nicht deshalb ein Misston sein, weil es sich in das gegenwärtige Orchester der Wirtschafts-, Finanz- und Haushaltsprognosen nicht so recht einfügen lassen will.

Es ist für mich sehr spannend zu erfahren, welche Bedeutung Heimat für die Menschen in dieser Stadt hat. Manche sind in ihrer Arbeit beheimatet, andere in ihrer Kunst. Andere wählen ganz bewusst eine neue Heimat in einer anderen Landschaft, in einem anderen Land. Die Sprache ist ein ganz entscheidender Heimat-Faktor. Ich zum Beispiel bin auch ein wenig in Frankreich beheimatet, weil mir die Sprache des Landes immer vertrauter geworden ist.

Vor einiger Zeit habe ich am Jubiläum der Siedlergemeinschaft „Am Steinacker“ in Linn teilgenommen. Die Siedlung wurde 60 Jahre alt. Da ist mir eine andere wichtige Heimat-Perspektive Krefelds klar geworden. Am Steinacker wurden 1949 die ersten Siedlerstellen für Flüchtlinge und Vertriebene errichtet. Sudetendeutsche, Schlesier, Pommern oder Ostpreußen zogen ein. Die meisten Familien leben dort in dritter oder gar vierter Generation. Linn ist für sie wirklich Heimat geworden.

Allein 34 000 Flüchtlinge und Vertriebene hatten sich bis 1960 in Krefeld gemeldet. Bis 1980 kamen 18 000 Bürger hinzu, die die DDR verlassen hatten. Die ohnehin zerstörte Stadt vermehrte während des Wiederaufbaus ihre Einwohnerzahl um gut ein Viertel. An diese Integrationsleistung der „Eingeborenen“ und der Zugewanderten sollten wir uns ab und zu erinnern, wenn es darum geht, neuen Einwohnern die Chance zu bieten, zu Bürgern unserer Stadt zu werden, sich hier heimisch zu fühlen.

Ein besonderes Kapitel zum Thema „Heimat“ werden wir nie bewältigen können, die Tatsache, dass Tausende jüdische Krefelder aus ihrer Stadt vertrieben und ermordet wurden. Dass es heute wieder eine jüdische Gemeinde in Krefeld gibt, heilt die große Wunde in der Heimatgeschichte nicht, weist aber einen Weg in die Zukunft.

Heimat ist vor allem in Krefeld dort, wo Bürger sich gegen gedankenlos geplante Veränderungen der Heimat wehren oder sie sich in zahllosen öffentlichen Initiativen schaffen. Da wird viel Herzblut, Sachverstand, Initiative, Fleiß und auch Geld investiert. Die Wiederbelebung der Geismühle, die Fahrten des Krefelder Schluffs oder die Rettung der Traarer Volksschule, die Renovierung der Häuser Lange und Esters sind nur einige wenige Beispiele dafür, dass viele Krefelder immer wieder bereit sind, in ihre Heimat zu investieren und sich für den Erhalt markanter Identifizierungs-Substanz einzusetzen.

Die dankenswerter Weise von der Familie Melcher eingeleitete Aktivierung der Dujardin-Fabrik lockt Krefelder an den Rhein, die

zuvor kaum gewusst haben, dass Krefeld eine Stadt am Rhein ist. Vielen wird so recht bewusst, welche Chancen für Krefeld am Rhein liegen, wie wichtig aber auch die Industriekulisse am Rheinufer dafür ist, dass Krefeld eine lebendige Heimat bleiben kann.

Ein gutes Beispiel dafür, wie Heimatverbundenheit öffentliche Hände, Institutionen und Bürger Hand in Hand arbeiten lässt, ist der Turm von St. Dionysius. Andere Städte haben bekanntere und bedeutendere Wahrzeichen. Aber wir heimatbewussten Krefelder wollen, und ich ganz persönlich möchte, dass – wie ich es in meiner Jugend empfunden habe – der Turm von St. Dionysius gemeinsam mit den vielen anderen Kirchtürmen in dieser Stadt über all dem wachen, was uns Krefeldern lieb und teuer ist.

*Gregor Kathstede: In Hülz aufgewachsener Krefelder, Mitglied des Rates der Stadt Krefeld seit 1999 (CDU), Bürgermeister 2003, Oberbürgermeister seit 2004.*



Abb. 8. Freizeit-Idylle am Stadtwaldhaus

## Uerdinger Gedanken zum Begriff „Heimat“

von Paul Keller

Sich seiner Heimat bewusst werden, kann Folgendes heißen und dies bedeutet es zunächst für mich:

Ich komme an den „Ort meiner Kindheit“ zurück und erinnere mich seiner. Er hat mich geprägt und mich zu dem werden lassen, der ich heute bin. Dafür bin ich zutiefst dankbar.

Aufgewachsen bin ich auf der Dujardinstraße in Uerdingen, einer kleinen, scheinbar unbedeutenden Straße zwischen den Firmengeländen der Spedition Müncker und der Weinbrennerei Dujardin. Diese Straße aber war die einzige Verkehrsader der Deutschen Bundesbahn AG zwischen dem Gelände der hiesigen Güterabfertigung und dem wichtigen Umschlagplatz am Rheinufer vor dem Uerdinger Werftgelände zu Füßen der Speditionen Müncker und Erlenwein sowie der Oelfabrik Holz und Willemssen. Sie führte dann weiter bis ins Gelände des Rheinhafens.

Sowohl die einzelnen Firmengelände wie ein Großteil der Lagerhallen gehörten zu den beliebten Spielplätzen von uns Kindern. Dass dies von den Verantwortlichen nicht immer gern gesehen wurde, ist wohl jedem klar; aber, dies galt auch schon damals: „Verbotes übt immer besonderen Reiz aus.“

Meine Familie wohnte in einem kleinen Häuschen der Firma Müncker, an das ein kleiner Hof grenzte, der mir zeitweise als Spielort

diente, auf dem meine Mutter ihre Wäsche trocknete und mein Vater diverse Reparaturarbeiten ausführte. In einem Anbau war



Abb. 1. Im Kindergarten St. Peter, Oberstraße; 1953



Abb. 2. Das Elternhaus mit Hinterhof und Zugang zur Waschküche; ca. 1955

die Waschküche untergebracht, die jeden Montag zum Hauptaktionsfeld wurde. Schon am Sonntagabend bereitete mein Vater den Waschkessel vor, meine Mutter weichte die Wäsche ein und montagmorgens drangen dann die feuchten Schwaden nach draußen,



Abb. 3. Mein Vater im Firmengelände von Münker; ca. 1955

während meine Mutter mit Holzklumpen und Schürze sowie mit einem Kopftuch bekleidet, mühsam ihrer Arbeit nachkam. Ich spielte indes im Innenhof.

Mein Vater ging schon früh morgens zur Arbeit. Bei Münker arbeitete er über 40 Jahre. Bei Wind und Wetter arbeitete er täglich auf dem Werftgelände als Verlademeister. Ich erinnere mich gern an ihn, verkörpert er für mich heute noch eine Person von äußerstem Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein. Er genoss in der Firma bei Vorgesetzten und Arbeitskollegen hohe Anerkennung. Seine Einfachheit und seine Bescheidenheit einerseits sowie sein vorbildhaftes Verhalten, was Güte und Zuverlässigkeit angeht, andererseits, machen ihn für mich zu dem, was Heimat beinhaltet: Geborgenheit und Fürsorge, Liebe und Wärme in der zwischenmenschlichen Beziehung. Dies bedeutete nicht, dass nicht bei Bedarf auch einmal ein strenges Wort an der Tagesordnung war.

An erster Stelle stand für meinen Vater die Familie. Sie war ihm Heimat, und er gab uns, meiner Mutter und mir, das Gefühl eines wohligen Zuhauses.

Die Arbeit meines Vaters war es auch, die mir die Nähe zur Mundart, dem Oedingsch Platt, wies. Während des Spielens auf den Firmengeländen (siehe oben) hörte ich ausschließlich heimische Töne. „Pass op, Jongl – Komm ens hei – Doe häs do ene Jrosche för en paar Brocke. ...“ Ja, die Rhienskadetten waren schon eine besondere Sorte Mensch.

Für meine schulische Bildung war dies nicht gerade förderlich. So mahnte meine Mutter meinen Vater eindringlich, mit seinem Sohn hochdeutsch zu sprechen. Dafür, dass er sich dem Wunsch seiner Frau bisweilen widersetzt hat, bin ich ihm heute sehr dankbar. Denn wo sonst, wenn nicht bei ihm und seinen Rhienskadetten, hätte ich unsere heimische Mundart so lebensnah, ehrlich und echt kennenlernen können?

Meinen Eltern, und hier meiner Mutter besonders, verdanke ich meine Verwurzelung im Glauben. Sie gehörte zu denen, die fast täglich in den morgendlichen Gottesdienst gingen. Ich selbst wurde nach der Kinderkommunion im Jahre 1959 Messdiener in der Pfarrgemeinde St. Peter unter Oberpfarrer Franz Firmenich. In einer Gruppe von Gleichgesinnten durfte ich dann viel Freude und Spaß in meiner Freizeit erleben. Gelebter Glaube im Elternhaus und in der Pfarrgemeinde war mir somit Heimat und gab mir wurzelhafte Standfestigkeit.

Festmachen möchte ich dies an meinen Eltern und den damaligen Kaplänen Michael Gau, Franz Schleiermacher und Edward Jack Birkenbei, die inzwischen verstorben sind. Zu Herbert Falken habe ich heute noch Kontakt. Mit ihm erinnere ich mich gern an das, was uns früher getragen hat.



Abb. 4. In der Pfarrkirche St. Peter; ca. 1960/61

Wenn ich heute sagen soll, was mir hier und jetzt Heimat bedeutet, so muss ich betonen, dass jede/r dazugehört, der/die mich begleitet hat und noch an meiner Seite ist in den Höhen und Tiefen des Alltags.

Auch denke ich gern an Hubert Hündges zurück, meinem ersten Lehrer in der damaligen Volksschule 61 an der Bruchstraße in Uerdingen. Er belohnte uns Kinder, wenn wir etwas besonders gut gemacht hatten, mit überzähligen Briefmarken aus seiner um-



Abb. 5. Familie vor dem Elternhaus mit Verwandten aus Lübeck

fangreichen Sammlung. Später, im dritten und vierten Schuljahr, war dann Thea Raab unsere Klassenmutter. Sie wohnte damals mit ihrer Mutter am Rheinhorst. Auch sie hatte eine Vorliebe für Briefmarken.

In diesen kurzen Ausführungen habe ich hoffentlich deutlich machen können, dass meine Heimat im Elternhaus, in der bürgerlichen Umgebung meiner Heimatstadt und in der Liebe zur Heimatsprache Bestand hat. Hinzu kommt untrennbar die Prägung durch einzelne Personen, die mir begegnet sind. Einige wichtige von ihnen habe ich erwähnt. Zu ihnen gehört aber auch Dr. Reinhard Feinendegen, dem ich vor vielen Jahrzehnten begegnet bin. Mit ihm war ich über viele Jahre im Arbeitskreis christlicher Kirchen. Sein offenes sachkundiges Wort und seine jederzeit kritische Stellungnahme im Rahmen von Kirche und Oekumene habe ich stets als konstruktiv und bereichernd, nie jedoch als verletzend

erlebt. Stets machte sein Verhalten die Wertschätzung gegenüber den Anwesenden oder Andersdenkenden deutlich.

Ihm wünsche ich für die weiteren Jahre Gesundheit und Kraft für seine Pläne im Dienste seiner Heimat.

Abschließend möchte ich noch anmerken, dass Überlegungen über die „eigene Heimat“ bisweilen den Eindruck erwecken können, als traure ich ihr hinterher. Ich bin jedoch sicher, dass nur derjenige mit Zuversicht und Vertrauen nach vorn schauen kann, der sich seiner Wurzeln und Prägungen bewusst ist, der die Gegenwart mit wachen Augen und offenen Ohren reflektiert und sich mit kritischem Optimismus den zukünftigen Aufgaben stellt. Hier spielt natürlich meine eigene Familie, meine Frau und unsere beiden Kinder, die entscheidende Rolle. Ohne Geborgenheit und Wärme, Bezugspersonen und Vorbilder, Verständnis,

aber auch konstruktive Kritik, lässt sich kein echtes Heimatverständnis oder -gefühl entwickeln.

In diesem Sinne erwarte ich, was kommt und nehme es so an. Mit Friedrich Nietzsche bin der Meinung: „Wohl dem, der eine Heimat hat.“<sup>1 2</sup>

*Paul Keller: Uerdinger, Lehrer, Mundartautor, Kulturwart des Vereins Niederrhein, Mitglied im Verein Villa Merländer e.V., in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche: Vereinsamt, 1884. Originaltext: „Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat.“

<sup>2</sup> Vgl. auch: Friedrich Schorlemmer: Wohl dem, der Heimat hat, 2009.

## Do es min Heimat

von Paul Keller

Doe es min Heimat,  
wo ech op de Dujardinstroet stonn  
on min Elderhuus söck,  
wat all längs avjereete es.

Doe es min Heimat,  
wo ech öwer dän Rhiendamm jonn  
on die Schepp der langes fahre senn,  
wo ech mar blues noch ene enkelne Krahn senn,  
wo doemals drei jestange hant.

Doe es min Heimat,  
wo ech op dā Maat stonn,  
on die Jlocke van Zint Pitter hüer, die laut lüe,  
wo ech henger mech en paar vertraude Stemme hüer,  
die grad Oedingsch Platt spreäke.

Doe es min Heimat,  
wo ech op de Nierstroet stonn,  
mech an die alde Stroetbahn erennere,  
no alde Jeschäfte kiek,  
van denne et hüt mar blues noch en hangkvoll jövv.

Doe es min Heimat,  
wo ech an de Rhienpoort stonn  
on mot,  
dat die alde Fabrike stell stond  
on all lang duet send.

Doe es min Heimat,  
wo ech em Stadtpark am Water stonn,  
wo dā Stärke Waterstroahl en de Loff jitscht,  
die Ente schnattere  
on bongk dureen schwemme.

Doe es min Heimat,  
wo neävenan dat Stadion es,  
wo fröher die Oedingsche Fußballfeste jefiert hant,  
on sech tesame jefreut hant,  
wenn se jewonne hadde.

Doe es min Heimat,  
wo ech om Röttge öwer dän Maat der langes loop  
on senn, wie se am boue send.  
Wo en min Kenger- on Scholltiet  
dā alde Bunker on min Volksscholl stunge,  
do wässt em Oogenbleck dā noiye Edeka-Lade.

Doe es min Heimat,  
wo ech ut dän Urlaub koom  
on vör mech die Rhienbröck stohn senn.  
Se sät mech jau, janz ohne Schmus:  
„Komm no os,  
no os tu Huus.“

Doe es min Heimat,  
wo mech die Düer emmer oepe steht,  
wo se op mech waade,  
von wo uut ech lossloope kann  
on dat, wat voer mech legt  
en de Häng nähme kann.

Doe es min Heimat,  
wo ech minnen Örschel ut de Scholl metbrenge dörv,  
wo ech öm avlade on küeme kann,  
wo ech mech jeäve kann, wie ech ben.,  
wo ech met min Frou on min Kenger öm dän Dösch sette donn,  
wo ech mech och ens terücktrekke kann,  
wenn ech alleen sin well,  
öm öwer noiye Texte en Oedingsch Platt  
noetedenke ov se te schriewe.

Doe es din Heimat,  
wo do...  
Denk mar ens selvs noe!!!

Oeding 2009



# Wo ich her bin das gibt es nicht mehr<sup>1</sup>

von Klaus Kokol

„Wo ich her bin das gibt es nicht mehr“, so könnte auch ich sagen, der ich – Jahrgang 1953 – aufgewachsen bin rund um St. Norbertus. Wir wohnten bis 1964 am Frankenring 101, Ecke Blumenstraße. Nur aus Erzählungen weiß ich, dass ich mit meinen Eltern zunächst auf der Steinstraße zwischen Markt- und Blumenstraße gewohnt habe, in einem Haus, das es nicht mehr gibt, weil es schon lange einem Neubau gewichen ist.

Der Frankenring war Teil der viel befahrenen Bundesstraße 9, auf der auch in der Nacht noch die Lastwagen fuhrten: Krupp, Mercedes und MAN mit langen Schnauzen und Anhängern – die Autobahn A 57 gab es noch nicht. Wir Kinder zählten vom Fenster des Kinderzimmers im ersten Stock aus Autos, wenn wir nicht schlafen konnten – oder wollten; wer VW zählte, gewann immer. Nachts war es an der Ecke besonders gefährlich, denn immer wieder fuhrten Autos aus Richtung Marktstraße kommend in der leichten Rechtskurve einfach geradeaus und es krachte.

Auf dem Mittelstreifen des Rings fuhr damals noch die Straßenbahn, bei uns in einem Rasenbett zwischen kurz geschnittenen kleinen Hecken. Meine jüngere Schwester Ingrid war gegen das Gebimmel hinter ihr immun: Deshalb ging sie mit ihrem Puppenwagen kein bisschen schneller über die Gleise. Die Linie bog auf dem Deutschen Ring in die Lewerenzstraße ein, Richtung Bahnhof. Auch sie gibt es nicht mehr.

Der Aschenplatz gegenüber unserem Haus am Frankenring, auf dem der KTK Handball spielte und wir Fußball, den gibt es nicht mehr. Der Platzwart durfte uns nicht erwischen, darum spielten wir immer auf das Tor an der Gutenbergstraße; und bis der (gehbehinderte?) Platzwart vom Eingang am Frankenring mit seinem Fahrrad über den Platz gefahren war, waren wir schon unerreichbar durch die löchrige Hecke auf den angrenzenden Spielplatz verschwunden. Auf dem Gelände des Aschenplatzes steht heute das Pfarrheim – gegenüber der Shell-Tankstelle, früher eine Rheinpreußen-Tankstelle, auch die Marke gibt es nicht mehr. Statt des Tors auf der Seite der Gutenbergstraße, auf das wir schossen, gibt es heute dort einen Bolzplatz. Obwohl von der Größe her nicht optimal, hätten wir uns den damals schon gewünscht. So mussten wir auf den Sport- oder den Spielplatz ausweichen.

Wir bestanden unsere Abenteuer auf dem Spielplatz gegenüber dem West-Bahnhof an der Schluff-Trasse und auf dem an der Bahn-

linie gelegenen Lagerplatz einer Holzhandlung (das war aber verboten). Auf dem Spielplatz brach sich mein jüngerer Bruder Jürgen beim Sturz von dem großen Klettergerüst den Arm und wir Älteren trugen ihn nach Hause – denn er konnte mit dem gebrochenen Arm nicht mehr gehen. Der Spielplatz sieht heute traurig aus, den West-Bahnhof und das Lager der Holzhandlung gibt es nicht mehr.

Auf der Blumenstraße nahe am Ring hatte ich meinen ersten Verkehrsunfall: Als Kind kam ich unter ein Moped, als ich unter den abströmenden Zuschauermassen eines Handballspiels (Massen bei einem Handballspiel auf dem Feld – ja, das gab es damals) jemanden suchte, der mir das Ergebnis des Spiels hätte verraten können, das wir von oben beobachtet hatten – und beim raschen Überqueren der Straße nicht aufpasste. Mir ist nicht viel passiert, neben dem Schrecken nur Hautabschürfungen. Der Mopedfahrer fuhr gegen die Einbahnstraße in Richtung Kornstraße; vielleicht habe ich ihn auch deswegen übersehen.

Auf der Blumenstraße nahe am Ring wohnte Rasti oder Rastelli, im selben Haus wie „der Russe“, ein Kerl wie ein Baum. Viel später erfuhr ich, dass Rastelli nicht sein richtiger Name war: Er hieß Rolf Jeuken und spielte in diversen Bands Schlagzeug. Den wirklichen Namen des „Russen“ habe ich nie erfahren. Beide waren viel älter als ich, aber nahmen mich hin und wieder mit auf ihren Schultern. Wohin? Vergessen.

An der Ecke Blumenstraße/Blumenplatz gab es einen SPAR-Laden: Kohtes. Der Sohn der Geschäftsleute hieß Adam und war schon groß, jedenfalls aus meiner Perspektive. Ein paar Häuser weiter am Platz lag eine Bäckerei (Hormes?); Brötchen für fünf Pfennige. Schräg über den Blumenplatz auf der Jägerstraße, fast an der Ecke zur Kornstraße, war der Milchladen von Johannis: Dort holte ich die Milch, lose in einer Blechkanne. Wenn man sie geschickt genug am ausgestreckten Arm über den Kopf herumschleuderte, fiel nicht mal ein Tropfen heraus. Siggli, den blassen, dünnen, rotblonden Sohn aus der Drogerie Heinen auf der Jägerstraße am Blumenplatz, habe ich erst an der Uni wiedergetroffen, er wurde später Richter. SPAR-Laden, Bäcker, Milchladen, Drogerie, die – neben Handwerksbetrieben, wie Schreinerei, Schlosserei – damals funktionierende Infrastruktur, die gibt es dort nicht mehr.

Die Kohlenhandlung Opdenberg auf der Jägerstraße mit dem dreirädrigen Lieferwagen

Marke Tempo, zwischen Blumenplatz und Ring, die gibt es nicht mehr. Dort wohnte Norbert, mit dem ich zusammen in den Kindergarten und später zur Volksschule 21 an der Marktstraße ging. Sein Bruder Georg war schon groß, der spielte mit anderen, nicht mit uns. Auch auf der Jägerstraße, aber fast an der Ecke zur Prinz-Ferdinand-Straße, wohnte Werner Neuwirth, der mit mir in die Volksschulklasse von Fräulein Kempkens ging – und wie ich später aufs Gymnasium. Auch die Volksschule 21 an der Marktstraße gibt es nicht mehr: Heute sind dort einige Ateliers und die Entomologischen Sammlungen der Stadt Krefeld untergebracht.

Gegenüber der Kohlenhandlung Opdenberg lag, durch eine Tür in der langen weißen Mauer zu erreichen, unser Kindergarten. Auch den gibt es nicht mehr. Heute ist dort der Garten des Hospizes. Im heutigen Hospiz betrieben zu meiner Zeit noch die Herz-Jesu-Priester ihr Kloster. Dort parkte häufig eine BMW-Isetta (des Pfarrers?), zur Osterzeit mal mit einer Schleife zum Osterei dekoriert. In dieses Auto stieg man von vorne ein, indem man die Front zur Seite klappte. Gibt es heute kaum noch, ebenso wenig wie den Messerschmidt Kabinenroller, ein Zweisitzer, in dem man wie in einer Flugzeugkanzel hintereinander saß. Beide waren damals häufig auf den Straßen zu sehen.

Der Blumenplatz mit den übergroßen Pflasterplatten vor der Pfarrkirche St. Norbertus war unser zweiter Spielplatz: Fußballspielen, Nachlaufen, Verstecken, Rollschuhlaufen, Radfahren, Murnelspiel neben der Kirche im Sand. Unter dem gepflasterten Vorplatz der Kirche war ein Bunker, in dem alte Männer lebten. Später stand das Wasser auf dem Boden am Ende der Treppe, die nach unten führte, und hohe Gitter verschlossen die beiden Eingänge.

Im alten Pfarrheim an der Kornstraße, gegenüber der Kirche, trafen sich die Pfadfinder. An der Hausfassade hing ein großer gelber Briefkasten, den ich später als Student in den Semesterferien oft geleert habe. Auch den gibt es nicht mehr. Auf dem Sand rund um die Kirche konnte man sehr gut Bremsspuren hinterlassen; die dicken Ballonreifen an meinem kleinen blauen Fahrrad mussten ganz schön was aushalten und waren oft platt. Mit dem kleinen Fahrrad bin ich mal zur Rheinbrücke nach Uerdingen gefahren, weil ich den Rhein sehen wollte; da war ich noch nicht in der Schule. Später zu zweit mit meiner Schwester Ingrid auf einem Roller mit ähnlichen Ballonreifen nach Hochbend: sie sitzend auf dem

Trittbrett, die Füße auf den Schrauben an der Nabe – auf der Suche nach dem Ferienlager, in dem wir gemeinsam gewesen waren. Richtige kleine Weltreisen haben wir schon als Kinder unternommen, von denen die Eltern nichts wissen durften.

An der Blumenstraße, zwischen Kornstraße und Prinz-Ferdinand-Straße, kauften wir in der Drogerie dort für wenige Pfennige Süßholz zum Kauen. Die Blumenstraße war der Weg in die Stadt. Am Sonntagmorgen nach der Kirche zum Lichtspielhaus am Neumarkt, auch das gibt es nicht mehr. Für 50 Pfennige in die Kindervorstellung um 11 Uhr: „Fuzzy, der Cowboy“ oder zum zehnten Mal „Der rote Korsar“, der Pirat mit dem stummen Diener. Zur Spielwarenabteilung im Kaufhof, die Autos von Matchbox oder die unerschwinglichen von Corgi oder Dinky Toys bewundern; Corgi hatte die besseren. Oder zu Spielwaren Seidel, damals noch an der Hochstraße, Ecke Rheinstraße, wo in mehreren Schaufenstern in der Weihnachtszeit immer eine große Eisenbahnanlage aufgebaut wurde: wunderbar.

Auf dem Weg zur Schule über die Prinz-Ferdinand-Straße konnte man dann und wann die vierspännigen Kutschwagen der Brauerei Rhenania mit den schweren Kaltblütern bewundern, die die Kneipe an der Ecke Marktstraße mit Nachschub versorgten. Die Fässer wurden über die Straße gerollt und verschwanden durch eine Öffnung in den Keller. Damit sie beim Sturz in den Keller keinen Schaden nahmen, fielen sie auf ein dickes, schweres, ledernes Kissen, das die Bierkutscher immer bei sich hatten. Auch das gibt es nicht mehr.

Bei Vogels, einem Schreibwarenladen auf der Marktstraße schräg gegenüber der Schule, kauften wir Schulhefte und Brause zum Lutschen aus der Hand oder Wundertüten mit Süßigkeiten und kleinen Spielzeugen drin, wenn wir dafür Geld hatten. Auch dieses Geschäft gibt es nicht mehr.

Diese von mir beschriebene Gegend rund um den Blumenplatz, wo ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht habe, das war meine Heimat, „etwas“, so Ernst Bloch, „das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“<sup>2</sup>

Boris Becker, dem ich die Kenntnis des Bloch-Zitats nicht zutraue, soll gesagt haben: „Heimat ist für mich kein Ort, Heimat ist für mich da, wo meine Kinder sind, meine Familie lebt“.

Er hat damit richtig erfasst, dass „Heimat“ nicht ein einzelner Ort, eine Stadt, ein Land ist – oder ähnliche, eher geographisch zu fassende Einheiten. Heimat ist mehr, es gehört dazu auch ein bestimmtes Gefühl, eine positiv besetzte Emotion.

Steffi Graf verbindet mit dem Wort Heimat Ähnliches: „Das Wort Heimat assoziiere ich mit vielen schönen Kindheitserinnerungen und der Möglichkeit, in einem wunderbaren Land wie Deutschland groß geworden zu sein. Das Wort „Zuhause“ verbinde ich jetzt mit dem Umfeld, in dem ich mit meiner Familie lebe.“<sup>3</sup>

Der Schriftsteller Uwe Johnson, von dem ich den Titel dieses Beitrags geborgt habe, beschreibt seine Heimat so: „Am Ende könnte man mir nachsagen, ich sei jemand, der hat es mit Flüssen. Es ist wahr, aufgewachsen bin ich an der Peene von Anklam, durch Güstrow fließt die Nebel, auf der Warnow bin ich nach und in Rostock gereist, Leipzig bot mir Pleiße und Elster, Manhattan ist umschlossen von Hudson und East und North, ich gedenke auch eines Flusses Hackensack, und seit drei Jahren bedient mich vor dem Fenster die Themse, wo sie die Nordsee wird. Aber wohin ich in Wahrheit gehöre, das ist die dicht umwaldete Seenplatte Mecklenburgs von Plau bis Tempelin, entlang der Elbe und der Havel...“<sup>4</sup>

Jeder scheint mit dem Begriff Heimat etwas verbinden zu können, aber die Vorstellungen sind nicht identisch. Schaut man in die gängigen Lexika, findet man die folgenden Definitionen von „Heimat“: „Heimat, subjektiv von einzelnen Menschen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale Einheit, zu der ein Gefühl besonders enger Verbundenheit besteht“<sup>5</sup>

oder zusätzlich dazu und ausführlicher:

„Im allgemeinen Sprachgebrauch ist Heimat zunächst auf den Ort (auch als Landschaft verstanden) bezogen, in den der Mensch hineingeboren wird; wo die frühen Sozialisationserlebnisse stattfinden, die weithin Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und schließlich auch Weltanschauungen prägen. Insoweit kommen dem Begriff grundlegend eine äußere, auf den Erfahrungsraum zielende, und eine auf die Modellierung der Gefühle und Einstellungen zielende innere Dimension zu, die (zumal der Begriff Heimat zunächst mit der Erfahrung der Kindheit verbunden ist) dem Begriff eine meist stark gefühlbetonte, ästhetische, nicht zuletzt ideologische Komponente verleihen“<sup>6</sup>

oder kürzer:

„Heimat, der geographisch einheitlich erlebte Raum (Landschaft, Siedlungsform), mit dem sich der Mensch durch Geburt, Tradition und Lebensweise besonders verbunden fühlt, in dem seine Persönlichkeit maßgeblich geprägt wurde und seine ersten entscheidenden sozialen Beziehungen zustande kamen.“<sup>7</sup>

Der gründliche Leser recherchiert dann noch im Brockhaus und wird reichlich belohnt, wird doch Heimat dort im 9. Band als Schlüsselbegriff auf knapp zwei vollen Seiten erläutert.<sup>8</sup>

Keine Angst, die beiden Seiten zitiere ich jetzt nicht auch noch, aber das ist durchaus spannend zu lesen, denn über die bisher in den anderen Lexika gegebenen kürzeren Erläuterungen hinaus kann man dort etwas über die ethnologische, anthropologische, philosophische, soziologische, historische, rechtliche und politische Dimension des Begriffs erfahren.

Dort wird die „relativ enge Bindung des Begriffs Heimat an Eigentum und Besitz“ ebenso thematisiert wie die Tatsache, dass erst die Menschenrechtserklärung der UNO von 1948 diese Bindung auflöste und das Heimatrecht „an die Existenz der Person (koppelt) und nicht mehr an die besondere Rechtslage eines Ortes oder an das Vorhandensein von Besitz“.<sup>9</sup> Ebenso erfährt man, woraus sich der pejorative Beigeschmack des Begriffs „Heimatkunde“ ergeben hat – was dazu führte, das entsprechende Fach dann in „Sachkunde“ umzutauften. In den 1960er Jahren kommt es dann zu einem mehr in die Zukunft gerichteten Verständnis des Begriffs Heimat, indem z. B. Bürgerinitiativen ökologische und planerische Elemente einbeziehen: in dem Bestreben, sich eine lebenswerte Heimat erst zu schaffen.

Kennzeichnend für die Beschäftigung mit dem Begriff ist zudem, dass die Heimat erst besonders zu schätzen weiß, wer sie verloren hat, wer in der Fremde ist, im Exil. Heimat definiert sich, gewinnt Konturen erst aus der Sicht desjenigen, der Heimweh hat.

„Erst aus der Distanz wird das Selbstverständliche erfahrbar – die Atemluft erst in der Atemnot und der Stand und Halt, den die Festigkeit der Erde gibt, erst auf dem Schiff, im Flugzeug oder wenn die Erde bebzt. Die Heimaterfahrungen werden gemacht, wenn das, was Heimat jeweils ist, fehlt oder für etwas steht, das fehlt.“<sup>10</sup>

Dabei bedeutet Heimat für jeden etwas anderes. Das lässt sich in Gedichten und Prosa über die Jahrhunderte nachweisen. Leider ist die schöne Zusammenstellung von Texten, die Klaus Lindemann in der Reihe „Arbeits-texte für den Unterricht“ bei Reclam für die Sekundarstufe herausgegeben hat,<sup>11</sup> nur noch antiquarisch aufzutreiben.

Dichter in den letzten beiden Jahrhunderten konnten das Vaterland noch unbefangen mit Heimat gleichsetzen, was nach der Erfahrung des Nationalsozialismus so nicht mehr möglich war.

„Für Friedrich Hölderlin ist das Vaterland eine Ahnung und Hoffnung, für August Wilhelm von Schlegel ist es Sprache und Natur, die er erst in der Fremde vermisst und ersehnt, für Ernst Moritz Arndt und Hoffmann von Fallersleben ist es das Ganze und Einige, das erst noch werden soll, für Joseph von Eichendorff liegt es hinter den Bergen, beinahe wie

Schneewittchen, für Theodor Storm ist es die Erinnerung an Husum, die Stadt der Kindheit, die graue Stadt am Meer, und für Hermann Hesse die an den Schwarzwald. Für Heinrich Heine ist das Vaterland der Eichenbaum und die Veilchen und das Mädchen.<sup>12</sup>

Und dann zitiert Bernhard Schlink ein paar Zeilen aus einem Gedicht Heinrich Heines, das hier vollständig wiedergegeben werden soll:

„III

Ich hatte einst ein schönes Vaterland.  
Der Eichenbaum  
Wuchs dort so hoch,  
die Veilchen nickten sanft.  
Es war ein Traum.

Das küßte mich auf deutsch,  
und sprach auf deutsch  
(Man glaubt es kaum  
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!“  
Es war ein Traum.“<sup>13</sup>

Bernhard Schlink kommt gegen Ende seines sehr lesenswerten Essays „Heimat als Utopie“ – für einen Rechtswissenschaftler nicht

überraschend – zu rechtlichen Überlegungen und hebt hervor, dass insbesondere Hannah Arendt überzeugend dargelegt habe, das Recht auf Heimat sei das Menschenrecht schlechthin.

Hannah Arendt war gerade von der Universität Chicago als Professorin an die New School of Social Research in New York gewechselt, als Uwe Johnson seine beiden Jahre in New York verbrachte. Er wohnte in ihrer Nähe am Riverside Drive in Manhattan, er Nr. 243, sie Nr. 370. Helen Wolff, seine amerikanische Verlegerin und Freundin von Hannah Arendt machte die beiden bekannt. Er verehrte Hannah Arendt sehr und wohnte in späteren Jahren oft bei ihr, wenn er nach New York kam. „Ihre Freundschaft war ehrlich genug für Tapferkeit vor dem Freund“, sagte er ihr nach.<sup>14</sup> Er wollte sie mit vollem Namen in seinem opus magnum „Jahrestage“ auftreten lassen, wie in einem Vorabdruck schon geschehen<sup>15</sup> – sie hat es ihm untersagt. Er „überlistete“ sie, indem er sie als Gräfin Seydlitz in seinen Roman aufnahm.<sup>16</sup>

Uwe Johnson, der 1959 an dem Tag, an dem im Westen sein Name auf das Titelblatt seines ersten Buches gesetzt wurde, mit einer

Schreibmaschine nach Westberlin „umzog“ (die Bezeichnung Flüchtling wollte er für sich nicht gelten lassen), litt selbst für den Rest seines Lebens unter dem Verlust der Heimat. Er hat diesen Verlust in einer Weise literarisch gestaltet,<sup>17</sup> die mich immer wieder fasziniert. Vermutlich wäre er einverstanden gewesen, wenn Hannah Arendt – auch eine im Exil Lebende – hier das letzte Wort gewährt wird:

„Die Heimat verlieren heißt die Umwelt verlieren, in die man hineingeboren ist und innerhalb deren man sich einen Platz in der Welt geschaffen hat, der einem sowohl Stand wie Raum gibt. Solches Unglück ist in der Geschichte der Völker, die uns von vielen Wanderungen von Individuen und ganzen Volksgruppen berichtet, ein beinahe alltägliches Ereignis. Historisch beispiellos ist nicht der Verlust der Heimat, wohl aber die Unmöglichkeit, eine neue zu finden.“<sup>18</sup>

Klaus Kokol: Aus dem Westen Krefelds, Präsident des CSV Marathon 1910, Leiter des Rechtsamtes der Stadt Neuss, Kommentator zum Werk Uwe Johnsons, kulturpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion im Rat der Stadt Krefeld.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Uwe Johnson: Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl. Band 1. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1970, S. 386.

<sup>2</sup> Ernst Bloch: Werkausgabe, Bd.5. Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt/Main 1985, S. 1528.

<sup>3</sup> Steffi Graf im Interview mit Robert Peters. In: Rheinische Post Ausgabe KR vom 19. Mai 2009, D1.

<sup>4</sup> Uwe Johnson: Ich über mich. Rede vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1977. Erstdruck in: DIE ZEIT vom 4. November 1977; hier zitiert nach: Rainer Gerlach/Matthias Richter: Uwe Johnson. suhrkamp taschenbuch materialien 2061, Frankfurt/Main, 1. Aufl. 1984, S. 20.

<sup>5</sup> Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden, 2. Aufl. 1987, Bd. 9, Stichwort: Heimat.

<sup>6</sup> Meyers Großes Taschenlexikon in 26 Bänden, 9. Aufl. 2003, Bd. 9, Stichwort: Heimat.

<sup>7</sup> dtv-Lexikon in 24 Bänden, Sonderausgabe Oktober 2006, Bd. 9, Stichwort: Heimat.

<sup>8</sup> Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden, 19. Aufl. 1999, Bd. 9, Stichwort: Heimat.

<sup>9</sup> Brockhaus, a.a.O., S. 618.

<sup>10</sup> Bernhard Schlink: Heimat als Utopie. Sonderdruck, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main, 1. Aufl. 2000, S. 24.

<sup>11</sup> Klaus Lindemann (Hg.): „Heimat“. Gedichte und Prosa, Reclam Verlag, Stuttgart 1992.

<sup>12</sup> Bernhard Schlink, a.a.O., S. 26.

<sup>13</sup> Heinrich Heine: Träumereien III. Aus der Sammlung „Der Salon“ (1834), zitiert nach: Klaus Briegleb (Hg.): Heinrich Heine, Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge, Insel Verlag, Frankfurt/Main, 1. Aufl. 2005, S. 286f.; bei Lindemann (vgl. Fn. 11) trägt das Gedicht den Titel „In der Fremde“ und ist datiert auf 1833.

<sup>14</sup> Uwe Johnson: „Mir bleibt nur ihr zu danken“. Zum Tod von Hannah Arendt, unter dem Titel Uwe Johnson: -Ich habe zu danken- erstmals veröffentlicht in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Dezember 1975, hier zitiert nach: Eberhard Föhke (Hg.): Uwe Johnson. Portraits und Erinnerungen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1985, S. 74-77 (77). „Tapferkeit vor dem Freunde“ ist wiederum ein Zitat aus Ingeborg Bachmanns Gedicht „Alle Tage“.

<sup>15</sup> Merkur, Heft 7/1970, S. 664.

<sup>16</sup> Uwe Johnson, a.a.O., vgl. Fn. 1), S. 53, 75, 628, 648, 873-876, 1449, 1663, 1739. Die Anspielung auf Hannah Arendt ist eine doppelt versteckte: Hannah Arendt war seit 1940 mit Heinrich Blücher verheiratet. Johnson assoziiert mit dem Namen Blücher den volkstümlichen preußischen General Gerhard Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstatt, und ersetzt ihn durch den Namen eines zweiten, ebenso volkstümlichen Generals: Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Auf S. 467 ist Hannah Arendt dann doch mit ihrem vollen Namen im Roman erwähnt. Aber auch hier hat er sie überlistet, indem er einen Bericht aus der New York Times zitiert.

<sup>17</sup> Es würde mich reizen weiter auszuführen, inwieweit Uwe Johnsons Figuren alle mehr oder weniger von Heimatverlust geprägt sind. Aber das würde den Umfang sprengen – und wohl auch das Thema verfehlen. Daher sei verwiesen auf: Norbert Mecklenburg: Ein Land, das fern leuchtet. Uwe Johnsons Heimatkonzept im Früh- und Spätwerk. In: ders.: Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes, München 1986, S. 112-144; wieder abgedruckt in: Raimund Fellingner (Hg.): Über Uwe Johnson, Frankfurt/Main 1992, S. 334-371.

<sup>18</sup> Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Deutsch 1955, hier zitiert nach der Ausgabe im Piper Verlag München, 2. Aufl. 1991, S. 457.

# Zur Gründungsgeschichte des Vereins für Heimatkunde zu Krefeld

von Elisabeth Kremers

*„Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein; je enger es dich rings umgibt, je näher wird's dem Herzen sein.“<sup>1</sup>*

Das Zitat des Dichters Wilhelm Müller stand als Motto sowohl über der Gründung des Vereins für Heimatkunde zu Krefeld als auch über der ersten Ausgabe der Zeitschrift „Die Heimat“. Auf den ersten Blick scheint es auch so gedacht zu sein, dass die Pflege patriotischen Gedankenguts bei der Gründung im Vordergrund stand. Aber schon das Protokollbuch des Vereins verrät überraschendes. Es beginnt mit dem folgenden Eintrag:

*„Vorgeschichte des Krefelder Heimatmuseums*

*Am 15. Februar 1918 traten unter der Leitung des Herrn Architekten Hugo Koch und mit tatkräftiger Unterstützung des Museumsdirektors Prof. Dr. Deneken eine größere Anzahl Herren zusammen, um über die Gründung eines Krefelder Heimatmuseums zum Zwecke der Sammlung Krefelder Erinnerungen aller Art, welches selbständig neben dem Kaiser-Wilhelm-Museum bestehen sollte, zusammen. Nach längeren Beratungen und Durchsprechung des Statutenentwurfs wurde die Gründung beschlossen.*

*In den engeren Vorstand wurden gewählt: Prof. Dr. Rembert, Vorsitzender  
Peter Hub. Esser, Pfarrer an Liebfrauen,  
I. Schriftführer  
Wolf Scheibler, Fabrikant, II. Schriftführer  
Oswald Keussen, Bankdirektor, Kassierer“*

Der Heimatverein wurde also gar nicht als Verein zur Erforschung der Heimatgeschichte, sondern als Förderverein zur Einrichtung eines Krefelder Heimatmuseums gegründet. In der Satzung vom 22. Februar 1918 heißt es etwas weiter gespannt:

*„Der Zweck des Vereins für Heimatkunde in Krefeld ist, den Sinn für die Vergangenheit unserer Heimatstadt und ihrer Umgebung zu wecken und zu pflegen sowie alle ortsgeschichtlich wertvollen Gegenstände zu sammeln.“*

Der Vorstand des Vereins bestand aus 36 Personen, von denen jedes Jahr 12 neu gewählt wurden. Drei kamen von der Stadtverwaltung, drei vom Vorstand des Krefelder Museumsvereins. Der Jahresbeitrag betrug 3 Mark. Damit war die Berechtigung zum

freien Besuch der Sammlungen und der Vereinsveranstaltungen verbunden.<sup>2</sup> Man ging also fest davon aus, schnell ein eigenes Museum einrichten zu können.

Die Zahl der Mitglieder stieg anfangs auch schnell an. Am 2. August 1918, ein knappes halbes Jahr nach der Vereinsgründung, waren es schon 275. In den folgenden Jahren stagnierte sie aber. Am 4. März 1921 waren es gerade einmal 248.<sup>3</sup>

Schaut man einmal genauer auf die beiden Initiatoren Koch und Deneken, wird der eigentliche Grund für die Vereinsgründung augenfällig.

Hugo Koch,<sup>4</sup> Architekt und Beigeordneter der Stadt Krefeld, war der erste, der die Einrichtung eines Gewerbemuseums für Krefeld forderte. Schon am 14. Juni 1880 trat er damit an die Öffentlichkeit.<sup>5</sup> In dem daraus resultierenden Museumsverein war er engagiert, plante den Neubau des Kaiser-Wilhelm-Museums, der 1897 eingeweiht wurde und ebenso die



Abb. 1. Hugo Koch (1846 – 1921), Architekt, Stadtverordneter und Mitbegründer des Museumsvereins

nur wenige Jahre darauf folgende Vergrößerung zusammen mit deren Innenausstattung. Bei dieser Baumaßnahme übernahm er auch die Bauleitung. Wegen seines großen Engagements für das Museum wurde er bei der Einweihung des Erweiterungsbaus Ehrenmitglied des Museumsvereins. Von 1918 bis zu seinem Tod am 16. Juni 1921 war er Vorsitzender dieses Vereins. In seinen Nachrufen wurde er auch als der „Vater des Museums“ bezeichnet.<sup>6</sup>

Professor Dr. Friedrich Deneken<sup>7</sup> wurde 1897 zum ersten Direktor des Kaiser-Wilhelm-Museums gewählt. Gemäß dem Auftrag, ein Museum zu schaffen, das die künstlerische Fortbildung und Qualifikation des Handwerks unterstützen sollte, konzentrierte er sich bei dem Aufbau der Sammlungen nicht nur auf die Präsentation von Kunst, sondern nahm auch künstlerisch hochstehendes Kunsthandwerk in die Museumsbestände auf. Allerdings hatte er in der ersten Zeit auch „Gäste“ in seinen Räumen. So war der Naturwissenschaftliche Verein mit einem Teil seiner Sammlung in den Ausstellungen präsent und auch die Heimatgeschichte sollte dort mit präsentiert werden. Sein Ziel war es aber, ein reines kunsthandwerkliches Museum zu schaffen. Daher setzte er sich für die Gründung von entsprechenden Spezialmuseen in Krefeld ein. Einen ersten Erfolg konnte er 1904 verbuchen, als die naturwissenschaftlichen Sammlungen das Museum verließen. Sie wurden zuerst in dem Gebäude Friedrichstraße 18 untergebracht, ehe der Naturwissenschaftliche Verein zu Krefeld das 1911 das Naturwissenschaftliche Museum in Haus Heyes am Kaiser-Friedrich-Hain eröffnen konnte.

Nun galt es für Deneken noch, die Heimatgeschichte in ein eigenes Museum oder zumindest in Ausstellungsräume außerhalb seines Museums zu bringen. Seine Planungen für die Einrichtung des Kaiser-Wilhelm-Museums nach der Erweiterung zeigen, dass zumindest ein Saal des Museums für die „Erinnerungsstücke aus der grossen Zeit Krefelds Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts“ vorgesehen war.<sup>8</sup>

Um diesen Raum anders nutzen zu können, musste nun als erstes ein Träger für ein Heimatmuseum gefunden werden. Diese Funktion sollte der Verein für Heimatkunde übernehmen. Bei Hugo Koch scheint Deneken mit dieser Idee auf offene Ohren gestoßen zu sein, denn dieser übernahm in der Öffentlich-

keit die ersten Schritte, um die Grundlage für ein eigenes Heimatmuseum zu schaffen.

Mit diesen Hintergedanken wurde also die Gründung des Vereins für Heimatkunde zu Krefeld betrieben. In der Öffentlichkeit stieß die Idee durchaus auf Interesse. Vor allem Prof. Dr. Karl Rembert<sup>9</sup> trat in der Folgezeit sehr engagiert für die Belange des Vereins für Heimatkunde ein und übernahm nach dessen Gründung gleich die Funktion eines ersten Vorsitzenden. In der „Niederrheinischen Volkszeitung“ vom 13. April 1918 berichtet er ausführlich über die Gründung des Vereins:

*„Auch in Krefeld wird Heimatkunde getrieben vom Krefelder Wanderbunde, vom Naturwissenschaftlichen Museum und dem Verein für Naturkunde, vom Naturwissenschaftlichen Verein, der sich der Naturdenkmalpflege annimmt, der Stadtbibliothek und vor allem vom Kaiser-Wilhelm-Museum, indem letztere Literatur und Erinnerungen sammeln, die für Krefelds Geschichte wertvoll sind. Ganz besonders haben sich der alte Museumsverein und die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Museums verdient gemacht, wie ein ansehnlicher Bestand an städtischen Altertümern in dem letzteren beweist. Diese sind zum Teil in drei Ausstellungen aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt worden. Der zielbewusste Leiter unseres Kaiser-Wilhelm-Museums hat denn allmählich seiner Anstalt mit dem Museumsverein die Richtung zu einer reinen Kunstpflegestätte im besten Sinne gewiesen und den zu künftigen Grundstock zu einer städtischen Gemälde- und Skulpturengalerie gelegt. Mit Stolz dürfen wir uns dieses Besitzes freuen, die Besucher unserer Stadt zu ihm hinführen und mit Dank der von unserm Kaiser-Wilhelm-Museum ständig ausgehenden fruchtbaren Anregungen gedenken. Für die städtischen und privaten Altertümer, für Urväter-Hausrat, aber wird auf Dauer bei den weitgesteckten Zielen des Kaiser-Wilhelm-Museums, in welchem, dem Namen entsprechend, die Museen des Schönen ausschließ- lich ihr Heim behalten mögen, kein Platz bleiben. Eine Reihe anderer Sammlungen und Vereine erfüllen neben ihm bereits Aufgaben, die einem großen „niederrheinischen Heimatmuseum“ in Krefeld gestellt wären, erwähnt wurde schon der Verein für Naturdenkmalpflege, das Naturwissenschaftliche Museum; hinzu kommen die Kgl. Gewebesammlung, die Stadtbibliothek, die Bibliothek des Realgymnasiums mit ihren Schätzen. Mit ihnen allen will Hand in Hand arbeiten und dabei seine besonderen Aufgaben erfüllen der neue Verein für Heimatkunde. Die Liebe zur gemeinsamen Sache schließt böswilligen Wettbewerb aus; [...]“*

Im Laufe des Artikels entwarf Rembert das Bild eines Heimatmuseums, das sich dem geologischen Aufbau der Region, kulturgeschichtlichen Aspekten wie Bauerntum und Aspekten des täglichen Lebens mit Einrichtungen und Gebrauchsgegenständen, Militä-



Abb. 2. Prof. Dr. Friedrich Deneken (1857 – 1927), erster Direktor des Kaiser-Wilhelm-Museums

ria, fürstlichen Besuchen, Industrie-, Handwerks- und Zunftgeschichte, Geschichte der öffentlichen Bauten und Stadtentwicklung sowie privater familiengeschichtlicher Stücke widmete.

Zudem kündigte er auch die Neubearbeitung der Keussenschen Stadtgeschichte an, ein Wörterbuch der Krefelder Mundart und eine Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Realgymnasiums 1919.

Deneken unternahm in der Folgezeit immer wieder Vorstöße, die ungeliebte Heimatgeschichte aus dem Kaiser-Wilhelm-Museum zu entfernen. Auf seine Initiative geht wahrscheinlich auch das folgende Schreiben des Mittelschuldirektors Ferdinand Behr an das Kuratorium des Kaiser-Wilhelm-Museums vom 7. Februar 1920 zurück:

*„Seit einigen Jahren besteht in der Stadt Krefeld der Verein für Heimatkunde, der es sich u.a. zur Aufgabe gemacht hat, wertvolle vaterstädtische Erinnerungsstücke vor der Vernichtung und Zerstreuung zu bewahren, sie zu sammeln und später in einem besonderen Heimathaus zur Schau zu stellen. Es wäre eine wünschenswerte Unterstützung dieser Bestrebungen, wenn der Verwaltungsrat des Kaiser Wilhelm Museums die entbehrlichen Krefelder Erinnerungen (Gegenstände, Abbildungen, Urkunden und Schriften) aus dem Sammlungsbesitz dem Heimatverein zur Erweiterung seines Grundstockes überließe. Der Direktor des Museums H. Dr. Deneken,*

*Vorstandsmitglied des Heimatvereins, ist mit der Besitzübertragung einverstanden. I. A. F. Behr.“<sup>10</sup>*

Schon am 9. März hatte Deneken an den Oberbürgermeister eine Anfrage gerichtet, ob in dem von Alfred Jörgens der Stadt Krefeld geschenkten Haus am Friedrichsplatz nicht wenigstens die unteren Räume zur Einrichtung eines Heimatmuseums zur Verfügung gestellt werden könnten. Mit seinem Plan hatte er sich aber wohl verkalkuliert, denn dieser Antrag fiel bei der Stadt nicht auf fruchtbaren Boden. Da dem Verein für Heimatkunde keine entsprechenden Räume zur Verfügung standen lehnte das Kuratorium des Kaiser-Wilhelm-Museums diesen Antrag in der Sitzung vom 25. März 1920 ab.

Als nun auch dieser Versuch gescheitert war, wird es wohl zu Überlegungen gekommen sein, wie man das Projekt Heimatmuseum weiter fördern könne. Der Gedanke liegt nahe, dass aus dieser Überlegungen heraus im September 1921 die erste Ausgabe der Zeitschrift „Die Heimat“ erschien, deren Herausgabe Rembert bereitwillig übernahm.

In dem Vorwort zu diesem Heft bedauerte er ausdrücklich, dass der Verein leider noch nicht in der Lage sei „sein erstrebtes Heimatmuseum mit einer anregenden Schau zu eröffnen“. Um eine breitere Basis für die Museumsgründung zu erreichen, verband er das Vorwort mit einem Aufruf zur Spende oder zum Nachweis von „Urkunden, Akten, Bildern und Zeichnungen, von Stadtplänen und Plakaten, Tagebüchern und Albums, Familienerinnerungen und Stammbäumen, alten Trachten, Münzen und Wappen, Satzungen und Niederschriften älterer Vereine, Zunftaltertümern und Möbeln, bevor Gedankenlosigkeit die letzten Reste verschwinden lässt“.

Die „Heimat“ wurde schon damals wie heute kostenlos für die Mitglieder des Vereins abgegeben. Man versprach sich aber wohl eine breitere Basis, sowohl finanziell als auch personell, für die ersehnte Museumsgründung zu schaffen. Auf jeden Fall erhöhte sich durch diese Maßnahme die Mitgliederzahl des Vereins dramatisch. Am 25. März 1922 war sie auf 800 angestiegen.<sup>11</sup>

Interessanterweise hatte es in Krefeld schon einmal eine Zeitschrift mit dem Namen „Die Heimath“ gegeben. Sie war zwischen 1875 und 1878 in dem Verlag des Heimatforschers Johann Peter Lentzen erschienen. Für diese, leider nicht sehr langlebige Zeitschrift, war es ihm gelungen, die namhaftesten Heimatforscher des Niederrheins zu gewinnen.<sup>12</sup> Diese Zeitschrift als direkten Vorgänger zu bezeichnen, fällt durch den großen Zeitraum von immerhin 43 Jahren zwischen den beiden Werken sehr schwer. Sicherlich kannten die Herausgeber aber „Die Heimath“ mit ihrem hohen historischen Anspruch und wollten daran anknüpfen.



Abb. 3. Prof. Dr. Karl Rembert (1868 – 1966), Lehrer am Realgymnasium, erster Vorsitzender des „Vereins für Heimatkunde“

Unsicher ist, ob die frühere „Heimath“ als Quasi-Verläufer zur Argumentationshilfe bei der Zulassung der neuen Zeitschrift bei der belgischen Besatzungsbehörde diente. An Hand der Akten des Stadtarchivs lässt sich dies leider nicht feststellen. Man kann aber davon ausgehen, dass der Name programmatisch für die Betonung des Heimatgedankens während der Besatzungszeit gedacht war.

Ein Indiz dafür ist, dass Rembert in „Die Heimat“, Jg. 5, nach dem Ende der Besatzung jubelte:<sup>13</sup>

„Unser Straßenbild wird nicht mehr von fremden Uniformen entstellt. Die belgischen Posten am Koksöfchen verwehren uns nicht mehr das Betreten der Bürgersteige. Verschwunden ist die Trikolore vom Rathaus, auf dem sich im Oktober 1923 auch die grün-weiß-rote Sonderbündlerflagge spreizen durfte. Leer sind all die Dienststuben, in denen die selbstbewussten Reitpeitschenschwinger mit ihren Stäben für Militär- und Handelsgeschäfte tätig waren. In aller Stille räumten die „Sieger“ und Peiniger mit ihrem Anhang das Feld. Das große Reinemachen hat begonnen. [...]“

Trotz allem Patriotismus wurde aber das Museum nicht vergessen. In jedem Vorwort zu jedem neuen Heft wurden die Spenden erwähnt, die den Verein für Heimatkunde zu diesem Zweck erreichten. Die Spender wurden sogar namentlich erwähnt, um einen weiteren Anreiz zur Mithilfe aus der Bevölkerung zu erhalten. Und langsam aber stetig entwickelte sich das Projekt Heimatmuseum weiter. Als möglicher Standort kristallisierte sich immer mehr die Burg Linn heraus. Eine erste Planung zu ihrer Ausgestaltung zum Heimatmuseum datiert auf den 25. September 1924. Leider geht aus diesem Schriftstück nicht genau hervor, wer der Verfasser war, aber es muss in Verbindung mit dem Heimatverein entstanden sein, denn es wird darin erwähnt, dass die Ausstattung zwar unter Einbeziehung von Ausstellungsstücken aus dem Kaiser-Wilhelm-Museum erfolgen solle, ansonsten aber genug eigene Bestände vorlägen.<sup>14</sup>

1929 erschien dann endlich ein Sonderheft der „Heimat“, in dem das Projekt Museum auf Burg Linn der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte. Neben Rembert sind hier auch der Direktor der Kunst- und Gewerbeschule Prof. Dr. Caspar Lennatz und Dr. Max Creutz,

der Nachfolger Denekens in der Leitung des Kaiser-Wilhelm-Museums, mit Beiträgen vertreten.

Am 28. Mai 1930 war das große Ziel des Vereins für Heimatkunde dann endlich erreicht. Das Krefelder Heimatmuseum konnte zusammen mit der Ehrenhalle für die im Weltkrieg gefallenen Krefelder Kriegsteilnehmer auf Burg Linn eingeweiht werden. Die „Heimat“ berichtet in Jahrgang 9, Heft 2, ab Seite 74 ausführlich über dieses Ereignis. Rembert weist im Vorwort dieser Ausgabe ausdrücklich darauf hin, dass der Verein für Heimatkunde auch weiterhin gefordert ist, da er nun in der Pflicht steht, das Museum auch lebensfähig zu erhalten. Er wird auch sicherlich von dem Beitrag auf Seite 86 dieses Heftes angetan gewesen sein, in dem er als „Schöpfer der „Heimat“ und Förderer des Heimatmuseums gefeiert wurde.

In diesem Beitrag wird der eigentliche Initiator Deneken nur kurz erwähnt und dafür gelobt, dass er die heimatsgeschichtlichen Exponate in seinem Museum mustergültig aufgestellt und vermehrt habe. Dass er zusammen mit dem Architekten Hugo Koch hinter den Kulissen der eigentliche Drahtzieher und Auslöser für die Gründung von Heimatverein und -museum war, wurde in der Zukunft geflissentlich übersehen.

*Elisabeth Kremers: Geboren in Hüls. Nach dem Abitur am Städtischen Mädchengymnasium in Kempen im Jahre 1977 Ausbildung für den gehobenen Archivdienst. Tätigkeit am Kreisarchiv Viersen in Kempen, seit 1992 am Stadtarchiv Krefeld, zuletzt als stellvertretende Archivleiterin.*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Dieses Zitat stammt von dem Dichter und Philhellisten Wilhelm Müller, geboren in Dessau am 7. Oktober 1794, verstorben ebenda am 1. Oktober 1827. Müller wurde bekannt durch seine Volkslieder, vor allem durch „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Er schuf auch die Textvorlagen, die Schubert in seinen Liederzyklen „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“ vertonte.

<sup>2</sup> Stadtarchiv Krefeld 40/11/69.

<sup>3</sup> Protokollbuch des Vereins für Heimatkunde.

<sup>4</sup> Hugo Koch, geboren am 19. Dezember 1846 in Aachen, gestorben am 16. Juni 1921 in Krefeld, schuf in Krefeld u.a. Haus Blumental, die Stadthalle, das Hauptzollamt am Bahnhof und das Stadtbad Neusser Straße.

<sup>5</sup> Die Heimat Jg. 12, S. 47.

<sup>6</sup> Stadtarchiv Krefeld 4/1592 S. 195, Tätigkeitsbericht KWM 1921 vom 10. Juni 1922.

<sup>7</sup> Prof. Dr. Friedrich Deneken, geboren am 15. März 1857 in Haldersleben bei Hamburg, gestorben am 14. Juni 1927 in Aumühle bei Hamburg.

<sup>8</sup> Stadtarchiv Krefeld 4/1592, S. 146ff. vom 21.03.1912.

<sup>9</sup> Prof. Dr. Karl Wilhelm Ludwig Rembert, geboren am 8. Januar 1868 in Herne, gestorben am 14. September 1966 in Krefeld, war als Oberlehrer an das hiesige Realgymnasium gekommen.

<sup>10</sup> Stadtarchiv Krefeld 4/1592, S. 184.

<sup>11</sup> Protokollbuch des Heimatvereins zu Krefeld.

<sup>12</sup> Bei den Autoren erscheinen Hermann Keussen d.Ä., Leopold Henrichs, Friedrich Norenberg, Josef Friedrich Nettesheim, Michael Peter Buyx, und etliche andere.

<sup>13</sup> Dieser Nachruf auf die Besatzungszeit erschien in der Ausgabe von 1926 als erster Beitrag auf S. 3ff. und trug den Titel: Was Krefeld erduldet.

<sup>14</sup> Stadtarchiv Krefeld 4/2443.

# Heimat – aktuell.

## Über Heimat, Alltag und Identität im Rheinland

von Fritz Langensiepen

In Köln und einigen anderen Städten des Rheinlands ist der lokale Fernsehkanal center.tv zu empfangen. Von Anfang an, als er vor etlichen Jahren seinen Sendebetrieb aufnahm, setzte er auf das Markenzeichen Heimat. Er versteht sich seither bewusst, konsequent und erfolgreich als *Heimatsender*, der aus der Region für die Region informiert und unterhält. Heimat als Bezug und Inhalt wird hier zum modernen medialen Programm für eine dynamische (großstädtische) Region. Neuerdings schaltet center.tv in rheinischen Tageszeitungen eine Serie von Inseraten, die ins Auge springen. Sie springen schon ins Auge durch die Slogans in Form von einfachen, aber argumentationsstarken Gleichsetzungssätzen wie *Heimat ist A und O* oder *Heimat ist Emotion* oder *Heimat ist aktuell*. Die Polysemie der Gleichsetzungen greift als stilistisch-rhetorisches Spiel wie auch als werbewirksame Strategie.

Einerseits präsentiert sich center.tv als leistungsstarker Sender für kirchliche Themen der Region (*A und O*), als sehr schneller Sportsender (*Emotion*, auch als Bewegung verstanden) oder als Nachrichtensender, der *aktuell*, also immer auf der Höhe der Zeit ist und damit dem zentralen Anspruch aller Pressearbeit gerecht wird. Andererseits betont die Werbekampagne: Unser großes Thema *Heimat* steht klar im Mittelpunkt. Voll guter Gefühle erleben und betrachten wir unsere Heimat. Heimat sehen wir als ein hochaktuelles, sehr spannendes Element unseres Lebens und Zusammenlebens. Schließlich: Als *Heimat* wird ganz konkret die Region Rheinland wahrgenommen. Region und Heimat erscheinen als beinahe austauschbar. Der erste Eindruck dieser Werbekampagne: Heimat wird sehr positiv als geradezu existentiell eingeschätzt, als ein Phänomen von auffälliger Modernität, das umfassend in unser Dasein hineinwirkt.

Was für ein eklatanter, fast revolutionärer Unterschied zum Status von Heimat vor wenigen Jahrzehnten, als man sich schwertat, das Wort überhaupt in den Mund zu nehmen. Damals galt Heimat als belastet, verbrannt, kontaminiert, ein unerträgliches Wort der Reaktionen, der Ewiggestrigen, der Unbelehrbaren, als Schlüsselwort der Nazi-Ideologie für alle Zeiten in Bann und Misskredit, fast eine Vokabel aus dem Wörterbuch des Unmenschen.

Selbst heute, da wir ungeschert mit Heimat umgehen, will man sich oft genug beeilen

zu betonen, wenn man das Wort ausspricht, dies habe aber mit irgendwelchem Provinzialismus, irgendeiner Heimeligkeit und Tümelei nicht das Geringste zu tun. Wenn es um Heimat geht, selbst heute, lassen sich manchmal Bedenklichkeit und ein schlechtes Gewissen nicht so leicht abschütteln. Der junge Modedesigner Frank Leder, der sich schon einen Namen zu machen wusste, hat sein Thema gefunden: Heimat. „In seinen Kollektionen greift er Motive aus Lebenswelten auf, die man gemeinhin als altmodisch bezeichnen würde: Gastwirte und Metzger, Vagabunden und Bergleute stehen Pate für seine Entwürfe.“ Im tiefsten Alltag schürft er nach Anregungen. Aber da man Heimat nicht so ganz traut, folgt nun wie ein Ritual die Betonung der Korrektheit: „Mit rechtslastiger Tümelei hat das [...] genauso wenig zu tun wie mit sentimentaler Folklore. Leders Vorgehensweise ist vielmehr eine humorvoll-neugierige Form der Heimatkunde.“<sup>1</sup>

Ich muss gestehen, dass auch mir das Wort Heimat lange Zeit eher verdächtig war. Es war mir zu sehr zu einem schäbigen Götzen geworden. Ich habe es weitestgehend gemieden, obwohl es doch ein unschuldiges Wort ist. Aber der Schrecken seines Missbrauchs saß zu tief. Dabei war die Sache, für die Heimat auch steht, der unentwegt gelebte Alltag, für mich von allergrößter Bedeutung.

Mit um so stärkerem Erstaunen sah ich in den letzten Jahren, wie Heimat mehr und mehr zu neuem, ungetrübtem Leben kam und eine ganz neue, ihm nicht mehr zugehörte Faszination gewann, ja sich zu einem regelrechten Trendthema entwickelte, so trendy, dass für Edgar Reitz, der mit seiner großangelegten, filmisch erzählten Heimat-Trilogie Entscheidendes für die Rehabilitation des Wortes getan hat, diese Entwicklung schon wieder verdächtig zu werden beginnt. Heimat ist in der Tat aktuell, ein Alltagswort, als wäre es nie in Verruf geraten. In der Aktualität des Wortgebrauchs schwingen große Unbefangenheit und ehrliche Gefühle mit. Heimat ist keineswegs mehr nur ein Trugbild, eine folkloristische Kulisse der Fachwerkhäuser, ländlichen Idyllen, Trachtenfeste und falscher Schlagerromantik. Kein Wunder, dass Heimat, wenn man der Statistik glauben darf, inzwischen zu den beliebtesten Wörtern der deutschen Sprache zählt.

In der letzten Zeit hörte ich etwas genauer hin, wenn die Leute wie selbstverständlich,

ganz unbefangen das Wort Heimat in den Mund nahmen. Dann sagten sie: *Ich fahre öfters noch in meine alte Heimat* oder *Während meiner Reise in die Heimat* oder *Heimat – wenn ich mich da wohlfühlen kann – das ist Heimat* oder *Wenn ich bei meiner Familie bin, dann habe ich meine Heimat* oder *Für mich ist Heimat, wo ein Mensch ist, der dich liebt* oder *Heimat hat für mich irgendwie mit Wellness zu tun*. Sabine Lisicki, eine 19-jährige, inzwischen international erfolgreiche Tennisspielerin aus Troisdorf, die jetzt meist in Florida lebt, bekennt: *Aber da, wo ich aufgewachsen bin, das ist immer noch meine Heimat*.<sup>2</sup> Eine Frau weist mit der Hand nach dem Herzen. Sie spricht nicht besonders gut Deutsch: *Hier – Heimat ist Gefühl*. Oft findet sich Heimat in Wortzusammensetzungen: *meine Kölner Heimatzeitung; mein Heimatort in der Eifel; meine Heimatadresse* usw. Aus diesen zufällig aufgeschnappten und unsystematisch zitierten Äußerungen spricht familiäre Verbundenheit mit lieben Menschen, sprechen emotionale Bezüge, das Wohl-Gefühl des Vertrautseins und immer wieder auch die emotionale Bindung an einen ganz bestimmten Ort, an eine kleine vertraute Welt. Heimat ist der Ort, zu dem wir zurückkehren. *Hey Kölle, do bes e Jeföhl!*, singen die Höhner in einem ihrer großen Hits zum Lob ihrer Heimatstadt. Sie treffen damit genau die Stimmung vieler Menschen, deren Verlangen nach Heimat stark und unvermittelt lebendig ist.

Das Urgefühl der Verbundenheit und Nähe haben wir (vom damaligen Amt für rheinische Landeskunde aus) auch bei jungen Menschen im Rheinland entdecken können. Man erwartet es bei ihnen am allerwenigsten, aber es ist in deutlicher Intensität vorhanden – ganz so wie bei Sabine Lisicki aus Troisdorf. Es bestimmt ihren Alltag und ihr Handeln. Eigentlich merkwürdig, denn man vermutet, dass es die jungen Leute ins Weite, zu neuen Ufern drängt. Das tut es auch, aber die Bindungen an den eigenen Ort sind oft genug noch stärker. Oder sie entwickeln sich erst in der Ferne. „Die Distanz des Auslandsaufenthalts eröffnete ihm einen neuen Blick auf sein Herkunftsland [...]“<sup>3</sup> Klar, New York, California, Down Under – *aber am liebsten würde ich irgendwann wieder in Köln wohnen mit dem Blick auf den Dom und den Rhein*, sagen die jungen Leute. In rheinischen Abiturzeitungen tauchte das Wort Heimat nicht ausdrücklich auf, aber alle Symbole der Heimatstadt Köln wurden in positiven Kontexten bemüht: Dom, Rhein, FC, Kölsch, Karneval, Kölle, *du bes ming Stadt*.<sup>4</sup>

Wir fragten die jungen Angehörigen nieder-rheinischer Schützenbruderschaften, was ihnen der traditionelle Leitspruch *Glaube, Sitte, Heimat* bedeute. Viel darüber nachgedacht hatten sie nicht. Merkwürdig war das schon; sie waren doch junge Repräsentanten und Garanten des niederrheinischen Brauchlebens. Es war eben eine Formel, die ganz selbstverständlich zum rituellen Inventar der Schützen gehörte, einbettende Gewohnheit eben. Aber mit Leben erfüllt war sie nicht. *Heimat ist die Heimat*, sagte einer der Jungschützen, die anderen fielen in lautes Lachen. Sie fanden Frage und Antwort gleichermaßen albern. *Ja, man sagt das immer einfach so*, fuhr der Befragte fort und blickte irritiert in die Runde, *aber man macht sich nicht wirklich ein paar Gedanken dazu*. Ein anderer suchte stockend nach Worten: *Und Heimat ist ja, das ist die Tradition hier, ich sag' mal [...]*. Im Laufe der Interviews kam dann doch noch zum Vorschein, dass der Begriff Heimat sehr viel konkreter eine „zeiträumliche Dimension im Leben der Schützen“ ausdrückt: „[...] in erster Linie der eigene Ort, in dem man aufgewachsen ist und den man durch die Schützenbruderschaft stolz präsentiert. Dazu gehört auch der Umgang mit Menschen, die einem als Freunde oder Bekannte nahe stehen. Die Heimat gewinnt besonders dann an Attraktivität, wenn man ihr fern ist, etwa während des Studiums“.<sup>5</sup> Das Motiv des Verlustes klingt an, das immer wieder im Zusammenhang mit Heimat nach vorn tritt, die Familiarität, der vertrauensvolle Bezug zu nahe stehenden Menschen, die enge Bindung an einen konkreten, den ureigenen Ort, die wir auch dann mit uns tragen, wenn wir weit weg sind. Man hätte von den braucheübten jungen Schützen mehr erwarten können, aber man ahnt, wie wenig die alten Formeln das Bewusstsein erfrischen, wenn sie einfach nur anhängen wie der traditionelle Paradesäbel beim Schützenumzug. Doch Heimat ist kein Museum, es ist etwas fröhlich und trotzig, sentimental und lustvoll Gelebtes.

Lebendig wird Heimat schließlich nicht durch alte Formeln, sondern durch einen ganz aktuellen Bedarf, durch ein elementares Bedürfnis nach einem festen Ankerplatz in der Welt, die, wie wir Tag für Tag erfahren, immer unübersichtlicher, vielschichtiger, grenzenloser, gesichtsloser und anonym wird. Wir sehnen uns aber in den Turbulenzen einer globalisierten Welt nach Übersichtlichkeit und Nähe. Je unübersichtlicher das Globale erscheint, desto mehr brauchen die Menschen ihren Nahbereich. Die Region, die eigene Stadt bedeutet den Menschen mehr, denn hier sehen sie mit mehr Anhänglichkeit ihren wahren Bezug.

Aber es ist nicht nur das Unübersichtliche all dieser realen und virtuellen Welten, sondern auch ihre unaufhaltsamen, ungebremsten Veränderungen. Die Veränderung der Welt hat sich in den letzten hundert Jahren beschleunigt wie in keiner Zeit vorher. Das Wechseln-

de und Schillernde und Virtuelle unserer Welt fasziniert, aber lässt die Generationen, die das erleben, schier schwindig werden. „Zu schnelle Veränderungen hinterlassen auch ein Gefühl von Heimatlosigkeit.“<sup>6</sup>

Der Rhein ist ein Jetztstrom. Die neue Wirklichkeit bewegt die Menschen am meisten, dem können wir uns nicht entziehen. Der „Fluss der Gegenwart“ schwillt schnell und immer mehr an. Man meint, alles geschähe auf einmal. Diese zunehmende „Simultaneität“, von der Elias Canetti<sup>7</sup> spricht, in der tausend Welten nebeneinander bestehen und ein ungeheurer Verbrauch an Welt stattfindet, macht uns zu schaffen. In dieser atemlosen Vielfalt eines immer Schneller und immer Weiter, in der unsere Seele keine Ruhe mehr findet, brauchen wir unsere Fix- und Fluchtpunkte. Wir brauchen so etwas wie eine neue Bescheidenheit, den Respekt vor den kleinen alltäglichen Dingen und den überschaubaren Bezügen im Nahbereich, diese Familiarität des mitmenschlichen Vertrauens und Helfens, der langsamen Entfaltung des Gewohnten.

Das Bedürfnis nach Fix- und Fluchtpunkten, die Suche nach dem Alltäglichen verstehe ich als Ausdruck von Heimat als neuem Lebensgefühl in unserer Zeit. Schon morgen kann sich alles wieder verändert haben. Dieses moderne Heimatverständnis erschließt sich nur und macht auch den Heimatbegriff zukunftsfähig, wenn wir Heimat in einem Wortfeld mit einigen verwandten und doch konkurrierenden Begriffen sehen, die allesamt Kontrolle einer über den anderen ausüben: Identität, Region, Familiarität, Integration, Alltag. Wie Rheinkiesel sind sie in ständiger Bewegung. Sie schieben sich aneinander, überlagern sich; bald stoßen sie sich ab; bald geben sie durch ihre Ruhelosigkeit sich und den Konkurrenten eine neue Richtung. Ihr unlösbares Zusammenspiel schenkt den Begriffsinhalten erst Kontur.

An der reichen und komplexen Umgebung des rheinischen Alltags vor allem macht sich die regionale Identität fest. Identität bedeutet Heimat und Heimat schafft Identität. „Sich mit der eigenen Herkunft und Heimat auseinanderzusetzen, ist identitätsbildend“, sagt Lisa Laurenz in ihrem Essay „Mehr als nur ein sicheres Gefühl. Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit.“ „Heimat und Identität sind zwei Seiten einer Medaille. Menschen brauchen Heimat, um Identität entwickeln zu können, um sich über alle Veränderungen hinweg als derselbe oder dieselbe wahrnehmen zu können.“<sup>8</sup> Regionale Identität wiederum ist in einer modernen, weltoffenen und wandlungsfähigen Region wie dem Rheinland viel stärker ausgeprägt als landläufig angenommen wird. Die Region ist im Handeln der Menschen immer nah und gegenwärtig. Das populäre Motto *Mir all sin Kölle* beispielsweise betont ein unglaubliches Heimatgefühl regionaler Solidarität: Wir stehen für unsere Stadt, für unsere Region. Wir bilden und machen die

Region, als Gemeinschaft, als große Familie. Wenn die Menschen das Rheinland bilden und machen, dann prägen sie auch ihre Heimat. Genauso gut leben die Menschen vom reichen Atem des Rheinlands: Sie gehen bei ihrer Region in die Lehre. Die Region schenkt ihnen heimatliche Nähe, Vertrautheit und immer neue Hoffnungen.

Im Wort Heimat liegt ein viel stärkerer emotionaler Zug als im Begriff Region, der sich weit sachlicher und rationaler definiert. Bei Heimat liegt der Akzent stärker auf dem lokalen Bezug der äußeren Lebenswelt, in der man sich daheim fühlt. Identität betont eher eine innere mentale Bindung. Das Gefühl eines engen und vertrauten Zusammenhangs möchte ich Familiarität nennen. In der Familiarität sehe ich einen bestimmenden Faktor der rheinischen Mentalität. Gemeinsamkeit und Gemeinschaft sind das Maß der Familiarität. Sie ist da anzunehmen, wo Menschen sich vertrauensvoll und offen begegnen, wo sich alles ohne große Berührungängste auf einer heimatlichen Ebene zuträgt, wo alles, ob groß oder klein, ob Mond oder Mücke, auf einer vertrauten Dimension einbezogen ist. Familiarität setzt Offenheit und Gelassenheit voraus.

Wie tief und elementar die Gefühlssphären von Heimat sind, lässt sich in den einfachsten Sinneseindrücken entdecken. Auffällig oft wird berichtet, wie Gerüche, die flüchtigsten und archaischesten Sinnesempfindungen, das intensive Gefühl von Heimat lebendig werden lassen. Heimat geht uns so nah, dass wir eine unvergessliche, aber gleichzeitig untrügliche Witterung von ihr haben. Es gibt keinen Zugang zur Heimat, der altertümlicher wäre: Heimat als Urort. Der plötzlich wahrgenommene Duft eines roten Apfels auf einer alten Streuobstwiese wird zum Heimaterlebnis. „[...] ich habe an diesem Apfel gerochen und plötzlich war meine ganze Kindheit wieder da. [...] Das ist Heimatgefühl, das ist Sicherheit.“<sup>9</sup> „Als [...] plötzlich ein vertrauter Bratenduft an ihrer Nase vorbeiwirte, durchströmten Glücksgefühle ihren ganzen Körper. Urplötzlich stand sie gedanklich wieder in der Küche von Tante Hanna, bei der sie früher in den Ferien so glücklich war. Sie hatte in dem Moment ein starkes und sicheres Gefühl für sich selbst.“<sup>10</sup> „Immer wieder ist Heimat ein Geruch [...]“, sagt Bernhard Schlink in seinem zentrale Positionen des Heimatverständnisses klärenden Essay „Heimat als Utopie“, und der Geruch wird zur Erinnerung „an die unwiederbringliche Kindheit“.<sup>11</sup>

Die Witterung der Heimat ist mir immer erstaunlich und von eigentümlicher Spannung. Kein Freilichtmuseum kann das je reproduzieren, was ich an Ureindrücken des Alltags in mir gespeichert habe. In andere Sensationen mischen sich stark die Erinnerungen an die typischen, keineswegs unangenehmen Gerüche, die die Jahreszeiten hervorbrachten. Unverwechselbar und eindringlich hingen sie



über dem Dorf. Immer machen sie einen Teil unseres Alltags aus. Jede Äußerung des Lebens ist von eigentümlichen Gerüchen begleitet. Die Bilder der Kindertage sind durchzogen von dem Geruch der Kuh- und Schweineställe, des dampfenden Mists und des ‚Puhls‘ im Frühjahr, dem Geruch von Stroh- und Kornstaub, wenn in den sommerlichen Scheunen die Dreschmaschinen dröhnen, dem Geruch von heißer Kartoffelbrühe, wenn im Herbst die Dampfkolonnen durchs Dorf zog, dem Geruch von warm dampfendem Blut, frischem Fleisch und dem Fettbrodem der Schlachtstage, wenn der Frost kürzte und lange Eiszapfen von den verschneiten Dächern hingen.<sup>12</sup>

Um dieses Urgefühl der Heimat ging es mir, als ich vor einigen Jahren den Festvortrag zum Jubiläum des Hunsrückers Geschichtsvereins zu halten hatte. Ich wollte dieses Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit, der Verbundenheit und Anhänglichkeit, das in der Bedeutung von Heimat sehr dicht mit-schwingt, in meiner Rede hervortreten lassen, das Lob der kleinen Welt, dieses Bedürfnis nach Vertrautheit, von dem vielfach die Rede ist. Am liebsten wollte ich dieses Gefühl in Mundart aufleben lassen, dem schönsten Ausdruck regionaler Identität. So sehr ich suchte – ich fand nichts dergleichen, was mir den Urort Heimat in einem kleinen Gedicht zum Bild machte und mit Liebe enträtselte. Ich erinnere mich, dass ich mich besann und, um mich aus meiner Not zu befreien, selbst – durch welche literarischen Vorbilder auch immer angeregt – ein paar Gedichtzeilen aufschrieb, die natürlich nicht vernunftgetragen argumentierten.<sup>13</sup> Das Unbewusste, sagte ich mir, indem ich wiederholt einen knappen Versrhythmus auf die Tischplatte klopfte, das unauslotbare Unbewusste bestimmt viel, das Herz schafft unsere Bindung.

*Im Wisegrinsche  
Dii äntsische friie,  
Dii Hääslenis pliee.  
En Fäälsche peift  
An meiner Müil.  
Sust kääne Laut.  
De Aker leit dor.  
Dii Luft is küil.  
Friil Suneliischt läift  
Iiva dii Bääm,  
Git ma Fräät.  
Kint eisch mee winsche?  
Loo sin eisch dehääm!  
Mei Härts weert so weit.  
Fajoole schtraut  
Uus bal det Frijoa.*

Obwohl das Gedicht eine biographische Andeutung (die Mühle im Wiesengrund) enthält, geht es nicht um eine reale Landschaft. Eher könnte es eine utopische Umgebung sein, an die Bernhard Schlink denkt, wenn er Heimat als Nicht-Ort versteht. Eine innere Welt tut sich auf, das Zur-Ruhe-Kommen in einer rauen Zeit rasanter Umbrüche, die ideale verinnerlichte Übereinstimmung zwischen dem

Selbst und seiner Umwelt. Die flachen Horizontlinien von Innen- und Außenwelt scheinen in weiter Ferne zu verschwimmen. Ich und Ort bilden eine Einheit: Hier bin ich zuhause, ist das emphatische Bekenntnis, in das alle Eindrücke und Emotionen hineinspielen. Man weiß, wo man hingehört. Der Volkskundler Hermann Bausinger, der sich eingehend und maßgeblich mit der Begriffsgeschichte von Heimat auseinandergesetzt hat, beschreibt die Identität, wie sie sich in dem *Loo sin eisch dehääm!* Luft verschafft, als eine großartige Übereinstimmung: „Heimat ist das Produkt eines Gefühls der Übereinstimmung mit der kleinen eigenen Welt. Heimat ist nur dort vorhanden, wo solche Übereinstimmung möglich ist.“<sup>14</sup>

Das kleine Gedicht ist eine Metapher des emotionalen Zusammenhangs und unendlicher Zufriedenheit mit der vertrauten Welt, eine Metapher der Identität und des sich darauf gründenden Wohlbefindens. Heimat als Morgenlicht der Zuversicht. Da ist jemand zur Ruhe gekommen. Den Ausgleich mit den Verhältnissen, seine ruhige Ausgeglichenheit zu finden, ist ein starker Ausdruck von Heimat. „Wohnend bewegt [der Mensch] sich in Bindungen, die ihm Sicherheit und Orientierung gewähren, aber auch Geborgenheit, Ruhe und Vertrauen ermöglichen“, deutet Karen Joisten den Menschen als „heimatliches Wesen“.<sup>15</sup> Sie fährt fort, die heimatliche Verankerung biete die Chance, sich zu be-sinnen.

Die vertraute Welt muss keineswegs eine Idylle und pittoreske Spazierwelt sein. *De Aker leit dor*. Es gibt auch in der Heimat die *gequälten Kiesel des Alltags*. Pierre Loti, der französische Erzähler und Romanschreiber des späten 19. Jh. weist in seinen Kindheits-erinnerungen auf den kargen Charme seines Herkunftslandes an der Charente Maritime: *Armselig ist die Landschaft meiner Heimat, eintönig, aber ich liebe sie trotzdem; eintönig, gleichförmig, immer wieder dasselbe: Wiesen mit Gras und Margeriten [...]*.<sup>16</sup> Und doch: In dieser eintönigen Welt des normalen Alltags spielt das Sonnenlicht, wollen bunte Blumen blühen und die Vögel munter singen. Heimat heißt auch, im grauen, gleichförmigen Alltag mit Freude das Leuchten zu erleben. Der Wiesengrund als magischer Ort: Die Magie des Alltäglichen kann Heimat konstituieren und entfalten. Oder umgekehrt: Was nützt der schönste Ort, „wenn dort nichts ist, was einen trägt“.<sup>17</sup>

Ich neige dazu, Heimat als eine Balance zu verstehen, als eine Balance zwischen meinem Alltag, mit dem ich mich identifiziere, und der immer neuen Entdeckung des Besonderen an diesem Alltag, das mich fasziniert. Einen vergleichbaren Ansatz entdeckte ich bei Petra Bahr, Kulturbeauftragte des Rates der EKD: „Es gibt eine Sehnsucht nach Überschaubarkeit“, sagt sie, „nach vertrauten Ritualen, nach bestimmten Gerüchen in einer Zeit, wo alles gleich riecht [...], da gibt es die Suche

nach dem Einzigartigen. Das müsse gar nicht etwas Großartiges sein, sondern sei gerade das ganz Normale, das Kleine [...]“.<sup>18</sup>

Das Mühltal meines kleinen Gedichts liegt in einem frühen Zwielficht des taufrischen Morgens. Man weiß nicht so recht, was sich noch entwickelt. Denn der Alltag, wie selbstverständlich er auch erscheinen mag, wird niemals fertig. Er ereignet und erneuert sich unaufhörlich. In die gewohnte Normalität kann schlagartig und zu jeder Zeit das Ungewöhnliche eindringen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff Heimat in definitorischer Hinsicht. Auch hier vibriert das mehrdeutige Zwielficht; auch hier ist die Tendenz, dass der Begriff nie fertig wird. Edgar Reitz, der sich lange Zeit intensiv mit Heimat beschäftigte und der es eigentlich wissen müsste, hat auch keine klare Antwort parat. Der Begriff Heimat changiert unglaublich vor unseren Augen, sagt er.<sup>19</sup> Vibrierendes Zwielficht auf allen Bedeutungsästen. Heimat changiert insofern, als das Wort in seiner Geschichte der letzten hundert Jahre einen Bedeutungs- und Ansehenswandel ohnegleichen vom Propagandawort zum Unwort, vom Unwort zu einem der beliebtesten Wörter erlebt hat. Heimat ist synchron gesehen derart vielschichtig, in seinem Sinn so unbestimmt, in seinem Gebrauch und in seinen Gefühlsfärbungen so variabel, dass ich immer neue Gleichsetzungssätze *Heimat ist...* einfangen könnte, ohne dass es je ein Ende hätte.

Viele Stimmen äußerten sich in den letzten Jahren zur Klärung des aktuellen Heimat-Begriffs. Nicht das Belastende des Wortes ist ihr Ansatz, sondern sein positiver Sinn und Schwung. Dabei erschließt sich, dass Heimat vielfach ist. Die Bedeutung und der Gebrauch von Heimat sind wandelbar. Es gibt diese ungezählten Wortbedeutungen von Heimat, wie es ungezählte Heimat-Erfahrungen gibt. Von den vielfältigen aktuellen Bedeutungskomponenten greife ich drei wesentliche heraus, um dem semantischen Zwielficht ein wenig beizukommen. Es gibt die Heimat als Land der Sehnsucht, und es gibt eine sich konkretisierende Heimat; als Drittes sehe ich die Heimat als Verpflichtung.

Die Sehnsucht nach Heimat ist zweifach. Tief in uns sitzt eine Sehnsucht nach einem *entschwundenen Land*, nach dem verlorenen Paradies unserer Kindheit. Genau so treibt uns eine nie gestillte Sehnsucht, irgendwo an einem guten (utopischen) Ort anzukommen, wo wir uns zuhause fühlen und unsere Ausgeglichenheit finden können. Für Edgar Reitz ist Heimat ein „melancholischer Begriff“, der „ein Element des Verlorenen“ in sich trägt. „In dieser magischen Ferne, die wir alle verloren haben, liegt in Wahrheit das, was wir Heimat nennen.“<sup>20</sup> Christoph Türcke spricht von der „Trennungserfahrung, die aller konkreten Heimatbildung vorausgeht“.<sup>21</sup> Auch Bernhard Schlink kommt auf diesen Eindruck zu sprechen: „Immer wieder ist [die Heimat] die Er-

innerung an die unwiederbringliche Kindheit oder an andere Lebensabschnitte unwiederbringlichen Glücks.<sup>22</sup> Kindheitsorte werden oft als die wahren Orte des Glücks gesehen. Astrid Lindgren spricht einfach und klar von der nie zu stillenden Sehnsucht, wenn sie zurückdenkt an das *entschwundene Land*: *Meine Kindheit verlebte ich in einem Land, das es nicht mehr gibt, aber wohin ist es entschwunden?*<sup>23</sup> Sie findet keine Antwort, aber den schönsten Ausdruck ihrer Frage in einem Gedicht von Alf Henriksson, in dem ich so anschaulich das schmerzlich entbehrte Landleben meiner Kindheit entdeckte, dass dieses Gedicht mit seinen intensiven Bildern einer verlorenen, aber doch tief vertrauten Welt mich antrieb, einige Ur-Bilder meiner Hunsrücker Alltagswelt aufzuschreiben:

*Woo noch schdaie dii Leersche uf  
In de blooe Himel,  
woo noch fährt de Oksewaan  
las un langsam noo da Mill nuna  
un dii Schdore sin hiltsem am knare?  
[...]  
Ufm Beerebaam hina Parisch hon eisch gesäs  
Un hon iiva dii Wiise gesiin,  
De Suuma hon eisch gerocht:  
Dii Fraa im weise Kopduuch hod-en Duft so  
wunataarisch  
iva-t weide Lant gesprää.  
Un kääna is kum, dä meine Droum geschdeert  
hot.  
[...]*

Manches Mal wird die Sehnsucht übermächtig nach dem verlorenen Land der Kindheit, das einen nicht loslassen will: *Hin und wieder träumt das „sehnlich Herz“ von seiner Kinderzeit und schwingt sich über Berge und Täler zurück und eilt zu den Urbildern, die es aufgesogen hat seit frühesten Tagen. Da ist wieder das geschäftige Bauernleben um den Kirchhügel herum, das Knarren der hölzernen Wagenachsen, das Mahlen der eisernen Reifen im festen Lehm der Straßendecke, [...], Hahnenschreie im frischen blanken Licht der Morgensonne, das crescendoartige Singen der Kreissägen, das Scheppern der Milchkannen, die mit einem Holzvergaser-Lastauto angeliefert wurden.*<sup>24</sup> Die tiefe Sehnsucht nach Heimat, die aus solchen Wurzeln kommt, kennen wohl sehr viele Menschen, aus guten Gründen gerade heute und ganz aktuell, wie Trendforscher betonen. Es gibt heute das weit verbreitete Bedürfnis, „lokal zu denken und sich einfach in der Region und im Vertrauten zu Hause zu fühlen“.<sup>25</sup>

Wie das Heimatgefühl sich an dem festbeißt, was einmal war, so kann es sich ähnlich, wenn auch vielleicht nicht so intensiv, auf das richten, was noch nicht ist. Dann hat es eher etwas Perspektivisches, den frischen Mut eines Aufbruchs zur Erfahrungsreise, ein besseres Land zu entdecken.<sup>26</sup> Im ersten Fall ist es die Erinnerung, im anderen Fall ist es die Suche. Wir alle sind Suchende und Fragende. Wir machen uns voller Sehnsucht auf

den Weg, durchstehen wie die Ritter der Artusrunde mancherlei Proben, in der Hoffnung irgendwann an einem Ort auszukommen, wo wir uns zuhause fühlen und die Geborgenheit und ideale Balance zwischen dem Selbst und der Umgebung, zwischen Eigensinn und Gemeinschaft finden. Nach Bernhard Schlink (im Anschluss an Bloch und Adorno) kann sich unsere Sehnsucht nur auf einen utopischen Ort richten, der mehr ist als ein realer Ort je sein kann, ein idealer Ort unserer Träume und Hoffnungen. „Heimat ist ein Ort nicht als der, der er ist, sondern als der, der nicht ist.“<sup>27</sup>

Auch in Willi Ostermanns berühmtem „Heimwählied“ *Wenn ich su an ming Heimat denke* hat jemand eine ungestillte Sehnsucht nach seiner Stadt, und er will sich sogleich auf den Weg machen, zu Fuß, wenn es sein muss, um nur den Ort seiner Träume zu erreichen. Ist das nicht das ganz konkrete und reale Köln, wo er hinstrebt, oder doch eher ein utopisch-verklärtes Köln, eine Idealvorstellung, die er sich aus der Ferne vorgaukelt? Beides mag mitschwingen, Utopie und Wirklichkeit, aber ich glaube, dass die Menschen an sehr konkrete Orte denken, wenn sie sich ein Bild ihrer Heimat machen. Das Heimatgefühl mag sich aus dem Fehlenden nähren und sich oft genug als Heimweh artikulieren, aber die Identität der Menschen speist sich nicht aus einem Utopia, einer Sehnsuchtswelt hinter den Sieben Bergen, sondern aus der Erfahrung und Lebensqualität eines realen, mit allem Für und Wider sehr konkreten Ortes. Dabei kann die Vision des besseren Ortes immer ein Handlungsantrieb sein. Auch in der Vision wird der konkrete Ort zur Heimat.

Mit dem Konkreten ist es eine merkwürdige Sache. Was uns alltäglich umgibt, ist das Konkrete. Auch wenn uns das Alltägliche nichtssagend und lästig vorkommen mag, eintönig, gleichförmig, immer wieder dasselbe, wie Pierre Loti seine Umgebung charakterisiert, der Alltagstrott, der graue Alltag, den wir am liebsten übersehen und wenig schätzen, so ist das Alltägliche in seiner Konkretheit viel wichtiger für uns als alles andere. Aber wir wollen dem Alltag mit seiner Mühsal und seinen Belastungen, seinen Zwängen, diesen überbestimmten Lebenssituationen entfliehen. An Karneval überkommt uns eine unbändige Verwandlungslust. Wir wollen uns von der konkreten Alltagssituation lösen, weil wir ihr uns nicht gewachsen fühlen. Wir suchen das Utopische, das Exotische, das Fernabliegende, das Exklusive. Und doch spüren und erleben wir immer wieder, wie die Routine des Lebens beruhigenden Halt gibt. Im Konkreten des alltäglichen Lebens liegt schon das Wunderbare. Je mehr wir das Konkrete wieder wahrnehmen und verstehen lernen, desto mehr entdecken wir die wunderbare Lebenskraft unserer alltäglichen Umgebung: die Magie des Alltags. Je mehr es uns gelingt, das Besondere in den konkreten Alltag zu integrieren, desto mehr werden wir aus dem Alltag eine lebendige Umgebung

machen. Der graue Alltag, der die Menschen auf einmal mit Erwartung und Lebensfreude erfüllt – das ist eine Stärke von Heimat im Rheinland.

Wenn Heimat mehr ist als innere Gestimmtheit voller Sehnsüchte, verklärter Bilder, Düfte und Utopien, wenn wir in unserem konkreten Alltag das Besondere entdecken und erleben, dann ist Heimat in unserem und für unser Handeln gegenwärtig. Mitmachen und Mitgestalten sind zentrale Kennzeichen rheinischer Mentalität, also in der Gemeinschaft aktiv zu sein und dabei Spaß und Stolz zu empfinden.<sup>28</sup> So schaffen die jungen Schützen am Niederrhein, so wenig sie zur theoretischen Klärung des Wertes von Heimat beitragen konnten, durch ihre engagierten gemeinsamen Aktivitäten in ihrer Bruderschaft und in ihrem Ort für sich und ihre Nachbarn ganz konkret ein Stück Heimat. Dieses Aktivsein, Heimat frohen Herzens neu zu aufzubauen, hat mit dem Optimismus zu tun, der das Rheinland auszeichnet.

Das gemeinsame Handeln gibt den Ausschlag. Zur Heimat gehört nach Auffassung von Beate Mitzscherlich ganz elementar „das Bedürfnis nach sozialer Einbindung, also die Erfahrung von Gemeinschaft.“<sup>29</sup> Diese wertvolle Erfahrung ist im Rheinland jedenfalls nicht Utopie, sondern sehr konkreter, die Region kennzeichnender Alltag. In einer empirischen Studie zum „Zusammenleben und Integration auf Rheinisch“ hat sich Gabriele Dafft unbedingd anregend diesem Fragenkomplex angenommen. Sie kann sehr aufschlussreich am Beispiel des bunten Lebens im Kölner Stadtteil Nippes, wo Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammen wohnen, zeigen, wie durch enge Kontakte, durch offene Kommunikation im Alltag aus dem lebhaften *Veedel* eine Heimat wird. Wir erkennen auf einmal „einen Ort in der Großstadt, der überschaubar ist und mit dem sich die Menschen verbunden fühlen“,<sup>30</sup> Entscheidend für die Herausbildung eines modernen Heimatorts ist das Gefühl der Menschen, sich zu kennen, nicht anonym zu sein und immer auf die Hilfe der Nachbarn oder der anderen *Veedelsbewohner* rechnen zu können. Das macht den Unterschied zwischen einem Allerwelts-Wohn- und Schlafort und einem heimatlichen Ort des „außergewöhnlichen Zusammenhalts und des intensiven Glücksgefühls“. Entscheidend ist auch die Offenheit der Menschen in Nippes. „Dahinter stehen der Wunsch und die Bereitschaft, andere in das Geschehen einzubeziehen, Fremdes und Fremde kennenzulernen und sich vertraut zu machen.“<sup>31</sup> Die Menschen machen sich Nippes zur Heimat, weil es ihnen gerade nicht darum geht, „sich in der Familie des *Veedels* abzuschotten und alle Zugänge hermetisch abzuziegeln. Die Nippeser wollen vielmehr alle im *Veedel* an ihrem familiären Viertelgefühl teilhaben lassen“.<sup>32</sup> Ein Ort, der den Menschen heute zur Heimat wird, kann ohne Offenheit niemals auskommen. Für die

Nippeser gehört zum Glück der Heimat unbedingt die Verpflichtung zur Integration.

Heimat ist eben nicht nur ein Gefühl, wie die Hühner singen. Die Region ist im Handeln der Menschen immer nah und gegenwärtig. Das ist ein Teil ihrer Konkretheit. Einerseits bietet die Region den Menschen spezifische Möglichkeiten und Rahmenbedingungen, sich zu entfalten. Aus den regionalen Existenzbedingungen ergeben sich zusammenhängende Muster, denen sich die Menschen nicht entziehen können und wollen. Dann aber: Wie gehen die Menschen mit den Mustern um, die die Region ausmachen? Heimat ist nichts Statisches für alle Zeit oder etwas einfach Vorgefundenes. Heimat ist auch mehr als die kindliche Umgebung, die so erlebt wird, als verstünde sie sich von selbst.<sup>33</sup> Heimat versteht sich eben nicht von selbst. Wie gefährdet und zerbrechlich das ist, was uns als konkrete Heimat viel bedeutet, ob Landschaft, ob Traditionen, schmerzt uns Tag für Tag.

Im Rhein spiegeln sich unser Erbe und unsere Traditionen, ehrwürdige Städte und Dome, Bräuche und Namen, Werkzeuge und uralte Handwerkstechniken, Maibäume und Martinsfeuer, Mühlen und Begräbnisriten, Mundarten und Sagen. Aus dem Erbe ergibt sich der Imperativ. Dieser Tage bekam ich den Flyer einer Stiftung zugeschickt, die sich zum Ziel gesetzt hat, kirchliche Baudenkmäler in Deutschland zu erhalten. Schon auf der ersten Seite drängt sich der Imperativ nach vorn: *Bewahren Sie mit uns ein Stück Heimat*. Heimat ist das Dreh- und Angelwort des Appells, auf das alles hinausläuft, das Ziel des Handelns. Auf dem Flyer springt es sofort ins Auge. Die stark gefährdeten Dorfkirchen, denen dringend und nachhaltig geholfen werden muss, sind örtliche Bezugs- und Markierungspunkte ersten Ranges. Sie sind das Besondere in ihrem dörflichen Umfeld und damit wesentliches Element einer ganz konkret verstandenen Heimat. Mit den Attributen bedeutsam, einzigartig, unverzichtbar unterstreicht der Flyer ihren herausragenden Rang und die Dringlichkeit des Imperativs: Ohne aktives gemeinschaftliches Eingreifen würde ein markanter Teil der Heimat verschwinden.

Stauend die eigene kleine Welt mit allen Sinnen zu genießen wie der mit sich und seinem Alltag zufriedene Mensch vor seiner Mühle im Wiesengrund, das ist das Eine. Aber wenn Heimat konkret wird, bedeutet sie mehr. Das starke Gefühl *Hier bin ich daheim* bedeutet auch immer, in der Schuld der nahen Lebenswelt zu stehen mit der Verpflichtung aktiv zu werden. Identität bewirkt Engagement. Aus der Bindung erwachsen Verantwortung und das Bedürfnis, die eigene Umgebung mit zu gestalten, sozusagen Heimat zu „kultivieren“<sup>34</sup>, wie ein Landmann früher mühevoll seinen dünnen Acker angebaut hat. Die Verpflichtung zum mühevollen Kultivieren macht die Heimat kostbar. „Die Mühe und die Heimat gehören zusammen“, ist eine Erfahrung

von Günter Funke.<sup>35</sup> Dass Verpflichtung für die nahe Lebenswelt auch eine Menge Spaß mit sich bringen kann, ist aber nicht nur die Erfahrung der jungen Schützenbrüder am Niederrhein, sondern, wie ich feststellen konnte, vieler Rheinländerinnen und Rheinländer. Für Hermann Bausinger steht das gemeinsame Handeln im Vordergrund: „Heimat als *Aneignung* und *Umbau* gemeinsam mit anderen. Heimat als *selbst mitgeschaffene kleine Welt*, die Verhaltenssicherheit gibt, *Heimat als menschlich gestaltete Umwelt*.“<sup>36</sup> Wer sich für seinen Nahbereich engagiert, wird seine Heimat neu entdecken und konkreter erleben. Der Imperativ Heimat bezieht sich auf den konkreten Ort, aber geleitet wird er von der Utopie des besseren Ortes, die darauf zielt, im Alltag immer das Besondere anzustreben. Es gibt keine Utopie, die nicht realisiert werden könnte, so sagt man. Darin liegen die Hoffnungen.

Heimat ist nicht zum Nulltarif zu haben. Das ist ganz und gar kein neuer Imperativ. Wie viele Heimatforscher, Heimat- und Geschichtsvereine haben danach engagiert gehandelt und das unerlässliche Bewusstsein für das Besondere der eigenen Heimat entwickelt und vermittelt! Im März 1914 sitzt der verdiente Bonner Schullektor Wilhelm Zimmermann an seinem Schreibtisch. Er feilt an einigen programmatischen Sätzen für das Vorwort seiner „Heimatkunde der Stadt Bonn und ihrer Umgebung. Das Werk liegt ihm sehr am Herzen.“ Er hat sich redlich daran abgearbeitet. Denn die Heimat, die Identität stiftet, bedeutet ihm sehr viel. Das Wort Identität kennt und gebraucht Rektor Zimmermann natürlich nicht. Er spricht stattdessen davon, dass *Geist und Herz des Menschen mit unzerreißbaren Fäden an die Heimat gekettet* seien. Aber er sieht klar den prägenden und wohltuenden Einfluss der Heimat: *Sie vermittelt dem kindlichen Geiste die ersten Vorstellungen, sie regt es an zu schaffender Tätigkeit; ihre Vorstellungen haften bis ins hohe Alter hinein und zaubern dann die schönsten Erinnerungen der Kindheit wieder vor die Seele*. Unter dem starken Eindruck der allumfassenden, motivierenden Identität formiert sich auch für den Heimatkundler Zimmermann der Imperativ: *Dieses Streben nach Heimatkennntnis zu wecken und zu fördern, ist eine dankbare Aufgabe für jeden Lehrenden*. Er hätte sein Buch nie verfasst, wenn er nicht diesen Imperativ in sich gespürt hätte. Die Umstände, unter denen der Bonner Schullektor angesichts der drohenden Gewitterwolken des Ersten Weltkriegs seine Heimatkunde niederschreibt, will ich gar nicht beleuchten. Doch von unserem späteren Standpunkt aus gesehen fällt eben sehr auf, wie energisch auch damals Heimat zur Verpflichtung wird.

Der Imperativ ist aktueller denn je, um dem millionenfachen Bedürfnis nach einem gewandelten Lebenssinn der Nähe, Überschaubarkeit, Bescheidenheit, Familiarität und Offenheit einen guten, wenn nicht einen

besseren Platz zu geben. Bei allen Gefahren und Bedrohungen der globalen Gegenwart, die die Menschen zu allermeist selbst zu verantworten haben, kann ich mir im Augenblick den verpflichtenden Charakter von Heimat so vorstellen: Wir sollen uns stets so verhalten, dass der Alltag in seiner Konkretheit und Nähe für uns, unsere Nachbarn und Nachfahren eine immer offenere, lebendigere und lebenswertere Heimat voller Magie und Zuversicht wird.

*Dr. Fritz Langensiepen: Ehemaliger Direktor des Amtes für rheinische Landeskunde (Landschaftsverband Rheinland), Bonn. Er hat zahlreiche Publikationen und Untersuchungen zur rheinischen Alltagskultur vorgelegt.*

#### Literatur

- Hermann Bausinger: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn 1990 (= Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 294/ I), S. 76 – 108
- Ulrike Brandt-Schwarze: Rheinische Identität und regionales Bewusstsein in Abturerzeitungen. In: Gabriele Daft, Michael Krieger (Hg.): Mirabilis. Kreatives Event-Management auf Rheinisch. Köln 2007, S. 22 – 49
- Elias Canetti: Aufsätze, Reden, Gespräche. München, Wien 2005 (= Werke, Bd. 10)
- Gabriele Daft: Nippes pur! Zusammenleben und Integration auf Rheinisch. Köln 2008
- Michael Hollenbach: „Chic, trashig und voll im Trend“. Die neue Heimatlust. In: Klaus Hofmeister, Lothar Bauer-ochse (Hg.): Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl. (Würzburg) 2006, S. 133 – 147
- Karen Joisten: Auf der Suche nach Heimat. Oder: Der Mensch zwischen Wohnen und Gehen. In: Martin Heinze, Dirk Quadflieg und Martin Böhm (Hg.): Utopie Heimat. Psychiatrische und kulturphilosophische Zugänge. Berlin 2006 (= Beiträge der Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaften der Psyche, Bd. 6), S. 103 – 124
- Michael Krieger: Rheinisches Schützenwesen und regionale Identität. Vervielfältigtes Typoskript. Bonn 2006
- Fritz Langensiepen: Mein heiliger Hügel, Kindheit im Schatten der Kappeler Kirche. In: Geschichte und Gegenwart der Ev. Kirche Kappel. Eine Festschrift zum 250. Jubiläum unserer Evangelischen Kirche, Kappel 1997, S. 125 – 143
- Fritz Langensiepen: Der Hunsrück Geschichtsverein – regionales Gedächtnis und Bewusstmachungsinstanz. Festvortrag zur Feierstunde 100 Jahre Hunsrück Geschichtsverein e. V. am 4. November 2001. In: Hunsrück Heimatblätter Nr. 116, Jg. 41, Dez. 2001, S. 325 – 331
- Lisa Laurenz: „Mehr als nur ein sicheres Gefühl“. Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit. In: Wissen, wo man hingehört (s. M. Hollenbach), S. 71 – 87
- Astrid Lindgren: Das verschwundene Land. Hamburg 1977
- Pierre Loti: Roman eines Kindes. Zürich 1994
- Johann Pfefferer-Wolt: Die Perspektive Heimat. In: Utopie Heimat (s. K. Joisten), S. 163 – 175
- Edgar Reitz: „Das Fernsehen ist kein narratives Medium mehr“. (Interview) [www.sueddeutsche.de/kultur/848/408623/text/4/17.09.2004](http://www.sueddeutsche.de/kultur/848/408623/text/4/17.09.2004)
- Edgar Reitz: Heimat ist ein changierender Begriff. (Interview) Deutschlandradio Kultur, Radiofeuilleton, 01.11.2007

Bernhard Schlink: *Heimat als Utopie*. Frankfurt a. M. 2000

Birgit Schönberger: „Die Seele kommt nicht mehr zur Ruhe“. *Heimatlosigkeit als Preis der Moderne*. In: *Wissen, wo man hingehört* (s. M. Hollenbach), S. 88 – 103

Christoph Türcke: *Heimat. Eine Rehabilitation*. Springer 2006

Wilhelm Zimmermann: *Hematkunde der Stadt Bonn und ihrer Umgebung*. Bonn (1914)

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> *Architectural Digest*, Mai 2009, S. 121

<sup>2</sup> *Kölner Stadtanzeiger* Nr. 96, 25./26. 4. 2009, S. 23

<sup>3</sup> *Architectural Digest*, Mai 09, S. 121

<sup>4</sup> U. Brandt-Schwarze, S. 37 f.

<sup>5</sup> M. Krieger, S. 92

<sup>6</sup> Günter Funke, zit. nach B. Schönberger, S. 90

<sup>7</sup> Aufsätze, S. 11

<sup>8</sup> L. Laurenz, S. 83

<sup>9</sup> Gerald Hüther, zit. nach L. Laurenz, S. 71

<sup>10</sup> L. Laurenz, S. 83

<sup>11</sup> B. Schlink, S. 25

<sup>12</sup> F. Langensiepen, *Heiliger Hügel*, S. 131

<sup>13</sup> F. Langensiepen, *Hunsrückischer Geschichtsverein*, S. 330

<sup>14</sup> H. Bausinger, S. 87

<sup>15</sup> K. Joisten, S. 107

<sup>16</sup> P. Lotz, S. 37

<sup>17</sup> G. Funke, zit. nach B. Schönberger, S. 99

<sup>18</sup> Zit. nach M. Hollenbach, S. 143

<sup>19</sup> E. Reitz, *Deutschlandradio*, 1. 11. 2007

<sup>20</sup> *Süddeutsche Zeitung*, 2004

<sup>21</sup> Ch. Türcke, S. 69

<sup>22</sup> B. Schlink, S. 25

<sup>23</sup> A. Lindgren, S. 65

<sup>24</sup> F. Langensiepen, *Heiliger Hügel*, S. 130f.

<sup>25</sup> M. Hollenbach, S. 139

<sup>26</sup> J. Pfeffere-Wolf, S. 171

<sup>27</sup> B. Schlink, S. 33

<sup>28</sup> M. Krieger, S. 108 f.

<sup>29</sup> Zit. nach L. Laurenz, S. 77

<sup>30</sup> G. Daff, S. 104

<sup>31</sup> *Ebda.*, S. 103

<sup>32</sup> *Ebda.*, S. 102

<sup>33</sup> Vgl. Ch. Türcke, S. 24

<sup>34</sup> G. Funke, zit. nach L. Laurenz, S. 102

<sup>35</sup> Zit. nach B. Schönberger, S. 103

<sup>36</sup> H. Bausinger, S. 88

## Krefeld – meine Wahlheimat

von Heidi Matthias

Die Bedeutung von Heimat – meiner persönlichen Heimat – erfuhr im Verlauf meines Lebens, zwei, vielleicht sogar drei wesentliche Veränderungen. Aufgewachsen in einer Duisburger Bergbausiedlung, war für mich Heimat die enge Nachbarschaft mit kinderreichen Familien und jeder Menge Haustieren (vor allem Tauben und Hühnern, vereinzelt auch Schweinen), das Spielen auf der Straße, tiefe Gemüseärten, dunkle Backsteinhäuser, die beiden Schulgebäude für die Evangelen und die Katholen, der 14tägliche Waschtage, den meine Mutter im Waschaus des Hofes

verbrachte, die sich aus Fenstern lehenden, miteinander von einer zur anderen Straßenseite plaudernden, meist weiblichen Erwachsenen und, nicht zu vergessen, das Büdchen auf der Hauptstraße, zu dem wir Kinder täglich hinpilgerten.

Unser Wegzug von dort – die Siedlung musste einem Neubaugebiet weichen – kam einer radikalen Entwurzelung gleich, von der ich mich in meiner Kindheit nicht erholen sollte. Das vertraute und sichere Gefühl, das mich in den ersten zehn Jahren meines Heranwach-

sens mit der Umgebung verband, sollte sich in dieser Qualität nicht mehr einstellen, obwohl die Wohnungen größer, der „Komfort“ deutlich besser wurde. Möglicherweise war diese so entstandene „Heimatlosigkeit“ eine Voraussetzung dafür, mich später leichten Herzens einer anderen Stadt zuwenden zu können.

Als ich nach dem Abitur meine Aufnahmeprüfung an der Fachhochschule Krefeld antrat, ahnte ich natürlich noch nicht, dass diese Stadt einmal meine Heimat werden würde.



Abb. 1. Das Café vor der Renovierung 1981.



Abb. 2. Das Café im Sommer 2009.

Heute betrachte ich die Begegnung mit dem damaligen Fachbereichs- und Prüfungsleiter für Keramikdesign an der FH an der Peterstraße, Prof. Karl-Heinz Modigell, als Beginn meiner Liebe zu Krefeld. Seine warmherzige, unkonventionelle Begrüßung (gepaart mit dem matten Versuch, uns BewerberInnen von unserem romantisch-verklärten Studienwunsch ohne Berufsperspektive abzubringen) ließ mich sogleich inbrünstig hoffen, an dieser freundlichen Schule aufgenommen zu werden. Meine Hoffnungen wurden erfüllt und zum Wintersemester 1977 durfte ich mich im Fachbereich Keramik einschreiben.

Zu Beginn des Studiums pendelte ich noch täglich mit der Bahn über den Rhein. Sehr gern erinnere ich mich an meinen bevorzugten Fußweg vom Krefelder Hauptbahnhof entlang der Lewerentzstraße zur Werkstatt in der Shedhalle am Frankenring; besonders gefielen mir die unversehrten klassizistischen Drei-Fensterhäuser, der anmutige Alexanderplatz und die repräsentative Anlage des Corneliusplatzes. Das grüne Krefeld mit seinem altmodischen Charme hatte nach kurzer Zeit mehr zu bieten als das für mich immer grauer wirkende Duisburg. Des tagtäglichen Pendelns und der einsamen Abende überdrüssig, bezog ich nach knapp einem Jahr eine kleine Dachwohnung mit eigener Toilette (!) auf der Breitestraße. Wie bei vielen anderen meiner KommilitonInnen befand sich die Dusche im nahe gelegenen Stadtbad Neusser Straße.

Die heiligen Hallen der **Fachhochschule** waren inzwischen zur vertrauten Umgebung geworden und die StudentInnen der höheren Semester waren keine Götter mehr. Mit schwindendem Respekt schlummerte auch ich zuweilen im Schutz der Dunkelheit bei Diavorträgen im großen Vorlesungssaal ein. Nur der lichtdurchflutete Aktzeichensaal im Obergeschoss blieb bis zum Schluss ein Ort, den ich mit nervöser Spannung aufsuchte. Herrschte doch dort Frau Zaiser, die Hohepriesterin der Zeichenkünste. Unzähligen mehr oder weniger Talentierten brachte sie das Zeichnen und das Fürchten bei. Ihre Kritik war niederschmetternd, ihre Energie unerschöpflich, ihr Lob beglückend, ihr korrigierender Strich rettete jede misslungene Arbeit.

Ein letzter Überrest des lebendigen Studentenlebens im Herzen der Stadt ist der **Malkasten** auf der Neuen Linner Straße in unmittelbarer Nähe des inzwischen verwalteten Fachhochschulgebäudes. Die Zeiten, in denen sich vor den Unterrichtsstunden die StudentInnen in dem kleinen Zeichenbedarfsladen drängelten, um sich noch schnell mit Pinsel, Farben oder Papierbögen zu versorgen, gehören jedoch längst der Vergangenheit an.

Wegen der Raumknappheit im Fachhochschulgebäude an der Peterstraße wurde im Jahr meiner Immatrikulation die alte Textilfabrikhalle am Frankenring (angrenzend an den

Abb. 3. Plakatausschnitt/Kinoprogramm Filmforum Haus Rath, Jahr unbekannt. Gestaltet wie immer von Comic-Zeichner Jari.

FB-Chemie, frühere Textilingenieurschule) als Keramikwerkstattbereich hinzugenommen. Die wirkliche, 1000qm große Fabrikhalle in einen angenehmen Ausbildungsort zu verwandeln, betrachteten wir 35 ErstsemesterInnen (wir waren zu 90 % Frauen) als echte Herausforderung, welche uns im Laufe der Zeit auf ungewöhnliche Weise zusammenschweißte. Für die Einrichtung der leeren Räume suchten wir den Sperrmüll in den Straßen nach brauchbarem Mobiliar ab (bis auf Drehscheiben, einige Arbeitsplatten, Tische und Stühle war ja kaum etwas vorhanden). Die sensorielle Raumkapazität der Shedhalle inspirierte uns zu originellen Festen, deren unernste Theater- und Musikdarbietungen nicht nur StudentInnen anderer Fachbereiche samt Lehrpersonal, sondern von Jahr zu Jahr mehr BesucherInnen von nah und fern anzogen. Das Ausmaß der Vorbereitungen für diese **Keramikerfeste** (der Begriff wurde damals noch nicht „gegendert“) nahm von Mal zu Mal zu: Nach der gemeinsam erdachten Konzeption mussten Einladungen und Plakate gemalt, Texte entworfen, Kostüme geschneidert, Speisen zubereitet, Dienste eingeteilt, Räumlichkeiten umgebaut und dekoriert werden. Unzählige Proben der Musik- und Theatergruppen waren nötig, um das Publikum immer wieder aufs Neue zu überraschen. Allein für die Tanznummer „Orangenhaut“ mühte sich die Truppe monatelang ab, die Grundzüge des Steppens zu erlernen.

Während also eine beachtliche Portion unserer Kreativität dafür verwendet wurde, die

Shedhalle behaglich zu gestalten und mit ausgelassenem Leben zu füllen, wurde auch die Krefelder Innenstadt zunehmend zu unserem Zuhause. Viele zugige Flügelwohnungen, verlassene Fabrikationsstätten, stattliche Jugendstilhäuser, vernachlässigte Nachkriegsbauten, verwilderte Gärten und triste Höfe lernten wir kennen. Dabei stießen wir gelegentlich auf bemerkenswerte Kleinode, wie die winzige Konditorei auf der Tannenstraße gegenüber dem Altenheim St. Josef. Ihre Entdeckung und die anschließende Übernahme behob einen offensichtlichen Mangel unserer Stadt: das Fehlen einer Studentenkneipe. Der damalige Werkstattleiter der Keramikabteilung und Mitbetreiber des Ateliers im alten Uerdinger Klärwerk, Uwe Winkler, war wie so oft Entdecker und Anstifter. Er, zwei befreundete Keramikstudentinnen und ich wurden über Nacht zum Kollektiv. In der Folge renovierten wir unter starkem Körpereinsatz die heftig heruntergekommenen Räume und konnten 1981 dank der finanziellen Unterstützung meiner Mutter das erste Szenelokal mit dem schlichten Titel **Café** eröffnen. In den ersten Monaten blieben wir noch unserem Beschluss treu, das Lokal nur tagsüber zu betreiben. Doch schon bald kamen wir den Bedürfnissen unserer Gäste entgegen und hielten den Raum von morgens 10 bis nachts 12 Uhr in zwei Schichten geöffnet. In kürzester Zeit wurde das Café Studentenkneipe, Kontaktbörse, familiäres Beratungszimmer und allgemeine Informationszentrale. Bei allem Interesse, mit dem Laden auch Geld zu verdienen, war es uns wichtig, sozialverträg-



Abb. 4. Ritternacht auf Haus Rath, Sommer 1983.



Abb. 6. Die Autorin mit Prof. Modigell während eines Keramikerfestes, 1979.

liche Preise zu erheben; das billigste Getränk – ein Glas Cay – war bereits für 15 Pfennig zu haben. Dass dieses Café noch immer durch ein – inzwischen natürlich verjüngtes – Kollektiv „in Erbfolge“ betrieben und von InnenstadtbewohnerInnen als eine Art öffentliches Wohnzimmer genutzt wird, tröstet mich ein wenig angesichts der rasanten Vergänglichkeit in Krefeld.

Ein Wohnzimmer der anderen Art war die **Fluxuszone**. In diesen Jahren galt die frühere Lagerhalle in einem Hinterhof der Roßstraße



Abb. 5. Einladung zum Keramikerfest, Gestaltung Wilfried Bohne.

als Forum der freien, interdisziplinären Kunst. Natürlich besuchten auch wir Designstudierenden diese brüchige Kunststätte hin und wieder, um an Happenings, schrägen Konzerten und interaktiven Laientheateraufführungen teilzunehmen. Einer der Akteure der Fluxuszone war Caco, der die Stadt bis heute mit seinem unorthodoxen Geist bereichert.

Nicht alle spannenden Heimatgeschichten in den 1970er und 80er Jahren spielten sich übrigens in der Innenstadt ab. Ein bedeutender Ort Alternativen Lebens war damals die mittelalterliche Burg aus dem 12. Jahrhundert im Stadtteil Eiffrath – **Haus Rath**. Die zehnköpfige Wohngemeinschaft, die das Anwesen 15 Jahre lang bewohnte, betrieb neben Katzen- und Hühnerzucht u.a. das erste Programmkinos Krefelds. Für mich hatte es etwas von exotischer Exklusivität, in einem Stall in muffigen Sesseln (meist) anspruchsvolle Filme anzuschauen. Das Bier oder der Wein danach im idyllischen Innenhof war obligat und entschädigte für den Heimweg per Fahrrad durch den finsternen Stadtwald. Einmal jährlich veranstaltete das Kinokomitee lustige Themenabende, zu denen man/frau angehalten war, passend zum Filmgenre im Kostüm zu erscheinen (herausragende Filmabende mit thematisch angerichtetem Büfett waren die Ritter-, Piraten-, Horror- und Expressionisten-nacht). Wenngleich die eigentliche Zielgruppe – Jugendliche aus Eiffrath – das ambitionierte Kulturprogramm meist verschmähte, genoss das **Filmforum-Haus-Rath** (zum Unkostenbeitrag von vier DM) innerhalb der studentischen Szene große Beachtung. Zur Popularitätssteigerung der legendären Burg und deren BewohnerInnen trugen neben anderen politischen und festlichen Aktivitäten in der Hauptsache die berühmten **BINKA-Feste** bei (BINKA = Bürgerinitiative gegen Atomkraftwerke). Ein in den 70er Jahren gedrehter Episodenfilm portraitierte die damaligen Mitglieder der bekanntesten WG Krefelds und

gibt noch heute Aufschluss über den skurrilen Humor der Haus Rathers.

Mit dem Eigentümerwechsel des Haus Rath, kündigte sich das Ende des „kulturpolitischen Kapitels“ in Eiffrath an. Die neuen Besitzer hatten große Investitionspläne, in denen finanzschwache Mieter nicht vorkamen. Obwohl der endgültige Auszug des letzten WG-Mitglieds, durch optimierte Ausnutzung des Mietrechts beträchtlich verzögert, erst im Sommer 1987 passierte, erstarb doch das „öffentliche Leben“ in der alten Burg viel früher. Aus der erfolgreichen BINKA hatte sich in Krefeld die Partei **Die Grünen** rekrutiert. Seit Herbst 1984 saßen die ersten vier gewählten VertreterInnen der Grünen im Stadtrat, übrigens sehr zum Missfallen der traditionell konservativen Mehrheit, die sich anfänglich noch der Illusion hingab, der Spuk der „Ökofreakpartei“ würde sich bald von selbst erledigen.

Nach Beendigung meines Studiums, einige Monate nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl und etwa zeitgleich mit der unaufhaltbaren Auflösung der WG Haus Rath, verschlug es mich mit meinem Freund (heutigem Ehemann) und unserer kleinen Tochter in den Süden Europas. Einige Jahre lang versuchten wir uns als „gemäßigte Aussteiger“ auf einer von Industrie und Tourismus bislang noch verschonten Insel. So bezaubernd die Natur, so anziehend das Meer und so aufregend es auch war, sich in einer anderen Sprache und Kultur zu orientieren, so sehr vermisse ich doch letztendlich das unspektakuläre Krefeld. Es war nicht nur der über Jahre angewachsene Freundeskreis und die Vielfalt des kulturellen Angebots (im Vergleich zum Inselleben ein ganzer Kosmos an Kultur), was uns schließlich bewog, zurück zu kehren. In unserer Wahlheimatstadt Krefeld sahen wir doch weitaus mehr Möglichkeiten, uns zu verwirklichen und unseren Neigungen nachzugehen.

Wenn es auch heute keine Fluxuszone und kein Filmforum-Haus-Rath mehr gibt, die Studenten und die kleinen Fachgeschäfte aus dem Stadtbild verschwunden sind, das 120-jährige Stadtbad Neusser Straße noch nicht zum Leuchtturm der Innenstadt geworden ist, die ursprüngliche Charakteristik der einstigen Samt- und Seidenstadt unvermindert mit jedem Abriss ein Stück mehr vernichtet wird und selbst das symbolträchtige Gebäude der ehemals berühmten Werkkunstschule auf der Abschlusliste steht, so hat Krefeld seinen spröden Charme glücklicherweise noch nicht gänzlich eingebüßt.

Viele private Initiativen sorgen zusammen mit den städtischen Einrichtungen für die Vitalität unseres kulturellen und sozialen Lebens und schaffen damit nicht zuletzt ein Stück Heimat. Die aber ist in Gefahr, durch Achtlosigkeit, Investorenhörigkeit und bedenkenlosen Fortschrittsglauben verloren zu gehen.

Wir alle müssen aufpassen auf unsere Stadt, sollten uns besinnen auf das unschätzbare Kapital jenseits von Konsummeile, Parkplätzen und Gewinnmaximierung. Wenn wir dieses Kapital vergeuden, wird uns auch kein Investor mehr helfen können, die Identität

unserer Stadt wiederherzustellen. Denn nur eine Stadt, die gewachsene Strukturen bewahrt, kann Neues als Bereicherung aufnehmen. In dieser Stadt werden sich Junge und Alte zuhause fühlen, in ihr können Menschen ihre Heimat finden.

*Heidi Matthias: Geboren und aufgewachsen in Duisburg, Studium an der Fachhochschule Niederrhein mit dem Abschluss Diplom-Keramikdesignerin. Seit 1995 Mitarbeiterin im Frauenkulturbüro NRW, seit 2004 Mitglied des Krefelder Stadtrates für Bündnis 90/Die Grünen.*

## Heimat – eine stetig wachsende, persönliche Erlebniswelt

von Dieter Nellessen

Die Krähen schrein  
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
Bald wird es schnein. –  
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!  
(F. Nietzsche: „Vereinsamt“)

### Vorbemerkung

Wenn Ernst Bloch in seiner Schrift „Das Prinzip Hoffnung“ sagt, dass *Heimat* nicht das ist, „was jedem in der Kindheit scheint und wo niemand war“, dann hat er meiner tiefsten Überzeugung nach Unrecht. Auch die Sichtweise von Rudolf Burger („Patriotismus und Nation“), dass *Heimat* das trügerische Licht der je eigenen Kindheit sei, kann nicht von mir akzeptiert werden. Sollte der Mensch, durch verschiedene Umstände bedingt, seine *Heimat* verlassen müssen und später mental-emotional dorthin zurückkehren, dann unterliegt er auch nicht, wie Burger sagt, dem Preis der Regression in die Kindheit. Er wird daher bei diesem Prozess auch nicht nach Meinung von Karl Marx kindisch. Um *Heimat* jemandem begreiflich zu machen, muss man die Regression in die Kindheit unternehmen, denn dort hat der Prozess, *Heimat* in seiner Substanz letztlich zu verstehen, logischerweise seinen Anfang gemacht.

So werde ich also folgerichtig bei der Entwicklung meines *Heimatbegriffes* selbstredend in meiner Jugendzeit anfangen müssen, ohne aber kindisch zu werden und zu bleiben. An dieser Stelle muss ich auch G. W. Hegel ernsthaft widersprechen, denn ich werde dabei kein „unglückliches Bewusstsein“ zu

meinen Erinnerungen, auch nicht par excellence, haben. *Heimat* ist in mir gewachsen und fest verankert, durch die Zeitläufe, mit ihren Lernprozessen bedingt, und durch das Vorbild meiner Eltern im sensiblen Bereich der Poesie. *Heimat* ist bei mir keine Verinnerlichung eines ideologischen Konzeptes. *Heimat* ist auch bei mir kein „weinerlicher Verlust“ (R. Burger), wie auf den bis heute vorhandenen Treffen der ostdeutschen Landsmannschaften mitunter noch festzustellen ist. Ich weiß, das ist ein hartes Urteil. Aber man sollte der Realität ins Auge sehen, eine Tatsache, die der Bund der Vertriebenen bis heute nicht wahr haben will. Denn der Begriff *Heimat* ist durch ihn ein politisches Faktum geworden, nicht mehr und nicht weniger.

Was *Heimat* für mich nun ist, wird der geneigte Leser am Ende meiner Abhandlung feststellen können. Jetzt schon sei gesagt: Die *Heimat mit ihrer Hülle und Fülle* hat sich mir im Laufe meiner Entwicklung nur zögernd von Jahr zu Jahr mehr gezeigt. Zu oft habe ich ihre Botschaft nicht verstanden, dass sie sich öffnen könnte, wenn ich nur die richtige Frage kennte, denn diese würde mir dann das Tor zur Erkenntnis ihres eigentlichen Wesens wesentlich weiter aufstoßen.

Ja, eigentlich bin ich immer noch auf der Suche. Denn *Heimat* erschließt sich keinem freiwillig, man muss den Mut und den Willen haben, auf sie immer wieder zuzugehen, sie zu suchen und zu finden, indem man sich auf sie einlässt. Ob die *Heimat* ihre letzten Geheimnisse wirklich offen legt, wage ich zu bezweifeln. Dafür hat sie zu viele Facetten.

Von daher wird mein Aufsatz wohl mit einem offenen Schluss enden müssen, ohne dass ich aber frustriert sein darf.

Zum besseren Verständnis meiner Darstellung, wie ich im Laufe meiner Entwicklung *Heimat* gefühlt oder vielleicht auch verstanden habe, muss ich mich bewusst auf einige für mich wichtige *Heimat-Teilaspekte* beschränken, denn sonst wäre ich ins Uferlose gekommen. Um den einzelnen Aspekten gerecht zu werden, sind zwangsläufig Zeitsprünge notwendig gewesen.

### Regression in die Jugendzeit: Erste Erfahrungen, wie schwierig *Heimat* verstanden werden kann – *Heimat im geographischen Verständnis*

Ich war damals auf der Ritterstraße im Krefelder Süden hinter dem Hauptbahnhof in einem Mehrfamilienhaus beheimatet. Zum ersten Mal wurde ich als Junge im Alter von nahezu drei Jahren verbal bewusst mit dem Terminus *Heimat* konfrontiert. (Man sollte die Wahrnehmungsfähigkeit aus der frühesten Jugendzeit nicht unterschätzen!) Auf Grund der Fliegerangriffe fanden manche Nächte im so genannten Luftschutzkeller statt. Meine Mutter und ich schliefen deswegen grundsätzlich in Trainingsanzügen, am Bett stand die Tasche mit den notwendigsten Utensilien wie Wasservorrat, Keksen und „Ausweispapieren“. Im Falle eines Fliegeralarms, der von einem

irrsinnigen Sirengeräusch angesagt wurde, rannte die gesamte Hausgemeinschaft in den Keller und etablierte sich in einem Luftschutzraum, dessen Eingang mit einer Stahltür abgesichert war. Der Raum war – für mich als „romantisch“ empfunden – mit Kerzen ausgeleuchtet. Immer wurde der Neuankömmling mit „Willkommen in der Heimat“ begrüßt. (Abb. 1) Als Achtzehnjähriger hätte ich gesagt: „Sarkasmus pur!“ Doch dann hätte ich den Kern nicht getroffen. Denn hinter dieser ernstgemeinten Äußerung war instinktiv das Gefühl der Menschheit verborgen, die seit der Urzeit bis zum heutigen Tag nur drei Möglichkeiten zum Überleben hat: angreifen, fliehen oder sich verstecken. Die dritte Alternative „sich verstecken“ wurde durch den Luftschutzkeller gewährleistet. Dort ging es einem – wenigstens momentan – gut. Die Kellerbleibe wurde in diesen Momenten zu einer *Zweitheimat*, zu einem temporären „domicilium“, ein Begriff, den der Lateiner, unter dem Blickwinkel der Differenzierung, als *Heimat* neben „domus“ und „sedes“ und erst zuletzt als „patria“ empfindet. Es bestand eine gewisse Chance zur Rückkehr in die Wohnung und in den Besitz, Faktoren, die eben der Begriff im germanischen Sinn *Heimat* beinhaltet.

Ein zweites Erlebnis in diesem Luftschutzkeller war die Bewältigung der Gefahr, die diesen „*Heimat-Ersatz*“ bedrohte. Man sang! Irgendeiner aus der Hausgemeinschaft hatte bei einem seiner Aufenthalte im Luftschutzbunker am Bahnhof Lieder „aufgeschnappt“ und sie dann bei uns im Luftschutzkeller gesungen. Der Beginn beim minutenlangen Sirensignal lautete, wenn ich mich recht erinnere: „Kommt ein Vöglein geflogen...“.

„O, du lieber Augustin, alles ist hin...“, dieses Lied stand am Ende des Angriffs. Ich bin mir heute noch sicher, dass die Lied-Folgen stimmen.

Luft! Es war vorbei, und ich war enttäuscht, dass ich wie alle anderen wieder die eigenen Wohnungen aufsuchen sollte. Warum musste ich nur so plötzlich meine *Heimat*, die ich so aufregend fand, verlassen? Meine Mutter war jedes Mal ungehalten, wenn ich im Luftschutzkeller so fröhlich und unbekümmert auf einem der dreistöckigen Betten saß und mich ansonsten eigentlich darauf freute, wenn wieder Fliegeralarm war und Luftangriffe kamen.

*Heimat im geographischen Verständnis* erlebte ich noch deutlicher durch den Zuzug der *Heimatvertriebenen*, allgemein als „Flüchtlinge“ abschätzig bezeichnet. Ihre *Heimstatt* war verloren. Im katholisch orientierten Rheinland kam es zum Teil zu recht unschönen verbalen Auswüchsen, weil die Zuwanderer „zu allem Überflus“ auch noch Protestanten waren. *Heimatvertriebene* wurden auf die Kommunen verteilt, die ihrerseits per Wohnungsamt Zwangszuweisungen in die noch intakten Wohnungen aussprechen mussten. Es begann eine Situation, die eigentlich für beide Teile unerträglich war. Denn von allen Seiten wurde plötzlich *Heimat* unter einem rein geographischen Gesichtspunkt verstanden, und damit wurde sie nur unter der verfälschenden Kürzung des *Heimatbegriffes* gesehen. Die Zündschnur war von beiden Seiten gelegt.

Die *Heimatvertriebenen* hatten ihren, wissenschaftlich ausgedrückt, Habitat = Lebens-

raum verloren, die Eingesessenen versuchten, ihren Habitat zu verteidigen. Für Krefeld gibt es ein eklatantes Beispiel: Im Inrather Karnevalszug 1956 marschierte eine Fußtruppe, verkleidet als „Kartoffelkäfer“ = Flüchtlinge, Schädlinge also, die mit allen Mitteln in der Vergangenheit bekämpft worden waren, auch unter Einsatz der Schuljugend. Die *Heimatvertriebenen* etablierten sich in so genannten Landsmannschaften, die immer wieder auf ihr „*Recht auf Heimat*“ pochten. Es drohte die Entstehung einer Parallelgesellschaft.

Bevor ich weiter auf dieses brisante Thema eingehe, muss ich noch einmal zur Ritterstraße zurückkehren. Meine Mutter, die mit mir in intakten zwei Zimmern wohnte, reagierte auf die Zwangseinweisungen sehr schnell, indem sie kurzerhand ihren unverheirateten Schwager, den jüngsten Bruder ihres Mannes, der im August 1944 an der Ostfront gefallen war, in ihre Wohnung aufnahm. Damit war die Aufnahmekapazität erreicht! Sein Umzug zur Ritterstraße war in der Zukunft für meine Mutter und mich ein Glücksfall. Er war ab 1947 Lehrer an der nahen Volksschule Nr. 25, verfügte über einen bemerkenswerten lyrischen Tenor, beherrschte das Klavier und die „Klumpfe“, war seinerzeit wie meine Mutter aktiv im Bund der Deutschen Katholischen Jugend und besaß ein beachtliches Liederrepertoire. Doch dazu Näheres an anderem Ort, was meine persönliche Entwicklung des *Heimatgefühls* anbetrifft.

Der Bruder meines Vaters, mein Onkel also, „baute“ an seiner Schule einen Schulchor „auf“, der in Krefeld einen beachtlichen Ruf erlangen sollte.

Damit komme ich auf die Veranstaltungen der Krefelder Sudetendeutschen Landsmannschaft zu sprechen. Es waren *Heimatabende*, zu denen der Schulchor eingeladen wurde. Ich kann mich noch an zwei Abende in der „Alte(n) Post“, Ecke Dreikönigen-/Steinstraße, und im „Gasthof Korff“ in Krefeld-Königs- hof erinnern. Ich spielte an den Abenden die Lieder „Riesengebirge“ und „Böhmerwald“ auf dem Klavier und erntete Beifall, obwohl ich an manchen Stellen vor lauter Aufregung die Melodie in Kakophonie verwandelt hatte. Na ja, einem Zehnjährigen konnte man verzeihen, denn er hatte ja als Eingesessener zwei „ostdeutsche“ Lieder gespielt. Die Reden des Vorsitzenden jedoch waren für mich nicht verständlich gewesen. Es ging um *Heimat* und Verlust, um den Staat, der nicht hilft, um die Zukunft, die nur in der *alten Heimat* liegen kann. Um, um, um...! Vor allem wurde das Versprechen abgerufen, in die *Heimat* unter allen Umständen zurückzukehren. *Heimat* wurde nicht nur an den *Heimatabenden* der Landsmannschaft ein rein geographisches Politikum, sondern auch außerhalb dieser Veranstaltungen. Wenn ich heute darüber nachdenke, fällt mir unter anderen Möglichkeiten auch der Begriff Ost-West-Konflikt ein, der besonders in dem Pommern-Lied,



Abb. 1. Der Luftschutzkeller in den letzten Kriegsmonaten 1945: Eine temporäre zweite *Heimat*.



abgedruckt 1952 in „Pommersche Saat“ zum Ausdruck kam: „Soll das Land, wo wir geboren, nun für uns verloren sein? Nein, wir haben es geschworen. Und wir sagen nochmals: Nein!“

Auf diese gespaltene Akzeptanz zur Realität zielt Bernhard Schlinks Essay „*Heimat als Utopie*“. *Heimat* ist deswegen ein Gefühl, eine Hoffnung, eine Sehnsucht. *Heimat* ist nicht ortsgebunden. *Heimat* ist ein Zustand also, den man nur im Exil erleben kann.

Rudolf Burger („Patriotismus und Nation“) ist in seiner Analyse radikaler, denn nach seiner Meinung ist *Heimat* immer die *Heimat* derer, die eine verloren zu haben glauben. Nach ihm ist *Heimat* eine leicht weinerliche Verlustanzeige. Beiden Autoren kann ich nur bedingt zustimmen, und zwar vor allem wegen der Ausschließlichkeit anderer Aspekte.

Denn *Heimat* kann zum einen durchaus ortsgebunden sein, und sie ist nicht immer eine Utopie. *Heimat* ist nämlich ein individuelles Erlebnis, das an einen speziellen und persönlichen Ort, sprich Lebensraum gekoppelt ist. Der Verlust kann dann in der Konsequenz durchaus auch ein Verlust der „eigenen Mitte“ sein. F. Dostojewski umreißt in „Schuld und Sühne“ diese Situation mit folgenden Worten: „Ohne *Heimat* sein heißt leiden“.

Wenn aber, wie von mir auf den oben genannten *Heimatabenden* erlebt, *Heimat* letztlich und ausschließlich geographisch erfasst und mit Vehemenz das Recht auf die alte *Heimat* eingefordert wird, dann gerät das *Heimatgefühl* in ein politisch-kollektives Fahrwasser, so dass das Individuum in seiner persönlichen Freiheit geblockt wird, sich – auch unter schwierigsten Umständen – eine neue *Heimat* aufzubauen. Jeder könnte (Der konjunktivische Imperfekt ist mir wichtig!) nämlich, wie es Wilhelm Langenbücher („Kulturpolitisches Wörterbuch“) ausdrückt, *Heimat als Lebensraum* ansehen, „in dem die Bedürfnisse nach Identität, Sicherheit, Aktivität und Stimulation erfüllt werden, ein Raum, den sich die Menschen aneignen und gestalten, den sie zur *Heimat* machen und in dem sie sich einrichten können.“ Würde Cicero die Möglichkeit gehabt haben, an einem dieser Abende reden zu können, dann würde er wie damals seine Lebensweisheit wiederholen: „*Patria est, ubicumque est bene.*“ Die adverbialle Ortsbestimmung „*ubicumque*“ bedeutet „wo auch immer“ und hätte als Mahnung und Aufforderung zum Umdenken gelten können!

Wo lag also das Problem? Die urchristliche Begründung liegt wohl in der jüdisch-christlichen Anschauung, dass der Mensch nach der Vertreibung aus dem Paradies die Welt, in die er hineingestoßen worden war, seitdem als Exil ansah. Jede weitere Form der Vertreibung erinnerte wohl an den ersten Exodus. Die Sehnsucht, in das Paradies zurückzukehren, ist seitdem ein latentes Phänomen!

Es ist an dieser Stelle notwendig, sich über den Terminus *Heimat* Gedanken zu machen. Die Gebrüder Grimm hatten 1877 im Deutschen Wörterbuch *Heimat* erstens als „das Land“ definiert „oder auch nur de(r)n Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat“ und, zweitens, als den „geburtsort oder ständige(n) wohnort“. An dritter Stelle fügten sie hinzu: „(...) selbst das elterliche haus und besitzthum heiszt so (...)“.

Zum ersten Punkt gibt es ein klassisches Beispiel, das in einem *Heimatlied* betont wird, welches aus dem Erzgebirge stammt. Ich habe es selbst im Schulchor auf den eben erwähnten *Heimatabenden* der Sudentendeutschen Landsmannschaft gesungen. Es ist das „Feierabendlied“ von Anton Günther (1876 – 1937), einem Volksliedsänger und Mundartdichter aus dem Erzgebirge. Der Refrain lautet: „'s is Feierobnd, 's is Feierobnd. Es Togwark ist vullbracht, 's gieht alles seiner *Haamit* zu, ganz sachte schleicht de Nacht.“ Der Beifall für diese Darbietung wollte danach nicht enden! *Haamit* – das Wort elektrisierte!

*Haamit* = *Heimat!* Ich hatte dieses „Fremdwort“ damals nicht verstanden, auch die Übersetzung sagte mir eigentlich nicht viel. Erst viele Jahre später war mir bewusst, dass sich mehr dahinter verbarg, als die Übersetzung ins Hochdeutsche mir bieten konnte.

In der Tat: Dieses Lied wurde vor allem bevorzugt bei Trauerfeiern für einen Verstorbenen aus dem Egerland oder Erzgebirge gespielt. Der Tote ging also seiner *Heimat* zu! Ein Weg, der eine intensive christliche Dimension beinhaltet: „Aus Staub bist du, und zu Staub wirst du wieder zurückkehren!“ Zu Staub und letztlich *Heimaterde* werden – das war das Erstrebenswerte. Von daher war das Verlangen, in die *Heimat* zurückzukehren, für die betroffenen Menschen, was diesen Aspekt anbetrifft, eigentlich verständlich.

## Meine Berührungen mit der *Heimat* im Bereich der Poesie

Meine Hinführung zur *Heimat* – *Heimat* ist *Poesie!* – war in der Gesamtschau von Natur, Geschichte/Geographie und Musik verankert. Das eine wollte und konnte ich vom anderen nicht getrennt erleben. Damit keine Irritation auftritt: Für mich ist *Poesie* immer ein dichterischer Stimmungsgehalt und ein Zauber, die in den genannten Teilbereichen vorhanden sind.

Gewährleistet wurde das durch den oben erwähnten Schwager meiner Mutter, der ab 1948 mein Lehrer in der Krefelder Volksschule Nr. 25 war. Seine Spezialgebiete waren *Heimatkunde*, *Erdkunde* und Musik neben Deutsch. Diese Verquickung der vier genann-



Abb. 2. Der Altenberger „Dom“ im Tal der Dhünn: Hier war ich „nur Gast auf Erden“.

ten Fächer beherrschte er im Rahmen des Gesamtunterrichts.

Die *Heimatstadt* Krefeld wurde mit Hilfe des reichen Sagenschatzes erobert. Exkursionen im Sinne des Altmeisters der Geographie Alfred Penkh – „Der Geographie Anfang und Ende ist die Erkundung im Gelände“ – waren in seinem Lehrplan fest verankert. Da waren die Wanderungen durch das Hülser Bruch, beginnend beim Hülser Sprudel – wir rochen und tranken das faulige Wasser! Weiter ging es zur Eremitenquelle und zu den Tonbäcker-Gruben im hochstämmigen Buchenwald, die keine Bombentrichter waren. Oder die mehrfachen Ausflüge nach Alt-Linn und zur mit Efeu umrankten Ruine der Burg, die meiner Phantasie einen großen Spielraum ließ, war sie doch einmal eine Art von Raubritternest gewesen.

Auf dem Weg dorthin ab Oppum durch den Schönwasser-Park (Übrigens: Alle „Exkursionen“ wurden von der Schule und zurück zu Fuß durchgeführt! Für Bahnfahrten war kein Geld vorhanden! Ich bin sicher, das wäre heute illusorisch!) wurden Blätter für das Herbarium gesammelt und zwischen Kladden eingeklemmt, die wir neben unserer Tagesverpflegung in unseren Rucksäcken mittrugen. Oder der Ausflug nach Uerdingen zum Rhein, wo ich geboren bin. Die Gegend war mir vertraut, ich kannte das Brückenrudiment oder den Aalschokker von Segermann oder auch die Pont von Herbertz, mit der ich zur Mündelheimer Seite mit meiner Mutter gefahren war, um dort farbige Rheinkiesel zu sammeln. Ich könnte noch viele Beispiele aufführen, doch sie würden den Rahmen die-

ser Arbeit bei weitem sprengen. Aber eines möchte ich dennoch erwähnen, auch wenn ich Gefahr laufe, dass diese Reminiszenz als „weinerlich“ eingestuft werden könnte: In meinem Rucksack befand sich an solchen Tagen immer ein „Henkelmann“ mit Kartoffelsalat und hartgekochten Eiern. Bildungsgänge in der *Heimat* machten eben auch hungrig, waren aber auch Motivation, vor Ort und unter anderen Umständen lernen zu dürfen!

Schon frühzeitig war ich wegen meines Soprans im Schulchor, den, wie oben erwähnt, mein Onkel leitete. Eine Unmenge von Liedern wurde gelernt, die zum Liedschatz exzellenter deutscher Couleur zählten. Die Proben waren hart, aber es lohnte sich, mit ihm zu arbeiten. Er war wie eine Lokomotive, die von Musikalität und Poesie getrieben wurde. Zweistimmige Chorsätze waren zwar an der Tagesordnung, drei- und vierstimmige waren aber auch nichts Besonderes.

1951 fuhren wir zum ersten Mal auf große Tour. Altenberg mit seinem „Dom“ im Tal der Dhünn, das Zentrum des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend, war unser Ziel. Spenden der Pfarre St. Johann, einiger Handwerksbetriebe und „betuchter“ Eltern ermöglichten die Bahnfahrt nach Köln und von dort mit einem Sonderbus ab „Heumarkt“. Wir hatten für die Reise nach Pfadfinderart unseren „Aff“ gepackt, darum war wie eine Wurst eine Schlafdecke geschnallt. An dem einen Haken hing die Feldflasche, an dem anderen das Kochgeschirr. Wir schliefen in Zelten oberhalb des alten Abteigeländes, die Mädchen in einer Scheune neben einem kleinen Bauernhof, der in unmittelbarer Nähe des Schulungszentrums „Haus Altenberg“ lag. Meine Mutter als Begleiterin für die Mädchen kochte jeden Tag für uns alle in einem Waschkessel (!) des Bauernhofes Eintopfsuppe (Bohnen, Erbsen, Linsen, Kartoffel-Möhren) nach „rheinischer Art“ mit Speck und Mettwürsten, die wir auf einer Obstwiese aus unseren Kochgeschirren löffelten. Als Koch- beziehungsweise Rührhelfer diente der „Waschknüppel“. Die Zutaten für die Suppen wurden von dem Bauer geliefert – kostenlos.

Warum ich das alles erwähne? Ich erlebte meinen Onkel und meine Mutter in einer anderen Dimension. Sie öffneten mir in Altenberg eine Tür zu einer *neuen Heimat*, durch die ich in neugieriger Erwartung ging. Hier fühlte ich mich wohl, um nicht zu sagen (auch) zu Hause. Dieses Zuhause eroberte ich, sehr zum Leidwesen der „aufsichtsführenden Personen“, ganz alleine. Ich entdeckte die Stille eines nebeligen Morgens, das Rauschen der Blätter, den würzigen Duft der Wiesen, das vieltönige Murmeln der Dhünn, das vom Morgentau übersäte Netz einer Kreuzspinne, das lustige und trotzdem nachdenkliche Knistern des Lagerfeuers und das hier seltsam anders klingende Abendlied „Kein schöner Land in dieser Zeit“; und dann die gotische Zisterzienserkirche in ihrer fast edlen Einfachheit und

wunderbar stillen Größe. (Abb. 2) Ich weiß nicht, wie oft ich an den Grabdenkmälern der bergischen Herzöge gestanden, die bunten Totenschilder, die Altenberger Madonna und das größte Westfenster der damaligen Bundesrepublik betrachtet habe. Obwohl ich damals nicht viel verstand, sagte mir doch mein Inneres: Hier ist Ruhe, Geborgenheit, Zufriedenheit, Sicherheit.

Altenberg – eine zweite *Heimat*? Wir sangen beim Abschied: „Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland, ade!“ Ja, ich war in einer *zweiten Heimat*, die ich später sehr oft wieder aufgesucht hatte. Aber bei jedem Besuch zerrann mir diese *Heimat* wie Sand zwischen meinen Fingern. Sie war mir fremd geworden, weil ich ihr fremd geworden war. Nein, hier war ich nur für einen kurzen Augenblick zu Hause. Ich war „nur Gast auf Erden (...)“ (G. Thurmair, 1935). Dieses Thurmair-Lied sangen wir seinerzeit im „Bergischen Dom“ – spontan und ohne Erlaubnis. Die Erhabenheit des Ortes brachte es eben mit sich. Die Akustik des Raumes war unser eigentlicher Lohn. Das Lied ist heute leider bevorzugt bei Exequien zu hören, war aber 1935 ein Kirchen-Kampflied gegen den Nationalsozialismus. Erst Jahre später erfuhr ich den Grund, warum man uns seinerzeit ohne Erlaubnis singen gelassen hatte: G. Thurmair gehörte zu den Gescheitesten um den damaligen Jugendpräses Prälat Ludwig Wolker vom Jugendhaus Düsseldorf, der Altenberg zum Zentrum des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend gemacht hatte.

Ich verdanke Altenberg für mein späteres Leben sehr viel. Hier wurde ich trotz meines Alters schon früh emotional erwachsen und lernte, wie man *Heimat als persönliche Erfahrung* kennen und schätzen und differenziert betrachten muss.

Übrigens: Mein Onkel heiratete 1957 meine Mutter. Der geneigte Leser wird wohl nichts anderes erwartet haben, und zwar im Altenberger Dom!

Während meiner Gymnasialzeit wurde diese Richtung nicht unterbrochen. Die *Liebe zur Heimat und deren Werten* wurden vor allem von einem Lehrer getragen, der mich in Latein und Geschichte unterrichtete: Dr. Emil Feinendegen (der Vater von Dr. Reinhard Feinendegen). Bei „Emil“, so nannten wir ihn liebevoll, denn für ihn war kein „Spitzname“ geschaffen, reichte der Terminus *Niederhein* als Initialzündung, und er verquickte sofort die politische Situation gleich welchen Jahrhunderts mit der niederrheinischen Geschichte. In diesen Momenten war es in der Klasse ruhig. Wir erlebten einen Mann, dem seine *Heimat* am Herzen lag, er wollte sie uns mit seinen Worten schenken, damit wir sie aufnehmen. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie er bei dem Thema „Frundsberg-Landsknechte“ plötzlich wieder auf „seinen“ *Niederhein* zu sprechen kam und das wohl

älteste Lied dieser Region mit einer etwas zarten Stimme sang: „Unser liebe Frau vom kalten Bronnen, bescher uns armen Landsknecht eine warme Sonnen (...).“ Heute ein Unternehmen, das in Gelächter münden würde. Wir als Pubertierende saßen aber da und verstanden zwar nicht genau, dennoch waren wir uns instinktiv der Bedeutung dieses Augenblicks bewusst. Ja, insgeheim bewunderten wir auch seinen Mut!

### *Heimatkunde als Lehre von der Heimat als Lebensweise – Abschaffung des Fachs Heimatkunde und mein persönlicher Widerstand*

Durch mein Studium an der P. H. Neuss speziell in den Fächern Rheinische Geschichte und bei Prof. Ernst Klusen Rheinische/Niederrheinische Volksmusik untersuchte ich ab diesem Zeitpunkt die Geschichte „meiner“ Landschaft als *Heimat im Sinne einer kulturellen Identität*. Von E. Klusen wusste ich, dass es das Volkslied als Terminus nicht geben konnte, weil nicht das Volk, sondern die Gruppe als Liedträger zu gelten hatte. Seine These war also kongruent mit der Definition *Heimat*, die nur territorial beziehungsweise regional zu sehen ist.

Ich verlegte mich nach dem Studium auf die heimatkundlichen Spezialgebiete *Heimatgeschichte* und *Volkskunde* und wollte damit meinen Beitrag zur *Heimatspflege* leisten. Meine Empfindungen zu meiner *niederrheinischen Heimat* wurden von Jahr zu Jahr intensiver. Ob ich eine Mitsommernacht in Rovaniemi/Polarkreis erlebte oder dem Treibeis der Neva im damaligen Leningrad hinterhersah, ob ich im glühendheißen Sand das letzte Wunder der Antike, die Gizeh-Pyramiden, bestaunte, in der Höhle auf Patmos schweigend stand, in der Johannes die Apokalypse geschrieben hatte, vor dem Grab des sagenhaften Königs Artus in den Ruinen der Abtei Glastonbury/Somerset und über Avalon sinnierte, in dessen Sphäre Glastonbury liegt, oder auf einem Abhang von Santorin die griechische Atmosphäre in mich einsog – es war eigentlich und letztlich in mir immer dasselbe Gefühl: Du freust Dich auf dein Zuhause, „deinen“ *Niederhein*. Nein, es war nicht gerade *Heimweh*, das würde wie schon 1688 in einer Dissertation mit „Nostalgia“ (J. Hofer: „Nostalgia oder Heimweh“) übersetzt werden müssen. Es war eher eine undefinierbare Sehnsucht nach der reizvollen, herben Schönheit, an die Landschaft des scheinbar Unscheinbaren, an die herrliche eintönige Sinfonie, an die trotzdem landschaftliche Dramaturgie ohne hörbaren Auftakt und Schlussakkord (H. Plönes: „Der niederrheinische Mensch“), eine Region, die von dir alles abverlangt und deswegen nicht gerade zum kontemplativen Verweilen einlädt. Ich vermisste den Nebel,

die Cumuli, die vom Atlantik herübergeschoben wurden, die Stille, die man als aparte Exotik genießend entdecken muss, wie es R. Gruenter („Der Niederrhein“) umschreibt, die sich dem Betrachter und Hörer immer wieder verschließt und sich doch dem Suchenden auf sein emotionales Drängen hin öffnet. (Abb. 3) Kurzum: Das dimensionale Begreifen „meiner“ Heimat war dann der eigentlich gewinnbringende Abschluss, der für mich notwendig war, um Heimat erneut und damit tiefer zu empfinden.

Die von Eduard Spranger 1943 metaphorisch mit einem geistigen Wurzelgefühl gleichgesetzte Heimat, aus dem sich ein persönlicher und damit letztlich kollektiver Lebenssinn speisen sollte, war seit der Öffnung der Bundesrepublik nach Osten unter Kanzler Willy Brandt in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in ihrem Wert nicht mehr relevant, und so wurde das Fach *Heimatkunde* als Unterrichtsfach aus den Lehrplänen in den SPD-regierten Bundesländern abgeschafft und verschwand in dem Fach Sachunterricht. Als damaliger Lehrer und Fachleiter für Geographie am Krefelder Studienseminar für Primar- und Sekundarstufe stand ich relativ fassungslos dieser Aktion gegenüber. Als eine der Begründungen wurden nostalgische Aufklärungen angeführt, weil dieses Fach seines Gefühls wegen an der Realität vorbeizielte. Auch Mächtgern-Intellektuelle meldeten sich zu Wort und witterten hinter dem Fach eine „NS-Blut- und Boden-Ideologie“. Als Konsequenz verweb ich in meinen Seminarsitzungen bewusst die Geographie, wo immer es möglich war, noch konsequenter mit der *Heimatkunde* und Stadtgeschichte. Ironisch mit einem Militärbegriff ausgedrückt, ich nahm den *Heimatschutz* für mich in Anspruch. Exkursionen sowohl mit meinen Schülern der Hauptschule als auch mit meinen Lehramtsanwärtern waren fast zweimonatlich angesagt. Dies trug mir bald den Spitznamen „Reiseonkel“ ein, den ich ohne Widerspruch akzeptierte, da ich mit Sicherheit auf der richtigen Seite war. Als Schulleiter an der katholischen Grundschule Feldstraße 45 erlebte ich 1983 einen weiteren Ignoranten-Coup aus Düsseldorf, denn der damalige Kultusminister Girgensohn bekannte ausdrücklich, dass *Heimatkunde* nicht so recht mehr in unsere Zeit passe. Er forderte dann aber, wenig zeitlich versetzt, Schüler sollten frühzeitig Natur und Kultur ihrer Heimat kennen lernen.

Nein! Heimat, versunken im diffusen Gewirr des Sachunterrichts, durfte kein politischer und bildungspolitischer Spielball sein. *Heimat* und *Heimatgefühl* waren persönliche Angelegenheiten, in die die Politik nicht hineinzureden hatte. Das Grundgesetz sollte an dieser Stelle bemüht werden: Die Freiheit der Person in ihrem Denken, Fühlen und Handeln war eigentlich unverletzlich, und dennoch wurde ihr in diesem Falle die Kandare angelegt. Ich leistete erneut Widerstand.

Als Schulleiter der eben erwähnten Grundschule, die früher die Bezeichnung *Volkschule 25* trug, an der ich als Schüler gelernt hatte und in der mein damaliger Onkel und jetziger Vater Lehrer und Konrektor war, hatte ich 1984 die Gelegenheit, mit Eltern und Kollegium ein 120jähriges Bestehen zu feiern. Diese meine *Schulheimat* musste der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Ich hatte jetzt die Gelegenheit, um mit dem Mikrokosmos Schule meine Ideen von *Heimat* der Öffentlichkeit vorzustellen. Die Anfrage bei dem Vorsitzenden des Krefelder Vereins für *Heimatkunde*, Dr. Reinhard Feinendegen, ob mein Vorhaben dem Konzept der Zeitschrift „die Heimat“ entspräche, wurde positiv entschieden. Die Publikationen 1984/85 wurden vom Schulverwaltungsamt und vom Pädagogisch-psychologischen Dienst registriert, so dass ich als Referent für Stadtgeschichte und *niederrheinische Heimatkunde* im Rahmen der Lehrerfortbildung berufen wurde und bis in die Mitte der 90er Jahre tätig war.

### Einen Schlussakkord der *Heimatmelodie* gibt es für mich nicht

Der Zeitschrift „die Heimat“ konnte ich weiterhin treu bleiben, dank meines Mentors Dr. Reinhard Feinendegen. Er besitzt trotz und vielleicht gerade wegen seiner bemerkenswerten wissenschaftlichen Kenntnis die emotionelle Bindung zur *Heimat* mit ihren Menschen und der Natur, die Kenntnis von Sitten und Gebräuchen. Auf dieser Leitlinie konnte ich arbeiten. Es ist keine sentimentale Bindung, die mich immer wieder beeindruckt, sondern sein analytischer und stets hinterfragender Verstand. *Heimat*, die wegen ihrer zahlreichen Facetten weder einen Anfang noch ein Ende kennt, musste für ihn mit Herz und Hirn erobert werden, alles andere wäre romantischer Natur, so dass dann letztlich *Heimat* mit *Heimweh* gleichgesetzt werden könnte – eine abstruse Kongruenz, die folgerichtig in der Zeitschrift unter seiner Ägide nicht auftaucht.

Zum Ende meiner Erinnerungen möchte ich ein Resümee ziehen: Für mich ist *Heimat* eine von einzelnen Menschen subjektiv erlebte regionale Einheit, zu der man ein besonderes Gefühl entwickelt hat. Dieses ist den diversen Lebenserfahrungen unterworfen, die wiederum verschiedenen Lebensabschnitten unterzuordnen sind. Für mich war zunächst die *Heimat* der engere und dann der weitere Ort, den ich ausdrücklich auch auf den Niederrhein bezogen habe, in den ich hineingeboren wurde. Dort fanden meine ersten tiefgreifenden Sozialisationserlebnisse statt, die „weithin (meine!) Identität, Charakter, Mentalität, Einstellungen und schließlich auch Weltauffassung präg(t)en“ (Meyers Konversationslexikon). Um mit Meyers Lexikon inhaltlich



Abb. 3. „Atmosphärische Sensation des niederrheinischen Himmels“, Holzschnitt von H. Hoppmann

fortzufahren: Es kommt „dem Begriff grundlegend eine äußere, auf den Erfahrungsraum zielende und eine auf die Modellierung der Gefühle und Einstellungen zielende innere Dimension zu. (...)“ Trotz allem bin ich mir sicher, dass ich, wie anfangs gesagt, immer noch der Suchende bin. Ob ich *Heimat* mit meinen Sinnen vollends erkannt habe, glaube ich nicht, denn zu vielfältig ist ihr Angebot.

Geneigter Leser, lass mich meine Darstellung über meinen Lernzuwachs, was *Heimat* mir bedeutet, mit zwei Aussagen beenden:

Erstens, und damit schließt sich der Kreis zu meinem Elternhaus: Als mein Vater sich als Schulamtsdirektor 1986 in der Aula der Hauptschule Gronau/Epe (Münsterland) in seiner Abschlussrede von seinen Schulleitern nach mehr als zwanzig Jahren verabschiedete, trug er sein Lieblingsgedicht am Ende seiner Rede vor, dessen erste Strophe ich zu Beginn als Motto diesem Aufsatz vorangestellt habe.

Die letzte Strophe lautet:

„Die Krähen schreien  
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
Bald wird es schneien, –  
Weh' dem, der **keine** Heimat hat!“

Keiner der Zuhörer vermutete, dass er eigentlich damit seinen örtlichen Abschied deutlich machte, obwohl ihn das Droste-Hülshoff-Land emotional vereinnahmt hatte. Kurz darauf zog er mit seiner Frau zurück nach Kempen an den Niederrhein. Beide wollten wieder den Erlebniseindrücken ihres angestammten „Ortes“ teilhaftig werden und erneut in Beziehung treten zu ihrem „Ur-Lebenskreis“.

Zweitens: Der Krefelder Schriftsteller Otto Brües gab (mir) folgende Zeilen als Ermahnung in seiner Abhandlung „Die Siebenerpre-

dig", einer Legende des Ursprungs der Stadt Krefeld, mit auf den Weg:

„(...) Sieben Höfe, der Kern unserer Gemeinde (...), dem bin ich nachgegangen, um die Namen derer zu finden, denen wir diese Kirche danken. Einige hab' ich wohl noch aus der Erinnerung der Menschen herausgegraben, andere sind wie verschollen – und da bin ich erschrocken über soviel Undank. Lasst uns die Namen der Väter sorgsam sammeln und im Gedächtnis aufbewahren, zum Leitmaß für die Kinder und Kindeskinde.“

Bis heute halte ich mich daran, und zwar mit Unterstützung der Zeitschrift „die Heimat“.

Der Titel hat sich bewährt, und er darf wegen seines Tiefganges nicht auf den Prüfstand gestellt werden. Er hat alle Höhen und Tiefen der Weimarer Republik überstanden, ist auch in den Strudel der NS-Zeit hineingeraten, hat sich zaghaft nach dem Krieg etabliert und bis heute eine Renaissance erlebt, die am Niederrhein als beachtlich zu bezeichnen ist. „die Heimat“ ist keine Heimsuchung, sprich eine nostalgische Zumutung, sondern im Sinne der Gesellschaftswissenschaft eine sichtbare Form des Daseins innerhalb eines überschaubaren Bereichs, der jedem die Möglichkeit bietet, den Lebenseindrücken an dem einen oder anderen Ort begegnen zu können. (R. Laun: Recht auf Heimat, 2. Fach-

tagung 1959) „die Heimat“ ist also kein Begriff, den man auf den Prüfstand stellen kann. Sollte dies geschehen, dann gilt die letzte Zeile des Nietzsche-Gedichtes im doppeldeutigen Sinne:

„Weh dem, der keine Heimat hat!“

Dieter Nellessen: Der ehemalige Schulleiter ist bekannt durch zahlreiche Publikationen zur Krefelder Geschichte und der Zeitschrift „die Heimat“ als langjähriger Autor verbunden.

## Emotionales und intellektuelles Großbrevier

von Traute Nieter

Auf der Dachterrasse des Grand-Hotel in Peking sitzt die Autorin in sommerlichem Licht. Der Südostteil des Weltkulturerbes „Kaiserpalast“ ist sichtbar und erinnert sie an bereichernde Kulturexperiences der letzten Jahrzehnte. Die vielhundertjährige Geschichte des chinesischen Kaiserreiches und ihre Besonderheiten sind heute mit seiner inzwischen zum Museum umstrukturierten Herrschaftsarchitektur verbunden.

Der Blick der Besucherin des modernisierten Peking gleitet hinweg über den Kaiserpalast auf den Kohlehügel, weiter nordwestwärts auf den mächtigen BaitaSi und dann, in der Ferne erglänzend die Westberge, eine Region mit kaiserlichen Grabanlagen und Teilen der Großen Mauer.

Viele Erinnerungen sind mit solchen Überblicken verbunden. Studienzeiten, Studienreisen, eine gewisse Vertrautheit mit dieser, der eigenen kulturellen Herkunft so fremden Machtpräsenz. Immer wieder Fragen aufwerfende Symbole der Vergangenheit, der Gegenwart – auch der eigenen Erlebniswelt – führen letztlich zu einer Empfindung von Vertrautheit, von Neugier, ähnlich einer ständigen Suche nach Halt durch Wissen. Halt gefunden zu haben, weckt eine Gefühlswelt, die an nahezu heimatliche Vertrautheit erinnert.

Seit vielen Jahren erlebe ich diesen Eindruck historischer chinesischer Hochkultur. Beim langjährigen Studium der chinesischen Geschichte und der Auseinandersetzung mit der Kultur bis heute sind Empfindungen entstanden, wie jene von „Heimat“, „sich zurecht-

finden“, „Wiedersehen“, „Verstehen“ und „Zuneigung“ oder auch des jeweiligen Gegenstands. Viele bewegende Ereignisse weckten ein Empfinden von Nähe, von Vertrautheit – wie eine Rückkehr in die eigene Vergangenheit und eine Einkehr in die Gegenwart eines anderen Landes mit guten Freunden.

Vor ein paar Jahren wanderte die Autorin vom Grand-Hotel über den riesigen Platz des Himmlischen Friedens (TianAnMen) nach Süden zum Himmelstempel, der wegen der vielen neueren Bauten in der Umgebung heute von der Dachterrasse nicht mehr zu sehen ist. Im alten Botschaftsviertel fiel der Blick auf eine westliche Sakralarchitektur. Ich betrat die Kirche, was hörte ich dort? Die Gemeinde betete in lateinischer Sprache das PATER NOSTER. Ich konnte es mitsprechen. Welch ein tief gehendes Empfinden! Bis in die Kindheit gingen die Erinnerungen an Gottesdienste in lateinischer Sprache in meiner Heimat zurück. Und nun hier in China! Menschen in einem uns sehr fremden Kulturkreis beteten, wie wir in mehr als 10000 km Entfernung, in Deutschland, einst gebetet hatten. Gibt es etwas Verbindenderes als vertraute Rituale? Ob man sie mag oder nicht, sie verbinden. „Heimat“ erscheint durch sie nicht nur als geografisch begrenzter Raum, eine zeitlich begrenzte Erfahrung, sondern als emotionales und intellektuelles Großbrevier.

Befragen wir chinesische Freunde zu diesem Thema, so sollten wir ihre kulturelle Prägung hinsichtlich der besonderen Wahrnehmung des Lebens präsent haben und gleichzeitig ihre individuelle Sprachkompetenz im Deutschen nicht außer Acht lassen. Es beteilig-

ten sich einige im Raum Krefeld lebende und arbeitende chinesische Freunde.

Freund Wang<sup>1</sup> schreibt auf unsere Fragen: „Hat ‚Heimat‘ Ihren Charakter geprägt, z. B. die Vorliebe für, die Abneigung gegen oder die Verbundenheit mit etwas? Welchen Einfluss hat Ihr Elternhaus auf Ihre Persönlichkeitsentwicklung?“ Herr Wang antwortet: „In meiner Kindheit waren die Menschen ehrlich und offenherzig. Der Lebensstandard war damals niedrig, wir hatten auch wenige Waren zur Verfügung. Trotzdem befand ich mich wohl. Dort (in China) wurde meine moralische Erziehung geformt.“

Unser exzellent Deutsch sprechender Freund Zheng<sup>2</sup> arbeitet und lebt hier im Freundeskreis: „Das Thema ‚Heimat‘ hat viele Bedeutungen für mich. Ich komme aus Shanghai. Meine Heimat ist meine Wurzel, wo meine Familie lebt. In Krefeld bin ich zu Hause, wo ich wohne und arbeite. Ich bin kein Soziologe. Deswegen habe ich nie an das Thema Heimat gedacht, offen gesagt, solche Fragen sind mir zu abstrakt. Man sagt oft, dass die ‚Chinesischen Lösungen‘ zu pragmatisch sind. Ich versuche mal, meine eigenen Verhältnisse zu verstehen: Nach Maslows ‚Hierarchy of Needs Theory‘ bleibe ich noch in den drei Stufen meiner Landsleute.<sup>3</sup> Deswegen habe ich keine Zeit, in Krefeld an die Sensibilitäten in Shanghai zu denken – an die Mentalität der Menschen, an Architektur und Lebensstil. Meine Heimat (Shanghai) ist eine riesige Baustelle. An jeder Ecke wird gebaut. Meine Heimat ist eine Herausforderung. Jahraus, jahrein kommen mehr und mehr Menschen in diese Stadt, um ihre Träume zu realisieren.“

Obwohl die Straßen immer voller Menschen sind, obwohl die Luft schmutzig ist, obwohl es Konkurrenz und Stress gibt, ist die Stadt lebendig. Ich glaube, die Zukunft meiner Heimat wird immer besser."

Herr Zheng erscheint als eine Persönlichkeit, die aus intellektueller Distanz die emotionalen Empfindungen für sich zu behalten vermag. Er scheint eine gewisse Distanz zu genießen, ist jedoch den Freunden tief verbunden, teilnehmend, Rat und Hilfe einbringend.

Herr Zheng selbst hat auch mit einem deutschsprachigen Freund, der nun in Shanghai lebt, über „Heimat“ gesprochen. Der Freund zitiert dazu ein Gedicht des 1950 nach Taiwan ausgewanderten Dichters Yu Guanzhong, geb. 1928, das auf ein besonderes nationales Heimweh in China Bezug nimmt:

*„In my childhood  
Homesickness was a small stamp.  
I was here.  
And my mother was there.  
When I grew up  
Homesickness was a narrow ship-ticket.  
I was here.  
And my bride was over there.  
And then,  
Homesickness was a small tomb  
With me outside.  
But now,  
Homesickness is a shallow strait.  
I am on this side.  
And the mainland is on the other side.“*

Frau Wu<sup>4</sup>, die mit Mann und Tochter schon lange hier lebt und selbst künstlerisch tätig ist, schreibt auf die gleichen Fragen, „Heimat“ sei eine Umgebung, wo man aufgewachsen sei, Kultur, Gesellschaft, Familie, Verwandte, Gewohnheiten kenne, Freundschaften und Bekanntschaften habe. Man sage auch „2. Heimat“, für den Ort, der nicht der Ort der Herkunft sei, wo man sich an die Gesellschaft, die Kultur, die Gewohnheiten angepasst habe. Das müsse nicht unbedingt ein anderes Land, es könne auch eine andere Stadt im Land der Herkunft sein, wo man lange gelebt habe. Man habe auch neue Freundschaften und Bekanntschaften gefunden: „Ich fühle mich wohl in Deutschland, wie in meiner Heimat.“

Es ist bemerkenswert, dass sie, die sich als überall anpassungsfähig versteht, in ihren künstlerischen Arbeiten jedoch sehr dem Land ihrer Herkunft verbunden bleibt. Wir nehmen ihre Kunstwerke als chinesisch-fremdartig wahr, jedoch wiederum mit einer wohltuend vertrauten Stimmung, weil sie in vielen Motiven an die Natur gebunden sind, und Natur wiederum für Menschen jeder Kultur Teil von Heimat ist.

Eine chinesische Germanistin schreibt u.a. zum Thema „Heimat“: „Als ich nach meiner Chinareise wieder hier ankam, kam ein Ge-



Der Vorstand der GDCF (v.l.n.r) Dr. Hans-Heinz Thomas, Jörg Basfeld, Zheng Fang, Traute Nieter, Helmut Bartsch, Prof. Dr. Marie-Louise Klotz, Rudolf Cremer, Carl-Theodor von Lieres und Wilkau

danke in meinem Kopf auf: Endlich bin ich wieder zu Hause! Aber als der Flieger Wochen vorher in Shanghai gelandet war, dachte ich: Endlich bin ich wieder in China, meinem Heimatland.“ Heimat sei für sie Verbundenheit mit den Menschen, die in dem Land ihrer Herkunft – China – leben. „Ich kenne ihre Gewohnheiten, ihre Gedanken. Ich bin stolz auf die dort verlaufende positive Entwicklung. Ich schäme mich auch sehr“, sagt sie, „wenn meine Heimatleute ihre schlechten Gewohnheiten zeigen.“<sup>5</sup>

Frau Feng<sup>6</sup> sagt, in Deutschland zu sein bedeute für sie auch, zu Hause, in der Heimat, zu sein. Ihre Tochter sei hier aufgewachsen, sie fühle sich nicht mehr – wie früher – wie eine Fremde. Sie spricht von „ihren besten Schülern auf der Welt“ (in Krefeld). Den Wert, hier gute Freunde, gefunden zu haben, die die chinesische Denkweise kennen, schätzt sie hoch ein: „Das Glück ist unbeschreiblich.“

„Heimat“ bedeute für sie Identität, die sie in der Sprache finde. Als studierte Chinesin beherrsche sie ihre Muttersprache in Wort und Schrift und als Germanistin bewege sie sich zusätzlich in der Sprachwelt des Deutschen. Mittlerweile sei sie der deutschen Welt emotional, sozial und kulturell eng verbunden, mit Heimat-Empfindungen.

Frau Jing<sup>7</sup> lebt viele Jahre schon in Deutschland. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet. Ihre beiden Kinder haben hier ihre Heimat: Hier verbrachten sie ihre Schul- und Studienzeiten.

Gefragt wird sie: „Eine eigene Familie gegründet zu haben – nicht die Herkunftsfamilie in China ist gemeint –, bringt das Heimatgefühle?“ Ihre Antwort: „Heimat‘ ist sehr kom-

plex. Es geht nicht nur um meine chinesische Familie, es geht in viele tiefe Wurzeln.“ Es sei wohl ein Unterschied in der Empfindung, meint sie, ob sie als Baby oder als junge Frau hierher gekommen sei. Mittlerweile lebe sie länger in Deutschland, als sie in China gelebt habe. Deutschland sei nun ihre 2. Heimat. „Ich habe meine eigene Familie und gute deutsche Freunde. Trotzdem kann ich mich mit Karneval bis heute nicht anfreunden. Das gilt gleich auch für eingelegten Hering oder stinkenden Käse.“

In Frau Jing spiegelt sich jene freundliche Verbindlichkeit, die Menschen fremder Kulturen an unsere eigene bindet. Das Verbindende ist, dass man einander respektiert und dadurch auch einen inneren Zugang erhält zu dem Herkunftsland des anderen Menschen, der selbst letztlich durch seine eigene, andere soziale, politische und kulturelle Tradition geprägt ist.

„...das ist doch meine Heimat, das ist doch meine Heimat“, weinte die chinesische Medizinerin<sup>8</sup> nach einem wissenschaftlichen Vortrag in Krefeld, der zur Einsicht in heutige soziale Fortschritte Chinas führte, jedoch auch Rückstände aufzeigte. Der seit vielen Jahren mit einem Deutschen verheirateten Frau war die Darstellung noch existierender Missstände eine nahezu unerträgliche Verletzung ihrer wachen Heimatverbundenheit zum Land ihrer Herkunft, China.

Zur weiteren Erklärung sagte die lange schon in Deutschland lebende Chinesin: „Heimat‘ ist das Land meiner Mutter, deshalb ist die ‚Heimat‘ wie eine Mutter. Die Mutter mag schon einmal Fehler machen, bleibt aber dennoch die geliebte Mutter...“

Überall auf der Welt werden Verhaltensweisen, auch Charaktereigenschaften, schon in früher Kindheit durch die „Heimat“, die Mutter, geprägt. Mit etwas Glück lernen wir den Wert liebevoller Zuwendung und Verbundenheit, wir lernen, was es bedeutet, einem Menschen vertrauen zu können. Wir lernen tapfer, mutig zu sein. Und auch – wenn's schon mal schmerzen mag – zu begreifen, dass Geschwisterkinder für die Mutter gleichberechtigt sind. So lernen wir in der Kindheit, der frühen „Heimat“, großzügig zu sein, Verzeihung zu zeigen, Mitleid, auch Trauer zu empfinden, kreativ mit dem Potential an Fröhlichkeit, Offenheit umzugehen.

Auf die Gesellschaft – die „Heimat“ – übertragen, bedeutet diese mütterliche Prägung, dass die genannten Tugenden zuerst in gesellschaftlich nahem, sodann im weiteren sozialen und lokalem Umfeld – und damit einer

größeren Heimat – erlebt, erfahren und praktiziert werden können und sollen.

„Heimat“ – so stellen wir abschließend fest, ist an langjährige Erfahrungen gebunden. Heimatgefühle können Sicherheit, Souveränität, Ruhe und Gelassenheit vermitteln. Sie lassen ein Empfinden wach werden, das auch an ein Zuhause sein in Literatur, in Kunst, in Musik, in der Geisteswelt erinnert. Dieses Potential wiederum gibt Kraft, neue Herausforderungen anzunehmen, beizutragen zum familiären Zusammenhalt und zu vielfältiger Kommunikation über das Leben bewegende Themen.

*Traute Nieter: Vorsitzende der Gesellschaft für deutsch-chinesische Freundschaft Krefeld (GDCF Krefeld e.V.), die sie im Jahre 1985 (mit)gründete. Mit Ulrich von Hutten (1488-1523) meint sie, „es gibt immer noch Neues unter der Sonne“.*

#### Anmerkungen

- 1 Wang, Name geändert, der Redaktion bekannt
- 2 Zheng, Name geändert, der Redaktion bekannt
- 3 Abraham Maslow, 1943: Herr Zheng deutet hier an, dass erst drei von fünf Bedürfnisstufen befriedigt seien: 1. (Überlebensnotwendige) Bedürfnisse, 2. Sicherheitsbedürfnisse, 3. Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Liebe, um Einsamkeit und Entfremdung zu ergehen. Damit beschreibt er auch, dass die folgenden Stufen noch nicht erklommen seien: 4. Bedarf an Wertschätzung, Selbstrespekt und Achtung vor anderen, 5. Bedarf an Selbstverwirklichung.
- 4 Wu, Name geändert, der Redaktion bekannt
- 5 Thema chinesischer kultureller Identität: „Gesicht geben – Gesicht nehmen“
- 6 Feng, Name geändert, der Redaktion bekannt
- 7 Jing, Name geändert, der Redaktion bekannt
- 8 Xiao, Name geändert, der Redaktion bekannt

## Heimat – ist immer nur vorläufig

von Siegfried Ochs

Als Pastor ist man schon berufsbedingt nirgendwo ganz zu Hause. So sind meine Frau und ich seit unserer Hochzeit – vor allem wohnungsbrandbedingt – bereits zehnmal umgezogen. Dabei haben wir nicht nur an den verschiedensten Orten in mehreren Bundesländern unsere „Zelte aufgeschlagen“, sondern auch die zu den jeweiligen Landschaften gehörenden Lebensweisen und -arten wahrgenommen. Oft kamen wir als „Fremde“ in eine für uns bis dahin völlig unbekannte Gegend und zogen nach einiger Zeit als „Freunde“ weiter. Heimat ist deshalb für mich immer ein Synonym für „Zuhause“. Dort, wo ich mich zu Hause fühle, bin ich auch „beheimatet“, fühle mich verbunden mit den dort lebenden Menschen und brauche in der Regel weder einen Stadtplan noch ein Navigationsgerät, um von einem Ort zum anderen zu gelangen. Vor allem die Art und Weise, wie über den Ort, an dem man gerade lebt, geredet wird, macht deutlich, ob man dort auch beheimatet ist. Sobald ich mich als „Krefelder“ bezeichne, bin ich auch innerlich in der Stadt angekommen und tatsächlich in ihr zu Hause. Das „Wir“ ist geradezu verräterisch. Spreche ich allerdings von „den Krefeldern“, gehe ich hörbar und letztlich auch sichtbar auf Distanz, lebe zwar in einer Stadt und einem Ortsteil, bin dort aber nicht beheimatet und in Wahrheit noch nicht angekommen. Wer eine Heimat gefunden hat, muss deshalb noch nicht zwingend dort „zu Hause“ sein. Unser inneres Gespür zeigt uns dabei am besten, wo wir wirklich zu Hause sind.

Als ich nach fast zehn Jahren Gemeindearbeit von Bad Laasphe nach Krefeld kam, brauchte ich über zwei Jahre, um mich in Krefeld „heimisch“ zu fühlen. Obwohl ich körperlich und räumlich in Krefeld angekommen war, befand sich mein inneres Zuhause während meiner Krefelder Anfangszeit nach wie vor in Bad Laasphe, bei den mir dort vertrauten Menschen, Straßen, Orten und Plätzen, den mir bekannten Abläufen und Verhaltensweisen. Krefeld empfand ich als ganz anders, größer, lauter – auch schmutziger – anonym, schneller, und teilweise stressiger. Ich war innerlich noch nicht angekommen. Ich hatte mich noch nicht gelöst. Ich hatte mich dem „Neuen“ noch nicht mit einem offenen Herzen zugewandt. Heute – nach sechzehn Jahren Krefeld – kann ich mir dagegen nicht mehr vorstellen, in jener Kleinstadt am Rande Nordrhein-Westfalens zu leben: zu klein, zu nah, zu einfach, zu eng, zu vorhersehbar. Was mich damals irritierte, ist mir heute vertraut und lieb geworden, Teil meines Lebens und meiner Persönlichkeit. Wenn einem ein Ort zur Heimat wird, ist man vertraut mit den Menschen, den Orten, den Plätzen, den Gegebenheiten. Auf einmal ist man dort wirklich zu Hause.

Durch die vielen Umzüge entdeckte ich auch immer die zu einer Landschaft gehörende Mentalität. Vielleicht braucht es dieses „Fremdsein“, um Heimat wahrnehmen zu können. Nicht umsonst spricht man von

„Betriebsblindheit“. So gibt es sicherlich eine Glorifizierung der eigenen Heimat, eine Idealisierung, die nur das jeweilige Licht darstellt, aber den Schatten ausblendet. Doch Heimat ist immer beides: Geborgenheit und Zuhause, Zugehörigkeitsgefühl und Vertrautheit und doch zugleich auch Begrenzung und Einengung, Abschottung und Überheblichkeit. Vielleicht wird durch den folgenden bekannten Satz mehr über uns ausgesagt, als wir ahnen: „Es gibt Gute, Böse und Krefelder“?

Wie erschwerend empfand ich während meiner Dienstzeit als Gemeindepastor in mehreren hessischen Dörfern die dortige Mentalität, die von „denen über der Brücke“ und „denen unter der Brücke“ sprach. Das gegenseitige Abschotten und Abgrenzen der Dörfer, Hochmut und Neid der Bewohner des einen Dorfes gegenüber den anderen machten eine Zusammenarbeit der Gemeinden aus diesen beiden Dörfern geradezu unmöglich. Auch dort gab es einen ganz ähnlichen Satz: „Es gibt sonne und solche und eben...“

Die prägende Wirkung von Heimat zeigt sich vor allem in der Mentalität, die oft charakterprägend wirkt und sich bei den Menschen, feststellen lässt. Mit Staunen, Verwunderung und manchmal auch mit Kopfschütteln, habe ich die unterschiedlichsten lokalen Einstellungen und Denkweisen entdeckt und jeweils fasziniert beobachtet: die sichtbare Ab-

schottung durch übermäßig hohe, undurchsichtige Gartenzäune in einer südhessischen Kleinstadt, die manchmal „mimosenhafte“ Schwere der Niederrheiner, die demonstrative äußere Sauberkeit in hessischen Dörfern, wenn an jedem Samstag der Bürgersteig „auf Hochglanz“ gebracht wurde, oder die Direktheit und der besondere Humor im Bergischen Land. Manches ist mir davon im Laufe der Jahre in Fleisch und Blut übergegangen und wurde zu einem Teil meiner eigenen Persönlichkeit.

Vor allem die Direktheit und mein ganz eigener Humor, den manche meiner Zeitgenossen überhaupt nicht lustig finden, verrät meine Wurzeln, meine bergische Heimat. Heimat ist deshalb neben dem Synonym für Zuhause für mich auch immer etwas, das mit „Herkunft“ zu tun hat, mit Vergangenheit und den eigenen Wurzeln. Der heutige Boom nach Ahnenforschung und Stammbäumen spricht für sich. Die „Heimatlosen“ unserer Tage suchen nach ihren Wurzeln, um ihr verlorenes Zuhause wiederzufinden.

In diesem Sinne wird Heimat sogar seelsorgerlich-therapeutisch relevant und bedeutsam. In dem Maße, wie ich mich meinen eigenen Wurzeln stelle, meine Vergangenheit als Teil meiner Persönlichkeit angenommen und – wo notwendig – mich vorher mit ihr ausgesöhnt habe, mich zu meinen Wurzeln bekenne, werde ich nicht nur äußerlich an dem Ort, an dem ich lebe, neue Wurzeln schlagen können, sondern werde ich auch in mir selbst zu Hause sein. Die Ruhelosigkeit, die sich im ungebrochenen Reiseboom der Deutschen zeigt, ist m. E. symptomatisch für eine Gesellschaft von Menschen, die als Einzelne zum größten Teil ihr inneres Zuhause verloren bzw. noch nicht gefunden haben.

Es war schon ein einschneidendes Erlebnis für mich, als ich im März 2004 zum letzten Mal die Wohnung besuchte, in der ich aufgewachsen war, und die meine Mutter nun aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. Für mehr als 38 Jahre hatte diese Wohnung in Wuppertal für mich ein Stück Heimat bedeutet und mir immer noch ein „Nachhause-

kommen“ ermöglicht. Als die Wohnung aufgegeben werden musste, empfand ich mich tatsächlich ein Stück weit „entwurzelt“, um einen „Fixpunkt“ beraubt. Heimat hat für mich auch immer etwas mit Herkunft und Vergangenheit, mit meinen Eltern zu tun. Deshalb ist es wichtig, sich seiner eigenen Vergangenheit bewusst zu werden. Wer seine Wurzeln abschneidet, entwurzelt lebt, wird nicht so leicht wieder irgendwo „Wurzeln schlagen“ können.

## Vorläufig

Nicht nur berufsbedingt ist Heimat für mich immer nur vorläufig. Seit Abraham vor rund 4000 Jahren aufgerufen wurde, seine Heimat zu verlassen und in der Fremde neue Wurzeln zu schlagen (Genesis 12), ist das Volk Gottes unterwegs.

Dabei werden gerade wir Christen immer Bürger zweier Welten sein und bleiben. In der Welt und doch nicht ganz Teil der Welt, in der wir leben (Johannes 17, Vers 15 bis 16), befinden wir uns auf der Durchreise zum Land der Ruhe und der letzten, ewigen Heimat.

In dieser Vorläufigkeit, in diesem Unterwegssein bleibt dennoch der Auftrag der Kirche bestehen, den Menschen im Hier und Jetzt ein Zuhause zu bieten. Darum bemüht sich die ACK, eine Arbeitsgemeinschaft von elf verschiedenen christlichen Kirchen in Krefeld, seit ihrer Gründung im Jahr 1969. Dr. Reinhard Feinendegen gehörte für viele Jahre aktiv dazu und bereicherte das gemeinsame Gespräch und Arbeiten durch seine engagierten Beiträge. In den 40 Jahren seit ihrem Bestehen hat die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Krefeld (ACK) auf vielfältige Art und Weise immer wieder versucht, „Guten, Bösen und Krefeldern“ Heimat zu bieten. Besonders nach schweren Krisen und Katastrophen, wie am 11. September 2001 oder dem Amoklauf in Winnenden, wird Kirche als Ort der Geborgenheit und der Hoffnung, aber auch als Ort der Trauer und des Trostes von vielen Menschen aufgesucht und als „Zufluchtsstätte“ angenommen.

Seit über zehn Jahren ist die von den Kirchen Krefelds getragene Notfallseelsorge bei den Menschen, die auf tragische Art und Weise ihren „Halt“ und ein Stück ihres „Zuhauses“ verloren haben, um ihnen beizustehen. Die buchstäbliche Gastfreundschaft von Kirche erfuhr eine fünfköpfige kurdische Familie in Krefeld durch ein achtzehnmonatiges Kirchenasyl, das ohne die ACK so nicht von einer einzelnen Kirche geschafft worden wäre.

Auch die vielfältigen Aktionen zum Jahr der Bibel 2003, die mittlerweile zur festen Institution gewordene „Nacht der offenen Kirchen“ oder der seit 1994 jährlich durchgeführte Ökumenetag sind alle miteinander nichts anderes als der Versuch, den Bürgern und Bürgerinnen unserer Stadt ein Zuhause und damit ein Stück Geborgenheit und Zuflucht zu bieten. Dass die Kirche dabei nicht einer falsch verstandenen Toleranz das Wort spricht, in der alles miteinander und nebeneinander „gleichgültig“ existiert und damit letztlich auch „gleichgültig“ wird, versteht sich von selbst, auch und gerade in einer Stadt, die bekannt ist für ihre Toleranz.

Nur wo man sich auf dem Boden seines eigenen Standpunktes mit Andersdenkenden sachlich über unterschiedliche Ansichten austauschen kann, ist man wirklich in der Lage, tolerant miteinander umzugehen. Man kann sich gegenseitig „stehen lassen“, ohne die eigene Position aufgeben zu müssen. Nur so wird Toleranz zu einem wertvollen Gut und kann für Menschen mit unterschiedlichsten sozialen, religiösen und kulturellen Hintergründen „Heimat bieten“.

Deshalb wird Kirche in ihrem unterschiedlichsten Bemühen, Menschen ein Zuhause zu bieten, immer auch von der zukünftigen Heimat zu reden haben und auf den zu verweisen, der seine Heimat verließ, damit der Mensch seine Heimat in Gott finden kann (nach Hildegard von Bingen): Jesus Christus.

*Siegfried Ochs: Pastor der Freien Evangelischen Gemeinde Krefeld seit 1993, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) 2001 bis 2007.*

# Die Heimat

## Entwurf einer Rede

von Georg Opdenberg

Über das Thema „Heimat“ oder meine Heimat wüsste ich aus dem Stegreif heraus nichts Besonderes zu sagen. Aus Krefeld, genauer gesagt aus dem Westbezirk, bin ich kaum weg gewesen, geschweige denn, dass ich meine Heimat verlassen musste. Also brauchte ich auch nie zurückzukehren oder ist es mir verwehrt worden, zurückzukehren, was noch schlimmer wäre. Ich habe mein Leben lang in dem selben Viertel und mit den selben, mir vertrauten Menschen gelebt, in dem mein Vater und mein Großvater geboren wurden und gelebt und gearbeitet haben. Daher ist „Heimat“ für mich kein Thema.

Natürlich habe ich Siegfried Lenz' „Heimatmuseum“ gelesen und Edgar Reitz' filmische Chronik „Heimat“ gesehen, die Anfang der 1980er Jahre an 10 Abenden im Fernsehen zu sehen war, und ich habe keine Folge ausgelassen und war vor allem vom Ende sehr bewegt, wie die Lebenden zusammen mit Verstorbenen ein großes Fest feiern. Aber warum ich mich genau daran erinnere und besonders an die Eingangssequenz, als dunkle Wolken im Zeitraffer über die kahle Landschaft hinarasten, das kann ich nicht genau sagen.

„Heimat“ ist für mich ein archaischer Begriff. Ein Wort wie ein Fossil, das aus grauer Vorzeit in die Gegenwart überliefert wurde. Vielleicht stammt es ja, wie manche annehmen, aus der Zeit der Völkerwanderung, als viele Völker und Stämme ihre angestammte Heimat verlassen mussten. Und ist es ein Zufall oder eine versteckte Absicht, dass Luther in seiner Übersetzung den Begriff „Heimat“, so wie wir ihn kennen und verwenden, auf eine der ersten Seiten des alten Testaments setzte? Abraham, alt und wohl betagt und am Ende seiner Reise und seines Lebens, spricht hier von seinem HERRN als von dem Gott des Himmels, der ihn von seines Vaters Haus genommen hat und von seiner **Heimat**.

„Heimat“ ist also nicht das Haus des Vaters, auch nicht das Vaterland. Sie ist viel mehr als nur ein Ort oder eine Zeit, auch wenn die meisten darunter zuerst den Ort, wo sie aufgewachsen sind und die Zeit, in der sie ihre Kindheit und Jugend dort verbracht haben, verstehen. Dies aber wäre ja nicht nur ein Ort, sondern eine Fülle, eine Summe von Orten: das Zuhause, bei Oma und Opa, bestimmte Ecken im Viertel und auf der Straße, die Schule, bei guten Freunden zuhause. „Heimat“ ist also möglicherweise eher die Erfahrung, die man mit jenen Stellen und jener Zeit verbindet. An diesen Plätzen der Kindheit und

Jugend wurden wir zu dem, was wir heute sind. Alle unsere Erfahrungen, der Gebrauch unserer Sinne, das Schmecken, Riechen, Hören, das Denken und auch das sich auseinandersetzen mit fremden Gedanken haben hier ihren Ursprung und nehmen hier ihren Anfang und wurden ausgebildet. Dies ist wohl der tiefere Grund, wenn wir sagen: dort haben wir unsere Wurzeln, denn dort entstand und wurde der Grund dafür gelegt, was wir heute sind, was uns heute ausmacht.

Rudolf Hirsch, Krefelder Jude und Kommunist, der nach vielen Umwegen eine neue Heimat im Ostberlin der 1950er Jahre gefunden hat, schreibt in seinem autobiografischen Roman „Patria Israel“: „Den Geburtsort kannst du nicht abschütteln. Er klebt an deinen Schuhsohlen. Und an deinen Füßen, wenn du barfuss läufst.“

Aber dass die Plätze der Kindheit sich schon nach ein – zwei Generationen bis zur Unkenntlichkeit verändert haben, liegt auf der Hand und zeigt mir persönlich ein kurzer Blick aus dem Fenster. In dem Haus, in dem wir wohnten, leben nun fremde Menschen. Die alte hölzerne Haustür wurde durch eine weiße aus Kunststoff ersetzt. Die Bürgersteige, auf denen wir gespielt haben, sind voll geparkt. Die ehemals gepflasterte Straße ist geteert und teilweise voll gestellt mit Pflanzbeeten und Sperrn und zu einer Spielstraße umfunktioniert. Von den vielen Lebensmittel- und Milchgeschäften, Bäcker- und Metzgereien hat keine Hand voll die Zeit überdauert. Die kleinen Handwerker, die in unserem Viertel in den Hinterhöfen Werkstätten und Lager hatten wie der Schreiner Krüger, den ich oft mit seiner blauen Schürze auf dem Fahrrad herumfahren sah, ein passend gehobeltes Brett unter dem Arm, der Schlosser Müller, in dessen Durchgang zur Werkstatt wir nach dem Fußballspiel am Wasserkran uns wieder erfrischen, der Anstreicher Küppers, der seine Leitern und Böcke auf einem Fahrradanhänger transportierte oder der Tischler Althoff, der bei größeren Transporten sich ab und zu unseren Kohlenwagen erbat, alle liegen mittlerweile auf der Lehmheide und haben auch keinen Nachfolger gefunden. Als letztes nun wurde der Mittelpunkt unseres Viertels, unsere Kirche, entwidmet, für die sich auch schon ein Investor gefunden haben soll.

Es fällt schwer, noch Spuren aus der Kindheit zu finden, an denen man seine Erinnerungen festmachen kann, von Räumen oder Plätzen ganz zu schweigen. Von daher dürfte man

von dem Ort, an dem man geboren wurde, seine Kindheit und Jugend verbrachte, und der im Allgemeinen als „Heimat“ bezeichnet wird, nur in der Vergangenheitsform sprechen. An Orten, die nur in der Vergangenheit existierten, können wir aber nur noch in Gedanken zurückkehren. Vielleicht ist dies der Grund, warum das Wort Heimat, wenn nicht mit Wehmut, so doch mit viel Melancholie und oft auch mit Traurigkeit verbunden ist.

Wie stark jedoch diese Bindungen und Erinnerungen sind und mit der Zeit immer stärker werden, und wie wenig sie oft mit dem eigentlichen Ort zu tun haben, hat jeder schon auf die eine oder andere Weise erfahren. Die Sprache der Heimat hört man in der Fremde aus einem Gewirr von zahllosen Stimmen heraus. Wer hier am Niederrhein groß geworden ist, braucht den weiten Blick, ganz gleich in welchem Land er sich gerade befindet. Man betritt einen vollkommen fremdes Haus, riecht frisches Bohnerwachs oder trinkt eine Tasse heiße Milch und plötzlich findet man sich in Gedanken an lange nicht mehr erinnerten Plätzen der Kindheit, die wieder lebendig werden. Manch ein Geräusch erzeugt noch heute, Jahrzehnte später, eine kindliche Angst, und wenn Anfang November die Trötmänner das Martinslied anstimmen, schnürt es mir jedes Mal den Hals zu.

Aber was soll das Schwadronieren über das damals? Was soll das Reden darüber, wie schön es doch früher war und was für tolle Sachen wir alle gemacht haben? Es ist doch nur ein herauspicken von einzelnen Rosinen und der ganze Rest drum herum wird ausgeblendet oder glorifiziert.

Seit ewigen Zeiten ist der Begriff „auf der Straße liegen“ negativ besetzt. Was soll also das Gerede: wir konnten damals noch auf der Straße spielen? Wir mussten, denn in den Wohnungen war oft kein Platz. Und wenn wir dann, wenn die Laternen angingen, nachhause kamen, gab es sehr oft Ärger. Die Mutter klagte, weil die Schuhe vom Fußball spielen wieder kaputt waren; der Junge jammerte, wenn das Pflaster von dem blutenden Knie abgezogen wurde; vom Vater gab es eine Ohrfeige, weil in der Nachbarschaft eine Scheibe zu Bruch gegangen war, und anschließend gab es noch eine Woche Hausarrest, oder zumindest ein „ohne Abendessen ab ins Bett“. Sie schmunzeln. Haben Sie damals auch darüber gelacht? Weitere Ausführungen zu diesem Thema will ich mir ersparen.



Ein ganz anderes Beispiel: regionale Gerichte, von denen so oft geschwärmt wird, und die als Spezialitäten in entsprechenden Lokalen als etwas ganz besonderes angeboten werden, sind in der Regel „Arme-Leute-Essen“, ganz gleich ob es Pellkartoffeln mit Quark, Panhas, hier auch Klapertötöt genannt, Sau-magen mit Kastanien oder Spaghetti con Aglio e Olio sind. Warum ist das so? War so etwas damals eine Spezialität, oder war es nicht so, dass es das Preiswerteste war und dass man sich etwas Besseres nichts leisten konnte. Denken Sie einmal an das Märchen vom Schlaraffenland, dann wissen Sie, wo-nach dem kleinen Mann und der kleinen Frau damals der Sinn stand. Da ist nicht von Pell-kartoffeln die Rede, sondern von gebratenen Tauben und von Flüssen voll Wein und nicht von dem ach so herrlich erfrischenden Kra-hnenwasser. Immer höre ich von dem ach so Leckeren und Selbsteingemachten, da weiß man ja auch, was darin ist. Mein Vater und ich haben uns einmal, als Mutter ein paar Tage weg war, eine richtige Dose fertiges Apfel-mus gekauft, fein püriert und zuckersüß, ein-mal kein selbst eingemachtes Glas aus dem Keller, kein Schimmel, der erst abgenommen werden musste, keine Speizen, die einem zwischen den Zähnen stecken blieben.

Meine Tante nahm zum Lutschen ab und zu eine Kaffeebohne in den Mund. Das schmeckte so schön nach Bohnenkaffee. Auf eine kleine Kanne Kaffee gab es nicht mehr als ein Löffel Bohnenkaffee und zwei Löffel Muckefuck und sonntags war es um-gekehrt? Heute habe ich keine Lust mehr auf eine Scheibe Kommissbrot mit Vierfrucht-marmelade (wir haben noch 20 Gläser davon auf dem Speicher), mit Margarine nur ganz dünn auf der unteren Scheibe, oben nicht, damit die Marmelade nicht heraus quetscht, dafür aber sich dann die Ränder der oberen Brotscheibe hoch bogen.

Das Reden darüber, wie schön es früher war, ist nur eine Flucht aus dem Hier und Heute. Das einzige, was in diesem Satz stimmt, ist „frü-her“, denn es wird dann von einer Zeit geredet, in der alle noch jung waren. Aber ganz gleich, wie lange die Zeit her ist, in die wir uns zurück flüchten, es hat sie so, wie sie geschildert und gedacht wird, nie gegeben. Vereinzelt höre ich auch, wenn die Rede auf früher kommt: wir hatten nichts, aber wir waren zufrieden. Auch

dieser Satz ist so nicht richtig, aber er bietet zumindest einen Erklärungsansatz.

Die schönen, wirklichen Winter früher, die mit richtig Eis und Schnee und Schlitten fahren, Schneemann bauen und heißer Milch mit Honig, die waren für uns, die wir Kinder waren, schön, und für die, die damals die Verantwor-tung trugen, also unsere Eltern und Großeltern und die anderen Erwachsenen, die reinste Katastrophe. Die freiliegenden Abwasserleitun-gen waren zugefroren und kaum noch Kohlen im Keller und für neue war kein Geld da. Die wunderschönen Eisblumen an den Fenstern, die man heute gar nicht mehr kennt, waren ein Beleg, wie kalt die Zimmer wirklich waren. Alles was man hatte, wurde übereinander ange-zogen und die Türen mit Decken abgedichtet.

Wenn heute mehr als die sprichwörtlichen drei Schneeflocken gefallen sind oder Bodenfrost angekündigt wurde, sind für uns Fragen wichtig wie: Sind die Straßen schon alle ge-räumt, um zu irgendwelchen Terminen pünkt-lich zu kommen? Sind die Autoreifen noch gut genug oder sollte man nicht doch noch schnell neue Winterreifen aufziehen lassen? Ist genug Frostschutz im Kühler, hat jemand schon den Bürgersteig gekehrt und ist die Heizung auch wirklich groß genug gestellt, damit auch alles schön warm ist?

Es ist der gleiche Winter und alle träumen von früher. Von einer Zeit, in der man geborgen war, in der man versorgt und umsorgt war. Wir lebten in den Tag hinein, konnten tun und lassen, was wir wollten und dachten nicht an morgen. Es war eine Zeit, in der wir keine Ver-antwortung tragen mussten. Davon, dass wir zweimal am Tag Kohlen hoch schleppen und Asche herunter bringen mussten und abends um eine Wärmeflasche bettelten, weil es in dem ungeheizten Schlafzimmer selbst unter der Bettdecke mit Schlafanzug und Socken noch immer eisig kalt war, davon redet keiner mehr, das wird wie immer ausgeblendet oder darüber wird gelacht.

Den Selbstbetrug, dass Heimat immer heimelig und daher schön unbeschwert war, machten sich auch die Volksverführer der vergange-nen Menschenalter regelmäßig zu Nutze. Aus dem „Heimatschutz“, unter dem Wohl-meinende den Schutz der heimischen Fauna und Flora und der dort üblichen Bau- und

Volkskunst verstanden, wurde schnell die „Heimatfront“. Geradezu pervertiert wurde der Begriff „Heimat“ im „Heimatschutz“, mit dem eine Kriegsverletzung oder gar eine Selbstverstümmelung umschrieben wurde, mit deren Hilfe man den Greueln an der Front entfliehen wollte. Den Kriegsheimkehrern folgten die Heimatvertriebenen, die heimat-los in der Fremde umher irren und die ihnen nur sehr schwer zu einer neuen Heimat wurde und das Ganze wurde in den 1950er Jahren mit Heimatfilmen noch überkleistert.

Aber ich will nicht nur herum meckern, denn es gibt auch eine geistige Heimat, und der Suche danach kann ich einiges abgewinnen. Auch dies ist ein Ort, der nur in der Vorstellung existiert, in einem Kreis von Gleichgesinnten, in dem man aber säen und ernten und der für das Hier und Heute reiche Frucht bringen kann. Das ist der Unterschied zur Suche nach der verlorenen Zeit.

Eine derartige geistige Heimat hatten auch die Gründungsväter des „Vereins für Heimat-kunde“ im Sinn, als sie für ihre Zeitschrift den Titel „die Heimat“ wählten. Ihr Programm war es in dem oben angesprochenen Sinn, et-was für den Schutz und die Pflege der an-gestammten, hier am Ort und in der Region gefundenen und erkannten Heimat zu tun. Diesem Titel und diesem Programm blieb man, entgegen allen Zeitströmungen und Moden, treu. So ist es kein Wunder, dass der Begriff „die Heimat“ in Krefeld und auch darü-ber hinaus eine eigene Bedeutung bekam.

Oft werde ich gefragt, wenn es um die örtliche Geschichte und artverwandte Themen geht, woher weißt du dieses und jenes, wo kann man das nachlesen oder mehr darüber er-fahren und ich sage dann immer: das meiste davon steht in der „Heimat“. Und dann heißt es oft: „Das sind doch die kleinen roten Hefte von dem Feinendegen“ und dann sage ich: „Die Hefte sind nicht mehr klein, sondern mittlerweile Daumen dick, und nicht mehr rot sondern farbig, aber das mit dem Feinende-gen, das stimmt immer noch“.

*Georg Opdenberg: Seit Generationen wohn- und lebhaft im Westbezirk, gelernter, kunst-beseelter Landvermesser und selbsternann-ter Heimatforscher.*

# Kleine Wortkunde: Heim, Heimat, Heimweh und Heimatkunde

von Theodor Felster

1. Als ich im August 1945 zum dritten Mal ins zweite Schuljahr kam, hatten wir auch ein Fach „Heimatkunde“, für das es zumindest im dritten Schuljahr Zeugnisnoten gab. Wir erfuhren etwas über die Fischelner Gemüsebauern, über die Inrather Bauernzeile, über Krefelds Seidenweber und Schwarzsamtfärber. Im Jahr darauf richtete man unsern Blick auf den Hülser Berg, erzählte, dass dort noch Rollkiesel aus der Eiszeit zu finden seien, dass es am Fuß des Berges eine Quelle gebe, an der früher ein Einsiedler gelebt habe, und dass ein Klei-Schorsch noch am Anfang des Jahrhunderts die nasse Erde aus dem Hülser Bruch in der Stadt feilgeboten habe, die dann den teuren Kohlen beigemischt worden sei. Ich fand das alles interessant, bedrängte meinen Vater, am Wochenende mit mir eine Fahrradtour zum Hülser Berg zu machen, und war sehr enttäuscht, als ich keinen kugelrunden Rollkiesel fand, mit dem wir auf der Straße Rollschuhhockey hätten spielen können.

„Heimatkunde“, wie ich das Fach erlebt habe, war ein völlig ideologiefreies Sachkunde-Fach, Vorstufe zum Fach Erdkunde, das heute sprachlich vornehm mit der Bezeichnung Geographie angeboten wird. Das Jahrbuch „die Heimat“ ist für mich weiterhin nichts anderes als die Fortsetzung jenes interessanten Schulfachs, das die Geschichte und Kultur jener Region vermittelte, in der ich aufwuchs und in der ich lebe.

2. Welche ex- und implodierende Gewalt in dem Wort „Heimat“ liegt, erfuhr und erlebte ich zuerst im Haus und in der Großfamilie meiner Schwiegereltern; denn diese stammten aus Schlesien und lebten als „Heimatvertriebene“ in Bonn, also im Rheinland. Heimat war für sie die verlorene Heimat, unendlich weit weg, unzugänglich, von Fremden in Besitz genommen, Trauer und Stolz mischten sich: „Heimatvertriebene“ waren ihrer Heimat noch länger und intensiver treu geblieben als „Flüchtlinge“, hatten sie sich doch länger gegen den Verlust gewehrt, litten aber deshalb auch umso mehr.

Wenn im Radio-Wunschkonzert am Sonntag Nachmittag das Riesengebirgslied zu hören war, flossen die Tränen und mein Schwiegervater verließ dann mit einem bitteren Zug um den Mund den Raum. Erinnerungen kamen bei ihm hoch an Skitouren im Winter, an Heuernten in heißen Sommern, an Osterbräuche und an Weihnachtsbesuche auf den Höfen der Verwandten.

Meine Schwiegereltern litten, sie empfanden körperlichen Schmerz; irgendwelche Rache-

gedanken waren ihnen jedoch fremd. Später schloss sich mein Schwiegervater einer Reisegruppe an, um zu erfahren, wie es „in der alten Heimat“ aussah. Meine Schwiegermutter brachte es nicht übers Herz mitzufahren. Die „alte Heimat“ gab es nicht mehr, „Heimatgefühl“ war so etwas wie der Schmerz von Amputierten.

Es hat damals einige Zeit gedauert, bis ich verstand, was Heimat für meine Schwiegereltern bedeutete, und noch länger, bis ich Verständnis dafür aufbrachte, dass sie zu ihren Schliertreffen fuhren und dass sie sich dort auf Stunden wohlfühlten, wo ihre Sprache gesprochen wurde, wo Fotos herumgereicht und Erinnerungen ausgetauscht wurden. Bonn und das Rheinland wurden ihnen nie Heimat; auch nicht „Zwangsheimat“, wie in einigen radikalen Kreisen abfällig gesagt wurde.

3. Hier im Rheinland war man ihnen, den Heimatvertriebenen, anfangs sehr abfällig begegnet. Ich erinnerte mich: Als Werkstudent hatte ich Anfang des Studiums in den Semesterferien 1957 und 1958 im Ausgleichsamt der Stadt Krefeld gearbeitet. Dort hatte ich erlebt, wie Sachbearbeiter misstrauisch die Anträge der Flüchtlinge und Vertriebenen auf Ausgleichszahlung kommentierten und räsionierten: „Wenn man die Ackerflächen, die hier als ursprüngliches Eigentum und nun als verloren angegeben werden, zusammenlegt, müssten Ostpreußen und Schlesien entschieden größer gewesen sein, als auf den alten Landkarten verzeichnet ist.“ Man fand das witzig. Ich nehme an, dass die Anträge trotzdem korrekt bearbeitet wurden. Aber das Misstrauen war unverkennbar.

Auch in der eigenen Familie hatte es Aversionen gegen die ankommenden Fremden gegeben. Dem Dorf, in dem das Elternhaus meiner Mutter stand und in dem nach wie vor meine Oma und meine Tante wohnten, waren Anfang 1946 einige ostpreußische Familien zur Aufnahme zugewiesen worden. Eines Morgens stand eine Mutter mit drei Söhnen vor dem Haus meiner Großeltern, zeigte einen Einweisungsschein und hatte Anspruch auf zwei Wohnräume, Küchen- und Abortbenutzung. Es gab keinen Protest. Aber der Empfang dieser Kernfamilie, die noch auf den vermissten Familienvater wartete, war alles andere als herzlich. Man sah auf diese Leute hinab, fasste ihre Art zu leben als „polnische Wirtschaft“ zusammen und war der Ansicht, dass „die aus dem Osten“ doch eigentlich Glück hätten, dass sie jetzt „im Westen“ seien.

4. Dabei hätten gerade wir es damals besser wissen müssen. Wir im Westen waren während des Zweiten Weltkriegs besonders häufig von Bombenangriffen bedroht. Mein Vater hatte seit 1943 ein Ausweichquartier gesucht und uns, meine Mutter und mich, 1944 nach Esslingen am Neckar gebracht, wo bis dahin noch keine Bombe gefallen war. Ein Kriegskamerad meines Vaters hatte uns eine Wohnung in einem Sechsfamilienhaus verschafft und wir saßen nun in der schwäbischen Fremde. Als meine Mutter mich in der Schule anmeldete, sagte man ihr: „Nun essen uns die Rheinländer das letzte Brot weg. Jetzt ist es wohl aus mit Karneval.“ Gott sei Dank brach das Schulsystem bald zusammen und ich war erlöst. Nur mit Mühe verstand ich das Schwäbische meiner Lehrer und meiner Mitschüler. Gemocht wurde ich von niemand.

Spät nachmittags holte ich meine Mutter am Eingangstor einer Fabrik ab, wo sie an der Produktion kriegswichtiger Güter mitarbeitete. Wir machten dann einen Umweg und kamen an einem Haus vorbei, das zufällig die gleiche Hausnummer wie unser Haus in Krefeld hatte. Wir phantasierten dann, wie es wäre, wenn wir genau in dem Haus mit Papa, Oma, Tante und Onkel wohnen könnten. Und ich ergänzte wohl, dass Horst, mein Freund in Krefeld, im Nebenhaus wohnen müsste.

In dem Sechsfamilienhaus, in dem wir untergebracht waren, hatten wir keine Kontakte, wohl aber in der Kirche. Esslingen war, aus katholischer Sicht betrachtet, Diaspora, also protestantisch. Aber es gab in Oberesslingen eine kleine katholische Notkirche. Dort fanden wir so etwas wie Heimat; denn dort versammelten sich sonntags zur Messe und werktags zu Abendandachten alle, die aus dem Rheinland Zuflucht gesucht hatten: mehrere Familien aus Köln und Aachen, einige aus Duisburg und wir. Lauter Frauen mit meist mehreren Kindern. Kein Mann.

Auch meine Tante und meine Oma hätten es besser wissen müssen und hätten Verständnis für die eingewiesenen Ostflüchtlinge haben müssen, denn sie waren Ende 1944, als sich die Front von Westen näherte, aus Boisheim, ihrem Dorf an der Grenze, evakuiert worden und hatten das Kriegsende in Mansfeld erlitten. Auch dieses Mansfeld war protestantisch und wenig fremdenfreundlich gewesen. Aber die Boisheimer waren mitsamt ihrem katholischen Pastor verlagert worden. „Das war unser Trost“, berichteten nachträglich Tante und Oma. Im Juli 1945 begann der Rücktransport.

Anfang August war man wieder zu Hause und das Aufräumen in Haus und Garten ging los. Als alle Zimmer wieder tapeziert waren, kamen die Flüchtlinge.

Heimat, so hätten wir wissen müssen, ist in Notzeiten ein emotionaler Fluchttort, an dem eine letzte Geborgenheit gesucht wird. Das galt für die im Krieg Evakuierten ebenso wie für die am Kriegsende Geflohenen, Ausgewiesenen und Vertriebenen.

5. Das Wort Heimat ist ein zusammengesetztes Wort, dessen Geschichte sich über das Mittel- und Althochdeutsche bis ins Gotische zurückverfolgen lässt und dessen Grundwort „Heim“<sup>1</sup> im Gotischen als „haims“ nachzuweisen ist. Das weiblich deklinierte Substantiv „haims“ bedeutet „Dorf, Flecken“. Das Wort Heimat ist also ursprünglich eine Ortsbezeichnung. Zusammen mit anderen Menschen in einem „Dorf“ oder „Flecken“ zu leben mag auch den Menschen der historischen Frühzeit ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit gegeben haben. Garantiert wird diese Geborgenheit durch die Mitmenschen. Ein leerer Ort, durch Evakuierung von Menschen leer gemacht, kann nicht Heimat sein. Auch für unsere Vorfahren war schwer zu ertragen, „in fremdem Land, aus dem Frieden der angeborenen Rechtsgenossenschaft ausgewiesen, verbannt zu sein“, was mit dem althochdeutschen Adjektiv *eli-lenti*<sup>2</sup> gefasst wurde und in unserem Wort Elend noch zu erkennen ist. In der Gegenwartssprache verbinden wir das Adjektiv „elend“ allerdings eher mit jämmerlich, arm, unglücklich als mit verbannt und vertrieben. Der Zusammenhang ist jedoch unverkennbar.

Unter Umständen belastet schon allein der Umstand, „fern von, weg von“ dem gesicherten Ort oder den bekannten Menschen zu sein, nämlich in der althochdeutsch genannten „*framadi*“<sup>3</sup> zu sein. Die Fremde war offensichtlich schon für die Goten ein ungemütlicher Ort. In der Fremde zu sein oder irgendwo fremd zu sein, schlimmer noch verbannt zu werden und aus dem Land vertrieben zu sein belastet den Menschen, zu dessen Grundbedürfnissen es gehört, an einem sicheren Ort mit andern Menschen zusammen im Frieden zu leben.

6. Ist „Heimweh“ eine therapiebedürftige Krankheit? Die Frage erhebt sich, wenn man liest, dass dieses Wort schriftlich erstmals 1678 in einer medizinischen Abhandlung mit dem Titel „*Diss. Medica de Nostalgiā* oder Heimweh“<sup>4</sup> nachzuweisen ist. Dabei ist zu bemerken, dass die griechische Bezeichnung keine ursprüngliche, sondern eine künstliche Bildung ist, die der zugrundeliegenden „Krankheit“ wissenschaftliche Bedeutung geben soll. Ob die Zusammensetzung aus *το άλγος* = Schmerz und *ο νόστος* = Rückkehr, Heimkehr glücklich ist, mag dahingestellt sein. Jedenfalls hat das künstliche Fremdwort dazu beigetragen, diejenigen, denen Heimweh nachgewiesen werden kann oder die sich sogar dazu bekennen, zu belächeln und als

undankbar, unvernünftig, sentimental und unrealistisch abzuqualifizieren.

Natürlich hatten wir, meine Mutter und ich, Heimweh nach zu Hause: ich nach Haus und Garten, mehr noch nach der Oma, die mich, wie ich später erfuhr, beim „Mensch ärgere dich nicht“ immer gewinnen ließ, nach der Tante, die auch im Krieg immer noch Bonbons in einer Dose hatte, nach dem Onkel und den Freunden; meine Mutter wahrscheinlich mehr nach ihrem Dorf, ihrer Mutter und ihren Schwestern. Als alle wieder zu Hause waren, wurde über dieses Heimweh nie mehr gesprochen, es blieb nicht in der Erinnerung. Das Heimweh meiner Schwiegereltern dagegen hörte nie auf, stieg an bei Fest- und Gedenktagen und äußerte sich in einem Erzählbedürfnis, das sich aus der Erinnerung an die immer gleichen Ereignisse speiste. Die verlorene Heimat wurde in der Erinnerung – oder in den Träumen – immer mehr zum Paradies, aus dem man sie vertrieben hatte. Längst war die Heimat kein bestimmter Ort mehr, sondern die Empfindung vergangenen Glücks. Doch hatte sich die Sehnsucht, dorthin noch einmal zurückzukommen, wo man einst glücklich gewesen war, als unerfüllbar erwiesen; es blieb unstillbare Wehmut.

7. Heimat ist jedoch nicht der einzige Ort möglichen Glücks. Eichendorff, der in mehreren Gedichten seine schlesische Heimat preist, hat auch gedichtet:

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
den schickt er in die weite Welt.*

Schon die mittelhochdeutschen Epiker hatten davor gewarnt, sich zu Hause zu „verligger“, und hatten ihre Helden losgeschickt, draußen in der Welt „*aventuriern*“ zu bestehen. Erfahrungen zu machen – das Wort sagt es – setzt das Los- und Wegfahren voraus. Und so mögen die Romantiker Recht haben, dass dem Menschen das Fernweh ebenso eigen ist wie das Heimweh. Nur wer einmal weg und in der Fremde war, wird ermessen, was er zu Hause hatte. Doch dieses Messen ist ein emotionaler, höchst subjektiver Akt. Die Gefahr der Verklärung ist groß. Nicht nur dort drüben in der alten Heimat, sondern auch damals in der Kindheit war alles größer, schöner, besser. Je weniger der Mensch mit den gegebenen Umständen zufrieden ist, desto eher lässt er seine Gedanken herumschweifen und nach Orten und Gelegenheiten suchen, die ihn glücklich machen. Wenn er sich dabei auf seine Heimat zurückbesinnt, so meint er keinen konkreten Ort und keine bestimmte Zeit, sondern eine Situation, in der er sich wohlfühlte, in der er wertgeschätzt und geliebt wurde, in der ihm spielend alles gelang und in der er von lieben Menschen aufgefangen wurde, wenn er tatsächlich einmal krank oder niedergeschlagen war. Eine solche Heimat ist nichts Gegenwärtiges, nicht einmal etwas Konkretes.

Derselbe Eichendorff, der seine Figuren „in die weite Welt“ schickt, damit sie Länder und Leute,

vor allem aber Gottes Schöpfung kennen lernen, spricht auch das andere Grundgefühl des Menschen an, die Sehnsucht, „nach Hause“ zu kommen. In dem vielleicht bekanntesten Gedicht Eichendorffs – „Mondnacht“ – heißt es:

*Und meine Seele spannte  
weit ihre Flügel aus,  
flog durch die stillen Lande,  
als flöge sie nach Haus.*

Ganz vorsichtig, im unreal formulierten Vergleich, deutet der gläubige Autor an, dass er sein eigentliches Zuhause nicht auf dieser Erde sucht, dass seine „Seele“ letztlich auf eine ewige Heimat ausgerichtet ist. Für den aufgeklärten modernen Menschen ist das eine Herausforderung. Als der katholische Dichter Werner Bergengruen 1950, also nach den Schrecken von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg, einen Gedichtband „Die heile Welt“ herausgab, überwogen die kritischen Stimmen. Von einer „heilen Welt“ war nichts zu sehen; der Glaube an eine „ewige Heimat“ war erschüttert; „Heimat“ galt als ein Wort der Restauration und der Reaktion, hinderlich für Fortschritt und Modernität. Andere fanden gerade in diesem Glauben ein tragfähiges Fundament.

8. Der Niederrhein als Heimat? – Der Niederrheinische Literaturpreis der Stadt Krefeld wird seit 1992 an Autoren und Autorinnen verliehen, deren literarisches Schaffen eine Förderung verdient und die zu Krefeld oder dem Niederrhein in einer Beziehung stehen, „die aus der Tätigkeit, dem Wohnsitz oder der thematischen Bindung resultiert“. Die meisten der bisher Ausgezeichneten konnten ihren Bezug zum Niederrhein dadurch belegen, dass sie hier geboren und aufgewachsen waren. Allerdings lebte kaum einer von ihnen zum Zeitpunkt der Auszeichnung in dieser Region.

Martin Heckmanns, Preisträger von 2008, berichtete, dass er „fortgezogen“ worden war und dass er erst am fremden Ort merkte, dass ihm etwas „fehle, von dem ich vorher nicht gewusst hatte, dass es mir fehlen werden könnte“. Und je länger er „in der Fremde weilte, desto ferner und unerreichbarer wurde die verlassene Heimat und desto wunderbarer wurde sie in meinen Beschreibungen“. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben, als er nach Jahren die Stadt wieder betrat. Vielleicht, so vermutete er, sei diese Enttäuschung ein notwendiger Schritt „auf dem Weg zu einem weiterhin zu bestimmenden Zuhause“.

Paul Ingendaay, Preisträger 2006, lebte als Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Barcelona, als er die Nachricht bekam, dass er für seinen Roman „Warum du mich verlassen hast“ ausgezeichnet werde. Thema des Romans: „Deutsche Provinz in den siebziger Jahren! Niederrhein! Klosterschule!“ Doch nicht das Thema macht die Größe des Romans aus, sondern die Erzählart und die Erzählperspektive. Der Niederrhein ist nur Schauplatz, aber notwendiger; denn der Autor ist und

bleibt Niederrheiner, auch wenn er schon „seit langem in einer wärmeren, nebelfreien, etwa 2000 Kilometer entfernten Diaspora“ lebt. Sein Bekenntnis: „Ich hänge am Niederrhein, das ist so und bleibt so. Und ich werde nie erfahren, wieso, genauso wenig, wie ich weiß, warum ich Honig mag und Blutwurst nicht.“

Auch Christoph Peters, Preisträger von 1999, gestand: „Ich bin Niederrheiner.“ Das, was lediglich als Attribut angesehen werden könnte, ist für ihn „Teil meiner Identität“, obwohl er zur Zeit der Preisvergabe in Mainz wohnte und später nach Berlin zog. Er erklärte das so:

*Heimat, wie ich sie verstehe, ist kein realer, sondern ein innerer Ort. Sie entsteht durch die Erinnerung – im Sinne des Innerlich-Werdens – von Empfindungen, die man an einem bestimmten Ort gehabt hat. Die kindliche Wahrnehmung speichert die Umstände, in denen Glück war. Das sind zuerst die Stimmen der Eltern, damit verbunden auch die regionale Sprachfärbung, dann die Räume unseres Hauses, Gegenstände, Gerüche von Tieren, Heu, Mist, schließlich die Landschaft, das Licht, Klima, Vegetation.*

*In diesem Sinne ist der innere Ort Heimat genau genommen ein metaphysischer Ort. Nämlich der Ort, an dem man zumindest zeitweilig geglaubt hat, es ließe sich gut sein auf der Welt.*

Der Niederrhein ist sicherlich nicht ein besonders bevorzugter Ort, um eine ursprüngliche Geborgenheit in Welt und Menschengemeinschaft zu erleben. Aber er ist in dieser Hinsicht

auch nicht benachteiligt. Auch hier kann man erstes Glück empfinden, das in der Erinnerung bleibt oder sogar wächst und das die Grundlage für Lebensvertrauen und – manchmal – Ausgangspunkt für schöpferisches Gestalten sein mag.

9. Während unserer Studienzeit in Bonn war für uns Krefelder Krefeld Heimat. In der Mensa hatten wir einen Tisch, an dem man zwischen 12 und 14 Uhr immer einige Krefelder traf. Mit ihnen tauschte man Erfahrungen aus, machte Pläne, fragte freitags ab und zu: „Fährst du nach Hause?“ oder montags: „Warst du zu Hause?“; denn „zu Hause“ war nicht nur das Elternhaus. Zu Hause: das waren auch die Sportsfreunde, mit denen man in einer Mannschaft gespielt hatte, und die jungen Leute in der Kirchengemeinde. Doch mit der Zeit wurde das Zuhause fremd. Die Interessen verschoben sich. Die Universitätsstadt wurde Lebensmittelpunkt, Krefeld rückte weit weg.

Für einen jungen Menschen, der sich auf die eigenen Füße stellen will, ist Heimat bedeutungslos, vielleicht sogar hinderlich. Einmal im Monat „nach Hause“ zu fahren, wurde zur unangenehmen Pflicht, der man ab und zu mit fadenscheinigen Gründen zu entkommen suchte. Die Vorstellung von einem neuen, eigenen Zuhause entwickelte sich – nicht orts-, sondern personengebunden. Im etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache konnte man nachlesen, dass „Heirat“<sup>5</sup> ursprünglich „Hausversorgung“ bedeutete, dass das Grundwort „Rat“ „vorhandene Mittel, Vorrat an Lebensmitteln“ meinte und dass das Bestimmungswort „hei“ auf die indogermanische

Wurzel „kei“ „liegen, Lager“ zurückgehe und ursprünglich „zur Hausgenossenschaft gehörig“ meine. Kurz: Durch Heirat entsteht eine neue „Hausgenossenschaft“, Ausgangspunkt für eine neue Art von Heimatgefühl.

Es dürfte heute eher selten sein, dass die erinnerte Heimat aus Kindestagen und die gelebte Hausgenossenschaft den gleichen „Ort oder Flecken“ als Bezugspunkt haben. Dem Jubilar Reinhard Feinendegen ist solches beschieden. Vielleicht ist daraus das Engagement zu erklären, das er für den „Verein für Heimatkunde“, für das Krefelder Jahrbuch „die Heimat“, für die Heimatkunde im besten Sinne des Wortes aufbringt.

*Dr. Theodor Pelster: In Krefeld geboren und aufgewachsen, Lehrer am Fichte-Gymnasium, Fachleiter für Deutsch am Bezirksseminar Krefeld, Dozent in der Lehrertfort- und Weiterbildung bis 2001; Mitglied der Jury zur Vergabe des Niederrheinischen Literaturpreises von 1992 bis 2009; autobiografische Romane: „Noch einmal Ödipus“ (2003), „Kellers Weihnachten“ (2007), „Aufgewachsen in Krefeld in den 40er und 50er Jahren“ (2008).*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. bis 16. Auflage bearbeitet von Alfred Götze. Berlin 1957. S. 299.

<sup>2</sup> Friedrich Kluge: a.a.O. S. 162

<sup>3</sup> Friedrich Kluge, a.a.O. S. 217

<sup>4</sup> Friedrich Kluge, a.a.O. S. 299

<sup>5</sup> Friedrich Kluge, a.a.O. S. 300

## ... wo ich mich glücklich fühle

von Jutta Pilat

Auf dem Wege zu einem kleinen Osterurlaub in Brandenburg kamen wir durch den kleinen Ort Ribbeck. Dabei erinnerte ich mich an das Gedicht von Theodor Fontane, welches ich in der Schule gelernt habe: „*Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland ein Birnbaum in seinem Garten stand...*“.

Neugierig betraten wir eine kleine Kirche neben dem Friedhof und wurden plötzlich von einer sehr freundlichen und aufgeweckten älteren Dame empfangen, die sich bereit erklärte, als Fremdenführerin zu fungieren. Unglaublich lebendig und engagiert erzählte sie die Geschichte der Familie Ribbeck und deren Bezug zu dieser kleinen Kirche. Auf unsere Nachfrage, woher ihre Begeisterung

für diesen Ort stammt, erzählt sie, dass sie zwar seit vielen Jahren in Neuss lebt, aber mindestens sieben Mal im Jahr zu diesem Ort zurückkommt. Und dann sagte sie folgenden Satz: „*Hier bin ich geboren, hier sind meine Wurzeln, hier ist meine Heimat.*“

Heimat, ein Wort, das ich selbst nicht nachempfinden kann!

Es brachte mich wieder einmal dazu nachzudenken, was das Wort Heimat für mich bedeutet. Immer wieder habe ich mein Leben Revue passieren lassen, wann und wo ich „Heimat“ empfunden habe. Leider hat mir mein Leben diese Chance nicht gegeben. Heute bin ich in Krefeld glücklich, liebe diese

Stadt, empfinde sie als mein Zuhause, aber sie ist nicht meine Heimat.

Nach langem Überlegen bin ich zu folgendem Ergebnis gekommen:

Heimat ist für mich in erster Linie meine Sprache, meine Kultur und im weitesten Sinne Deutschland. Wo ich mich in diesem Bereich glücklich fühle mit den Menschen, die ich liebe, dort bin ich zu Hause.

*Jutta Pilat: Kauffrau, Mitglied der FDP-Fraktion im Rat der Stadt Krefeld und Bürgermeisterin.*

# Ich ziehe nicht an den Bodensee

von Dieter Pützhofer

In den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts lag die Perspektive „Ruhestand“ noch außerhalb meines Horizonts. Damals traf ich nach einem Gottesdienst den Oberbürgermeister der Stadt Krefeld, der seinerzeit Hansheinz Hauser hieß, und dessen Frau Annemarie. Viele Leute schüttelten ihm die Hand. Auch der Pfarrer kam und wünschte einen schönen Sonntag.

Als die Leute sich verlaufen hatten, ließ Hansheinz Hauser einen Seufzer hören. Er steckte mitten in einem strapaziösen Wahlkampf. An der Hülser Straße war er auch als Bäckermeister gefragt. In der Hierarchie der Handwerksverbände spielte er eine wichtige Rolle – und, und, und. „Wenn ich die Rente durch hab', zieh' ich an den Bodensee“, versprach er sich selbst. „Wat 'ne Vertell“, sagte seine lebenskluge Frau Annemarie. „Was willst Du am Bodensee? Da kennt Dich keiner. Da läufst Du als Herr Niemand herum. Da kommt kein Mensch, um Dir einen schönen Sonntag zu wünschen. Da fängst Du nach drei Tagen an, Dich fürchterlich zu langweilen.“ Tatsächlich, ich habe nie wieder bei Hausers etwas vom Bodensee gehört.

Mit meinem Amtsvorgänger habe ich einiges gemeinsam, vor allem: Wir beide sind Krefelder seit der ersten Stunde unseres Lebens. Wir sind trotz aller Reisen sozusagen nie aus unserer Stadt herausgekommen. Wenn uns jemand nach unserer Heimat fragen würde, dann gäbe es kein Rätselraten, ich könnte morgen früh zum Ordnungsamt gehen und die Prüfung als Taxichauffeur ablegen. Den Stadtplan und die Straßennamen habe ich nahezu lückenlos im Kopf. Krefeld ist meine Stadt, meine Heimat. Ich kenne sie in- und auswendig. Ihre starken Seiten, aber auch ihre Schwächen.

Zwei Abschnitte meines Lebens boten mir Gelegenheit, mein Krefeld auswendig zu lernen. Da war zunächst einmal meine Kindheit. Sie sah ganz anders aus als die Kindheit heutzutage. Es gab nur wenige Autos auf Krefelds Straßen, hingegen durchaus noch Pferdefuhrwerke. Die Straße gehörte uns Jungen, und nicht nur die Straße, auch die Höfe und Gärten. Bis in ihren letzten Winkel lernte ich meine Stadt dann als Mitglied des Stadtrates und als Oberbürgermeister kennen. In meinem Kalender standen zeitweise dreimal mehr Termine, als das Jahr Tage hatte. Zwischen Hülser Berg und Fischelner Südpol, zwischen Rheinufer und Forstwald habe ich mich herumgetrieben, wie kaum ein anderer Krefelder. Und nicht nur die Geographie der Stadt ist mir vertraut. Ich glaube, ich

kenne etliche Tausend Krefelder mit Namen. Das gibt mir ein ganz besonderes Gefühl von „zuhause“.

Irgendwann im Getümmel der vergangenen Jahre ist mir ein Licht aufgegangen: Das Krefeld, durch das ich gerade zu einem meiner Termine fuhr, war die gleiche Stadt und zugleich eine ganz andere Stadt als das Krefeld meiner Jugend. Eine Stadt wie Krefeld ist nur scheinbar ein statisches Gebilde. In Wirklichkeit ist sie ein Prozess ständiger Veränderung, ein riesiges Labor, in dem dauernd Reaktionen ablaufen, die Veränderungen bewirken. So ist das eben, wenn das empirisch erworbene Wissen durch einen kleinen Blitz zum analysefähigen Bewusstsein wird.

Als Junge bin ich noch in den Trümmergrundstücken am Ostwall herumgeklettert. Dann war ich Zeitzeuge, als der Ostwall einiges von seinem alten Glanz zurückgewann. Ein qualifiziertes Einzelhandelsgeschäft reihte sich ans nächste. Doch der Prozess der Veränderung war nicht aufzuhalten. Der kleintellige Handel ist bis auf Reste verschwunden. Nie hat jemand gezählt, wie viele selbstständige Existenzen das Sozialgefüge unserer Stadt verloren hat. Dass ein rasant wachsendes Netz weltweiter logistischer Aktivitäten von meinem häuslichen Schreibtisch aus griffbereit ist und der Bildschirm sich anschickt, den Schaufensterbummel zu ersetzen, ist für mich noch gewöhnungsbedürftig. Ich weiß nicht einmal, ob ich das gut finden soll. Nun warte ich mit Spannung und Hoffen darauf, dass das prägende Wallviereck unserer Innenstadt dem Wandel standhält.

Als ich ein Lehrling in einer großen Firma war, die zu meiner Zeit noch Deutsche Edelstahlwerke hieß, gingen so wie ich an jedem Arbeitstag mehr als 12000 Kollegen dort ein und aus. Heute sind es noch um die 3000. Manchen großen Firmennamen habe ich aus dem Telefonbuch und der Stadt verschwinden sehen. Neue Namen sind zum Teil vom anderen Ende der Welt gekommen, die neues Kapital und neue Arbeit in die Stadt gebracht haben. Die Wirtschaft der Stadt ist auf neue Weise noch internationaler geworden, als sie in den vergangenen drei Jahrhunderten ohnehin schon war. Diesen dynamischen Prozess des Wandels habe ich zeitweise mitgestalten können – ein spannendes Kapitel meines Lebens. Und die Arbeitsplätze unserer Zeit sind mit denen der Vergangenheit kaum zu vergleichen. Niemand hätte früher davon geträumt, dass sogar eine Maschinenfabrik oder ein Stahlwerk fast so sauber wie ein Labor sein könnte.

Und ein drittes Beispiel: Eine der Autoritäten meiner Jugend war Pfarrer Hönings, bei dem ich in St. Martin oft als Messdiener im Einsatz war, als das „mea culpa“ noch in Latein zum Eingang der Messe gebetet wurde. „Ein Haus voll Glorie schauet... aus ew'gem Stein erbauet“, das habe ich immer wieder gesungen. Und nie wäre mir der Erosionsprozess der kirchlichen Strukturen in den Sinn gekommen, den wir nun als Zeitzeugen erleben. Kluge und weniger kluge Geister streiten, ob die Menschheit ohne Religion auskommen kann und wer es denn sein soll, der über den Ideologien steht und die Werte setzen kann.

Wir leben in spannenden Zeiten. Nie haben sich Lebensbedingungen und Umwelt schneller verändert als heute. Die Halbwertszeit unserer Weisheiten wird immer kürzer. Zum Glück stützt uns die Erfahrung, dass „et noch immer joot jejange“ ist.

Wo sich so vieles so rasant ändert, wo wir uns enormen Lern- und Anpassungsprozessen stellen müssen, brauchen wir Konstanten – zum Beispiel unsere Familien, unsere Freunde, unsere Nachbarschaften, unseren Stadtteil und ganz gewiss das uns vertraute Krefeld. Krefeld muss für die Krefelder wiedererkennbar bleiben. Nur so kann es auch für neue Bürger Heimat werden. Allen, die an der Gestaltung unserer Umgebung mitwirken, stellt sich die schwierige Aufgabe, die Balance zwischen Verändern und Bewahren herzustellen.

Wir brauchen auch Leute wie Dr. Reinhard Feinendegen, dem dies Heft der „Heimat“ gewidmet ist. Wir brauchen Leute, die die Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit kennen und uns vor Augen führen, damit wir den Weg in die Zukunft besser finden können.

Ich bin vom Akteur zum Zuschauer des Prozesses der Veränderung meiner Stadt geworden. Ganz gewiss werde auch ich nicht an den Bodensee ziehen oder sonst wo hin, wo die Welt angeblich schöner oder angenehmer ist. Ich will wissen, was aus meiner Heimat wird, heute und in Zukunft.

*Dieter Pützhofer: Krefelder Oberbürgermeister 1981 – 1989 und 1994 – 2004; 1985 Landesvorsitzender der CDU Rheinland, 1986 stellvertretender Landesvorsitzender der CDU Nordrhein-Westfalen; Mitglied des Bundestags nach den Wahlen von 1990, 1994 und 1998; 21 Jahre Mitglied, 4 Jahre Vorsitzender des Bezirksplanungsrates/Regionalrates.*

# Zur Geschichte des Hauses Neuenhoven

von Guido Rothhoff

In meinem Beitrag zur Geschichte des Krefelder Stadtgebietes im Mittelalter konnte die Geschichte des Hauses Neuenhoven und seiner Besitzer nur äußerst knapp behandelt werden,<sup>1</sup> obwohl die Fülle der Schriftquellen geradezu nach einer Monographie über dieses Haus verlangt. Als Ansässiger auf dem ehemals zu Neuenhoven gehörenden Gelände wird Herr Dr. Feinendegen es wohl für angemessen halten, wenn im Folgenden nur auf einige Aspekte der Geschichte Neuenhovens eingegangen wird.

Vorangestellt seien einige Beobachtungen zur Gesamtanlage von Neuenhoven. Auf einer skizzenhaften Karte des Dorfes Bockum von 1660 ist das wasserumgebene Haus Neuenhoven mit einer U-förmigen Vorburg, in der die Wirtschaftsgebäude lagen, zu erkennen. Von der Vorburg führte eine Brücke zum recht bescheidenen Herrenhaus. Die „auff und abfahrt“ vom „hauss“ erfolgte östlich des Geländes von Kirche und Kloster von der nach Uerdingen führenden Straße aus; dieser Weg endete in der Vorburg.<sup>2</sup> Auf der bekannten Tranchot-Karte von ca. 1812 ist nur noch das wasserumgebene Herrenhaus erkennbar, während die Vorburg verschwunden ist. In den Quellen, vor allem in den Lehnurkunden, wird Neuenhoven fast stets als „hof“ bezeichnet, doch trifft die Bezeichnung Haus eher auf die lokale Situation zu.

Im Mittelpunkt des ersten Abschnitts soll ein Überblick über die verwickelten Bockumer Zehntverhältnisse stehen, über die Heinrich von Ossenbroich wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen hat; auf seine Grabplatte in der Bockumer Kirche wird später eingegangen.

1527 war Evert von Ossenbroich, Heinrichs Sohn, vom Kölner Erzbischof und Kurfürst Hermann mit dem „hof“ zu „Giertboichen“ samt 30 Morgen Land und dem Zehnten im Oppumer Feld belehnt worden; sowohl die Lehnurkunde als auch der sogenannte Lehnrevers sind erhalten.<sup>3</sup> Bei den Belehnungen werden stets 30 Morgen als Zubehör des „hofes“ aufgeführt, selbst noch am 31. Oktober 1805 (9. Brumaire l'an XIV), als Gottschalk Floh das Gut Neuenhoven nebst zwei Gewalten im Bockumer Busch von Gaspard Antoine de Mastiaux erwarb;<sup>4</sup> das oft genannte Erwerbsjahr 1807 ist unzutreffend.

Nach der Beschreibung aller geistlichen und weltlichen Güter im Amt Linn von 1567/77 besaß der damalige Besitzer Neuenhovens,

Eberhard von Wylich, außer den zum Lehen gehörenden 30 Morgen weitere 40 Morgen Ackerland; die insgesamt 70 Morgen hatte Eberhard von Wylich zur Halbpacht, d. h. zur Hälfte des Jahresertrages, verpachtet. Im Bockumer Busch verfügte Neuenhoven über zwei Gewalten. Es fehlt auch nicht der Hinweis, dass zu Neuenhoven der Zehnte von 576 Morgen Land im Oppumer und Bockumer („Buchische“) Feld gehörte.<sup>5</sup> Ein Verzeichnis aus dem Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Titel „Lenderey im Oppumer veldt ligende, so dem hawss Nyenhaven ausgeschossen zehenden zu geben verfligs“ beziffert die Anzahl der zehntpflichtigen Morgen ebenfalls mit 576. Eine Durchsicht dieses Verzeichnisses verrät, dass es auch Bockumer Zehntpflichtige enthält.<sup>6</sup> Dem entspricht es, dass das Verzeichnis der Zehntpflichtigen im Oppumer Feld von 1624 nur 291 Morgen mit Angaben über die Größe der Grundstücke, Eigentümer und anliegende Grundstücke bzw. Straßen und Wege zusammenstellte. Die Höhe des Zehnten wechselte zwischen vollem und halbem Zehnten. An vielen Stellen ist vom Herrenland die Rede, womit wahrscheinlich Land der kurkölnischen Landesverwaltung gemeint war.<sup>7</sup>

Everts Sohn Heinrich von Ossenbroich wurde am 23. Januar 1533 und erneut am 2. April 1549 mit Neuenhoven belehnt.<sup>8</sup> Heinrich von Ossenbroich hat sich intensiv um die Verwaltung seines Besitzes Neuenhoven bemüht. Davon zeugt ein umfangreiches (41 Seiten) Verzeichnis der Neuenhovener Zehnten, das er unter dem 15. Oktober 1537 durch den Notar Hartmann Blomendal in sechs Teilen anlegen ließ; jeder Teil schließt mit einem notariellen Protokoll ab.<sup>9</sup> Aus dem ersten, den Oppumer Zehnten betreffendem Protokoll geht hervor, dass die Zehnterheber Hermann von Kruythaeven und Johann Lentzen „up der boyrch van Oppem“ den Ossenbroich'schen Zehnten wie ihre Eltern von den einzeln aufgeführten Grundstücken erhoben hatten. Im Oppumer Feld – so die gängige Bezeichnung dieses Zehnten – kamen allein 100 Grundstücke zusammen, deren Lagen mit den Namen der Eigentümer und/oder Anlieger gekennzeichnet wurden. Unter den Landeigentümern finden wir die Herren von Velbrüggen, das Deutschordenshaus in Duisburg, das Kloster Marienberg in Neuss, das Bockumer Kloster, das Krefelder Kloster und vor allem das Neusser Stift St. Quirin. Teils wurde der volle Zehnt erhoben, teils nur ein halber, ohne dass ein Grund für die Zweiteilung angegeben wird.

Zum Oppumer Zehnten zählten auch Ländereien „in dem Vorst“, „an der Spicken“ und

„up dem Sandberge“, die nach dem gleichen Schema durch Claes aenger Nederspycken van Ophem und Conrad van Blomendall van Gelyntholt erfasst wurden.

Das dritte Zehntfeld wurde als „Hamtyndt inde up dem Raiede“ bezeichnet.<sup>10</sup> Als Zehnterheber werden Henrich hingen Dorp, Hermannther Heggen und Johann Schuyt, alle drei in Bockum wohnend, genannt. Namen wie „die Moers“, Dorper-Hof, Eycker-Hof, Schuyten-Hof, Stippergath und Buschstraße lokalisieren dieses Zehntfeld im Bereich der Buschstraße. In der Nachbarschaft lag der „tynde up der Byete“ mit nur sechs Parzellen.

Mit 142 Parzellen beanspruchte der Zehnt im Bockumer Feld die meisten Seiten des Verzeichnisses. Hier tauchen Ländereien des Bockumer Pastors, des Bockumer Klosters, des Bockumer Heilig-Kreuz-Altars, des St. Jakobs-Altars und Sebastians-Land auf. Wiederholt begegnet die Landwehr, die noch im 14. Jahrhundert das kurkölnische Uerdinger Gebiet vom klevischen Linner Gebiet trennte. In der notariellen Niederschrift zu diesem Zehntfeld tritt Tyell van Nyenhaeven, in dem wir den bäuerlichen Pächter des Hofes Neuenhoven vor uns haben, auch als Pächter dieses Zehnten auf, begleitet von namentlich genannten Hausleuten des Dorfes Bockum. Der Pächter bekundete außerdem, dass er seit Jahren die Zehnterträge in Ossenbroichs Scheune zu Neuenhoven geschafft habe.

Die an Ossenbroich zehntpflichtigen Ländereien erstreckten sich schließlich jenseits der Landwehr im Verberger Feld, wo man auf Uerdinger Landbesitzer stößt.

Hier stellt sich die Frage nach der Herkunft der mit Haus Neuenhoven verbundenen Zehntrechte. Ihre breite Streuung stützt die Annahme, dass sie aus einer Zeit stammen, als die Bockumer Kirche sich noch als grundherrliche Eigenkirche in der Verfügungsgewalt der Herren auf Neuenhoven befand. Bei der Lehnauftragung des Hofes Neuenhoven an Johann von Kleve als Herrn des Landes Linn durch Wilhelm von Neuenhoven genannt Ruysup 1339 bezeichnete dieser die Zehnten zu Bockum, Oppum und im Feld von Oppum und Glindholz ausdrücklich als Zubehör des Hofes Neuenhoven. 1350 wurde festgestellt, dass das Patronatsrecht zu Erbrecht („hereditario iure“) mit dem Hof verbunden war.<sup>11</sup> Mit dem Übergang des Landes Linn von den Grafen von Kleve an die Erzbischöfe von Köln 1392 ging das Patronatsrecht, das besonders das Recht zur Präsentation eines neuen Pfarrgeistlichen einschloss, an den neuen

Landesherrn über. Wenigstens ein Teil der Zehntrechte muss aber bald an die Herren auf Neuenhoven zurückgefallen sein.

Zwar haben die Herren auf Neuenhoven, Mitglieder der Familie van Asselt, gegenüber dem Stift Kleeve 1406 und 1408 laut mehreren Urkunden auf alle Ansprüche auf die Zehnten im Kirchspiel Bockum in den Gerichtsbezirken Linn und Uerdingen verzichtet,<sup>12</sup> doch schon 1409 erklärte Johann van Asselt mit Zustimmung seiner Brüder, Teil-Erben von Neuenhoven, das Eigentumsrecht an seinen Zehnten im Gericht Linn im Kirchspiel Bockum zu einem Lehen des Erzstifts Köln.<sup>13</sup> Bei diesem in ein Lehen umgewandelten Zehnten handelte es sich um den Zehnten im Oppumer Feld, den Johann van Asselt mit seiner Frau Styne (von Hüls) 1419 an Johann von Ossenbroich und seine Frau Elisabeth von Wittenhorst verkaufte, jedoch ohne den schmalen, auch als kleinen bezeichneten Zehnten, der dem Erzbischof gehörte;<sup>14</sup> letzterer Zehnt war 1461 verpachtet.<sup>15</sup> Von seinem Bruder Gottschalk erwarb Johann von Ossenbroich 1426 auch dessen Zehnten zu Bockum mit dem kleinen, großen und schmalen Zehnten.<sup>16</sup> Der Zehnt im Oppumer Feld blieb weiterhin, wie viele Urkunden belegen, Zubehör des Lehens Neuenhoven.

1411 verkaufte ein Kreis von Neuenhovener Erben aus der Familie van Asselt den Glindholzer Zehnten im Kirchspiel Bockum an den Maria-Jakobus-Theobaldus-Altar in der Kirchspielskirche St. Paul in Köln.<sup>17</sup>

Einen Hinweis auf die Ertragshöhe des Bockumer Zehnten bietet eine Nachricht, wonach 1418 aus diesem Zehnten 600 rheinische Gulden als Heiratsgeld für eine Tochter aus der Familie von Ossenbroich bereitgestellt wurden.<sup>18</sup>

Im Amt Linn stoßen wir neben den Herren auf Neuenhoven noch auf weitere Zehntberechtigte. So lieferte der Hof Kaulhausen, seit dem 15. Jahrhundert Lehen der Grafen von Moers, 1414 nicht nur von 31 Morgen Zehnten in den Glindholzer Zehnten,<sup>19</sup> sondern bezog von etlichen Höfen der Honschaft Glindholz und im Dorf Oppum den schmalen Zehnten.<sup>20</sup> Um die Sache weiter zu komplizieren, wissen wir noch von einem „Kulisser zyndt“ (Kaulhauser Zehnt), der von 208 Morgen Ländereien einer Vikarie an St. Andreas in Köln erhoben wurde. Nicht zu vergessen sind die Ländereien, die an die Komturei des Deutschen Ordens in Duisburg zehntpflichtig waren.<sup>21</sup> Die Beispiele zeigen die Vielfalt der Abgaben, mit denen Grundbesitz belastet war.

Die zehntpflichtigen Ländereien im Gebiet der Pfarre Bockum erstreckten sich keineswegs nur im Amt Linn, sondern auch im Bereich des kurkölnischen Amtes Uerdingen, wie schon aus Urkunden von 1406 und 1408 hervorgeht.<sup>22</sup> Weitere Angaben bietet ein Sendweistum über die Verteilung der Baulasten

der Bockumer Kirche vom 1. April 1492. Es heißt dort, dass die Herren auf Neuenhoven wegen der zum Hof Neuenhoven gehörenden Zehnten verantwortlich waren für den ganzen Bereich des Chores, der Herr von Kleeve bzw. das Klever Marienstift für die nördliche Seite wegen ihres Zehnten „in seniori episcopatu“, worunter das alte Amt Uerdingen zu verstehen ist, die Besitzer des Zehnten in Oppum und Glindholz für die Südseite, schließlich die Provisoren der Kirche für den Turm bzw. dessen Dach.<sup>23</sup> Schon 1428 und 1483 hatte das Stift Kleeve seinen Zehnten im Kirchspiel Bockum an den Bockumer „Pastor“ verpachtet, und zwar für jährlich 120 bzw. 130 rheinische Gulden und je 13 Malter Roggen und Hafer.<sup>24</sup> 1504 kam es zu Auseinandersetzungen des Stiftes Kleeve mit dem Uerdinger Amtmann und den Leuten, die den zur Pfarre Bockum gehörenden Zehnten gepachtet hatten.<sup>25</sup>

Die Schwierigkeiten mit der Verpachtung des Zehnten im Amt Uerdingen haben das Stift Kleeve 1508 veranlasst, diesen Zehnten an das St. Anna-Hospital in Düsseldorf zu verkaufen, jedoch mit Ausnahme der eben erwähnten je 13 Malter Roggen und Hafer, die das Hospital erst 1523 erwarb.<sup>26</sup> Im Widerspruch dazu soll nach einer nur abschriftlich überlieferten Urkunde das Düsseldorfer Hospital diesen Zehnten 1515 auf 20 Jahre für jährlich 120 rheinische Gulden gepachtet haben.<sup>27</sup>

Das Düsseldorfer Hospital oder Gasthaus hat sich mit der Erhebung seines Uerdinger Zehnten weiter schwer getan, so dass es ihn vor 1569 an die Stadt Uerdingen verpachtete. Wir entnehmen dieses aus einer großformatigen, von der Stadt Uerdingen besiegelten Notariatsurkunde vom 25. April 1569, in der die zehntpflichtigen Ländereien im einzelnen erfasst wurden. Die Ländereien lagen im mittelsten Großen Feld, im Langenrodt mit dem Zwingenbergs Feld, in den Walraven und Kalverpesch Feldern und in der Honschaft Rath. Aus dieser Übersicht geht bereits hervor, welche Fülle der verschiedensten Namen die bisher unausgewertete Urkunde enthält.<sup>28</sup> Ein weiteres, überaus detailliertes Verzeichnis des Uerdinger Zehnten beruft sich auf eine Notarsurkunde von 1596. Darin wird an mehreren Stellen eine Zweiteilung der Zehnteinkünfte zwischen einem Herrn von Ossenbroich und dem Düsseldorfer Hospital vermerkt.<sup>29</sup> Erhalten ist schließlich noch ein Verzeichnis der Uerdinger Zehnten von 1606.<sup>30</sup> Sämtliche Zehntverzeichnisse wären es wert, genauer untersucht und gegebenenfalls miteinander verglichen zu werden.

## II

In der „Heimat“ 79, 2008, S. 143 – 148 hat D. Nellessen der Grabplatte Heinrichs von Ossenbroich in der Bockumer Pfarrkirche eine spezielle Untersuchung gewidmet. Hinsichtlich des Todesdatums des Ossenbroichers griff Nellessen auf das von Rembert ohne

Quellenzitat angeführte Jahr 1561 zurück.<sup>31</sup> Demgegenüber hatte ich zuvor unter Hinweis auf Archivalien in den Beständen Kurköln und Herrschaft Hueth, beide im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, das Jahr 1552 als Todesdatum Heinrichs von Ossenbroich angesetzt.<sup>32</sup> Um den Sachverhalt zu klären, ist ein Rückgriff auf einige, von Nellessen nicht herangezogene urkundliche Belege unerlässlich.

Mit Urkunde vom 4. Mai 1552 bekundete Everhard von Wylich, dass der Kölner Erzbischof Adolf (III. von Schaumburg), nachdem Heinrich von Ossenbroich, Everts Sohn, ohne Leibeserben gestorben war, ihn als Sohn der Schwester Heinrichs von Ossenbroich gemäß inserierter Lehnurkunde mit dem Hof Neuenhoven zu Bockum samt 30 Morgen Land und dem Zehnten im Oppumer Feld belehnt habe.<sup>33</sup> Die vom Lehnsherrn ausgestellte Lehnurkunde vom selben Tag liegt als Ausfertigung vor.<sup>34</sup> Damit ist das Todesdatum Heinrichs von Ossenbroich vor dem 4. Mai 1552, etwa im ersten Jahresviertel, gesichert. Auch W. Vielhaber hatte bereits dieses Jahr genannt.<sup>35</sup> Da die weibliche Erbfolge bei Lehen in Kurköln nach dem Lehnrecht umstritten war,<sup>36</sup> hatte die Schwester Heinrichs von Ossenbroich es wohl vorgezogen, durch die Benennung ihres Sohnes Everhard als neuen Lehnsträger das Nachfolgeproblem zu lösen. Möglicherweise wirkte auch noch nach, dass für das 1339 zu Lehen auftragene Neuenhoven zu der Zeit, als es im Land Linn zum klevischen Territorium gehörte, das Zutphensche Lehnrecht galt, wie 1350 urkundlich bezeugt ist.<sup>37</sup> Das Zutphensche Lehnrecht gestattete die Erbfolge in weiblicher Linie.<sup>38</sup> Ausdrücklich heißt es denn auch 1350, dass weder Mann noch Frau vom Hof (Neuenhoven) enterbt werden können („ita quod nec masculus nec femina a dicta curte poterunt exhereditari“).

Den Vornamen Gerberga (Gerberch oder Gerberich) der Schwester Heinrichs von Ossenbroich erfahren wir aus einer Urkunde vom 9. August 1557.<sup>39</sup> In dieser Urkunde bekundete sie als Witwe des Johann von Wylich, dass sie nach dem Tode ihres ohne ehelich Erben verstorbenen Bruders den Hof Neuenhoven samt 30 Morgen Land und dem Zehnten im Oppumer Feld ihrem Sohn Everhard, der damit vom Kölner Kurfürsten belehnt worden sei, übertragen habe. Mit besonderer Urkunde übertrug Gerberga am selben Tage vor zwei Linner Schöffen, zwei „gesalten“ Erben des Bockumer Busches und dem „Holzgrafen“ des Busches ihrem Sohn noch drei Gewalten im Bockumer Busch.<sup>40</sup> Durch die Urkunden von 1552 und 1557 war der Übergang Neuenhovens an Everhard von Wylich besitz- und lehnrechtlich gesichert. Die nächste Belehnung Everhards von Wylich durch Erzbischof Anton (von Schaumburg) ging am 14. April 1558 vonstatten.<sup>41</sup> Am 5. Juni 1561 stellte Everhard von Wylich erneut einen Lehnrevers über seine Belehnung mit Neuenhoven durch

Erzbischof Gebhard (von Mansfeld) aus.<sup>42</sup> Bei den Belehnungen von 1558 und 1561 lag jeweils ein sog. Herrfall vor, d. h. beim Wechsel des Lehnsherrn musste der Lehnsträger um eine Neubelehnung nachsuchen. Nur diese Neubelehnung von 1561 ist Rembert bekannt geworden, so dass er den Tod Heinrichs von Ossenbroich falsch datierte.

Bezüglich der Herkunft des Blausteinblocks für die Grabplatte Heinrichs von Ossenbroich dachte Nellessen an einem Steinbruch bei Aachen, wies aber auf den schwierigen Transport nach Bockum hin. Der sog. Aachener Blaustein, ein Kalkstein aus dem Unter-Devon, dessen Oberflächen hell verwittern, wurde hauptsächlich in Aachen-Kornelimünster gebrochen. Als Baumaterial wirkte er prägend für das Aachener Gebiet, besonders nach dem Stadtbrand von 1656, als „Blaustein das Holz des Fachwerks ersetzte“, in erster Linie an Gebäudекanten sowie Tür- und Fenstergewänden.<sup>43</sup> Von Exporten des Aachener Blausteins über weite Strecken ist nichts bekannt.

Ist die Herkunft des Rohblocks für die Grabplatte aus den Steinbrüchen bei Aachen zweifelhaft, so können Rechnungsposten in den Baurechnungen des Xantener Domes aus den Rechnungsjahren 1470/71 bis 1473/74, 1483/84, 1485/86, 1486/87 und später einige Hinweise über den Steinhandel und -transport auf der Maas geben.<sup>44</sup> In jenen Jahren benötigte man in Xanten große Mengen Estrichsteine („estrickssteen“) für die Verlegung eines „pavimentum Leodiense“, also eines Lütticher Bodenbelags, worunter wohl eine aus der Region Lüttich herkommende Steinsorte zu verstehen ist. Anlieferungsort der

Steine war Venlo, wo in einem Fall zunächst vor dem Weitertransport eine Zwischenlagerung quadratischer Bodenplatten in einem Haus bezeugt ist. Die Anlieferer wurden als „Gallici“, also als Französisch Sprechende benannt, wobei wohl eher an Händler als an Schiffsleute zu denken ist. Der Weitertransport erfolgte zunächst per Schiff bis zur Einmündung des Roten Baches („Rode Beeck“) in die Maas unterhalb Arcen. Beim Ausladen der Estrichsteine dort war eine Abgabe, der sog. Opslach, fällig, den man als eine Art Einfuhrzoll bezeichnen kann.<sup>45</sup> Im 16. Jahrhundert bestritt die Stadt Venlo der Stadt Geldern das Recht, ohne „opslach“ ihre Waren in Arcen aus- oder einladen zu dürfen.<sup>46</sup> Daher steht zu vermuten, dass die Entrichtung des Aufschlags 1473/74 sich auf die Entladung der Estrichsteine in Arcen bezog.

In Arcen übernahmen Wagenkolonnen der Pächter des Stiftes Xanten den weiteren Transport über Twisteden, Kavelaer, Schravellen und Winnekendonk nach Xanten. Einmal wird eine Kolonne von 96 Pächtern erwähnt. Unter den transportierten Steinen befanden sich auch „limina“, wohl große Steine für Stufen, vielleicht identisch mit den als „petre magne“ gekennzeichneten „sercken“.

Durch den Schifftransport bis zum Roten Bach, wo nach einem Plan von 1622 die Fossa Eugenia in die Maas münden sollte,<sup>47</sup> verkürzte sich der Transportweg per Achse so erheblich, dass die Transporte nach Xanten in einem Tag abgewickelt werden konnten. Selbstverständlich dürfte man dabei längere Höhenzüge wie den Balberger Wald möglichst umgangen haben.

Estrichsteine wurden auch 1549 in Venlo angeliefert. Der Lieferant führte den romanischen Familiennamen Maison, und die Steine wurden als „Naemsteyn“ bezeichnet.<sup>48</sup> Es handelte sich also um Namurer Blaustein, denn die flämische Form für Namur lautet bekanntlich Namen. Auch bei den im 15. Jahrhundert angelieferten Estrichsteinen muss es sich um Namurer Blaustein gehandelt haben.

Die Beschaffung von Blausteinen in Venlo durch das Stift Xanten legt zumindest die Vermutung nahe, dass auch die Blausteinplatte für die Grabplatte Heinrichs von Ossenbroich in Venlo angeliefert wurde. Immerhin war der Transportweg von Venlo nach Bockum bzw. zunächst zu einer Steinmetzwerkstatt erheblich kürzer als der von Aachen. Ähnlich könnten auch die Rohsteine für die 15 blausteinernen Grabplatten in der Pfarrkirche St. Nikolai in Kalkar,<sup>49</sup> darunter die für Hermann von Ossenbroich, in Venlo angeliefert worden sein; letztere Grabplatte ist, wohl durch ein technisches Versehen, in der „Heimat“ auf dem Kopf stehend abgebildet worden.

*Dr. Guido Rotthoff: Gebürtiger Krefelder. Nach Studium und Promotion Ausbildung am Institut für Archivwissenschaft in Marburg. Tätigkeiten im Hauptstaatsarchiv und in der Archivberatungsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland, von 1959 bis 1987 Leiter des Stadtarchivs Krefeld. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen. Dr. Guido Rotthoff ist einer der wohl profiliertesten Kenner der Orts- und Regionalgeschichte.*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> G. Rotthoff, Das Mittelalter, in: R. Feinendegen und H. Vogt (Hrsg.), Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Bd. 1, Krefeld 1998, S. 458 – 462.

<sup>2</sup> G. Rotthoff, Eine Karte des Dorfes Bockum von 1660, in: Die Heimat 48, 1977, S. 26f.

<sup>3</sup> G. Rotthoff, Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdingen (im Folgenden zitiert: UB Ue), Nr. 620. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Rheinland, Standort Düsseldorf (im Folgenden zitiert: LANWD), Kurköl, Lehen II 166, Urk. 5.

<sup>4</sup> Stadtarchiv Krefeld (im Folgenden zitiert: StaKR), 40/23 Nr. 25.

<sup>5</sup> LANWD, Kurköl II 2709 Bl. 61v.

<sup>6</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Akten 262 Bl. 117f.

<sup>7</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, in Akten 159.

<sup>8</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 283, 306. Ebd. Kurköl, Lehen II 166, Urk. 6, 7.

<sup>9</sup> Wie Anm. 7.

<sup>10</sup> In diesem, 1517 „opgen Hamme“ bezeichneten Zehntfeld besaß das Krefelder Kloster einen mit Apfelbäumen besetzten „Bongert“ (StaKR 40/21+ KUB III Nr. 4962).

<sup>11</sup> F. Gorissen (Bearb.), Urkunden und Regesten des Stiftes Montherberg-Kleve, Bd. I: Regesten 1-2846, Kleve 1989, Nr. 123, 258.

<sup>12</sup> Wie Anm. 11, Nr. 924-936, 958, 959. – Zur Familie van Asselt vgl. St. Frankewitz, Die Familie van Asselt im Gelderland und Umgebung, in: Epitaph für Gregor Hövelmann, hrsg. vom St. Frankewitz, Geldern 1987, S. 61 – 98.

<sup>13</sup> N. Andernach (Bearb.), Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. XI, Düsseldorf 1992, Nr. 2342.

<sup>14</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 107, Abschriften ebd., in Akten 159.

<sup>15</sup> Wie Anm. 14, Urk. 174.

<sup>16</sup> Wie Anm. 14, Urk. 113.

<sup>17</sup> Histor. Archiv des Erzbistums Köln, Pfarrarchiv St. Paul in Köln, B I 20. – Weitere Quellen in diesem Archiv, darunter ein Zehntverzeichnis von 1656, aufgeführt bei K.H. Schäfer, in: Annalen d. Histor. Vereins f. d. Niederrhein 76, 1903, S. 86, 105, 108, 110.

<sup>18</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 105, 106.

<sup>19</sup> Histor. Archiv des Erzbistums Köln, Pfarrarchiv St. Paul, Kopiar Bl. 17. – Zum nördlich der späteren Uerdinger Straße gelegenen Hof Kaulhausen oder Kuhles vgl. G. Buscher, Die Höfe Kaufhausen und Brüngen in Bockum, in: Die Heimat 22, 1951, S. 133.

<sup>20</sup> LANWD, Kurköl II 2709 Bl. 61.

<sup>21</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Akten 262 Bl. 113 – 114v.

<sup>22</sup> Wie Anm. 12.

<sup>23</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Akten 61, Ebd. Kurköl II 2710, gegen Ende, lateinisches Notariatsinstrument.

<sup>24</sup> Wie Anm. 11, Nr. 1206, 2085.

<sup>25</sup> Wie Anm. 11, Nr. 2370.

<sup>26</sup> Stadtarchiv Düsseldorf, Urk. 42 (Urk. von 1523). Knappes Regest bei F. Lau, Geschichte der Stadt Düsseldorf, Bd. I, Düsseldorf 1921, Abt. II Nr. 309.

<sup>27</sup> LANWD, Handschrift A II 3 Bl. 115-117. Dazu E. Wisplinghoff, in: Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd. I, Düsseldorf 1988, S. 272 mit irrtümlichen Jahresdatum 1513.

<sup>28</sup> Stadtarchiv Düsseldorf, Urk. 57. Knappes Regest bei Lau (wie Anm. 26) Nr. 335.

<sup>29</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Akten 262 Bl. 119-131. – J.P. Lentzen bietet (Geschichte des Kirchspiels Bockum, Fischeln 1888, ND Krefeld 2002, S. 20. Gleicher Text bei Lefranc-Lentzen, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Krefeld, 1889, S. 65) ohne Quellenangabe Auszüge aus einer Deskription des Bockumer Zehnten von 1636 mit einer Gesamtzahl von 1558 zehntpflichtigen Morgen.

<sup>30</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Akten 1337.

<sup>31</sup> K. Rembert, Haus Neuenhofen in Bockum und seine nächste Umgebung in der Vergangenheit, in: Die Heimat 21, 1950, S. 76-78. Rembert, der irrtümlich auch Haus



Neuenhoven bei Dyck betreffende Urkunden heranzog, fußte auf H. Keussen, Linn und seine Geschichte, in: Die Heimat, Krefeld 1876, Nr. 35, S. 137f.

<sup>32</sup> Wie Anm. 1, S. 482.

<sup>33</sup> LANWD, Kurköln, Lehen II 166, Urk. 8.

<sup>34</sup> LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 307.

<sup>35</sup> A. Ber = W. Vielhaber, Der Rittersitz Neuenhoven zu Bockum bei Krefeld, in: Die Heimat 6, 1927, S. 123.

<sup>36</sup> Vgl. G. Rothhoff, Lehns- und Ständewesen, in: Kurköln, Land unter dem Krummbstab, hrsg. vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Kreisarchiv Viersen, Arbeitskreis niederheinischer Kommunalarchivare, Kevelaer 1985, S. 271f.

<sup>37</sup> Wie Anm. 11, Nr. 258. Ebenso E. Dösseleer u. F.W. Oediger (Bearb.), Die Lehnregister des Herzogtums Kleve (Das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf und seine Bestände 8), Siegburg 1974, S. 721 Nr. 1147/2. – Am 22. September 1347 war Christina von Neuenhoven mit Neuenhoven, das ihr als Heiratsgut verschrieben war, belehnt worden (LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 384).

<sup>38</sup> Dösseleer/Oediger (wie Anm. 37), S. 727f. Vgl. ebd. S. 731.

<sup>39</sup> UB Ue Nr. 732 = LANWD, Herrschaft Hueth, Urk. 321.

<sup>40</sup> UB Ue Nr. 320. – Zur Stellung der „gesalten“ Erben vgl. W. Föhl, Der Bockumar Busch als Linner Gemarke, in: Die Heimat 27, 1959, S. 52 = Ders., Aufsätze aus zwei Jahrzehnten, Kempen 1976, S. 148.

<sup>41</sup> LANWD, Kurköln, Lehen II 166, Urk. 9.

<sup>42</sup> Wie Anm. 41 Nr. 10.

<sup>43</sup> Werner Kasig, Die Nutzung der geologischen Gegebenheiten durch Menschen im Bereich der Stadt Aachen, in: Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins 102, 1999/2000, S. 3 – 49, besonders S. 30, 47f.

<sup>44</sup> G. Rothhoff (Bearb.), Die Stiftskirche des hl. Viktor zu Xanten. Die Baurechnungen der Jahre 1438/39 bis 1491/92, Kevelaer 1975, Sp. 108, 119, 128, 131f., 138-141, 153, 224, 239f., 254.

<sup>45</sup> Zum Aufschlag vgl. W. Föhl, Der Landzoll der Ämter Uerdingen und Linn im Handels- und Zollwesen am Niederrhein (1600-1765), in: Uerdingen Festschrift zur

Siebenhundertjahrfeier der Rheinstadt, Krefeld-Uerdingen 1955, S. 148f.

<sup>46</sup> F. Nettesheim, Geschichte der Stadt und des Amtes Geldern, ND Kevelaer 1963, S. 124, 132.

<sup>47</sup> R.-G. Pistor u. H. Smeets, Die Fossa Eugeniana (Arbeitshefte des Landeskonservators Rheinland 32), Köln 1979 S. 9. – Zur Rode Beek im 14. Jahrhundert vgl. St. Frankewitz, Die geldrischen Ämter Geldern, Goch und Straelen im späteren Mittelalter (Veröff. d. Histor. Ver. f. Geldern und Umgegend 87), Geldern 1986, S. 308 – 311.

<sup>48</sup> St. Beissel, Die Bauführung des Mittelalters. Studie über die Kirche des hl. Victor zu Xanten, Freiburg 1889, I, S. 220, 225.

<sup>49</sup> H. P. Hilger, Kreis Kleve 2 Kaizer (Die Denkmäler des Rheinlandes, hrsg. von R. Wesenberg u. A. Verbeek), Düsseldorf 1964, S. 39 – 41. – Hinzuweisen wäre noch auf die blauen Grabplatten in oder an den Kirchen zu Kranenburg, Schenkenschanz und Uedern (Hilger, Kreis Kleve 5, Düsseldorf 1970, S. 29, 74, 107).

## Identität stiftet Zukunft – Gedanken zur Heimat Krefeld

von Michael Rothhoff

Anlässlich der gescheiterten Übernahme des Volkswagen-Konzerns durch die Porsche AG erschien am 8. Mai 2009 im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein Artikel mit dem bezeichnenden Titel „Schleudertrauma“. Dort lieferte Gerhard Stadelmaier eine bemerkenswerte Definition des Begriffs „Heimat“: „Könnte es nicht sein, dass sowohl [...] die Großen wie auch die Großtuer das Gefühl dafür verloren haben, was Heimat ist? Heimat meint hier ganz unkitschig: das der äußeren Größe innere Gemäße – und umgekehrt.“

Die Würdigung des herausragenden Engagements von Dr. Reinhard Feinendegen soll Anlass für einen Versuch sein, diese Definition des „Heimat“-Begriffs auf „unser“ Krefeld anzuwenden.

Wie stellt sich zunächst die äußere Größe Krefelds im Jahre 2009 dar? Mit seinen 230 000 Einwohnern, seiner Infrastruktur, dem hohen Freizeitwert seiner Peripherie, nicht zuletzt mit seinem kulturellen Angebot stellt Krefeld nach wie vor eine Größe dar, die den außen stehenden Betrachter durchaus zu beeindrucken vermag. Wer sich aber – etwa nach einigen Jahren der Abwesenheit – der Innenstadt nähert, dem drängt sich mit jedem Schritt die Frage auf: Was ist nur aus „meinem“ Krefeld geworden? Wo sind die Menschen geblieben, denen man den Wohlstand und das

Stilempfinden einer selbstbewussten Bürgerschaft ansieht? Der Blick auf den zahlreichen Leerstand und den Zustand vieler Immobilien führt zu der Frage: Ist den Krefeldern ihre Innenstadt überhaupt noch wichtig? Wer sind heute eigentlich „die“ Krefelder? Gibt es hier einen Unterschied zu früher?

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung Krefelds in den letzten zwei Jahrhunderten; mit der Wirtschaft wächst rasant die Zahl der Einwohner: Zwischen 1803 und 1905 von 5 000 auf 123 000 (x 25!), unterstützt durch Eingemeindungen zwischen 1905 und 1939 von 123 000 auf 170 000, nach dem Krieg lassen Flüchtlinge, Vertriebene, Übersiedler und „Gast“-Arbeiter die Stadt auf fast 240 000 Einwohner wachsen, durch Familiennachzug und Migrationsgewinn werden die Folgen des „Pillenknicke“ der 1960er-Jahre bis Mitte der 1990er-Jahre in etwa ausgeglichen. Die äußere Größe Krefelds hatte sich bis dahin kaum verändert.

Beim näheren Hinsehen zeigt sich jedoch heute ein ähnlicher Befund wie bei der Betrachtung der Immobilien in der Innenstadt. Die Einwohner Krefelds werden gemeinsam alt, wo auch immer ihre Wurzeln liegen mögen; der Anteil der jüngeren Bürgerinnen und Bürger wird dagegen ständig geringer. Zudem wird unter der letztgenannten Gruppe in wenigen Jahren die zweite bis dritte Generation

der aus anderen Ländern und Kontinenten Zugezogenen mit hoher Wahrscheinlichkeit die Mehrheit bilden. Zwar erleben sie Krefeld als Ort ihrer Kindheit und Jugend; können sie es aber auch als das empfinden, was die Alteingesessenen „Heimat“ nennen? Falls nicht, unterliegt die Zahl der Menschen, für die Krefeld mehr ist als ein geschätzter Wohnort, einer schleichenden Erosion. Dies kann und wird nicht ohne Folgen auf den (Mit-)Gestaltungswillen der Bürgerschaft bleiben. Die Konsequenzen kann der Betrachter, dessen Blick nicht durch das Festklammern an Erinnerungen getrübt ist, schon jetzt anhand mancher Quartiere der Innenstadt studieren. Der Prozess, der hier beschrieben wird, steht nämlich nicht am Anfang, er ist seit etwa einer halben Generation bereits im Gange. Und er wird sich fortsetzen, solange keine Anstrengungen unternommen werden, die über rein kosmetische Maßnahmen hinausgehen.

Bei der Beschreibung der Ursachen helfen monokausale Erklärungsversuche nicht weiter, es ist gerade das Zusammenwirken mehrerer Faktoren, das dazu geführt hat, dass viele Krefelder keine Antwort mehr finden auf die Frage nach der Identität ihrer Stadt im „Zeitalter nach Samt und Seide“.

Ein Blick ins Geschichtsbuch erleichtert die Identitätssuche. Zwei Jahrhunderte lang

ist die Entwicklung Krefelds durch Ankunft und Integration von immer neuen Zuzüglern geprägt, umliegende Dörfer mit eigener Geschichte werden zu Stadtteilen. Die Ausbildung einer alle Schichten verbindenden Identität hält mit dieser Entwicklung jedoch nicht Schritt, Bindungen an Konfession, Gesellschaftsschicht, frühere Dorfgemeinschaft oder Herkunftskultur behalten ihre Kraft. Hinzu kommt, dass zehntausende Zugezogene in der Stadt erst noch ihren Platz finden müssen; für ihre vollständige Integration zu „Krefeldern“ dürfen wir einen Zeitraum von zwei bis drei Generationen ansetzen. Die kulturelle Leistung der Integration aber, die Einheimische und Neubürger in den vergangenen zwei Jahrhunderten hier miteinander vollbracht haben, ist möglicherweise höher einzuschätzen als der wirtschaftliche Erfolg der Textilindustrie.

Überdies kommen die Zuzügler in eine Stadt, deren Regiment bis ins 20. Jahrhundert hinein fest in den Händen einer zahlenmäßig kleinen Oberschicht liegt. Von den wirklich wichtigen Entscheidungen bleibt die Masse der Bürgerinnen und Bürger bis 1918 weitgehend ausgeschlossen. Die demokratischen Ansätze nach Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts in der Weimarer Republik können sich unter den Bedingungen der Besatzung bis 1926 und der sozial bedingten Destabilisierung ab 1929 nicht entfalten. Von 1933 bis 1945 erstickt eine braun dominierte Obrigkeit jede demokratische Regung im Keim. Erst nach 1945 kann von einer von unten nach oben demokratisch legitimierten Regierung der Stadt gesprochen werden, die alten Eliten verlieren in dem Maße an Einfluss, in dem ihre wirtschaftliche Basis mit dem Absterben der Textilindustrie erodiert.

Dieser Strukturwandel betrifft freilich nicht nur die alten Samt- und Seidendynastien, auch viele andere familiengeführte Unternehmen geben auf oder werden von größeren Konzernen übernommen. Die Veränderung Krefelds vom Unternehmens- zum Produktionsstandort lässt das Interesse der Wirtschaft an der Entwicklung der Stadt spürbar sinken. Das Fehlen der Mäzene von Kultur- und Bildungseinrichtungen macht sich seit den 1990er-Jahren immer schmerzhafter bemerkbar. Trotz enorm gesteigerten Einsatzes können Sparkasse und Städtische Werke diese Lücke nicht schließen und müssen sich in jüngster Zeit dafür auch noch kritisieren lassen.

Das Schicksal des Strukturwandels teilt Krefeld mit vielen anderen Städten; auch die schwierige Haushaltssituation ist keine Krefelder Besonderheit. Deren Ursachen sind ebenfalls nicht allein hier zu suchen, sie sind vorrangig darauf zurückzuführen, dass höheren Orts gerne Gesetze beschlossen werden, deren Folgen die ausführende Ebene bezahlen darf. Die besondere Herausforderung für Krefeld liegt vielmehr darin, dass hier ein

wirtschaftlicher mit einem gesellschaftlichen Strukturwandel parallel läuft. Das ehemals tragende Bürgertum befindet sich im Rückzug, eine rapide Überalterung des Mitgliederbestands kennzeichnet fast alle Vereine, ebenso die politischen Parteien ohne Unterschied der Couleur. Wohin auch immer der interessierte Bürger auf der Suche nach „dem Bürgertum“ geht, beim Blick auf die Köpfe dominiert mit überwältigender Mehrheit die Farbe weiß. Es ist wohlfeil zu kritisieren, dass seit Jahrzehnten immer dieselben Namen auf dem Wahlzettel stehen, die Frage kann nur lauten: Wo bleiben die Nachwachsenden? Kapitulieren sie vor dem Beharrungswillen der Älteren oder fehlen ihnen Interesse und Zeit für die Mitgestaltung ihres Gemeinwesens? Vielleicht liegt einer der Gründe auch darin, dass es so viele für eine Mitgestaltung Qualifizierte nach Erlangung der Qualifikation gar nicht mehr in ihre Heimatstadt zurückzieht, weil sie infolge des wirtschaftlichen Strukturwandels hier keine Chancen für sich erkennen können? Die entsprechenden Nachwachsenden sind möglicherweise in ausreichender Zahl gar nicht mehr in der Stadt vorhanden. Eine Hochrechnung dieses Befunds auf die nächsten zehn bis zwanzig Jahre sollte in jedem Fall Anlass zu ernstlichen Überlegungen sein.

Die Bereitschaft zum Engagement setzt die Identifizierung mit dem Objekt des Engagements voraus. Alle Lösungsansätze kreisen also um den Begriff der Identität, wir kehren immer wieder zu ihm zurück. Was also ist die Identität, das „innere Gemäße“ Krefelds? Identität entsteht nicht bei der Suche nach „Alleinstellungsmerkmalen“ durch auswärtige Werbeagenturen, sie kann auch nicht das Ergebnis einer Marketing-Strategie sein, sie stellt das Bild dar, das sich die Bürgerinnen und Bürger selbst von „ihrem“ Lebensmittelpunkt machen.

Hier gilt zunächst das Motto: „Realitäten anerkennen“, auch wenn es weh tut. Mit „Samt und Seide“ wird bis heute die Erinnerung an die goldene Zeit unserer Stadt wach gehalten. Dabei wird ausgeblendet, dass mit diesem Begriffspaar nicht nur Aufstieg, sondern auch Niedergang verbunden ist. Nehmen wir also endgültig Abschied von einer Vergangenheit, die vergangen ist. Der angemessene Platz für „Samt und Seide“ ist das Textilmuseum oder ein stadtgeschichtliches Museum, falls es dies eines Tages geben sollte. Ein zweiter Punkt: Trotz Verlust fast aller qualifizierenden Elemente wird immer noch gerne der Begriff „Oberzentrum“ mit Krefeld in Verbindung gebracht, bezeichnender Weise ausschließlich von Krefeldern. Auch hier ist ein „Loslassen“ angezeigt. Wo die Grundstücke am leichtesten zu vermarkten sind, je näher sie zu Autobahn oder S-Bahn nach Düsseldorf liegen, ist diese Bezeichnung schlicht anachronistisch geworden. Das ewig bemühte „Upsizing“ gibt Krefeld nur dem Gelächter seiner Umgebung preis. Die Titulierung als „Pommestube“ durch einen Düsseldorfer

Oberbürgermeister erregte nur noch in Krefeld die Gemüter, blieb ansonsten aber ohne Widerspruch. So ist das nun einmal, wenn die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu groß geworden ist.

Vom Ballast der Vergangenheit befreit, fällt die weitere Suche nach Identitätsfaktoren für das 21. Jahrhundert leichter. Mentales „Downsizing“ heißt das Gebot der Stunde. Stellen wir uns vor den Spiegel und sprechen wir es aus: „Ja, Krefeld ist Provinz. Wir bekennen uns dazu. Wir haben es nicht (mehr) nötig, uns größer zu machen, als wir tatsächlich sind.“ Diese Ehrlichkeit tut gut und markiert einen ersten wichtigen Unterschied, auch und gerade zum großen Dorf im Süden.

Wir haben uns angewöhnen lassen, dass der Begriff „Provinz“ negativ besetzt ist, oft mit einem ironischen Lächeln verwendet wird. Davon sollten wir uns nicht einschüchtern lassen, sondern selbstbewusst die positiven Inhalte gegenüberstellen. Zum Charme der Provinz gehört das menschliche Maß, das gerade in der Anonymität von Ballungszentren buchstäblich unter die Räder kommt. Provinz bedeutet „Entschleunigung“ und Überschaubarkeit, wonach sich der globalisierte Mensch doch eigentlich sehnt. Mit anderen Worten: Provinz bietet eine Lebensqualität eigener Güte. Könnte es das nicht sein: Krefeld, ein Groß-Dorf mit Vollversorgung? Mit diesem Verständnis sollte es nicht schwer fallen, die Bezeichnung „Provinz“ als Titel innerlich und äußerlich anzunehmen.

Welchen unverwechselbar „kriewelschen“ Inhalt geben wir nun unserer Provinz? Seit Jahrhunderten ist diese Stadt geprägt von einem ständigen und vor allem erfolgreichen Prozess der Integration von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Anschauung. Die Samt- und Seidenepoche war der Nährboden, auf dem sich dieser Erfahrungsschatz bilden konnte. Sein Inhalt aber ist zeitlos gültig und verwertbar. Man muss sich dieses Schatzes nur bewusst werden und ihn für die Zukunft dieser Stadt nutzbar machen. Kann es für die Aktivierung dieses Schatzes einen besseren Rahmen geben als die überschaubaren Strukturen einer Provinzstadt wie Krefeld?

Wo lässt sich diese Identität, also dieses „innere Gemäße“, verorten? Es ist nicht die Peripherie, wie schön und liebenswert sie auch immer sein mag, es ist und bleibt die Innenstadt, das Herz der Stadt. Hier, auf engstem Raum, bauten Katholiken, Reformierte, Lutheraner, Mennoniten und Juden ihre Gotteshäuser und übten sich schon lange in friedlichem Zusammenleben, während andernorts noch „cuius regio, eius religio“ praktiziert wurde. Dass die Jahre 1933 bis 1945 auch hier eine beklagenswerte Ausnahme bilden, muss ehrlicherweise betont werden. Der Handel mag sich inzwischen vielfach auf der grünen Wiese abspielen, aber der angestammte Ort

des Wandels und des Zusammenkommens ist nach wie vor die Innenstadt.

Wie aber sind „die“ Krefelder mit ihrer Innenstadt in den letzten Jahrzehnten umgegangen? Mit den Antworten auf diese Frage nähern wir uns einem wohl gehüteten Tabu: dem Unterschied zwischen öffentlichem Bekunden und praktizierter Wirklichkeit in Krefeld, dem Abstand zwischen Wort und Tat. Legion sind die verbalen Bekenntnisse zum „Lebensraum Innenstadt“, tatsächlich erfolgte eine Abstimmung mit den Füßen. Mehrheitlich wurde entschieden, dass die Innenstadt keinen attraktiven Lebensraum, vielmehr ein bevorzugtes Quartier für sozial Benachteiligte und – politisch korrekt – „Migranten“ darstellt. Wer auf sich hielt, zog auf die grüne Wiese oder gleich ins preisgünstige Umland. Bezeichnend ist ein Aufruf um Unterstützung für eine neue Orgel an St. Dionysius – mit Absender aus Willich.

Die Abstimmung mit den Füßen war verbunden mit dem Verkauf der Immobilien. „Investoren“ wurde das weitere Schicksal der Innenstadt überlassen. Heute muss der Oberbürgermeister bei auswärtigen Eigentümern betteln gehen, wenn es um die Auffüllung von „Zahnlücken“ geht, den Erfolg dieser Bemühungen kann man sehen. Die vielen leer stehenden Wohnungen und Geschäfte dokumentieren jedoch den Teufelskreis, in dem viele Eigentümer stecken: Die Höhe der erzielbaren Mieten erlaubt keine Investitionen, Häuser, in die nicht investiert wird, finden keine Mieter. Und wo die Kaufkraft fehlt oder nicht hingeht, schließen die Geschäfte. Anhand des „Behnisch-Baus“ ist abzulesen, was denjenigen widerfährt, die diese Realitäten ignorieren: Die ursprünglichen Bauherren mussten Insolvenz anmelden, das Haus befindet sich heute zu einem „marktgerechten“ Preis in der Hand von Eigentümern, die die Situation genauer kennen. Das Kommen und

Gehen der Mieter spiegelt den „Bedarf“ nach einem solchen Gebäude bis heute sehr realistisch wider.

Unter den Krefeldern ist nun offenbar kaum noch jemand bereit oder in der Lage, die bauliche Situation in der Innenstadt zum Besseren zu wenden. Zwar leisten Sparkasse und Volksbank an Rheinstraße und St.-Anton-Straße, was in ihren Kräften steht, für weitere Vorhaben aber bleibt nur die vage Hoffnung auf auswärtige Investoren. Diese werden – verständlicherweise – ihre Vorhaben nicht vorrangig nach städtebaulichen Kriterien, sondern unter Renditegesichtspunkten in Angriff nehmen. Wer die Innenstadt mit ehrlichem Auge betrachtet, weiß die Botschaft des Marktes zu deuten. Sie ist kein Kompliment für Krefeld.

Resignation oder das Warten auf einen „deus ex machina“ helfen nicht weiter. Eine Überlegung kann vielleicht einen ersten Ansatzpunkt für einen selbstbestimmten Weg zur Besserung liefern. Viele, die in den 1960er- und 70er-Jahren aus der Innenstadt in ihr Eigenheim ins Grüne zogen, befinden sich inzwischen in einem Alter, in dem das Haus nach Aus- und Wegzug der Kinder zur Last geworden ist. Noch sind für diese Eigenheime Preise zu erzielen, mit denen eine altersgerechte Eigentumswohnung in der Innenstadt bezahlt werden könnte. Vielleicht gibt es ja sogar Nachbarn in der Peripherie, die den gleichen Gedanken hegen und als Eigentümergemeinschaft ihren Weg in der Innenstadt gemeinsam weitergehen wollen, unter tatkräftiger Flankierung durch die Stadt. Wie es zu aller Vorteil gelingen kann, dass aktive Senioren einen maßgeblichen Beitrag zur Revitalisierung einer fast schon aufgegebenen Innenstadt leisten, ist in sehr anschaulicher Weise in der Stadt Görlitz zu studieren. Es ist nicht ehrenrührig, vom Osten zu lernen. Und es wären Krefelder, die innerhalb Krefelds

umziehen, keine Auswärtigen. Es müsste nur einer anfangen.

Hier könnte Krefeld das tun, was es am liebsten tut, die Avantgarde bilden und ein „Krefelder Modell“ kreieren. Endlich könnte sich einmal etwas entwickeln, was nicht schon überall sonst bereits verwirklicht ist, wie etwa mit dem Bau des Millionengrabes „König-Palast“. Ein wirkliches Modell könnte dann entstehen, wenn sich der Revitalisierungsimpuls mit der Aktivierung der Integrationserfahrung kombinieren ließe: Die Erneuerung der Innenstadt als gemeinsame Aufgabe für Alteingesessene und integrationsbereite Mitbürger aus anderen Ländern, von denen ja viele ohnehin schon hier geboren und aufgewachsen sind. Der Identitätsfaktor eines solchen Projekts ist kaum hoch genug zu veranschlagen. Es einmal mehr geschafft zu haben, aus einem Nebeneinander ein Miteinander zu machen, könnte Krefeld ein wirklich fundiertes Selbstbewusstsein verschaffen und zu ungeahnter Attraktivität verhelfen. Es wäre mit sich selbst wieder identisch. Mit anderen Worten: Die äußere Größe und das innere Gemäße bildeten eine harmonische Einheit. Und in dieser Harmonie wäre Krefeld nicht nur eine schätzenswerte, sondern eine lebenswerte Heimat im reinen Sinne dieses dynamischen und zeitlos gültigen Begriffs.

Mit diesem Ausblick in die Zukunft sei Dr. Reinhard Feinendegen, einem um das Erbgut dieser Stadt hoch verdienten Mitbürger, für sein jahrzehntelanges Engagement von Herzen Dank und Anerkennung ausgesprochen.

*Michael Rotthoff: Geboren in Krefeld. Studium von Geschichte, Latein und Rechtswissenschaften an der Universität Bonn. Abschluss als Magister. Seit 1989 ist er bei der Sparkasse Krefeld zuständig für die Bereiche Stiftungen und historisches Archiv.*

## Im Wort Heimat spiegelt sich das Vergangene und das Zukünftige

von Helmut Sallmann

Im Wort Heimat spiegelt sich das Vergangene und das Zukünftige. Sie ist für mich aber gleichzeitig auch Motivation, sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen.

Beschränkt man die Heimat auf die ursprüngliche und auch heute noch gängige Bedeutung, ist der Umgang mit ihr unproblematisch. Heimat ist der Ort oder Landstrich, wo man

geboren, aufgewachsen ist oder sich ständig freiwillig aufhält. Etwas differenzierter ist es für einen Menschen, der sich von seinem früheren Wohnort entfernt hat und auf die Frage nach seiner Herkunft antwortet: „Meine Heimat ist...“, die Antwort kann man so deuten, dass er sich noch mit seinem alten Wohnort identifiziert. Fragt man ihn nach seinem neuen Wohnort und er antwortet: „Meine

neue Heimat ist...“ (Wahlheimat oder zweite Heimat), beweist dies, dass er sich an seinem jetzigen Wohnort auch zu Hause fühlt. Schon hier deutet sich an, dass eine Vielzahl von Inhalten bei der Bestimmung der Heimat möglich ist.

Für mich als Krefelder, der hier geboren und aufgewachsen ist – wie meine Vorfahren – ist

die Situation übersichtlich. Ich lebe in meiner Geburts- und Heimatstadt, ein wünschenswerter Zustand für einen heimatverbundenen Menschen. Mir fehlt dabei aber der verklärte Gesichtsausdruck, wenn ich über meine Heimatstadt spreche. Für mich ist Heimat mehr als nur ein geografischer Ort, sondern auch das Empfinden, sich mit diesem Ort identifizieren zu können. Diese Identifikation ist nicht ungetrübt und häufig Belastungen ausgesetzt.

Im Privaten bedeutet für mich Heimat: Herkunft, Orte, Geschehnisse und Menschen. Diese vier Merkmale haben bei mir eine enge Bindung an diese Stadt bewirkt, aus der ich mich nicht einfach lösen könnte. Erstmals habe ich mich in den 1970er Jahren mit der Heimat beschäftigt, als mir meine Tante die Geburtsurkunde meines Großvaters übergab, dieser wurde 1874 in Krefeld geboren. In dieser Urkunde sind auch der Name und das Alter seines Vaters vermerkt. An Hand der Personenstandsbücher Krefelds (damals noch im Archiv des Standesamtes im Flohschen Haus) und einer sehr hilfsbereiten Mitarbeiterin war es nicht schwer, setzt man den Geburtsort Krefeld als gegeben voraus, den weiteren Vorfahren auf die Spur zu kommen. Der erste, der in das von den Franzosen neu eingerichtete zivile Personenstandsregister eingetragen wurde, war Friedrich August Sallmann.

#### **Auszug aus dem Personenstandsbuch für das Jahr 1800 Lfd. Nr. 218**

*Heute, am 18 April, im Jahre acht nach Gründung der französischen Republik, sind vor mir, Conrad Lohmann, Standesbeamter des Kantons Crefeld – gewählt am 15 ..., zur Bestätigung der Geburten, Heiraten und Todesfälle – im öffentlichen Saal des Rathauses erschienen: Joh. Sallmann, Bediensteter, im Alter von 39 Jahren und wohnhaft zu Crefeld, begleitet von Peter Schoenmaker, Arbeiter im Alter von 30 Jahren und Sophie Spiess, im Alter von 21 Jahren, beide wohnhaft zu Crefeld, und hat mir, Conrad Lohmann, bekundet, daß seine rechtlich angetraute Ehefrau Marie Catherine Greffraths gestern, am 17. 4. 1800, um 7.30 Uhr abends, niedergekommen ist zur Geburt eines männlichen Kindes, das er mir vorstellte und dem er die Vornamen Friedrich August gab.*

*Nach dieser Erklärung, welche mir durch Peter Schoenmaker und Sophie Spiess als der Wahrheit gemäß bestätigt wurde, und bei Vorstellung des Kindes vom Vorbenannten, habe ich kraft meines Amtes dieses vorliegende Schriftstück abgefaßt, daß Joh. Sallmann Vater des benannten Kindes ist und durch die beiden Zeugen Peter Schoenmaker und Sophie Spiess und mir unterschrieben wurde.*  
Gegeben im Rathaus

(Das Original ist in französischer Sprache abgefaßt.)

Nun aber sagen die statistischen Daten über die Herkunft meiner Familie noch nichts über

mein persönliches Empfinden für Heimat aus. Hierfür sind die in enger Abhängigkeit stehenden Merkmale wie Orte, Geschehnisse und Menschen entscheidend. Diese verändern sich zudem noch ständig. Sei es, dass die Orte der Geschehnisse von einst verschwinden, dass die Menschen fehlen, mit denen man Dinge erlebt und unternommen hat oder die Begebenheiten selbst ihren einstigen Wert verloren haben. Es sind häufig Geschehnisse aus der Kindheit und Jugend, die das Bewusstsein für Heimat auf Dauer prägen, wie das Spielen in den Trümmern der vom Krieg zerstörten Häuser in der Innenstadt, nach damaligem Empfinden ein Abenteuer, erste Fahrten mit den Georgspfadfindern zum Zelten am Egelsberg, ins Hülsener Bruch (damals noch erlaubt) oder zum Wolfsberg mit den Leitgestalten und Vorbildern Willi Gobbers und Hans Opdenberg. Einschulung 1945 in die Josefschule bei Fräulein Krüsemann (mit Schulspeisung), das Erwachsenwerden in der Lehre bei Kleinewefers/Dornbusch, heute Voith, (1953 mit 15 Jahren) bei meinem Wegweiser, Herrn Walter Gmyrek und dem späteren Studium über den zweiten Bildungsweg an der Staatl. Ing.-Schule für Maschinenwesen, der heutigen Hochschule Niederrhein mit Direktor Dr. Wüstenhubbe und den Professoren Laufs und Broermann.

Diese wenigen Stationen meines Lebens deuten auch schon die drastischen Veränderungen im eigenen und gesellschaftlichen Leben der Nachkriegszeit an. Wenn ich heute durch die Stadt gehe oder fahre, begegnen mir noch viele Stationen meines Lebensweges. Überall hat man Menschen, die Freunde wurden, kennengelernt, die die Verbundenheit mit dieser Stadt gestärkt haben. Manche der Verbindungen haben sich wieder gelockert oder gelöst, so dass auch die Gesprächslinien in die Vergangenheit schwächer geworden sind. Ein wichtiger Faktor war immer auch die verwandtschaftliche Beziehung zu den zahlreichen Geschwistern meiner Mutter. Diese Bindungen waren insbesondere in Nachkriegsjahren von großer, auch existenzieller Bedeutung und haben bei mir das Gefühl für Heimat verstärkt. Diese und viele andere Anker gibt es nicht mehr, denn diese Bindungen sind zeitbedingt verschwunden. Alte Freundschaften blieben bestehen, andere wurden erfreulicher Weise wieder belebt. Es sind natürlich auch viele neue Kontakte und Bindungen unterschiedlichster Art entstanden.

Was rein geografisch für mich Heimat ausmacht, sind die landschaftlichen Gegebenheiten Krefelds und seiner Umgebung, wie ich sie kenne und mit denen ich vertraut bin, aber auch Dinge, die in der Entwicklung dieser Stadt liegen, die ich schon seit meiner Jugend verfolge. Da ich diese Stadt als meine Heimat betrachte, lege ich andere Maßstäbe an ihre Entwicklung an als ein außen stehender Betrachter. Die Auseinandersetzung mit den realen städtischen Strukturen spielt für mich neben der persönlichen Erlebnisstruk-

tur der Vergangenheit eine große Rolle. Ein Teil dessen, was man als zur Heimat gehörig zählt, verändert sich dabei permanent oder verschwindet sogar ganz.

Für mich ist es eine Minderung an Heimat, wenn in der Innenstadt seit Jahrzehnten keine neuen identifikationsstiftenden Strukturen oder Gebäude mehr entstanden sind. Obwohl ich ja Zeitzeuge und Bürger bin und noch nicht den historischen Abstand habe, behaupte ich, die entstandenen Großbauten, das Hochhaus am Bleichpfad, das Kaufhaus Horten, das Seidenweberhaus und auch der Behnisch-Bau konnten und können keine Identität stiften. Diese Gebäude tragen sicher nicht zum wiederbelebten Krefeld-Gefühl „Stadt wie Samt und Seide“ bei. Einige stehen ja schon jetzt nach ca. 35 Jahren wieder zur Disposition. Es sind nach dem Krieg nur wenige qualitativvolle Großbauten entstanden oder wieder hergestellt worden. Die Volksbank hat jetzt die einmalige Chance, am Dionysiusplatz das Bild Krefelds zu heben. In den Stadtteilen sieht das schon anders aus, hier ist oft in bemerkenswerter Eigeninitiative restauriert und qualitativvoll gebaut worden.

Selbst im Kleinen ist aber häufig auch eine Stadtplanung nicht erkennbar. Wie kann es sein, dass es an einem zentralen und historisch bedeutsamen Platz wie dem Neumarkt noch eine Baulücke aus dem II. Weltkrieg gibt und auch die Platzgestaltung hier überwiegend aus Mobiliar der angrenzenden Cafés besteht. Unser mutiger Oberbürgermeister verdient ein Lob, dass er veranlasst hat, der Identifikationsmeile aller Krefelder, dem Ostwall, wieder ein Gesicht zu geben, und will auch dem größten Beispiel teurer und sinnloser Geldverschwendung zu Leibe rücken: dem Bahnhofsvorplatz. Hier müssen jetzt die Planungsfehler, die durch die Tunnelquerungen entstanden sind, wieder beseitigt werden. Diese haben Jahrzehnte lang eine sinnvolle Gestaltung des Bahnhofsvorplatzes verhindert. Der Weg zur „Stadt wie Samt und Seide“ ist noch sehr weit, muss aber unbedingt gegangen werden. Das Ergebnis wird an der Praxis gemessen, nicht an bunten Flyern und Fahnen. Ich habe das Zitat des damaligen Berliner Regierenden Bürgermeisters Ernst Reuter etwas abgewandelt und spreche an alle Mitbürger die Bitte aus: Krefelder, seht auf Eure Stadt!

An dieser Stelle möchte ich über meine derzeitigen Aktivitäten, die in der Verbundenheit mit meiner Heimat begründet sind, sprechen. Um einen Beitrag zur Geschichte der Region zu leisten, habe ich die Vergangenheit meines Wohnortes Forstwald neu entdeckt. Der Forstwald ist zwar der jüngste Stadtteil Krefelds, aber von der Geschichte her auf das engste mit dem einstigen Creyvelt verbunden. Noch vor der Stadterhebung Krefelds, schon 1372, wurde von den Kölner Kurfürsten eine markante Trennlinie, die Landwehr, zwischen dem Areal Forstwald, das damals

zum Amt Kempen gehörte, und der zu Moers gehörenden Herrlichkeit Creyvelt gezogen.

Diese neue Grenzziehung war wegen der damit verbundenen Trennung vom Kempener Byfang (Gerichtsbarkeit) für Creyvelt von großer Bedeutung. Erhielt es doch damit neben dem schon vorhandenen Marktrecht auch die Gerichtsbarkeit. Das war für den Grafen von Moers wohl auch Anlass, 1373, nur ein Jahr nach dem Bau der Landwehr, sich beim damaligen Kaiser, Karl IV., die Stadtrechte für seinen winzigen Flecken Creyvelt bestätigen zu lassen. Im 19. Jahrhundert machte die mennonitische Krefelder Kaufmannsfamilie Schumacher den Forstwald zu dem, was er heute ist.

In den vergangenen Jahren konnte ich eine Anzahl von Broschüren und Büchern über Elemente der hiesigen Region veröffentlichen. Diese wurden von den Menschen im Krefelder Westen, aber auch in der Gesamtstadt, mit großem Interesse angenommen. Die Herausgabe der verschiedenen Broschüren und auch meines letzten Buches „Krefeld-Forstwald – Geschichte und Gegenwart“ hat mir große Freude bereitet, insbesondere auch wegen der damit verbundenen Recherchen. Ich möchte aber betonen, dass mir dies ohne den Rat und die Unterstützung unseres Ehrenvorsitzenden, Herrn Dr. Reinhard Feinendegen, nicht gelungen wäre. Ihm danke ich an dieser Stelle noch einmal herzlich.

Bei meiner Arbeit gehe ich in idealer Weise meinen heimatkundlichen und geschichtlichen Neigungen nach und kann dabei noch einen Beitrag zur Heimatkunde der Region leisten. Ich hoffe, dass das Interesse der Menschen in der Region und in der Stadt an ihrer Geschichte und Heimat so groß bleibt wie bisher.

*Helmut Sallmann: In Krefeld geborener Maschinenbau-Ingenieur, seit 1971 mit seiner Familie im Forstwald wohnend; vielseitig archäologisch und geschichtlich interessiert, engagiert er sich seit Jahren für die Geschichte und die Geschehnisse des Krefelder Stadtteils Forstwald, unter anderem durch Vorträge, Führungen und Buchveröffentlichungen.*

## 50 Kilo Heimat für Berlin

von Bernd Scheelen

Über die Einladung, für den vorliegenden Band aufzuschreiben, was „Heimat“ für mich persönlich bedeutet, habe ich mich sehr gefreut. Im 80. Jahr gibt der Verein für Heimatkunde e.V. Krefeld sein angesehenes Jahrbuch „Die Heimat“ heraus. Wer etwas über Krefeld oder den Niederrhein wissen möchte, wird in dieser weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten Krefelder Institution fündig. Dass nun, zu Ehren von Reinhard Feinendegen, der den Verein in 33 Jahren zu dem gemacht hat, was er heute ist, die subjektiven, auch lebensgeschichtlich bedingten Seiten des „Heimat“-Empfindens von Krefelderinnen und Krefeldern festgehalten werden, ist ein spannendes Projekt, das mich neugierig macht.

Für mich bedeutet Heimat Zugehörigkeit und Identifikation. Als echter Krefelder mit Hamburger Ursprung habe ich die Erfahrung, eine vertraute Umgebung zu verlassen, als Achtjähriger einmal machen müssen. Kinder sind in vielen Dingen sehr konservativ, sie tun sich zunächst schwer mit Veränderungen und wollen, dass die Dinge bleiben, wie sie sind. Der Abschied von Hamburg ist mir schwer gefallen. Vielleicht weiß ich deshalb besonders zu schätzen, was mir Krefeld, seit über fünfzig Jahren meine Heimatstadt, bedeutet. Krefeld ist eine wunderschöne, grüne, traditionsreiche Stadt mit liebenswerten und engagierten Menschen. Ein besonderes Charakteristikum Krefelds scheint mir zu sein, dass es viele Schätze hat, die noch gehoben werden wollen. Dabei denke ich beispielsweise an die Auswanderung der 13 Krefelder Familien im Jahre 1683 – ein bedeutendes Ereignis der

Krefelder Stadtgeschichte, das es wert ist, stärker betont zu werden. Für mich ist Krefeld eine Stadt auf dem Weg.

Und damit bin ich bei einer weiteren Bedeutung, die Heimat für mich hat. Denn als Politiker sind Zugehörigkeit und Identifikation mit Krefeld und seinen Menschen für mich der Antrieb, aktiv zu werden, zu handeln und zu verändern. Es ist der Impuls, zurückgeben

zu wollen, was man bekommen hat. Man will das Beste für diejenigen, die einem am Herzen liegen.

In Krefeld habe ich die Erfahrung machen dürfen, dass man mit Engagement und Geschick vieles bewegen kann. Beispielsweise als ich mich dafür einsetzte, dass die Straßenbahn auf der Kölner Straße im Zentrum von Fischeln zweigleisig fahren sollte. Viele



wollten das zunächst nicht. Heute wird deutlich, dass erst durch diese Umgestaltung der Aufschwung Fischelns möglich war. Auch der inzwischen über 30 Hektar große Stadtpark Fischeln ist ein Beispiel dafür. Innerhalb eines Jahrzehnts ist dort mit Spenden ein Naherholungsgebiet entstanden, das nach dem Vorbild niederrheinischer Landschaft gestaltet ist und täglich von vielen Menschen genutzt wird.

Politik heißt für mich, die Lebensumstände der Menschen positiv zu gestalten. Das war als Bezirksvorsteher in Fischeln so und ist es immer noch, als Ratsmitglied, Bürgermeister und Bundestagsabgeordneter. Und vielleicht bin ich wegen dieses Gefühls der Zugehörigkeit zu meiner Stadt Kommunalpolitiker Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion geworden. Mein ganz persönlicher Imperativ lautet: Was ich für Krefeld will, muss ich für alle anderen Städte und Gemeinden auch wollen.

## Das Kunstwerk

Ein ganz besonderes Erlebnis, das an diese Stelle passt, hatte ich im Jahr 2000. Im April diskutierte der Deutsche Bundestag über den Entwurf für eine Installation des Konzeptkünstlers Hans Haacke für den nördlichen Innenhof des Reichstagsgebäudes. Der Künstler hatte vorgeschlagen, in Korrespondenz zu der historisch belasteten Inschrift „Dem Deutschen Volke“ von 1916 am Westportal des Reichstagsgebäudes, in dem Innenhof, einen 21 Meter langen und 7 Meter breiten Holzkasten aufzustellen, in dem der leuchtende Schriftzug „Der Bevölkerung“ in Erde aus allen 329 Wahlkreisen gebettet werden sollte. Wachsen sollte zwischen den Buchstaben, was sich von selbst dort einsäen würde.

Mit diesem Entwurf traf Haacke die junge Berliner Republik an einem Punkt, der diskutiert werden musste. Die symbolische Verwendung von Erde, die alle Abgeordneten aus ihren Wahlkreisen mitzubringen aufgefördert waren, und der spannungsgeladene Bezug zum Begriff „Volk“, der ja selbst in dem wissenschaftlich-nüchternen Wort „Bevölkerung“ noch vorkommt, brachte heftige

Kontroversen mit sich. Die einen wehrten sich gegen eine „Distanzierung des Deutschen Bundestags von seinem eigenen Volk“ (Volker Kauder), andere fühlten sich an den nationalistischen Mythos von Blut und Boden erinnert.

Ich bin, wie viele andere, von Haackes Idee von Anfang an begeistert gewesen. Mein Kollege Gerd Weisskirchen formulierte in jener Debatte am 5. April: „Hier werden nicht die Widmungen ‚Dem deutschen Volke‘ und ‚Der Bevölkerung‘ als Feindbegriffe einander gegenüber gestellt, sondern beide Begriffe werden zueinander gestellt, um miteinander einen Dialog zu führen über die Frage: ‚In welcher Gesellschaft wollen wir künftig leben?‘“ Der Künstler hat selbst betont, dass mit „Bevölkerung“ diejenige Gesamtheit von Menschen gemeint ist, die Artikel 3 des Grundgesetzes vor Diskriminierung schützt. Alle, die in diesem Staat leben, sind vor dem Gesetz gleich und niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Allen diesen Menschen ist das Gebäude, genau gesagt, die Politik, die dort gemacht wird, gewidmet.

Für mich hat Haacke damit einen Ausdruck für unser heutiges demokratisches Verständnis davon gefunden, was man mit „Zugehörigkeit“ oder auch „Heimat“ beschreiben kann. Für mich steht die Erde, in der sich innerhalb des vorgegebenen Rahmens frei entfalten kann, was sich entfalten will, für eine Gesellschaft, die sich innerhalb der Vorgaben unserer demokratisch beschlossenen Gesetze entfalten kann.

Mit 260 zu 258 Stimmen wurde Haackes Entwurf angenommen. Zu meinen Besuchern im Bundestag pflegte ich im Scherz zu sagen, dass es meine Stimme war, die dem Kunstwerk die Mehrheit brachte, was mit Recht auch jeder andere Befürworter von sich sagen kann.

Das Abstimmungsergebnis warf allerdings Fragen auf: Wie transportiere ich 50 Kilogramm Krefelder Erde nach Berlin? Von wel-



chem Ort in Krefeld sollte die Erde kommen? Fest stand für mich, dass ich innerhalb der von Haacke begonnenen Symbolik bleiben wollte. Entsprechend der Inschrift „Der Bevölkerung“ sollte Krefelder Bevölkerung daran beteiligt sein, die Erde nach Berlin zu bringen. So füllten im August 2000 22 Schüler vom Berufskolleg Uerdingen unter der fachkundigen Anleitung von Professor Renate Piring Erde von einer der ältesten Grabungsstätten Krefelds, dem Gräberfeld in Gellep-Stratum, in 1-kg-Gefrierbeutel. Wenig später brachten 28 Schüler des Maria-Sybilla-Merian-Gymnasiums Erde vom römischen Bauernhof aus dem 2. Jh. vom Hanninxweg in Fischeln nach Berlin. Damit die Krefelder immer wissen, wo ihre Erde liegt, haben wir sie um den Buchstaben „k“ ausgeschüttet. Dort liegt sie bis heute und ist, wie das Foto zeigt, äußerst fruchtbar.

*Bernd Scheelen: Bürgermeister, seit 1979 im Krefelder Stadtrat, Vorsitzender der Krefelder SPD, seit 1994 Mitglied des Bundestages.*

# Keine belanglose Fragestellung

von Winfried Schittges

Die Erfahrung lehrt uns: Je belangloser eine Fragestellung ist, desto leichter fällt es uns zumeist, eine mit Argumenten unterfütterte Antwort zu formulieren. Wenn sich allerdings eine Frage auf etwas uns selbstverständlich Erscheinendes bezieht, ist die Antwort selbst stets noch viel klarer und entschiedener als im erstgenannten Fall, die Vorbringung konkreter Argumente, die unsere Position untermauert, fällt uns dagegen schwerer.

Die Forderung, ursprünglich vorhandene Selbstverständlichkeiten aufzugeben und durch den Einsatz des Verstandes zu anderen, von diesen abweichenden Gewissheiten zu gelangen, steht geistesgeschichtlich am Beginn unseres Weges in die Neuzeit. Auch heute noch wird sie, sowohl in ihrem Gehalt als auch in ihren Konsequenzen, von der Mehrheit unserer Zeitgenossen bejaht.

Was aber, wenn diese Herangehensweise falsch ist?

Was, wenn uns in Wirklichkeit nicht das von uns als selbstverständlich Wahrgenommene die tiefere Einsicht stellt, sondern diese bereits in ihm enthalten ist? Wenn es vielmehr die Infragestellung des Selbstverständlichen und die Überzeugung sind, diese durch bessere, selbst gewonnene Erkenntnisse überwinden zu können, die uns in die Irre führen?

Sollte die Antwort auf diese beiden, dieselbe Medaille von zwei verschiedenen Seiten berührende Fragen „Ja“ sein, würde dies das Denken unserer Zeit auf den Kopf stellen. Oder aber wieder auf die Füße – je nachdem, wie man es sieht.

Ein Grund, warum der Begriff Heimat heute vielen so sperrig und unverständlich erscheint, warum so viele mit dem Begriff Heimat und auch dem, was er beschreibt, nichts anfangen können, liegt sicher darin, dass Heimat zu den Selbstverständlichkeiten gehört. Heimat kann man nicht definieren. Heimat kann man nicht messen, nicht zählen, nicht wiegen. Heimat entzieht sich im Letzten dem rationalen Zugriff.

Aber gerade dadurch ist Heimat am Ende nicht weniger, sondern mehr wert. Selbstverständlichkeit meint ja nicht, dass man für

etwas gar kein Verständnis entwickeln kann. Selbstverständlichkeit meint, dass sich etwas von selbst, in sich selbst und aus sich selbst heraus versteht.

Wenn man gefragt wird, was man meint, wenn man von Heimat spricht, wenn man gefragt wird, was für einen selbst der Begriff der Heimat umfasst, dann kann man darauf somit letztlich nicht befriedigend durch die Benennung bestimmter Kriterien oder durch die Aufzählung einzelner Bestandteile antworten. Was Heimat ist, lässt sich durch viele Worte nicht erfassen, sondern ergibt sich aus sich selbst heraus.

Wenn wir Krefelder, wenn wir Niederheiner also sagen, dass wir unsere Heimat lieben, dass wir den Niederrhein lieben, dass wir Krefeld lieben, dann können wir das verstandesmäßig nicht zureichend begründen. Wir lieben unsere Heimat nämlich mit eben jener Selbstverständlichkeit, die ich zuvor beschrieben habe.

Heimatliebe heißt somit für uns, Krefeld und den Niederrhein so zu lieben, wie sie sind – egal, ob das, was wir in unserer Heimat sehen, auch von anderen gesehen wird oder nicht. Viele Schönheiten unserer Region können auch Fremde nachvollziehen; anderes wird dagegen vielleicht nur von uns selbst als schön erkannt. Liebe, auch Liebe zur Heimat, macht eben nicht nur blind für die Mängel an der Oberfläche, sondern sie lässt gerade dadurch die Schönheit tiefer erkennen.

Einer von denen, die diese Schönheit erkannt haben, ist Dr. Reinhard Feinendegen. Er vermag es zudem in meisterhafter Weise, aus dem Erkennen das Vermitteln hervorzubringen und so in anderen die Liebe zu unserer Region, zu unserer Heimat, wachzurufen. Diese einzigartige Begabung macht Dr. Feinendegen zu einem geschätzten Gesprächspartner nicht nur für die heimatkundliche Forschung, sondern auch für die Politik, mit deren Weg sich derjenige der Heimatkunde häufiger kreuzt, als man es zunächst vermuten könnte.

Dabei zeigt sich, dass Reinhard Feinendegen auch über ein beachtliches Talent für Politik verfügt. Dieses Talent offenbart sich nicht zu-

letzt in seiner ebenso charmanten wie hartnäckigen Art, seinen regionalkulturellen Anliegen Geltung zu verschaffen.

Durch meine Einbindung in die Arbeit des Landschaftsverbandes Rheinland hatte und habe ich über die bereits zuvor bestehenden Gelegenheiten hinaus des Öfteren mit Reinhard Feinendegen zu tun bekommen. Er wusste bei allen Gesprächen, in denen wir uns über inhaltliche Fragen ausgetauscht haben, immer genau, was er wollte und wie er es erreichen konnte. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Ich sage dies mit größter Hochachtung – hat Dr. Feinendegen doch nie seine eigenen Interessen und Ziele verfolgt, sondern immer nur die recht verstandenen Anliegen der niederrheinischen Kulturförderung im Blick gehabt. In dieser Herangehensweise an politische Fragestellungen habe ich immer die Leidenschaft erkannt, mit der er historische Forschung betreibt, aus der er – wie jeder gute Historiker – Konsequenzen für die Gegenwart ableitet.

Im Mittelpunkt seines Engagements in der Politik steht für ihn immer die Sache und nie die persönliche Profilierung. Aus einer solchen Orientierung heraus ergibt sich zwangsläufig, dass Reinhard Feinendegen keiner ist, der sich politisch „zur Raison bringen“ lässt. Nein, er hat sich immer seinen kritischen Geist bewahrt, der aber nie auf Kritik um der Kritik willen beruht, sondern immer sach- und damit letztlich auch lösungsorientiert ist.

Gerade auch in diesem Sinne verdanke ich Reinhard Feinendegen und seinen klugen, immer hilfreichen und nie fehlgeleiteten Ratschlägen und Anregungen viel. Ich bin dankbar, ihn zu kennen.

*Winfried Schittges: Aus Krefeld-Bockum, Betriebswirt, Mitglied der CDU-Fraktion im Rat der Stadt Krefeld seit 1975, Vorsitzender des CDU-Kreisverbandes Krefeld, Mitglied des NRW-Landtags seit 1990, aktuell Vorsitzender des Innenausschusses; im Landschaftsverband Rheinland Vorsitzender des Finanz- und Wirtschaftsausschusses.*

# Heimat ist hier

von Roland Schneider

„Heimat ist, wo...“, so mögen manche Beiträge in dieser Festschrift für Reinhard Feinendegen beginnen. Oder auch den Versuch einer Definition des Begriffs einleiten. Die Fortsetzung zum „ganzen Satz“ (Credo des Deutschunterrichts der 50er und 60er Jahre) möge dann lauten: „...ich geboren bin“, „...meine Familie lebt“ oder Ähnliches.

Vor 40 Jahren hätte ich es womöglich ent-rüstet abgelehnt, über den Begriff „Heimat“ nur nachzudenken, geschweige denn dazu etwas zu Papier zu bringen. Als Angehörigem der sogenannten „68er“-Generation, der nach verbreiteter Meinung der – vorwiegend konservativen – Presse durch die „Kurras-Ent-hüllungen“ angeblich der Gründungsmythos abhandenzukommen droht, war mir seinerzeit schon das Wort zutiefst suspekt. Es klang zu tümelnd, rückwärts gewandt, pervertiert durch den Missbrauch in der Nazizeit. Über „Heimat“ räsionierten damals die Vertriebenenverbände, die das Sudetenland, Ostpreußen oder wenigstens die Gebiete östlich von Oder und Neiße zurück ins Reich holen wollten. Alles „friedensgefährdende Revanchisten“, so dachten wir damals. Uns war die Bundesrepublik genug, wir waren stolz auf die Demokratie, das Grundgesetz und den Sozialstaat, dachten auch schon europäisch. Mit der „sogenannten DDR“ hatten wir nichts im Sinn.

Aber wir waren angetan von den Reformen von Willy Brandt und der sozialliberalen Regierung in Staat, Gesellschaft, Hochschulen und in der Wirtschaft. Mehr Demokratie, mehr Mitbestimmung! Als Brandt aber im Landtagswahlkampf 1970 den „blauen Himmel über der Ruhr“ mehr propagierte als ankündigte, da erwachte in mir, dem Wittener, zum

ersten Mal ein „Ruhrgebiets-Gefühl“. „Wir“ hatten Westdeutschland den Wohlstand gebracht mit Kohle, Stahl und dem Fleiß der Menschen. „Wir“ waren schon längst ein multikulturelles Völkchen mit (ehemaligen) Polen, Italienern, Spaniern in friedlicher Nachbarschaft, hatten Schalke, den BVB, Jürgen von Manger und Tania Schanzara.

Und Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre wurde das Ruhrgebiet dank der Hochschulpolitik von Johannes Rau zur dichtesten Forschungslandschaft Europas. „Forschung, das ist der neue Rohstoff Nordrhein-Westfalens“, so hieß es selbstbewusst. Rau war es auch, der mit der Kampagne „Wir in Nordrhein-Westfalen“ überhaupt erstmals so etwas wie ein Landesbewusstsein in unserem Bindestrich-Land erzeugte. Nicht zuletzt die Kultur: welch ein Reichtum mit dem Bochumer Schauspielhaus, Folkwang und Alvar Aalton Oper in Essen, den Ruhrfestspielen, Yves Klein und dem Musiktheater im Revier! Kein Zweifel, ich fühlte mich als (Nordrhein-) Westfale, zuerst freilich als Kind des Ruhrgebiets, und das durfte ich dann auch „Heimat“ nennen.

Später trieb's mich hinaus: Mit Wehrdienst, Studium und Beruf zog ich durch Bayern, Hessen und Baden-Württemberg. Schließlich sogar von Westfalen nach Nordrhein, genauer gesagt zum Niederrhein. Die „Globalisierung“ zeigte sich am Horizont, die es wohl mit sich bringt zu sagen: „Heimat ist dort, wo ich mein Geld verdiene.“

Aber das allmähliche Verschwinden von nationalstaatlichen Abgrenzungsmerkmalen (EU-Erweiterung, Schengen, Euro-Währung), das Aufgehen in immer größeren überstaat-

lichen Gebilden (UNO, NATO, EU, Europarat, euregio) verstärkt zwangsläufig die Sehnsucht vieler Menschen nach überschaubaren Lebensbereichen. Sie suchen folglich Orientierung und „Heimat“ in der Stadt, im Dorf, im Landkreis, im Sportverein, im Bürgerverein, in der Mundartgruppe. Dieses völlig legitime Anliegen muss die Kommunalpolitik unterstützen, ideell und finanziell. In Krefeld tut sie dies mit vorbildlicher Förderung des Sports, der freien Kultur (auch der „Heimat“ und der Heimatpflege) und des sozialen und bürgerschaftlichen Engagements. Dazu gehört im weitesten Sinne auch die Stadtgeschichte, die die Wurzeln der Kommune und ihrer Bewohner aufzeigt und zur Identität zwischen den Menschen und ihrer „Heimat“-Gemeinde beiträgt.

Ob hier geboren oder nicht, weitergezogen oder zurückgekehrt, Niederrheiner, Westfale oder mit Migrationshintergrund: Krefeld als „Wahl“-Heimat ist lebenswert, und mir ganz persönlich ist die Stadt vertraut geworden. Dabei habe ich nicht so sehr Breiten- und Längengrad im Sinn, sondern mein Stadtviertel, die niederrheinischen Menschen, die reiche Kultur der Stadt und, und, und ...

Heimat ist daher für mich, wo das Glück ist, wo jemand an mich denkt und auf mich wartet, wo ich mich aufgehoben fühle. Heimat ist hier.

*Roland Schneider: In Westfalen geboren, Beigeordneter der Stadt Krefeld für die Bereiche Kultur, Soziales, Jugend und Zentrale Beschäftigungsförderung; Präsidiumsmitglied Deutscher Bühnenverein.*

## Höls bliv Höls

von Ernst Schraetz

### Vorbemerkung

Mit großer Freude, aber auch mit dem Gefühl der Erleichterung nach den oft anstrengenden naturkundlichen Untersuchungen im Hülser Bruch und im Stadtwald habe ich in der Vergangenheit meine Beiträge für „die Heimat“ immer bei Herrn Dr. Feinendegen abgegeben. Von ihm oder Herrn Dr. Burghardt

wurden diese immer liebevoll redaktionell bearbeitet. Vielen Dank dafür.

Aber jetzt hatte ich doch große Bedenken, über den Begriff „Heimat“ etwas zu schreiben; das kann doch in Krefeld wirklich nur einer, so dachte ich: Dr. Reinhard Feinendegen. Bei einer kulturellen Veranstaltung trafen wir uns und ich teilte ihm meine Bedenken mit, aber

mein ehemaliger Schulkamerad Reinhard zerstreute diese sofort: „Ernst, denke daran, der Verein für Heimatkunde heißt nicht Geschichtsverein Krefeld, Natur und Landschaft gehören zur Heimat dazu. Dir wird schon etwas einfallen zu Höls und dem Hülser Bruch.“

Als geborener Hülser, getauft, zur Ersten Heiligen Kommunion gegangen, geheiratet



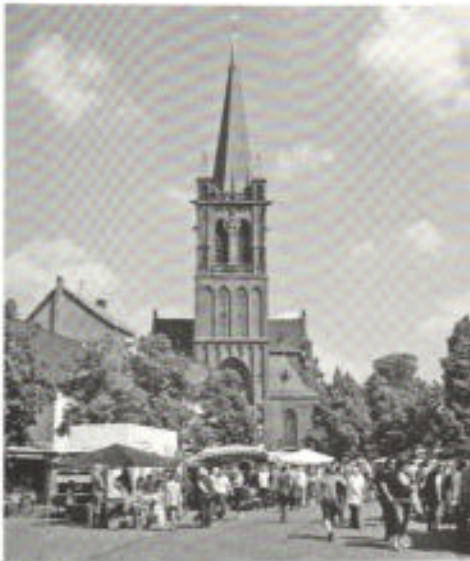


Abb. 1. Marktplatz mit Pfarrkirche St. Cyriakus in Hüls

in unserer schönen Pfarrkirche St. Cyriakus mit einer Ur-Hülserin, unser Eigenheim auf einem geschichtsträchtigen Ort, dem ehemaligen Waisenhausgarten, gebaut, ist mir vieles zur Heimat Hüls eingefallen. Einiges habe ich niedergeschrieben, dank der Anregung von Dr. Reinhard Feinendegen. Dir, lieber Reinhard, wünsche ich noch viele schaffensreiche Jahre für unsere Heimatstadt Krefeld.

### Heimat Hüls, Name, Kirche, Zusammenhalt

Der Name Hüls rührt wahrscheinlich vom Hülstdorn, Hülse oder Stechpalme (*Ilex aquifolia*) her, ein bodenständiger Strauch, den man in Gärten, Parks, Friedhöfen und auch im Hülser Bruch beobachten kann. Als immergrüner Strauch ist er ein Sinnbild des ewigen Lebens.



Abb. 3. Kopfweiden auf der ehemaligen Kurkölnischen Landwehr An de Greith



Abb. 2. Rosskastanienspalier bei Beckers Panneshop, Vorderorbroich

Die Hülser Pfarrkirche St. Cyriakus (Abb. 1) ist die zweitgrößte Kirche im Bistum Aachen, ein Besuch lohnt sich. 105 Bürger haben sich für die Kirchaufsicht gemeldet und stellen die Öffnungszeiten sicher. Kostenlose Infolyer in mehreren Fremdsprachen, neuerdings auch in den Weltsprachen Russisch und Hölisch Platt, liegen zum Mitnehmen bereit. Die im Jahr 1999 eingeweihte Metzler-Orgel kostete 1390000 DM und wurde komplett aus Spenden finanziert. Im Jahr 2008 wurden für die Renovierung der Kirche 48861,85 Euro und für die Aktion „Pfarrliche Aufgaben“ 57598,39 Euro, insgesamt einschließlich der Sonntagskollekten 125477,25 Euro gespendet. Am Vorabend von St. Nikolaus erscheint der Heilige Mann mit Nikodemus und Zaras auf der Galerie von St. Cyriakus und lässt den Gabensack herunter.

Jeden Freitag Nachmittag erscheinen (jetzt schon im 109. Jahrgang) die Hülser Mittel-

lungen mit amtlichen Bekanntmachungen, Kirchennachrichten, Annoncen, Leserbriefen, Vereinsankündigungen und anderem mehr. Man sieht, in Hüls herrscht ein reges Vereinsleben, das auch in „Nachbarschaften“ stattfindet.

Die KAB (Katholische Arbeitnehmerbewegung Hüls), knapp 400 Mitglieder, führte 1976, am 8. Mai, bei 30 Grad Hitze die erste Aktion „Saubere Stadt“ mit ca. 250 Teilnehmern durch. Die KAB setzt sich seit langem, neben anderen gesellschaftlichen Aufgaben, für die Behindertenarbeit ein und sammelte bisher für diesen Zweck mehr als 500000 Euro Spenden für 4 Wohnobjekte und für Behinderte, die bei ihren Angehörigen wohnen.

Der Hülser St.-Martinsverein stellt am Vorabend von St. Martin für jedes Hülser Kind eine Tüte mit Weckmann und Leckereien bereit. Vorher zieht der Martinszug mit über 1000 Kindern aller Hülser Schulen; die Bettlerszene wird auf dem Kirmesplatz dargestellt.

Der Hülser Heimatverein öffnet jeden Sonntag von 11.00 – 13.00 Uhr die Heimatstuben, die um den hinteren westlichen Raum der nebenan liegenden Konventkirche erweitert wurden. Dieser Raum ist das „Sickes“ (von dem oranisch-niederländischen „Ziekenhuis“), in dem früher die Siechen an der Messe teilnehmen konnten, weil sich bis 1968 hier das Hülser Cäcilien-Krankenhaus befand. Der Hülser Heimatverein bringt den Menschen unsere Muttersprache „Hölisch Platt“ jedes Jahr durch einen Heimatabend in Hülser Mundart näher.

Die Hülser Burg, vom Hülser Heimatverein und Hülser Sportverein zum Teil wieder hergestellt, wurde ein beliebter Ort für Hochzeiten und gesellschaftliche Aktivitäten.

## Natur, Garten und Landschaft gehören zur Heimat dazu

Es ist schon erstaunlich, dass im Hülser Karneval starke Heimatgefühle mit dem Ruf „Breetlook“ (Porree) ausgelöst werden.

Der Naturschutzbund (NABU) Krefeld-Viersen wurde am 1. April 1976 in Hüls gegründet. Er hat heute eine Mitgliederzahl von 4 099, davon 1 372 in Krefeld. Die Stadt Krefeld ist seit über 10 Jahren nach den Vorgaben des NABU-Bundesverbandes als erste deutsche Großstadt als „Naturwaldgemeinde“ anerkannt.

Das Rosskastanienspalier in Orbroich vor „Beckers Panneschopp“ (Abb. 2) ist als solches das einzig bekannte unter ca. 200 Hausspalierbäumen am Niederrhein, wie der Dipl.-Biologe Ulrich Abts aus Orbroich festgestellt hat.

Das einzig als rechtwinklig bekannte Lindenspalier steht an der Fischersstraße, wo mein Elternhaus steht, das ich als Neunjähriger 1941 schon geschnitten habe, weil der Vater als Soldat im Krieg weilte. Und es freut mich, dass nach ca. 90 Jahren aufgrund einer Privatinitiative im Jahr 2009 vor einem denkmalgeschützten Haus in Hüls wieder ein Lindenspalier gepflanzt wurde; genauso bedauere ich, dass gegen meinen Vorschlag auf dem Hülser Markt bei der Neugestaltung aus Kostengründen leider keine Lindenspalierbäume gepflanzt wurden.

Auf der Pappelallee zwischen Hölischen- und Boomdyk wachsen keine Pappeln mehr. Hier am Flöthbach war früher die Hülser Bleiche, die Wäsche wurde im Flöthbach gewaschen. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden hier die Hybrid-Pappeln entfernt und Gartenparzellen angelegt, später dann wieder Hybridpappeln angepflanzt.

Der nächste weiter östlich gelegene Dyk wird Broemelte Dyk (Brombeer Deich) genannt. Hier wurden in den 1980er Jahren von der Forstabteilung nach Entfernen der Hybrid-

pappeln einheimische Schwarzpappeln (*Populus nigra*) gepflanzt und im Frühjahr 2009 die Lücken aufgefüllt.

Zwischen Boomdyk und Hölischen Dyk und weiter südlich bis zum Steeger Dyk ist der Verlauf der ehemaligen Kurkölnischen Landwehr noch gut zu erkennen, sei es durch Geländeunebenheiten, alte Stiel-Eichen oder Kopfweidenreihen (Abb. 3). Hier verläuft auch die Straße An de Greith (An der Landwehr).

Östlich des Hülser Freibades entlang des Flöthbaches lag der „Frantzenweiher“, ein beliebter Angelplatz von Theo Schreurs, dem bekannten Hülser Lehrers und Vogelkundler. Als der RAD (Reichsarbeitsdienst) Mitte der 1930er Jahre den Flöthbach im Orbroicher Bruch begradigte, sank im nächsten Sommer der Wasserspiegel im Weiher um ca. einen Meter, wie Theo Schreurs dem Verfasser mitteilte. Der Weiher wurde nach dem zweiten Weltkrieg mit Schutt entgegen der Absprache ganz verfüllt. Eine Wiederherstellung wäre angebracht.

## Natur-Arbeit im Bruch

Das Hülser Bruch mit Hülser Berg ist seit 2002 mit 430 ha das größte der neun Naturschutzgebiete in Krefeld. Viele der einstmalig intensiv ackerbaulich genutzten Flächen wurden in extensive Wiesen oder Weiden umgewandelt und die früher blühenden Wiesen erscheinen nach und nach wieder.

Eine Herde von Galloway-Rindern aus Schottland mit Mutterkuhhaltung, polnische Wildpferde (Koniks) mit Aalstrich auf dem Rücken, verschiedene Schafherden (u. a. das Rauhwollige Pommersche Landschaf, eine seltene alte Haustierrasse) betreiben Landschaftspflege. Eine wunderschön blühende Buschwindröschenfläche, die Menschen im Frühjahr erfreut (Abb. 4), wird seit Oktober 1992 durch den NABU im Auftrag der Stadt Krefeld gepflegt.



Abb. 4. Buschwindröschenfläche am Hölischen Dyk Ecke Rohammerdyk

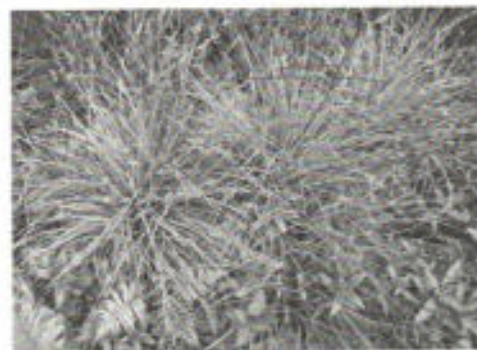


Abb. 5. Langährige Segge am Sprudel Dyk

Der Flöthbach wurde durch Aufweitung (Flutmulden) und Entwicklung eines Seggenrieds sowie durch Entfernen der Aufforstung renaturiert (weitere Maßnahmen sind unbedingt erforderlich). Mehrere Artenschutzgewässer wurden angelegt, wo Amphibien eine neue Heimat fanden und Pflanzen erschienen, die seit Jahrzehnten, z. T. über 100 Jahre, in Krefeld ausgestorben waren.

Am Falkenbergdyk entfernte die Forstabteilung seit 1996 Amerikanische Rot-Eichen und es entwickelte sich spontan dort eine wunderschöne Heide mit Besen- und Glockenheide, ebenso zeigen sich Begleitpflanzen, wie Pillen-Segge, Englischer Ginster, Sparrige Binse, Mittlerer Sonnentau, Keulen-Bärlapp und andere mehr. Die Heide erhielt den Namen „Gustav-Becker-Heide“. Gustav Becker war im neunzehnten Jahrhundert Apotheker in Hüls und ein bedeutender Botaniker, der als Schriftführer im „Naturhistorischen Verein der Preußischen Rheinlande“ 1874 einen Bericht über elf niederrheinische Brücher schrieb, danach war das Hülser Bruch nach dem Gangelter Bruch das artenreichste an seltenen Pflanzen.

Gegenüber der „Gustav-Becker-Heide“ liegt der „Herbert-Casemir-Wald“, eine NABU-eigene Fläche, wo Herbert Casemir 1950 die kleinste Kreuzspinne fand, die bisher nur 1870 bei Nürnberg gefunden wurde. Eine alte rechtwinklige Buchenanpflanzung, ein kleines schmales Erlenbruch mit dem Tümpel, wo Casemir die Spinne fand, und ein spontan entwickeltes Birkenbruch sind die prägenden Landschaftsbestandteile. Entlang des Falkenbergdyks entwickelte sich nach Entfernen von Brombeeren und Gehölzanflug eine kleine Heidefläche mit seltenen Begleitpflanzen, wie Sparrige Binse, Englischer Ginster, Pillen-, Aufsteigende Gelb-, Bleich-, Hirse- und Wiesen-Segge, dazu noch Rippen- und ein Königsfarn. Die beiden Flächen werden regelmäßig von NABU-Mitgliedern gepflegt.

Am Sprudeldyk wurde nach ca. 20 Jahren ein kleines Erlenbruch in einer Altstromrinne im Auftrag der Stadt Krefeld vom NABU auf den Stock gesetzt, Brombeeren und Laub wurde entfernt. Hier entwickelte sich 2009 die

größte Ansammlung der Langährigen Segge (*Carex elongata*) in Krefeld, eine Leitpflanze des Erlenbruchs (Abb. 5).

Im Naturschutzgraben, ein kleines Hangmoor am Westhang des Hülser Berges, das seit 1984 vom NABU gepflegt wird, erschienen sehr seltene Pflanzen.

Die landschaftsprägenden Kopfweiden werden hauptsächlich seit dem Winter 1976/77 vom NABU gepflegt.

## Natur-Arbeit am Berg

Der Hülser Berg, südwestlichster Rest der nordeuropäischen Inlandvergletscherung mit der Eremitenquelle, die meist trocken fällt, mit:

- der einzig bekannten germanischen Fliehbürg am südlichen Ende, ca. 2.000 Jahre alt,
- dem Buchenberg, wo die Hülser Töpfer einst ihren Ton gewannen,
- der kiesigen Kuppe nördlich der Fliehbürg, wo die Forstabteilung auf Vorschlag des Verfassers vor ca. 15 Jahren die japanischen Lärchen und Jungbuchen entfernte und sich spontan eine Besenheidefläche mit Pillen-Segge, Kleinem Ampfer, Besen- ginster und anderem mehr entwickelte,<sup>1</sup>
- dem Umweltzentrum mit schulpädagogischer Abteilung, einer Niederlassung des Entomologischen Vereins Krefeld und der Geschäftsstelle des NABU Bezirksverbandes Krefeld-Viersen,
- dem Aussichtsturm und der Bergschänke, ein beliebter Ausflugsort am Niederhein,
- dem Denkmal für Johannes Junkers, dem Wanderbaas, der den ersten Aussichtsturm und die Schänke errichtete und den Hülser Berg zum Teil aufforstete.

## Natur- und Heimatverluste

Trotz großer behördlicher und privater Anstrengungen und der durchgeführten Naturschutzmaßnahmen sind immer noch Mängel vorhanden:

- Die totale Austrocknung des Hülser Bruchs durch das Absinken des Grundwassers. So fiel 2008 der Grundwasserspiegel im Herbert-Casemir-Wald von 0,18 m unter Geländeoberkante am 6. April auf 1,70 m am 1. November, also um ca. 1,50 m.
- Trotz Festsetzungen im Landschaftsplan, der seit 1992 rechtskräftig ist, sind noch immer einige Flächen nicht in Dauergrünland rückumgewandelt worden.

- Noch immer wird im NSG Gülle oder Klärschlamm ausgebracht und schon Ende April, z. B. 2009, werden die Grünlandereien gemäht und zu Silage verarbeitet.

- Sechs alte Stiel-Eichen wurden „geringelt“, das heißt die Kambiumschicht durchtrennt, wodurch die Bäume absterben, zwei am Lookdyk wurden schon entfernt, eine Neupflanzung blieb bisher aus.

- An vielen Stellen wurde das ursprüngliche Dykprofil mit beidseitigen Gräben (Gesamtbreite drei preußische Ruten, eine Rute = 3,76 m) zerstört. Die Wiederherstellung war 1985 der besondere Wunsch von Theo Schreurs an den Verfasser, wofür er schon lange und auch jüngst Anstrengungen unternahm, bisher ohne Erfolg.

- Im Entwurf der Verwaltung für den neuen Flächennutzungsplan ist an vier Stellen östlich von Hüls eine Bebauung vorgesehen, was niemals erfolgen darf, ebenso keine Aufforstung zwischen Lookdyk und Stadtgrenze; stattdessen sollte extensives Weideland entstehen.

Als Naturschützer kann ich es nicht unterlassen, auf schmerzliche Verlustbilanzen hinzuweisen:

- Bei einer Zählung der Kopfweiden im Hülser Bruch konnten im Jahr 1978 noch 1.749 Exemplare festgestellt werden, damals waren bereits 1.070 erkennbar entfernt worden. Zwischenzeitlich wurden neue Kopfweiden gepflanzt und der Bestand etwas erhöht.

- Von vierzehn Pflanzengesellschaften einstmals in Krefeld sind elf vollständig verschwunden, drei noch in verarmter Form erhalten.

- Von 63 Tagsschmetterlingen vor 1960 sind 35 Arten verschwunden.

- Von 558 aufgeführten Pflanzenarten (Stand 1939/1941) der Krefelder Naturpfade (STEEGER, HÖPPNER, SCHREURS) konnten 1986 in den Neuen Krefelder Naturpfaden 129 Arten nicht mehr aufgefunden werden (QUITZOW & SCHRAETZ).

- Von 87 damaligen Brutvogelarten konnten 21 nicht mehr nachgewiesen werden.

- Noch Ende der 1950er Jahre gab es den Laubfrosch im Sportplatzgräbke und Hechte im Sankertgraben südlich des Staeger Dyks und an der Fischersstraße, früher Niederstraße, den Feuersalamander.

Verstehen Sie deshalb meine abschließende Bitte: Mögen alle Leser, alle Eigentümer, alle Verantwortlichen in Politik und Verwaltung sich mehr als bisher für unsere Heimatstadt Krefeld einsetzen und die alte Kulturlandschaft Hülser Bruch nicht vergessen.

## Nachbemerkung

Die Lieblingspflanze des Verfassers ist Ackergauchheil (Abb. 6), ein Primelgewächs mit zinnoberroter Blütenfarbe, selten auch blau- und fleischfarbene blühend. Wenn es eine Steigerung von „unnützig“ gäbe, so wäre der Ackergauchheil die unnützigste Pflanze, weil es heute ja keine Gauche, das heißt Narren, mehr zu heilen gibt. Oder doch?<sup>3</sup>

*Ernst Schraetz: Ur-Hülser, besuchte das Gymnasium am Moltkeplatz, danach Tätigkeit im Bergbau. Engagierter und leidenschaftlicher Kämpfer für Natur- und Umweltschutz, wobei ihm besonders das Hülser Bruch am Herzen liegt. Er erhielt für seine mannigfachen Aktivitäten im September 1990 den Rheinlandtaler. Zahlreiche Veröffentlichungen, auch in der „Heimat“.*



Abb. 6. Ackergauchheil auf einer historischen Tafel von 1885

### Anmerkung

<sup>1</sup> Das Zopffholz und der Rohhumus wurden vom NABU im Auftrag der Stadt Krefeld entfernt, eine Knochenarbeit! 1887, als der erste Aussichtsturm errichtet wurde, der im Zweiten Weltkrieg beschädigt und später abgebrochen wurde, wird der Hülser Berg noch als „dünenartiges Gebilde“ mit schönen Heidepflanzen beschrieben. 1909 brannte neben der Waldmannsquelle am Tälring Ecke Boordyk der letzte Meier.

### Danksagung

Für die elektronische Fassung des Manuskriptes und für die Bilder bedanke ich mich bei Herrn Werner Stenmans, Hüls.

# Von der Freiheit zur Renaissance der Heimatliebe

von Jürgen Schram

Als geborener und auch Wahl-Krefelder, der seine Heimat in dieser Stadt sieht, wird einem sehr schnell bewusst, wie selten der Lebensmittelpunkt und der Geburtsort übereinstimmen. In der Regel ist man selbst in lokalen Gruppierungen eine Minderheit, die kaum in Prozenten auszudrücken ist.

Heimattreue ist in einer mobilen Gesellschaft zur Seltenheit geworden und wird recht schnell mit geistiger Unflexibilität und Engstirnigkeit connotiert. Es lohnt sich, diese scheinbaren Zusammenhänge einmal näher zu hinterfragen und sich deren Konsequenzen bewusst anzusehen.

Wir leben in einer mobilen Gesellschaft. Der Soziologe Richard Sennett beschreibt dies in seinem Buch *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus* als einen entscheidenden Faktor der modernen gesellschaftlichen Strukturen. Mobilität sei zum zentralen Wert geworden, dessen Einschränkung nur mit Widerwillen akzeptiert werde.

Dies ist charakteristisch für unser Wirtschaftsleben. Die jetzige Form der Globalisierung kann nur mit einem mobilen Menschen realisiert werden, der keine engen regionalen Bezüge besitzt. Universelle Einsetzbarkeit ist notwendig. Räumliche und zeitliche Flexibilität ist die Eignungsvoraussetzungen für eine erfolgreiche Teilnahme an dieser Gesellschaft. Ortsungebunden sind wir durch Systeme wie global abrufbaren immateriellen Finanzbesitz und unsere modernen Transportmittel. Diese Technologien machen es möglich, scheinbar ohne lokale Bindung zu leben.

Auf der psychisch-immateriellen Ebene ist der Preis für diese Entwicklung allerdings sehr hoch. Alle sozialen Bindungen sind in einer solchen Gesellschaft neu zu definieren – sie sind in althergebrachter Weise nicht mehr zu leben.

Eigene Kinder zu haben, verhindert nicht mehr die Vereinsamung im Alter: 80-Jährige pflegen ihre gleich alten Ehepartner, obwohl sie viele Kinder haben, die allerdings weit entfernt leben. Für uns alle scheint daher ein Platz in irgendeiner Form von Altersheim vorbestimmt. Vielen Menschen ist eine mehrtägige Abwesenheit von der Familie pro Woche die Regel. Hier fehlt den Kindern oft der entsprechende Elternteil als Rollenidentifikationsmodell.

Langfristig gelebte soziale Bindungen sind nur noch mit Hilfe technischer Mittel mög-

lich. Ohne Transportmittel oder moderne Kommunikationstechnologien würden viele unserer Kontakte nicht mehr lebbar werden. Internationale Netzwerke wie die zahlreichen Service-Clubs (z. B. Lions, Rotarier...) ersetzen gewachsene lokale Freundschaften und sichern eine freundschaftliche Anbindung auch nach einer beruflich bedingten Verlagerung des Lebensmittelpunktes.

Die ökologischen Folgen der Mobilität sind auch nicht vernachlässigbar und werden immer größer. Menschen und Güter sind mobil – und benötigen gigantische Mengen Energie für die zurückgelegten Wege.

In den Augen einer solchen Weltordnung ist der Begriff Heimat scheinbar zum Anachronismus geworden. Wer diesen Wert durch Verweigerung der Mobilität in den Vordergrund setzt, riskiert das vorzeitige Ende seiner Berufstätigkeit. Und selbst dann noch versucht die Hartz-IV-Gesetzgebung, die Mobilität der von Arbeitslosigkeit Betroffenen zu steigern. Angesichts der vielen negativen Folgen der Mobilität sei es gewagt, einmal das Modell des heimatverbundenen Mitmenschen durchzuspielen, und die Folgen eines solchen Verhaltens zu untersuchen.

Es scheint selbstverständlich, dass man den Wert der Heimat erst aus der Fremde heraus kennenlernt. Der (Kinder-) Buchautor Janosch, berühmter Absolvent der Textilingenieurschule Krefeld, einer Vorgängereinrichtung der Hochschule Niederrhein, beschreibt das sehr anschaulich in seinem mehrfach preisgekrönten Kinderbuch *Oh, wie schön ist Panama*. Auf der Suche nach dem verheißungsvollen Panama begeben sich Tiger, Bär und Tigerente auf die Reise zu ihrem Traumziel Panama, in dem alles besser als in ihrer Heimat sein soll. Nach einer langen Odyssee erreichen Tiger, Bär und Tigerente vermeintlich ihr Panama. Später erkennen sie, dass sie am Ausgangspunkt der Reise, ihrer Heimat, angekommen sind. In den Augen der Weitgereisten wird die Heimat zu dem „gelobten und ersehnten Land“. Augenscheinlich erlaubt erst der Blick aus der Fremde die Heimat im rechten Licht erscheinen zu lassen. In der Fremde offenbart sich das, was uns fehlt – die Heimat.

Allerdings ist der Blick aus der Ferne auf die Heimat oft verfälscht. Das fängt bei dem an, was man in der Fremde als Heimat definiert. Proportional zu der Entfernung zu unserem

Heimatort wird der Begriff der Heimat immer undifferenzierter und weitläufiger. Wir freuen uns alle in einer fremden nordrhein-westfälischen Stadt über ein Auto mit Krefelder Kennzeichen, während wir in Bayern einen Niederrheiner, in Brasilien einen Europäer als unserer Heimat verbunden empfinden. Die eigene Heimat von außen zu sehen, offenbart erst deren wirklichen Wert. Sicherlich ist das eine Erfahrung, die wir alle kennen, die sich aber nicht auf die Heimat allein bezieht – erst im Fehlen wird einem der Wert einer Sache bewusst. Daraus folgt aber keine Notwendigkeit, die Heimat hinter sich zu lassen, sonst müsste man die Devise ausgeben, dass sich Partnerschaften erst durch Seitensprünge besser kennenlernten.

Wanderjahre sind wirklich Lehrjahre – aber nicht zwangsläufig in Hinblick auf Veränderung der Sichtweise der Heimat. Im Fokus dieses Aus-Wanderns standen in der Vergangenheit stets die charakterliche und fachliche Weiterbildung, aber nicht das Ideal der Mobilität. In der Regel führte der Lebensweg die Menschen wieder zurück in ihre Heimat. Der Erfolg dieser Lehrjahre hing daher nicht von der Heimatferne, sondern von der Entwicklung zu einer eigenständigen Persönlichkeit ab. Man musste Verantwortung für sich selbst übernehmen. In diesem Klima hoffte man, böte sich den Menschen eine Gelegenheit zur Entwicklung ihrer Kritikfähigkeit.

Heute hat die gewünschte Mobilität jedoch nur wirtschaftliche Gründe. Es geht darum, die Ressource Personal möglichst effektiv zu nutzen. Jeder von uns kennt Weltbürger, die sich dennoch durch große Engstirnigkeit hervortun. Die Entwicklung einer geistigen Reife, des Charakters, Vermittlung von Erfahrung sowie der Kritikfähigkeit interessiert hier nicht. Das zeigt sich auch daran, dass das Wort „Kritikfähigkeit“ in Standardwörterbüchern der meisten elektronischen Schreibprogramme nicht enthalten ist!

Mobilität – und damit die Möglichkeit, den Menschen das Leben in der Heimat zu nehmen – ist ein Mittel der Macht. Von lebenslangen psychischen Wunden, die Vertreibungen zur Folge haben, könnten Hunderte Millionen Flüchtlinge auf dieser Welt berichten. Eine emotionale Bindung zur Heimat scheint in uns angelegt zu sein, und in der Fremde vermittelt uns alles Heimatliche somit auch Vertrauen und Geborgenheit – sein unfreiwilliges Fehlen hingegen verletzt.

Über fast 20000 Jahre wurde es in fast allen sesshaften Kulturen und sozialen Gruppierungen zur Regel, dass die Menschen vor ihrer individuellen Sesshaftwerdung die Heimat verließen, um dann gereift wieder zurückzukehren. Allgemein wurde Berufsfindung und Entwicklung mit der Notwendigkeit eines (zeitweisen) Ortswechsels definiert. Dieses Prinzip schien unabhängig von der sozialen Stellung der Person zu sein. Und dennoch spielten auch hier Machtfaktoren eine wichtige Rolle.

Gesellschaftlich verordnete Mobilität war eine Folge von Machtpositionen und damit von zivilisierten Revierkämpfen.

So sind es – über alle Kulturen und sozialen Schichtungen hinweg – gerade die Frauen, von denen das höchste Maß an Mobilität verlangt wird. Sowohl im beruflichen Umfeld wie in der Ehe sind sie in patriarchalen Gesellschaften immer wieder unfreiwillige Opfer von fremdbestimmten Aufenthaltsorten gewesen. Sowohl der Eheeintritt als auch jegliches berufliche Fortkommen war verbunden mit dem Verlassen der Heimat – dieses Schicksal teilten Prinzessinnen mit den Töchtern der Leibeigenen. Aber auch Leibeigene, Sklaven, Tagelöhner und andere Menschen sozial schwacher Gruppen hatten oftmals nicht das Recht der Selbstbestimmung ihres Aufenthaltsortes. Wie Gefangene hatten sie sich an den Orten aufzuhalten, die ihre Dienstherrn bestimmten. Der Adel hingegen residierte über Jahrhunderte in seiner Heimat – und jeglicher Angriff auf diese Heimmattreue war wörtlich eine Kriegserklärung. Das mittelalterliche Lehnswesen definierte genau den Machtanspruch jeder Gruppe in Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht des Lebensmittelpunktes. Es verwundert daher nicht, dass die Französische Revolution

in den Menschenrechten auch gerade das Recht der freien Wahl des Wohnortes fest schrieb.

Kommen wir nach diesen Ausführungen nun zu unserer heutigen mobilen Gesellschaft zurück, so können wir auch hier den allgemeinen Zwang zur Mobilität als Machtfaktor erkennen. Den Mobilitätsforderungen an die Arbeitslosen steht gegenüber, dass wir es uns auf der anderen Seite viele Millionen Euro kosten lassen, um unseren Bundesbeamten den endgültigen Umzug nach Berlin zu ersparen.

Macht ist nicht prinzipiell schlecht – sollte aber in einer Demokratie streng kontrolliert sein. Dies geschieht aber nicht mit dem Mobilitäts- bzw. Sesshaftigkeitsanspruch.

Heimattreue bedeutet in der Regel Verzicht auf berufliche und soziale Karriere, ob dieses Ignorieren von Heimatbindungen aber wirklich gesamtgesellschaftlich sinnvoll ist, ist fraglich. Die negativen sozialen Folgen sind unübersehbar und deren Begleitkosten riesig. Viele der gigantischen Kosten unserer Gesellschaft fußen in einem „Entwurzeltein“ der Betroffenen. Aber es gibt noch weitere negative Folgen.

Viele politische Entscheidungen ignorieren eingespielte „Regeln“, die nur aus dem (fehlenden) Verständnis der Heimat erklärlich werden. „Man geht nicht südlich des Museums auf den Westwall-Markt“ lernte ich schon als Kind – und die Einkaufsstraßen der Stadt, wie die Hochstraße, Königstraße oder der Ostwall haben „Anlieferungswege“, wie die Petersstraße oder Lohstraße, „auf die man nicht geht“. Alle dies ignorierenden Konzepte haben es schwer, nicht zu scheitern. Die Probleme

der aktuellen Marktdiskussion oder des Behnisch-Baus sind Beispiele dafür. Hier fehlt es den Akteuren an Heimatbindung zu Krefeld.

Es muss wieder selbstverständlich werden, dass das Verlassen der Heimat ein freiwilliger Schritt ist. Es gilt zu erkennen, dass die geistige Reife nicht von der dauerhaften Mobilität und damit von dem Verneinen jeglichen Heimatgefühls abhängig ist. Immanuel Kant und Friedrich Gauss sind da Beispiele, dass die geistigen Weltwanderungen mindestens genauso den Geist schulen, wie körperliche. Die Betrachtung des eigenen Lebens von außen ist wichtig – diese Befähigung steht aber in keinem Zusammenhang zu räumlicher Entfernung.

Ich denke, wir müssen wieder Bezüge zu unserer (Um-) Welt aufbauen, um die Probleme der Zukunft zu meistern. Und der Bezug zu unserer Heimat ist da von entscheidender Bedeutung. Globalisierung braucht Heimatbindung mindestens genauso wie Mobilität. Wir können nur gleichberechtigt global leben, wenn wir jedem sein Recht auf Heimat zugestehen, um von diesem Fundament aus mit Neugier und Interesse das Leben anderer Kulturen und Regionen als Bereicherung zu empfinden.

*Prof. Dr. Jürgen Schram: Chemieprofessor der Hochschule Niederrhein; in Jugend- und Studenzeitzeit Mitwirkung im Deutschen Ausländershilfswerk, im Eine-Welt-Laden und Mitgründer von Emmaus Krefeld; aktuell u. a. Kirchenvorstand der Pfarngemeinde Papst Johannes XXIII., aber auch tätig im Naturwissenschaftlichen Verein und als stellvertretender Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde Krefeld.*

## Heimat, deine Sterne?

### Persönliche Anmerkungen zu einem unbewältigten Wort

von Ingrid Schupetta

Der Bitte, einen kleinen Text für die Festschrift Dr. Feinendegen zu schreiben, komme ich schon deswegen gerne nach, weil dies für mich als Autorin eine größere Ehre darstellt als für den Gewürdigten. Nur musste es denn unbedingt ein so vertracktes Thema sein? Als konventionelle Lösung hätte es aus beruflichen Gründen nahegelegen, eine kleine Studie anzufertigen: der Verein für Heimatkunde in der NS-Zeit. Aber das ist leider noch ein ziemlich dunkler Fleck, deswegen auch nicht in wenigen Wochen verantwortlich aus-

zuleuchten. Also was tun? Heimat ist eines dieser Worte, die bei mir auf der Stelle gemischte Gefühle auslösen. Infolgedessen habe ich mich, getreu dem Gedanken, dass das Persönliche auch das Politische ist, in meiner Biografie nach Gründen hierfür umgesehen. Nach dem ersten Entwurf kam ich zu dem überraschenden Ergebnis, dass „Heimat“ in dieser nicht nur häufig vorkommt, sondern sogar bundesrepublikanische Zeitgeschichte gespiegelt wird, jedenfalls für einen Teil meiner Generation. Heraus kam am Ende mehr

Feuilleton als Wissenschaft, was jedoch für einen festlichen Anlass durchaus angemessen sein mag. Und ein paar Fußnoten erwiesen sich trotzdem als notwendig.

### Krefeld am Anfang

Von Berlin nach Krefeld kam ich 1985 der Arbeit als Politikwissenschaftlerin wegen. Eine Bewerbung als Geschäftsführerin bei der Grünen-Ratsfraktion hatte Erfolg gehabt.



Abb. 1. Im Garten meines Großvaters mit meiner Mutter, ca. 1956

Neu in der Stadt, galt es das Leben frisch zu sortieren. In der beruflichen Anfangsphase war es notwendig, mich auf die Politikberatung zu konzentrieren und mein zweites Interessenfeld, die Zeitgeschichte, zunächst zurückzustellen. Da ich die historische Forschung aber keineswegs aufgeben wollte – in Berlin hatte ich zu einem zeitgeschichtlichen Thema promoviert<sup>1</sup> und immerhin die Berliner Geschichtswerkstatt mitgegründet – hielt ich schon bald Ausschau nach Gleichgesinnten. Sie sollten ebenfalls einen kritischen Blick auf die Stadtgeschichte werfen wollen und offen für damals als neu geltende Methoden sein, z. B. die „oral history“.<sup>2</sup> Mit Hilfe der „mündlichen Geschichte“, der Befragung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, sollte herausgefunden werden, was damals nicht in den Büchern stand, insbesondere Tatsachen über die Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerung und der Lokalgeschichte des Nationalsozialismus mit Nennung der Namen von Rössern und Reitern.

Ein an sich nahe liegender Schlußschluss mit Aurel Billstein, der sich intensiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus in Krefeld beschäftigt hatte,<sup>3</sup> kam wegen des Generationsunterschiedes, der kulturellen und der politischen Gegensätze nicht in Betracht. Ein Thälmann-Kommunist<sup>4</sup> und eine Stadtindianerin,<sup>5</sup> das ging damals nicht zusammen. Außerdem war Aurel Billstein ein Einzelkämpfer. Seine Brückenschläge über Partei- und Mentalitätsgrenzen hinweg waren taktischer Natur, und in dieser Hinsicht hatte ich kein Angebot zu machen. Trotzdem hatten meine Suchbewegungen ein erfreuliches Resultat: Heraus kam schließlich die Geschichtswerkstatt Krefeld, die am 26. April 1989 als eingetragener Verein gegründet wurde.

Warum ich damals nicht auf die Idee kam, mich dem Verein für Heimatkunde anzuschließen, mag verschiedene Gründe gehabt haben. Dem aus Berlin mitgebrachten

Zeitgeist dürfte es geschuldet sein, dass man damals grundsätzlich eher etwas Neues gründete, statt es in einer bestehenden Institution zu versuchen. In einem Verein für Heimatkunde vermutete ich außerdem eine ziemlich angestaubte Organisation. Ein kritischer Umgang mit der Lokalgeschichte, wie sollte dies mit dem zusammenpassen, was ich in der Volksschule als Heimatkunde kennen gelernt hatte?

## Heimatkunde in der Schule

Zu meiner Schulzeit am nördlichen Rande des Ruhrgebiets war das Fach Heimatkunde in NRW im Umbruch. Auf altes Material konnte man kaum zurückgreifen, erstens, weil das Land noch jung war, zweitens, weil die Heimatkunde vor 1945 ein ziemlich braunes Fach gewesen war. Heimatkundliche Abschnitte in Lehrbüchern waren in der NS-Zeit durchsetzt mit sogenannter Ahnen- und Rassenkunde, triefen vor Blut- und Boden-Ideologie und feierten die „Helden der Bewegung“. Schon die Grundschul Kinder sollten sich identifizieren mit Sippe, Stamm, Volk und Führer, die „Ewigkeit“ der arischen Rasse und ihren daraus abzuleitenden Führungsanspruch als Denkfigur übernehmen.

Wir hatten zunächst also gar kein Schulbuch, sondern malten mit Buntstiften die Grenzen des Vestes Recklinghausen nach, zu denen wir Drei-Käse-Hochs kaum je vorgestoßen waren. Später kam ein neues, dünnes, orangefarbenes Schulbuch, eher ein Heft, im ungewohnten Großformat.<sup>6</sup> Hermann der Cherusker ließ allerdings nach 2000 Jahren immer noch grüßen. Als Höhepunkt des Heimatkundeunterrichts ist mir der Besuch in einem muffig-feucht riechenden Fachwerkhaus in Erinnerung. Das muss wohl das örtliche Heimatmuseum gewesen sein, eine traurige Ansammlung unbrauchbar gewordener Gegenstände. Es gab dort in Vitrinen gelagerte dicke Steine und einen Kriechgang durch einen nachgebauten Bergwerksstollen, der für Klaustrophobiker kein Vergnügen war, auch für minderjährige nicht. Im Ganzen versetzte das Angebot meine durchaus vorhandene Entdeckerfreude in schulspezifisches Koma. Jedenfalls war die Heimatkunde für mich mit der Volksschule und dem ersten Jahr Gymnasium erledigt.

Und so sollte es tatsächlich drei Jahrzehnte dauern, bis ich dem Begriff im Krefelder Verein für Heimatkunde wieder begegnete. Dass der Verein obendrein eine Zeitschrift mit dem Titel „die Heimat“ herausbrachte, wirkte zusätzlich abschreckend. Was hatte ich, neu in Krefeld, mit der Heimat der anderen zu schaffen?

Und überhaupt „Heimat“! Es soll ja Leute geben, die schon beim Wort wohligh-heimelige Gefühle bekommen, die heimattreu ihre Heimat lieben, ihr Dorf, ihre Stadt, ihr Land oder

gar ganz Deutschland. Das sei nicht als unzulässig in Abrede gestellt, aber grundsätzlich mochte ich es schon immer nüchterner und bewunderte den Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der einem Journalisten auf die Frage, ob er denn Deutschland lieben würde, die überwältigende Antwort gegeben haben soll: „Ich liebe meine Frau.“ Aber abgesehen von dem unmöglichen Postulat der kollektiven Liebe zu allen „Du bist Deutschland“-Fans war und ist mir nicht klar, was meine Heimat sein soll. Das ist eine persönliche Geschichte.

## Heimatvertriebene und Flüchtlinge

Mit dem Begriff in seinen verschiedenen Zusammensetzungen verband ich schon als Kind schlechte Gefühle. Die Erinnerung ist schwach, aber noch bevor es den bereits erwähnten Heimatkundeunterricht gab, muss ich in meinen ersten Schuljahren mit einer sich jährlich wiederholenden Zeremonie konfrontiert gewesen sein. Die Lehrerin füllte zu Schuljahresbeginn ein neues Klassenbuch aus. Schülerinnen und Schüler wurden gefragt, ob sie Flüchtlinge oder Heimatvertriebene seien. Ich war mir sicher, dass ich, Schupetta, Ingrid Emilie Hilda, weder geflohen noch aus Heimat vertrieben worden war. Mit einer Heimat konnte ich aber auch nicht dienen. Mit sechs Jahren war ich mit und ohne meine Eltern drei bis viermal umgezogen.

Ich hatte also einen Geburtsort und einen aktuellen Wohnort. Meine Heimat war das Dorf, in das ich zufällig geraten war, nicht. Als einziges nicht-katholisches Kind in einem katholischen Kindergarten hatte ich objektiv wenig Gelegenheit, mich heimisch zu fühlen – weder im Ort noch in einer Religion. Meine Mutter brachte mir beizelten bei, mich katholisch zu nennen. Die Katholischen waren keine bekannte Minderheit und wurden nicht verprügelt. Die Familie Abrahamson von zwei Häusern weiter war deutlich länger ortsansässig, aber zwischendurch mal „weg gewesen“. Wieso, weshalb, warum, war ein großes Geheimnis. So groß, dass ich als Kind nicht weiter nachzufragen wagte, als die Erwachsenen peinlich berührt reagierten. Die Kinder aus den „Neubauten“, mit denen wir von der Loestraße – der schwächliche Andy, der blonde Hans, die bezopfte Karin und ich – uns heftige Schneeballgefechte über die Gartenmauer lieferten, hatten zumindest eine „Neue Heimat“. Fies waren sie trotzdem, weil sie Steine in ihre Schneebälle taten.

Dann gab es noch die „Polacken“<sup>7</sup>, die auch nicht von hier waren. Sie sprachen mit einer eigenartigen Betonung und fremden Lauten, ein bisschen wie mein Opa Schupetta. Mit Polacken wollten wir nichts zu tun haben. Einmal bezeichnete ich meinen Großvater, den aus Masuren zugewanderten Metallarbeiter tatsächlich so, als er mich wieder mal „Schätzken“ nannte und mich bartstoppelig

küssen wollte: „Und er ist doch ein Polack!“ Das sorgte für Turbulenzen in der Familie. Ich hatte mich zu entschuldigen und ein Nie-Wieder-Versprechen zu geben.

Oma und Opa Schupetta, die sonst nie irgendwo hinführen, freuten sich auf die Treffen der Heimatvertriebenen in Essen, weil sie da alte Bekannte aus Neubartelsdorf bei Allenstein und Malshöven bei Ortelsburg wiedersahen.<sup>8</sup> Sie hatten ihre Heimat aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen bereits in den 1920er Jahren verlassen und waren daher in anderem Sinne Vertriebene. Man könnte sie als Armutsflüchtlinge bezeichnen, obwohl sie damals ja nur innerhalb des Freistaates Preußens umzogen. Meine resolute Großtante, die erst zum Kriegsende Ostpreußen verlassen hatte, begriff sich ihrerseits nicht als Vertriebene, sondern als Flüchtling. Sie beeindruckte mich, weil sie ein larmoyantes Männergespräch bei einem Familientreffen mit einem Einwurf unterbrach, der mich in seiner Heftigkeit und Wahrhaftigkeit überraschte. Als „der Russe“ kam, wären sie aus eigenem Entschluss „jerannt, jerannt“. Sie kam erst in Kaldenkirchen wieder zur Ruhe, ein totes Kind tragend. Aber sie hatte gut daran getan, zu fliehen. Meine Urgroßeltern Charlotte geb. Gwiazda und Wilhelm Schupetta – 68 und 70 Jahre alt – sollen in Malshöfen von Soldaten der Roten Armee erschlagen worden sein, so hieß es.

Ein Teil der Familie trauerte der alten Heimat nach. Nicht oft, aber gelegentlich dann doch, wurde eine idyllische Landschaft mit Wäldern und Seen direkt vor der Haustür beschworen. Dort war das Gras grüner und der Himmel höher, Meine Mutter, bodenständig in Herne-Baukau, pflegte spitzzünftig auf die primitiven Lebensverhältnisse in den Käffern jenseits der Zivilisation hinzuweisen, wenn es ihr zu arg wurde. Besonders die in ihren Augen primitiven Tischsitten hatte sie aufs Korn genommen: „Einen Pott auf'n Tisch und dann jeder einen Löffel!“ Sie hätte sich jedenfalls strikt geweigert, dorthin zu ziehen. Aber auch für die Nostalgiker wäre eine dauerhafte Rückkehr nach Ostpreußen nicht ernsthaft in Frage gekommen. Unter welchen Bedingungen hätte diese auch stattfinden sollen? Hätte man die Ergebnisse des 2. Weltkrieges revidieren können, wie es die Funktionäre der Landsmannschaften zunehmend aggressiver forderten?<sup>9</sup>

Es folgten trotz heftiger Proteste die Ostverträge<sup>10</sup> und die politische Anerkennung der Konsequenzen des immerhin von den Deutschen vom Zaune gebrochenen Krieges. Nur einer in der Familie blieb dabei, die Abkommen von Moskau und Warschau voller Hass als Verbrechen zu bezeichnen, mit denen die Heimat verraten worden wäre. Er gehört der so genannten Erlebnisgeneration an, will sagen, er war als Kind noch bei den Großeltern zu Besuch und hat Erinnerungen an das alte Ostpreußen. Diejenigen, die keinen persönlichen Bezug zur Heimat ihrer Urgroßväter

und -mütter mehr haben, bezeichnet man bei den immer noch existierenden Landsmannschaften als „Bekenntnisgeneration“. Absurdenweise kann man also den Heimatvertriebenen-Status vererben. Nach dieser Logik gäbe es heutzutage mehr Vertriebene als nach der Vertreibung – mehr Menschen, die Anspruch auf eine Heimat erheben könnten, die außerhalb der gegenwärtigen deutschen Grenzen liegt. Dass das den heutigen Bewohnern Polens und Tschechiens Angst macht, lässt sich nachvollziehen. Unter den Polen, besonders in Schlesien, gibt es viele Heimatvertriebene – aus den Teilen Polens, die nach dem Zweiten Weltkrieg der Sowjetunion zugeschlagen wurden.

Glücklicherweise sind die meisten der Vertriebenen an ihren neuen Wohnorten gut integriert<sup>11</sup> und viele pflegen durchaus freundschaftliche Kontakte zu den neuen Bewohnern der alten Heimat. Eine der Cousinen meines Vaters half den heutigen Besitzern der alten Bauernkate ihrer Familie in der Provinz Ermland und Masuren bei der Ausstattung von Ferienhäusern, denn Urlaub lässt sich dort gut machen. Wie aber sähe Europa aus, wenn es politischen Machthabern gefallen hätte, den Status von Flüchtlingen und Vertriebenen, beispielsweise aus Ostpreußen, über 50 Jahre zu konservieren, indem man sie in Lagern nur ein provisorisches Leben hätte führen lassen?

Ich hatte derweil die 1950er und 1960er Jahre durchlebt. Ein Aufenthalt in einem Kinderheim der Barmer Ersatzkasse in Wyk auf Föhr lehrte mich nicht nur, was Sadismus und Kindesmisshandlung sind, sondern auch, was Heimweh sein könnte. Genau genommen war das schon Fernweh, denn nicht ausschließlich daheim, überall konnte es nur besser sein als in diesem Heim des Schreckens. Verknüpft mit dieser Negativ-Erfahrung war der erneute Besuch eines Heimatmuseums. Dort steckten Teile des Knochengerüsts eines Wales, die Kiefer, wenn ich mich nicht irre, im Boden. Das sah immerhin imposant aus, besonders wenn das nur ein Teil des Tieres war.

Ich sang „... weil ein jeder nach seiner Heimat sich sehnt, die er gerne einmal wieder sehen will...“<sup>12</sup> und konnte Schlager mit Refrains wie „Heimat, deine Sterne. Sie strahlen mir auch an fernem Ort“<sup>13</sup> oder „Deine Heimat ist das Meer, Deine Freunde sind die Sterne“<sup>14</sup> miträllern. Mit dem Einbruch des Fernsehens in das heimische Wohnzimmer bekam ich eine Vorstellung vom deutschen Heimatfilm – allerdings mit einer Zeitverschiebung von gut 15 Jahren. Die Handlung der meisten Streifen ließ sich leicht zusammenfassen: Die gemäßigt kühle oder patente Blonde bekam nach Irrungen und Wirrungen, gerne auch in Gestalt dunkler Schönheiten, immer den Ingenieur / Gutsbesitzer / verkappten Millionär. Höhepunkt: Hochzeit vor Heimatkulisse, vorzugsweise Berge, alternativ auch Wald oder Heide. Auf jeden Fall aber ländlich, als ob

eine Industrialisierung nie oder nur woanders stattgefunden hätte.

Erst viel später dämmerte mir die Erkenntnis, dass in diesen bis heute beliebten Szenarien der NS-Unterhaltungsfilm weiterlebte. Die Ufa-Originale liefen parallel im deutschen Fernsehprogramm und waren nur in Nuancen stärker mit NS-spezifischen Denkmustern durchsetzt. Sie galten daher als unpolitisch und harmlos. Glücklicherweise hat sich die Ideologie bei mir tatsächlich nicht festgesetzt, schon weil sich in der Realität meines Ruhrpott-Umfeldes die Christel von der Post nur selten mit dem Förster vom Silberwald traf. Die Familie, mich eingeschlossen, guckte sowieso lieber gemeinsam Bonanza.<sup>15</sup> Für mich alleine durfte ich den Beatclub einschalten – aber nur auf dem alten Schwarzweiß-Fernseher im Elternschlafzimmer – selbstverständlich waren Kinderzimmer damals noch ohne Fernseher. Für „Negermusik“ war der gute Wohnzimmerfernseher aber nicht zugelassen. Samstags hörte ich im Badezimmer auf meinem Transistorradio die „Top Twenty“ auf BFBS.<sup>16</sup> Mit Inbrunst unterstützte ich „We've gotta get out of this place, if it's the last thing we ever do...“<sup>17</sup>

## Studienzeit – zwischen Sparkis und MLern

Als sehr junge Erwachsene machte ich mir kurzzeitig Sorgen um das Proletariat, das bekanntlich keine Heimat hat. Und wenn es sich daheim nicht aufrütteln lies, gab es immer noch die Unterdrückten in aller Welt: „Hoch die internationale Solidarität“ war der Slogan, der bis zur Inhaltslosigkeit skandiert wurde, beziehungsweise solange, bis eine neue Generation ihn mit „Hoch die internationale Kinderschokolade“ veralberte. Hohlheit mit Auslachen zu begegnen war die beste Reaktion auf ein Umfeld, in dem die Deutsche Kommunistische Partei (DKP), beziehungsweise ihre Studentenorganisation Marxistischer Studentenbund Spartakus (MSB Spartakus) sich schon an der Macht glaubte – jedenfalls in den Betontürmen der Philosophischen Fakultät an der Philipps-Universität in Marburg an der Lahn, meinem ersten Studienort. Der Ruf des Fachbereichs Politische Wissenschaften gründete sich auf Prof. Wolfgang Abendroth. Er galt als umstritten, war aber geachtet, nicht zuletzt, weil er einer der wenigen war, die nachweislich Widerstand gegen die Nationalsozialisten geleistet hatten. Seine Emeritierung im Jahre 1972 hinterließ ein dogmatisches Umfeld, in das ich nun nichtsahnend hineingeriet.

Nach Überwindung der ersten unsichtbaren Schwellen traf ich als ohnehin eingeschüchtertes Erstsemester auf einen studentischen Studienberater, der gerne eine Art Proletariernachweis von mir gehabt hätte. Unglaublich, aber tatsächlich wurde mir als Studienan-



Abb. 2. Plakat zu Stadtrundfahrten mit dem Fahrrad, 1984

fängerin 1973 die Frage gestellt, warum ich denn überhaupt studieren wolle, wo meine Eltern doch gar keine Arbeiter seien – mitten in Westdeutschland ein Eishauch von DDR. Nein, Marburg an der Lahn, diese rotlackierte Postkartendidyle, den schwarzbrauner Burgberg von Burschenschaftlern besetzt blieb, war schon wieder einer dieser Plätze, von denen es zu verschwinden galt.

Das war etwa die Zeit, in der eine neue Bedrohung erkannt wurde. Die Statistiken des „Club of Rome“ machten es deutlich: „Ein Planet wird geplündert“. Eine neue Umweltbewegung entstand aus der Befürchtung, dass ein unbeschränktes Wirtschaftswachstum nicht möglich wäre. Einerseits könnten bestimmte Rohstoffe innerhalb weniger Jahrzehnte restlos aufgebraucht sein, andererseits könnte die Erde durch die Rückstände hemmungslosen Konsums unbewohnbar werden. Dazu kam dann noch die tödliche Bedrohung durch die kriegerische und friedliche Nutzung der Atomenergie. Bemerkenswerterweise griff auch die junge Umweltbewegung auf das Argument zurück, man müsse die Heimat schützen. Ihre Berechtigung, sich gegen Atomkraftwerke, Atomlager, Braunkohlebergbau, Flughafen ausbau und schließlich die Stationierung von Raketen zu wehren, zog sie teilweise aus dem Heimatrecht Davids (klein, aber wehrhaft) gegenüber Goliath (den Großkonzernen). Gerade in der Anfangszeit mussten sich die Grünen deswegen aber auch mit eher bräunlichen Heimatfreunden auseinandersetzen – im Wortsinne.<sup>19</sup>

Mein Wohnort war mittlerweile Berlin. Als Studentin am Otto-Suhr-Institut (OSI) der Freien

Universität Berlin war ich vom Regen in die Traufe gekommen. Dominierten in Marburg die „Sparkis“ das Fach Politische Wissenschaften, waren es am OSI alle Schattierungen von China-Gefolgsleuten. Schockiert bekam ich mit, dass eine Kommilitonin sich nicht mit mir anfreunden durfte („falsche Gesinnung“ meinerseits) und vor ihrem Wohn- und Studienkollektiv Selbstkritik üben musste. Die junge Frau war Tochter eines Stadtdirektors irgendwo in Westdeutschland.

Die Professoren hatten den Fachbereich aufgegeben, nur wenige ließen sich überhaupt blicken, und ich lavierte um Organisationen wie die Kommunistische Partei/Marxisten-Leninisten, die Kommunistische Partei/Aufbauorganisation und den Kommunistischen Bund Westdeutschlands (bezeichnenderweise als KB Wichtig verspottet) herum, um ein ordentliches und zügiges Studium hinzukriegen. Gruppenarbeit war Pflicht – was nicht selten darauf hinauslief, dass die Kommilitoninnen und Kommilitonen in Gruppe machten und ich in Arbeit. Heimisch wurde ich in dieser Anstalt nicht. Die Universität als nährende Mutter Wissenschaft war für mich eher ein prügelnder Vater. Schande über sein Haupt!

Jenseits der gepriesenen „Berliner Luft, Luft, Luft“ lebte ich mit Mauerblick in SO 36, dem hintersten Kreuzberg, wo ich begann, mich mit Sanierungsplänen für das heruntergekommene Viertel zu beschäftigen. Das politische Engagement für das unmittelbare Lebensumfeld verlagerte sich umstandsbedingt nach Schöneberg, einem klassischen Berliner Kiez, in dem es mehr zu entdecken gab als das piefelige Frontstadtbewusstsein der dort länger Ansässigen. Es war die Gründerzeit der Berliner Geschichtswerkstätten. 1983 jährte sich die „Machtergreifung“ zum 50. Mal. Der Berliner Senat förderte einen neuen Blick auf die Geschichte, und so entstanden kleinteilige Studien über die Berliner Bezirke.

Zum ersten Mal war ich nicht nur Besucherin in einem Heimatmuseum, sondern Mitarbeiterin an einem Projekt, das in einem solchen ausstellen durfte. Insofern wurde die Ausstellung zur Machtergreifung in Schöneberg<sup>20</sup> auch ein persönlicher Meilenstein. Noch nie hatte ich mich an einem Ort so gut ausgekannt, aber war die Stadt nun meine Heimat geworden? Ich eine Berlinerin? Nein, so hätte ich mich nicht selbst bezeichnet, auch wenn ich mit Begeisterung die ersten Stadtrundgänge organisierte, Radrouten entwickelte, vorzugsweise bei „Peace Food“ oder auf dem Winterfeldmarkt einkaufte, bald auch die Stufen des Schöneberger Rathauses mit einem Mitarbeiterausweis des Abgeordnetenhauses erklomm.<sup>21</sup>

Das Schöne an Berlin war, dass ich den Eindruck hatte, es mache Neuankömmlingen Platz. In Berlin war der Wechsel das Normale. Berlin konnte auf unangestregte Weise

Heimat bieten, man musste nicht dort geboren sein, den dortigen Misthaufen für den schönsten der Welt erklären, kein Bekenntnis leisten, keine Gefühle und keinen Stallgeruch entwickeln, und, ein Riesenvorteil, man durfte dort auch wieder weg. Keine Träne nachgeweint, aber ich lies noch einen Koffer in Berlin ... Ein aus Osnabrück stammender Berliner erklärte mir später, dass das Phänomen der Heimatlosigkeit eines der größten Probleme unserer Zeit wäre.

## Leben im Exil

Und so kam ich unter die Krefelder. Im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit als Fraktionsgeschäftsführerin bei den Grünen sowie später (ab 1991) als Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld lernte ich viele eingeborene Krefelderinnen und Krefelder kennen. Darunter auch einige, die während der Zeit des Nationalsozialismus aus Deutschland verjagt wurden und – nachdem einige Jahre vergangen waren – mehr oder weniger regelmäßig in ihre Heimatstadt Krefeld zurückkehrten. Heimat oder nicht, darüber gab es bei ihnen gar keinen Zweifel.

Aber ganz entschieden betrafen die positiven Gefühle nicht das besuchte, sondern das erinnerte Krefeld. Die Sehnsucht galt der behüteten Kindheit, den Eltern, Geschwistern, Großeltern, Onkel, Tanten, Freunden und selbst den Kindermädchen, den lieben Verstorbenen, die auf den Krefelder Friedhöfen bestattet wurden, den Häusern und Gassen, den rheinischen Speisen und Getränken. Ein eindrucksvolles Selbstzeugnis hinterließ dazu Rudolf Hirsch. Der Krefelder, Jude und Kommunist, gehörte zu den ersten, die die Stadt verlassen mussten. Eine Zuflucht fand er in Palästina, wo ein Teil seines erstens Romans „Patria Israel“ spielt.<sup>22</sup> „Patria Israel“ müsste man mit „Heimat Israel“ übersetzen. Das könnte programmatisch zu verstehen sein, denn nach meiner Erinnerung war es der hochbetagte Publizist, der sich in der Rückschau verwundert die Frage stellte, wie sein weiteres Leben ohne rheinisches Apfelkraut denn überhaupt möglich gewesen ist.<sup>23</sup> Die Kinderheimat war ein Paradies auf Zeit, das gerade wegen der gewaltsamen Vertreibung besonders strahlend erschien – vor allem, wenn man danach, auf sich allein gestellt, ums Überleben kämpfen musste: „Weh dem, der keine Heimat hat!“<sup>24</sup> In diesem Sinne mag Nietzsche Recht gehabt haben.

Ich denke nicht, dass es ein Zufall ist, dass ein ins Exil getriebener Jude die Vision einer utopischen Heimat, die in der Zukunft liegen wird, entwickelte.<sup>25</sup> Ernst Bloch sah Heimat als Ort einer grenzenlosen Versöhnung zwischen Mensch und Natur. Mit der gleichzeitig einsetzenden Vollendung der realen Demokratie hat sie etwas von einem Paradies für Erwachsene. Das sichere an dieser Utopie ist, dass man aus einer in der Zukunft lie-



genden Heimat nicht vertrieben werden kann. Sie ist ein Ort, an dem noch keiner war. Und ob man ihn jemals erreichen kann? Blochs Gedanken fanden Eingang in Vorstellungen, die in der alternativen Szene in den 1970ern durchaus Anhänger hatten, auch in populärer Form. „Der lange Weg, der vor uns liegt führt Schritt für Schritt ins Paradies...“<sup>26</sup> Immerhin war Bloch einer der ersten Philosophen, der unbelastet genug war, den Begriff „Heimat“ nach 1945 wieder auszusprechen.

Aber selbst wenn die Katastrophen des 20. Jahrhunderts nicht geschehen wären, wäre die Kinderheimat keine verlässliche Ordnung geblieben. Nichts bleibt wie es war. Menschen sterben, Straßen und Häuser werden umgebaut, Rezepte geändert. Was scheinbar Geborgenheit und Stabilität gab, hatte keinen dauerhaften Bestand. Wenn man lange an einem Ort bleibt, ist der Prozess der Veränderung weniger offensichtlich, weil er sich schleichend abspielt. Kehrt man aber nach Jahren zurück, sieht man die Summe des Wandels: es kann das Wohnhaus der Großeltern durch eine Schnellstraße ersetzt worden sein, Hühnerstall und Rosengarten durch den Zubringer und bei Tante Emma wohnt nun ein Döner. Statt nach Ajax und Kohle riecht die Straße nach Oliven und Majoran. Heimat?

Vielleicht ist Heimat ja gar kein realer Ort, sondern eine komplexe Konstruktion aus Gerochenem, Gesehenem, Geschmecktem, Gehörtem und Erfültem, die nur in unserer Erinnerung besteht. Das Portal zu dieser Heimat ist keine Haustür, sondern ein Sinnesreiz. Je nach Stärke kann er jeden Menschen zurückversetzen: Beam me back, Scotty! Und zwar nur zurück, denn für die Zukunft kann man keine Erinnerungen haben, sondern nur Visionen – siehe Bloch.

Die Wissenschaft hat festgestellt, dass der Geruchs – und damit verbunden der Geschmacksinn – die stärksten Reize auszulösen vermag. Im Selbstversuch kann ich das bestätigen: der Geruch von eingelegtem Hering führt mich zum Beispiel unweigerlich zurück in einen dörflichen Krämerladen, in dem ein großes Holzfass mit Fisch vor sich hin stank. Eine Duftspur von Karbolinum versetzt mich schnurstracks in die Gartenlaube meines Großvaters. Die Laube lag am Bahndamm. Draußen fuhren die Züge, drinnen war ein geschützter Raum in dem es scharf, aber irgendwie angenehm roch. Heute weiß man, dass das aus Steinkohleteer gewonnene Holz- und Pflanzenschutzmittel Karbolinum Krebs auslösen kann. In privaten Haushalten ist es seit Jahren verboten.

Die gefühlte Heimat ist also nicht nur veränderlich, sondern auch noch trügerisch im Wohlgefühl. Genauso trügerisch wie der Anspruch auf ein bestimmtes Stück Erde. **Meine Heimat? Meine Mutter pflegte bei solchen Ansprüchen zu sagen, dass ich die Augen**



Abb. 3. Protestaktion in Krefeld 1988; von links Christoph Bänders, Dr. Ingrid Schupetta, Rolf Rundmund.

schließen solle, dann würde ich schon sehen, was meins ist.

### Kein Ort, nirgends

Missbraucht, zerrupft, analysiert, was ist von dem romantisch-verklärenden Begriff Heimat aus dem 19. Jahrhundert im Zeit-

alter der Flexibilisierung und Globalisierung noch geblieben? Es sieht so aus, als ob das 20. Jahrhundert mit seinen Bevölkerungsbewegungen und Heimatverlusten erst der Anfang war. Wanderungen gibt es wegen der zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen derzeit fast überall auf diesem Planeten. Prognosen für die Zukunft sind wegen des Klimawandels mehr als düster. Der



Abb. 4. Gründungsversammlung der Geschichtswerkstatt Krefeld am 26. April 1989; von links Edgar Lüdke, Dr. Ingrid Schupetta, Miriam Enzweiler, Ralf Winters, Uschi Renner, Karl-Wilhelm Gellissen, Karl-Heinz Renner.

Anstieg des Meeresspiegels in ohnehin dicht bewohnten Gegenden wird zwangsläufig zu Konflikten führen, auf deren friedlich-solidarischen Verlauf man nur hoffen kann. Eine Aussöhnung von Mensch und Natur ist in weiterer Ferne denn je.

Die Reichen haben Stammsitze hier und dort im In- und Ausland. In der Heimat, in der Heimat – da müsste man ja Steuern zahlen. Der Rest muss den Arbeitsplätzen hinterher ziehen, solange dieses Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell einigermaßen funktioniert. Auch der Standortvorteil verlagert sich, heute hier, morgen dort. Die Heimat to go als Placebo für die psychische Stabilität des allseits flexiblen Erwerbstätigen gibt es dazu schon: Landhausmode im Dirndllook, volkstümliche Musik aus der Retorte, Halloween statt St. Martin, Santa Claus statt Nikolaus. Die Entwicklung geht zu einem normierten Brauchtum, dass überall passt: Bayernwochen auf Langeoog und dazu „Best of Volksmusik“!

Da ich mittlerweile die längste Zeit meines Lebens in Krefeld gelebt habe, immerhin nun 24 Jahre, lies es sich bei aller Heimatlosigkeit nicht vermeiden, zumindest Luftwurzeln auszubilden. Ein Haus habe ich (um)gebaut und einen Apfelbaum habe ich auch gepflanzt. Meinen ersten Aufsatz für „die Heimat“ schrieb ich 1993.<sup>27</sup> Mitglied des Vereins für Heimatkunde wurde ich 1996. Die beiden letzten Schritte wurden mir sicher durch Dr. Feinendegen erleichtert, der die Pluralität der Heimatautoren förderte. In die Fremde schwärme ich nach wie vor mit Neugier und Leidenschaft und sehne mich eindeutig häufiger fort als zurück. Manchmal ist es schön hier, manchmal aber auch woanders. Am meisten vermisste ich in Krefeld die einsamen Seen, in die man umstandslos hineinhüpfen kann, den Geruch nach leichtem Moder, das Glitzern der Sonne, das Geräusch von sachten Wellen, das samtige, kühle Wasser auf der Haut. Gute Güte, am Ende ist Masuren doch ein Stück Heimat? Wenn nur die Mücken nicht wären...

## Schweben

Die herbsthelle Nebelbank  
lagert  
über Sprödenthal

und ohne Grund  
steige ich  
ungeschützt in wolkenweiß

lege mich  
bindungslos  
unsichtbar – hauchzart.

Dr. Ingrid Schupetta: Zugereiste, Innenstädterin, promovierte Politikwissenschaftlerin, Ex-Fraktionsgeschäftsführerin der Grünen, Gründungsmitglied der Geschichtswerkstatt, seit 1991 Leiterin der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, Verfasserin des ersten und einzigen Krefeld-Quiz<sup>28</sup>.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Ingrid Schupetta, Frauen- und Ausländererwerbstätigkeit in Deutschland 1939 – 1945, Köln 1963

<sup>2</sup> Die Methode war in England um 1930 entwickelt worden. In Deutschland wurde sie vor allem von Lutz Niethammer aufgegriffen. Nachzulesen bei Lutz Niethammer, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis des „Oral History“, Frankfurt am Main 1980, beziehungsweise Dieter Kastner, Mündliche Geschichte im Rheinland, Köln 1991.

<sup>3</sup> Aurel Biltstein (1901 – 1996) hatte sich schon in den 1920er Jahren für den Kommunismus begeistert. Während der NS-Zeit wurde er zu langen Haftstrafen verurteilt, bespitzt und verfolgt. Im Andenken an seine Mutter und seine Kameraden hatte er als Rentner begonnen, sich der Aufarbeitung der Lokalgeschichte zu widmen. Sein Buch war eine der ersten Lokalstudien zum Nationalsozialismus. Der Titel lautet: Der eine fällt, die andern rücken nach... Dokumente des Widerstandes und der Verfolgung in Krefeld 1933-1945, Frankfurt/Main 1973.

<sup>4</sup> Ernst „Teddy“ Thälmann (1886 – 1944) wurde 1925 Vorsitzender der KPD, die er in enger Anlehnung an die Vorgaben aus der Sowjetunion führte. Ab 1933 war er inhaftiert. 1944 wurde er in Buchenwald ermordet. Den Kommunisten galt Thälmann als Symbolfigur des Arbeiterwiderstandes.

<sup>5</sup> Stadtdianen nannten sich gegen Ende der 1970er Jahre Teile der Links-Alternativen Szene, die sich damit unter anderem von der gewalttätigen „Stadtguerilla“ absetzen wollte. Literarisch verarbeitet zum Teil bei Ulrich Peltzer, Teil der Lösung, Zürich 2007. Peltzer ist im Übrigen der Weg von Krefeld nach Berlin gegangen.

<sup>6</sup> Heinz Büring, Nordrhein-Westfalen in Karte, Bild und Wort. Eine Heimatkunde, München/Frankfurt/Berlin/Hamburg 1964

<sup>7</sup> Eigentlich ist Polak das polnische Wort für Pole. Im Ruhrgebiet war Polack jedoch ein Wort, mit dem man aus Polen zugewanderte Bergleute und ihre Familien beleidigen wollte. Man sprach es mit Verachtung aus.

<sup>8</sup> Die Familie meiner Großmutter stammte aus Neubartelsdorf/Ermland (heute: Nowa Wies), die meines Großvaters aus Malschöven/Masuren (heute Malszewo), beides 400-Seelen-Dörfer. Meine Großmutter war in den 1950er Jahren Vorsitzende der Frauengruppe des Bundes heimattreuer Ost- und Westpreußen, Ortsgruppe Herne-Nord.

<sup>9</sup> Mir ist nicht bekannt, dass sich Heimatvertriebene gegen Vereinbarungen wehrten, schon gar nicht mit so großer Geste wie Zygmunt Rogala, der Held des Romans „Heimattmuseum“ von Siegfried Lenz.

<sup>10</sup> Eine Reihe von Verträgen, die von den Regierungen Brandt und Schmidt Anfang der 1970er Jahre geschlossen wurden. Die Bundesrepublik Deutschland verzichtete damit unter anderem ausdrücklich auf Gewalt als Mittel in der politischen Auseinandersetzung mit den Nachbarn im Osten.

<sup>11</sup> Auch wenn der Prozess nicht einfach war und einzelne Menschen den Übergang nicht bewältigen konnten. Das Thema ist soweit bearbeitet, dokumentiert und abgeschlossen, dass es alle paar Jahre wieder als angebliches Tabu entdeckt werden kann. Im letzten Jahr wurde Andreas Kossert, Kalte Heimat, München 2008, entsprechend vermarktet.

<sup>12</sup> Das so genannte Volkslied „Wir lagen vor Madagaskar“, zu dem diese Liedzeile gehört, soll mündlicher Überlieferung entsprechen. Die Vertonung stammt allerdings aus dem Jahr 1934.

<sup>13</sup> Ein sentimentales Stück aus dem Repertoire des Wehrmachtswunschkonzerts, das durch den Film „Quax, der Bruchpilot“ (1942) bekannt geworden war.

<sup>14</sup> Mit diesem Titel erhielt die Sängerin Lolita 1960 eine goldene Schallplatte und kam in der amerikanischen Hitparade immerhin auf Platz 5.

<sup>15</sup> Bonanza war eine amerikanische Fernsehserie, deren fiktive Handlung in Nevada im 19. Jahrhundert spielte. Sie wurde in Deutschland ab 1967 mit großem Erfolg im ZDF ausgestrahlt. Der Western als amerikanischer Heimatfilm wirkte bei ähnlich schlichter Moral offenbar immer noch glaubwürdiger als sein deutscher Vorläufer.

<sup>16</sup> BFBS – British Forces Broadcasting Service – war der einzige Sender, der auf UKW Popmusik spielte. Alternativ gab es das amerikanische Gegenstück AFN – American Forces Network, den Piratensender Radio Caroline oder Programme von Radio Luxemburg, allerdings durch Mittelewellenrauschen und Kraxler kein wirkliches Hörvergnügen. Das Angebot im Fernsehen beschränkte sich auf die Programme 1 bis 3. Der Beatclub von Radio Bremen war dort ab 1965 die einzige Enklave, wo man manchmal auch Rockmusik hören konnte – alle vier Wochen am Samstagnachmittag.

<sup>17</sup> Ein Musiktitel, der 1965 mit der Gruppe „Animals“ ein Hit wurde.

<sup>18</sup> Donella Meadows und andere, Die Grenzen des Wachstums – Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, München 1972 und Herbert Gruhl, Ein Planet wird gepündert: die Schreckensbilanz unserer Politik, Frankfurt/Main 1975

<sup>19</sup> Leitfigur dieser Richtung war der Öko-Bauer Baldur Springmann. Springmann verließ die Grünen im Streit und gründete 1982 gemeinsam mit Herbert Gruhl eine eigene Organisation, die Ökologisch-Demokratische Partei (ODP).

<sup>20</sup> Begleitheft: Spurensicherung in Schöneberg 1933. „Rote Insel“ – Linderhof – „Jüdische Schweiz“, Berlin 1983

<sup>21</sup> Übrigens neben meiner Kollegin vom Bereich „Demokratische Rechte“, die noch ganz anders Karriere machte. Die Ex-Ministerin Renate Künast ist die derzeitige Vorsitzende der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen.

<sup>22</sup> Rudolf Hirsch, Patria Israel, Rudolfstadt 1983

<sup>23</sup> Wie die Hausangestellte Nelly Apfelkraut machte, notierte Rudolf Hirsch auf Seite 14, in: Aus einer verlorenen Welt, Berlin 2002.

<sup>24</sup> Das viel benutzte Doppelgedicht aus dem dies Zeile stammt, findet sich in Anthologien meist unter dem Titel „Mitleid hin und her“. Die Kritische Gesamtausgabe überschreibt mit „Der Freigeist“. Siehe Friedrich Nietzsche, Kritische Gesamtausgabe, 7. Abteilung, Band 3: Nachgelassene Fragmente 1884/85, München/New York 1976, S. 371.

<sup>25</sup> Ernst Bloch (1885 – 1977) schrieb sein Hauptwerk in den Jahren zwischen 1938 und 1947. Zu diesem Zeitpunkt gewährten ihm die USA Exil. Die Veröffentlichung erfolgte in Deutschland (DDR).

<sup>26</sup> „Schritt für Schritt ins Paradies“ ist ein Musiktitel der Gruppe „Ton, Steine, Scherben“, veröffentlicht 1972 auf der LP „Keine Macht für niemand“.

<sup>27</sup> Ingrid Schupetta, Richard Merländer – Nachforschungen über einen Unbekannten, in: die Heimat, 64/1993, S. 60ff.

# Heimat als Rechtsbegriff

von Johann Schwarz

## I

Der Schweizer Diplomat und Historiker Carl Jacob Burckhardt stellte im Jahre 1954 fest, dass der Begriff der „Heimat“ nur in der deutschen Sprache vorhanden sei.<sup>1</sup> Der englische Begriff „homeland“ definiert eher den Gegensatz zwischen Mutterland und Kolonien. Auch das französische Wort „pays natal“ dürfte wohl mit dem Land der Geburt identisch sein, der nicht Heimat sein muss, wie die deutsche Sprache es versteht. Heimat soll nach einer nicht juristischen Definition *derjenige örtlich-geografisch einheitlich erlebte Raumbereich sein, mit dem sich ein Mensch durch Geburt, Tradition und Lebensumstände seelisch verbunden fühlt.*<sup>2</sup>

## II

Wegen der Unbestimmtheit und Gefühlsbezogenheit des Wortes Heimat fällt es dem Juristen nicht leicht, den Begriff in seine Kategorien einzuordnen. Anders verhält es sich mit dem Begriff des Staates. Die klassische Staatslehre am Ende des 19. Jahrhunderts prägte mit der Jellinekschen Drei-Elementen-Lehre (Staatsgebiet, Staatsvolk, Staatsgewalt)<sup>3</sup> bis heute die Definition des Staates.<sup>4</sup> Auch das Völkerrecht geht bis in die jüngste Zeit von der Drei-Elementen-Lehre aus.<sup>5</sup> Moderne Rechtsbegriffe wie jener vom „failed state“ orientieren sich hieran.<sup>6</sup>

Hingegen war der Begriff der Heimat im Völkerrecht eigentlich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts unbekannt.<sup>7</sup> Noch im Jahre 2000 schreibt das renommierte Völkerrechtslehrbuch von Seidl-Hohenveldern/Stain: *Es ist grausam, Bevölkerungsgruppen aus ihrer gewohnten Umgebung herauszureißen... Die Humanität rät gewiss, von solchen Maßnahmen Abstand zu nehmen. Die völkerrechtliche Praxis hat ein solches Recht auf Heimat aber bisher nicht anerkannt.*<sup>8</sup>

In der Tat hat erst die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Osten Europas die Diskussion um ein Recht auf Heimat angefangen. Im anglo-amerikanischen und französischen Schrifttum ist – wie der Völkerrechtler Christian Tomuschat bemerkt hat – bis heute eine wirkliche Beschäftigung mit diesem Thema nicht zu erkennen.<sup>9</sup> Obwohl die Abhandlung von Tomuschat bereits zwanzig Jahre alt ist, hat sich letztlich am festgestellten Status nichts geändert. Auch heute findet man in englisch- oder französischsprachigen Lehrbüchern keine ergiebigen Ausführungen zu diesem Thema. Es zeigt sich eine erstaun-

liche Parallele zum sprachlichen Befund des Begriffs der Heimat.

Und doch hat sich die Rechtslage in der Mitte des 20. Jahrhunderts verändert. Obwohl bis heute eine ausdrückliche völkerrechtliche Bestimmung zum Begriff der Heimat fehlt,<sup>10</sup> sind verschiedene Verträge und Resolutionen internationaler Organisationen zum Nachweis eines Heimatsrechts herangezogen worden. 1966 ist der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (IPBPR) von der Gesamtheit der in der Generalversammlung der Vereinten Nationen vertretenen Staaten einstimmig als Rechtsinstrument angenommen worden. Inzwischen haben 153 Staaten den Pakt unterzeichnet, 104 haben ihn ratifiziert, so auch die Bundesrepublik Deutschland. Nach Art. 12 Abs. 4 IPBPR darf niemand willkürlich das Recht entzogen werden, in sein eigenes Land einzureisen (*right to enter his own country*). Das Wort Heimat findet sich in der Vorschrift nicht. So ist es auch zweifelhaft, ob die Norm nicht lediglich auf Individuen Anwendung findet und nicht etwa auf Bevölkerungsbewegungen massenhafter Art.<sup>11</sup> Jedenfalls bietet Art. 12 Abs. 4 IPBPR keine völlig gesicherte Rechtsgrundlage für ein Rückkehrrecht in die Heimat bei Massenausweisungen.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts brachte nach der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten Europas weitere große Bevölkerungsverchiebungen mit sich. Das Israel-Palästina-Problem, der Zypern-Konflikt, die Kambodscha-Frage, die Besetzung Afghanistans durch Truppen der UdSSR, die Unabhängigkeitserklärung des Kosovo von Serbien lösten eine Reihe von Resolutionen der Vereinten Nationen aus, die Bevölkerungsumschiebungen verurteilten. Da Resolutionen der Generalversammlung oder des Sicherheitsrates aber in der Regel kein zwingendes Recht, sondern nur sogenanntes *soft-law* darstellen,<sup>12</sup> führen sie in der Frage eines Rechts auf Heimat nicht wirklich weiter.

Seit geraumer Zeit wird versucht, als Rechtstitel eines Rückkehrrechts in die Heimat das Selbstbestimmungsrecht der Völker heranzuziehen.<sup>13</sup> Die Charta der Vereinten Nationen erwähnt das Selbstbestimmungsrecht der Völker in den Artikeln 1 und 55, jedoch ohne es zu definieren. In Artikel 1 der Pakte über Bürgerliche und Politische Rechte heißt es dann allerdings:

(1) *Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung. Kraft dieses Rechts entscheiden sie frei über ihren politischen Status*

*und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung.*

(2) *Alle Völker können für ihre eigenen Zwecke frei über ihre natürlichen Reichtümer und Mittel verfügen, unbeschadet aller Verpflichtungen, die aus der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit auf der Grundlage des gegenseitigen Wohles sowie aus dem Völkerrecht erwachsen. In keinem Fall darf ein Volk seiner eigenen Existenzmittel beraubt werden.*

(3) *Die Vertragsstaaten, einschließlich der Staaten, die für die Verwaltung von Gebieten ohne Selbstregierung und von Treuhändergebieten verantwortlich sind, haben entsprechend der Charta der Vereinten Nationen die Verwirklichung des Rechts auf Selbstbestimmung zu fördern und dieses Recht zu achten.*

In der Tat ist das Selbstbestimmungsrecht von seinen Ursprüngen her konzeptionell aufs engste mit dem Territorium als Lebensgrundlage eines Volkes verbunden.<sup>14</sup> Fraglich ist aber, was eigentlich dann geschehen soll, wenn das Gebiet auf das ein Rückkehranspruch geltend gemacht wird, wiederbesiedelt worden ist. Da weder Annexion noch Vertreibung der Bevölkerung von Rechts wegen statthaft sind, dürften angestammte Rechte den Vorrang haben.<sup>15</sup> Allerdings stellt sich das Problem, ob dem Recht auf Heimat der Rang zwingenden Völkerrechts (*ius cogens*) zukommt. Dies würde voraussetzen, dass das Selbstbestimmungsrecht, aus dem das Recht auf Heimat abgeleitet wird, ebenfalls dem *ius cogens* unterliefe. Das ist allerdings in der Völkerrechtswissenschaft nicht unstrittig. Früher wurde behauptet, das Selbstbestimmungsrecht der Völker sei lediglich ein politisches Prinzip, allenfalls eine Forderung der internationalen Ethik.<sup>16</sup> Daran wird heute aufgrund der oben dargestellten Rechtslage nicht mehr festgehalten. Ob allerdings das Selbstbestimmungsrecht zum zwingenden Recht erstarkt ist, lässt sich nicht sicher nachweisen.<sup>17</sup> Wie auch immer: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker hat das Recht auf Heimat auf eine Ebene gehoben, die vor etwa fünfzig Jahren noch undenkbar war. Da das Völkerrecht aber gegen den Willen eines oder mehrerer Staaten nicht durchsetzbar ist und das moderne Völkerrecht vom Prinzip des absoluten Gewaltverbotes beherrscht wird (Art. 2 Nr. 4 der UN-Charta), sind die Fragen um das Recht auf Heimat immer unter dem Friedlichkeitsvorbehalt zu sehen. Es ist deshalb praktisch kaum umsetzbar.

### III

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass auch im innerdeutschen Recht der Begriff der Heimat rechtlich in Artikel 3 Abs. 3 Satz 1 GG verortet ist: Niemand darf wegen seiner Heimat benachteiligt oder bevorzugt werden. Als Heimat ist „die örtliche Herkunft eines Menschen nach Geburt oder Ansässigkeit im Sinne einer emotionalen Beziehung zu einer geografisch begrenzten, einzelnen mitprägenden Raum (Ort, Landschaft) gemeint.“<sup>16</sup> Besondere Bedeutung hat die Vorschrift in der Rechtspraxis nicht gewonnen. Das Differenzierungsverbot wegen der Heimat richtet sich an den jeweils zuständigen Gesetzgeber.<sup>19</sup> Ein Verstoß gegen das Grundrecht liegt z. B. vor, wenn ein- und derselbe Landesgesetzgeber Differenzierungen nach Landeszugehörigkeit vornimmt, z. B. Landeskinder privilegiert.<sup>20</sup> Ebenso darf es auf Gemeindeebene keinen Bonus für einheimische Beamtenbewerber geben.<sup>21</sup>

*Johann Schwarz: Direktor des Amtsgerichts Krefeld und Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde*

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Carl Jacob Burckhardt, Neue Zürcher Zeitung Nr. 265 vom 27.09.1954

<sup>2</sup> Wilhelm Bernsdorf; Friedrich Bülow (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, 2. Aufl. Stuttgart 1969, S. 415

<sup>3</sup> Georg Jellinek, Allgemeine Staatslehre, 2. Aufl. Berlin 1905, S. 381 ff.

<sup>4</sup> Martin Kriele, Einführung in die Staatslehre, 6. Aufl. Stuttgart 2003, § 18, S. 61

<sup>5</sup> Knut Ipsen, Völkerrecht, 4. Aufl. München 1999, § 5 Rdn. 2-9

<sup>6</sup> Geiß, Failed States, Berlin 2005

<sup>7</sup> Wilfried Fiedler in Ignaz Seidl-Hohenveldern, Lexikon des Rechts – Völkerrecht, 3. Aufl. Neuwied 2001, S. 165

<sup>8</sup> Ignaz Seidl-Hohenveldern; Torsten Stein, Völkerrecht, 10. Aufl. Hannover 2000, Rdn. 1582, 1583

<sup>9</sup> vgl. die Nachweise bei Christian Tomuschat, Das Recht auf Heimat in Festschrift für K.J. Partsch, Berlin 1989, S. 183, 186 ff.

<sup>10</sup> Dietrich Murswiek, Die völkerrechtliche Geltung eines Rechts auf Heimat in Gilbert Gornig; Dietrich Murswiek, Das Recht auf die Heimat, Berlin 2006, S. 17 ff., 23

<sup>11</sup> vgl. die Nachweise bei Tomuschat, aaO., S. 190 f.

<sup>12</sup> Zum Begriff des soft law: Otto Kimminich; Stephan Hobe, Einführung in das Völkerrecht, 7. Aufl. Stuttgart 2000, S. 166 ff.

<sup>13</sup> Ipsen, aaO., § 27 Rdn. 12, Tomuschat, aaO., S. 194 ff.

<sup>14</sup> Tomuschat, aaO., S. 204

<sup>15</sup> Tomuschat, aaO., S. 208 f.

<sup>16</sup> Friedrich Berber, Lehrbuch des Völkerrechts I, München 1975, S. 76

<sup>17</sup> Nowak CCCP- Commentary, Strasbourg 1993, Art. 1 Rdn. 14 m.w.N., vgl. dazu auch: Jochen Frowein, Self-Determination as a Limit to Obligations under International Law in: Christian Tomuschat, Modern Law of Self-Determination, Dordrecht 1993, S. 211 ff.

<sup>18</sup> BVerfGE 102, 41, 53

<sup>19</sup> Christian Starck in Hermann v. Mangoldt; Friedrich Klein; Christian Starck, Grundgesetz, 4. Aufl., München 1999, Art. 3 Abs. 3 Rdn. 368

<sup>20</sup> BVerwG in NVwZ 1983, 223 f.

<sup>21</sup> BVerwG in DVBl 1980, 56

## Heimat – was ist das?

von Johannes Sczyrba

### Meine „Heimat“

Wenn ich an „Heimat“ denke, dann bin ich ganz nah an meinen Wurzeln. Äußerlich ist es jenes kleine Dorf zwischen Neuss und Köln, das Straberg heißt (damals Kreis Grevenbroich, heute Kreis Neuss). Dort war ich seit meiner Geburt 1954 zuhause. Mein Vater war damals Oberlehrer an der dortigen Kleinschule, und wir wohnten in der Lehrerwohnung mitten im Dorfanger. Der Dorfanger wurde gebildet von der Dorfkirche St. Agatha, dem Pfarrhaus – das Pfarrer Martin Plum mit seiner lebenswürdigen Haushälterin Fr. Maria Prick bewohnte –, der Schule mit dem obligatorischen Schulhof, der einen tollen Baumbestand aufwies, und dem besagten Lehrerwohnhaus. Hinter dem Lehrerwohnhaus befand sich ein schöner kleiner Platz, auf dem sich einige Male im Jahr die wichtigen Männer und Frauen des Dorfes versammelten. Ein Denkmal erinnert dort an die Gefallenen der Weltkriege.

Das alles war meine kleine Welt. Allerdings weitete sich mein Horizont sehr schnell. Besonders bei Familie Hilgers gegenüber war immer 'was los. Dort waren der kleine Dorfladen

und auch die Post. Praktisch war, dass Vater Hilgers zugleich für die Kirche zuständig war. Gemeinsam mit seinen beiden Söhnen Hans Jakob und Hubert durfte ich zuweilen mit in die Kirche und beobachtete, wie an den Seilen die Glocken gefäutet wurden. Einmal versuchte ich es selbst, die Glocken zu läuten, wurde aber von den Seilen mit in die Höhe gerissen, was mir einen riesigen Schrecken versetzte. Mit Hubert und besonders Hans Jakob, der etwas älter war als ich, schloss ich eine tiefe Freundschaft. Unvergesslich war ein Nachmittag, an dem Hans Jakob eine stibitzte Zigarre zu unserem geheimen Treffpunkt mitbrachte. Wie die Indianer wollten wir unsere Freundschaft besiegeln. Wenn schon keine Pfeife aufzutreiben war, so tat es auch die Zigarre seines Vaters. Er zündete sie an und zog als erster – er konnte es schon. Er reichte mir die Zigarre weiter und ich versuchte es ebenfalls. Aber – o je – als völlig unerfahrener fünfjähriger Knirps verschluckte ich mich und rang lange nach Atem. Immerhin hatte das Erlebnis zur Folge, dass ich dreißig Jahre lang nichts Rauchbares mehr angefasst habe.

Mein Spielplatz war der Schulhof vor unserer Haustür, nur von einem kleinen Vorgarten ab-

getrennt. Dort wurde mit den Dorfkindern lustig herumgetollt. Im Herbst waren wir gerne bereit, das Laub des üppigen Baumbestandes zusammenzurechen. Dann sprangen wir immer wieder von der Mauer in den Blätterhaufen. Sonntags war der Tag des familiären Spazierganges. Er führte zumeist durch den Straberger Wald zum 1130 gegründeten Kloster Knechtsteden. Zuweilen besuchten wir dort auch die Hl. Messe, der ich aber mit sehr mäßiger Andacht beiwohnte. Einmal wurde es mir wirklich zu langweilig; so nahm ich die Handschuhe meiner Mutter und warf sie in hohem Bogen in den Mittelgang des ehrwürdigen Gebäudes. Über das folgende Kräfteressen zwischen mir und meiner Mutter schweige ich besser. Nach dem Motto „der Klügere gibt nach“, holte ich (notgedrungen) das „verlorene“ Handschuhpaar wieder in die Bank zurück.

Manchmal führte uns der Sonntagsspaziergang auch nach Zons an den Rhein. Das war nicht schlecht; denn die Anfahrt wurde mit dem Auto zurückgelegt. Wir parkten beim alten Rathaus, das damals noch stand. Dann ging es rund um die alte Rheinfestung – vorbei an der Freilichtbühne, der alten Stadtmauer

zur Fähre, die auch heute noch in Betrieb ist. Da Straberg keinen Friseur hatte, fuhren wir von Zeit zu Zeit nach Zons zum alten Doersch in unmittelbarer Nähe des Rathauses. Ich liebte diese Stadt und habe dort erstmalig massiv gelitten, als man das alte Rathaus niederriss, um einen modernen Kasten zu errichten. Was für eine Schandtat! Heute könnten sich die Zonser in den Hintern beißen, wenn sie an ihr altes Rathaus denken. Manchmal sollte man doch Kinder fragen, bevor die Erwachsenen etwas unternehmen, was Heimat zerstört. Leider wiederholten sich diese Gefühle in den späteren Jahren an einigen Stellen in Krefeld (Hauptzollamt, Markthalle, Wasserturm; oder auch die alte Berufsschule am Luisenplatz, die kurzzeitig das Arndt-Gymnasium beherbergte, Krefelder Hof ...).

Da bin ich schon in Krefeld. Als wir 1960 nach Krefeld umsiedelten, glaubte ich, dass man mir den Boden unter den Füßen wegzog. Diese fremde Stadt wirkte im Gegensatz zum Dorf meiner frühen Kindheit unwirtlich, feindlich und anonym. Ich muss sagen, dass ich als Kind über den Verlust des unbeschwernten Dorflebens zunächst mächtig trauerte. Doch Krefeld wurde die Stadt meiner Schulzeit. Über die Volksschule 22 (Albrechtsplatz), die Pfarre St. Stefan (heute Hl. Geist), St. Dionysius und das Arndt-Gymnasium eroberte ich mir langsam diese Stadt, der ich heute als Regionaldekan diene. Und – ich liebe diese Stadt, auch wenn ich meine Wurzeln eher im kleinen Dorf Straberg habe.

## Heimat – wo ist das?

„Weh dem, der keine Heimat hat!“ sagte Friedrich Nietzsche, und ich glaube, er hat recht. Heimat ist für den Menschen so etwas wie die Wurzel, aus der er lebt. Sie ist der verlässliche Untergrund, aus dem er sich entfaltet und wächst. Daraus schöpft er Kraft für sein Leben. Heimat ist etwas Heiliges.

Vor einigen Jahren lernte ich ein Lied kennen, das mich sehr beeindruckte: Es stammt von Karen Anke Braun und lautet:

*Ich geh' einen Tag,  
ich gehe ein Jahr,  
ich gehe mein Leben lang  
immer nach Haus.  
Heimat ist im Herzen,  
Heimat ist im Herzen,  
Heimat ist im Herzen.  
Mein Herz ist bei dir.*

Heimat ist im Herzen? Das klingt logisch. Wo sonst liegen die Wurzeln; das Herz ist der Motor unseres Handelns, die kleinste und doch entscheidendste Zelle unseres Lebens. „Herz“, darunter verstehe ich jenen geheimnisvollen Tresor, der in jedem Menschen liegt und ein unverwechselbares, einzigartiges Geheimnis birgt. Dieses Geheimnis ist das **ICH**, wie ich gedacht bin, mein

Grundentwurf, der einzig ist. Es ist – wie ich oft Schülerinnen und Schülern sage – das Grundkonzept, wie Gott mich gedacht hat, als er mich ins Leben rief. Es ist eine „Spielart“ seines eigenen Wesens. Sie macht meinen Kern heilig. Sie ist verborgen und leider allzu oft verschüttet. Mein Leben lang bleibe ich auf der Suche nach der Erkenntnis und Entschlüsselung dieses Geheimnisses, das ICH selbst bin. Papst Benedikt XVI. wurde einmal als Kardinal gefragt, was er als seine Heimat ansehe. Er antwortete: „Heimat ist dort, wo Erinnerungen von innen gewachsen sind!“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. Denn „erinnern“ bedeutet nicht nur, dass sich jemand oberflächlich ins Gedächtnis zurückruft, wie und wo er aufgewachsen ist, sondern dass sich jemand seiner Quelle „inne“ wird. Das reicht von „aufmerksam werden“ bis zu „mahnen“. Heimat ist also dort, wo meine Quelle ist, aus der ich geworden bin. Um diese kleinste Zelle entfaltet sich mein Leben.

Doch gerade diese kleine Zelle benötigt zum Wachsen und Entfalten das **DU**. Es waren meine Eltern, die mich in großer Wachsamkeit in unsere Kultur einführten, sie lehrten mich das Sprechen in einer ganz eigenen Sprache, sie lehrten mich das Glauben und Beten in der Form einer bestimmten Religion (Konfession) und lehrten mich, meiner Umwelt zu begegnen. Ich spürte im Heranwachsen, dass das, was sie mich lehrten, meiner Zelle und Quelle entsprach. Ich entdeckte andere Menschen, die ähnlich lebten. Das bestärkte mich. Über das **DU** entdeckte ich das **WIR**. Und wir drückten in Worten und Formen aus, was wir dachten und fühlten. Heimat – so lernte ich – ist nicht nur ein individueller Begriff. Heimat ist ein Wort für etwas Kollektives, das Wärme, Geborgenheit und Halt zu vermitteln weiß. So wurden ganze Kulturlandschaften gestaltet; so entstanden Städte. Es war ein kollektiver Geist, der zur Gestaltung drängte.

Im Heranwachsen erfuhr ich aber auch, dass es Menschen gab, die aus anderen Wurzeln ihre Kraft schöpften, die sich in einer anderen Art ausdrückten und dem, was sie dachten, eine andere Form gaben. Das geschah zuweilen schon im Umgang mit den Eltern und Geschwistern. Da gab es eben nicht nur die Übereinstimmungen, sondern auch die Differenzen. Wir rieben uns aneinander und reiften daran, weil jeder gerade in der Auseinandersetzung lernte, sich selbst genauer zu entdecken. Heimat ist damit nicht eine homogene oder gar uniforme Größe, sondern durchaus plural, lässt also Facetten zu, einzigartige und unverwechselbare Spielarten, die zur Gestaltung drängen und das Recht haben zu gestalten. Deshalb gestalten sich die Straßenzüge in unseren Städten und Dörfern als eine spannende, bunte Vielfalt von Formen und Ideen. Gerade das macht Heimat aus: Ich habe mit dem, was mein Herz bewegt – also mit dem, was mich ausmacht – einen Platz in dieser Vielfalt der Gemeinschaft.

## Verlust der Heimat – heimatlos (Sind wir die Heimat los?)

Nach dem 2. Weltkrieg haben viele Menschen in Europa ihre Heimat verloren. Es wurden ganze Völker verschoben. Das war ein grausamer Akt. Menschen, deren Herzen an Landschaften und Orten mit ihren Häusern und Kirchen hingen, aber auch an Gebräuchen, Geschichte und Geschichten, mussten das, was sie liebten, verlassen. Sie mussten sich an anderen, fremden Orten neue Existenzen aufbauen. Ich konnte nach dem Umzug von Straberg nach Krefeld immer wieder mal zu meinen „Wurzeln“ zurückkehren; genau das aber war diesen Menschen oftmals über Jahrzehnte verwehrt. Doch sie brachten in die „neue Heimat“ das mit, was an ihrem Herzen lag: ihre Geschichte, ihre Namen, zuweilen die Namen ihrer Ortschaften und Städte und ihre Religion. In Deutschland entstanden Siedlungen mit schlesischen, pommerschen und ostpreussischen Namen. Man gab ihnen Raum für ihre Eigenart und ließ sie zur Entfaltung kommen. So entstand z. B. in Landstrichen, die einheitlich konfessionell geprägt waren, nach vorübergehender Ghettoisierung eine Vielfalt der Bekenntnisse. Das war gut so – ein Beispiel für eine gelungene Integration.

Als ich 1984 im Auftrag des Bistums Aachen nach Kolumbien ging, war dies zunächst ein spannendes Unternehmen, weil mir das Land fremd war. Ich ließ mich auf das Neue und noch völlig Fremde ein. Ich lernte die Sprache und reiste immer wieder durch das durch Bürgerkrieg zerrüttete Land. Ich dachte, ich könnte dort heimisch werden (= neue Heimat). Ich liebte zwar Land und Leute, es schlug mir eine große Herzlichkeit entgegen. Doch das, was mir und meinem Herzen wichtig war, fand dort keinen Raum, den ich gestalten und wo ich das Meine entfalten konnte. Ich konnte auch das Fremde nicht einfach übernehmen oder mich auf das Andere, was ich antraf, einfach einlassen, da ich es für falsch hielt, was dort geschah. Dabei spielte auch das eine Rolle, was wir unter dem Begriff „Gewissen“ kennen. Ich arbeitete in einer Pfarre mit und war gerade wegen meiner Ideen sehr beliebt, blieb aber merkwürdig fremd und damit allein. Mein Herz galt den Menschen am Ort, ihren Bedürfnissen und Sehnsüchten. In den vielen Beichten erlebte ich menschliche Schicksale, die alle kirchlichen Normen und Gesetze belanglos erscheinen ließen. In unserer Pfarre gab es eine Arbeitslosenquote von 80%. Da beichtete eine Frau, dass sie – nachdem ihr Mann sie verlassen hatte – nur noch eine Möglichkeit sah, ihre drei Kinder zu ernähren: Prostitution. Ich war zutiefst erschüttert und hatte tiefes Mitleid mit ihr. Was sollte sie auch tun? Mir fiel die Lossprechung nicht schwer.

Bei der offiziellen kolumbianischen Kirche traf ich dagegen auf ein Kirchenbild, das mir sehr klerikal, äußerst antiquiert und merkwürdig realitäts- und menschenfern vorkam. Vorstel-

lungen, die ich einbrachte, wurden freundlich, aber bestimmt zurückgewiesen. So wurde mein Aufenthalt in Kolumbien buchstäblich unheim-(at)-lich. Mein Versuch, in Kolumbien mit anderen kirchlichen Kreisen zusammenzuarbeiten, die dem deutschsprachigen Kulturkreis entstammen (z. B. österreichische Schwestern in Cartagena, die Müllkinder betreuten, oder ein deutscher Steyler Pater in Puerto Lopez), wurde sowohl von der deutschen als auch kolumbianischen Kirchenleitung abgelehnt. Ich blieb ein interessanter Exot, dem aber Kolumbien – zumindest in diesem Bistum – keine Heimat bot. Ich fand mit dem, was an meinem Herzen war, keinen Raum des Verstehens und der Entfaltung. Kolumbien blieb – wie gesagt – unheim(at)-lich. 1986 kehrte ich nach Deutschland zurück und wurde schnell im Seltkant heimisch (!).

Als ich 1996 nach Krefeld (St. Anna) wechselte, galt meine erste Predigt dem Thema „Heimat“. Es gibt Leute, die sprechen mich heute noch darauf an. Ich stellte mir die Frage: „Bei all dem, was vorbeirast in wilder Hast, gibt es da etwas, das bleibt?“ Damals musste ich im Seltkant erst zwei, dann drei, dann sieben Pfarren betreuen. Ich hastete von Termin zu Termin, von Station zu Station und wurde kaum mehr gewahrt, was um mich herum eigentlich geschah – und, was mit mir geschah. Ich sehnte mich nach einer Aufgabe, die solche Hast beendet. Zurück zu den Wurzeln! Zurück zu dem, was ich unter Heimat verstand: etwas Bergendes, Vertrautes, Halt-bietendes. Heimat – so dachte ich – ist der überschaubare, von der Ursprungsgruppe durchwaltete Lebensraum, Kirche, so war mir klar, kann sich nur im Überschaubaren ereignen – oder sie ereignet sich nicht (mehr). Eine Nähe zu den Menschen ist dabei unbedingte Voraussetzung. Mit offenem Ohr für ihre Sorgen und Fragen, ihre Zweifel und Wünsche, in nachgehender Seelsorge, so wollte ich in St. Anna (wieder) Hirte sein. Doch es entwickelte sich ganz anders.

Heimat als kleiner überschaubarer Raum wurde immer mehr zu einem bürgerlich – spießigen, miefigen Begriff. Fluktuation und ständige Innovation waren angesagt; die Welt wurde zunehmend global gedacht; geplant wurde in (auch pastoralen) Großräumen. Bis heute sind Funktionalität und Effizienz die Zauberworte der Stunde. Nur so, glaubt man, wird eine perfekte, vollkommene Gesellschaft gestaltet. Gesteuert wird dabei nicht mehr von einem aus dem Innen Gewachsenen, sondern von einem von außen her übergestülpten Notwendigkeitskodex. „Du bist etwas, wenn du so funktionierst, wie es von oben (außen) gedacht ist.“ Der Mensch (gerade der arbeitende Mensch) muss sich beliebig bewegen lassen und ggf. global einsetzbar sein. Das führt zur zunehmenden Entwurzelung des Menschen. Wen wundert es, dass er dabei heimatlos wird. (Gott bewahre, dass er damit sein Herz und seine Seele auch los wird, also herz- und seelelos wird!) Es ist kein Raum dafür da, was aus dem Innen gewachsen ist.

Gerade in dieser Situation treffe ich immer öfter auf eine merkwürdige Mischung zwischen Angst vor der Heimat (also dem eigenen Herzen) und der Sehnsucht nach der Heimat (im Herzen). Genau hier setzt aber Seelsorge ein. Die Angst vor der Heimat liegt oft gerade darin begründet, dass es wenig Verlässliches in dieser Welt gibt, auf das es sich lohnt zu vertrauen (Vertraue ich mir selbst?). Vieles in Kirche und Gesellschaft zerbricht, wo ich mich zuhause gefühlt habe. Worauf soll ich mich noch von Herzen einlassen? Selbst wenn ich irgendwelche Wurzeln geschlagen habe, erfüllen sie mich so, dass ich mich dort zuhause fühle? Gerade dann, wenn mir immer wieder der Boden unter den Füßen weggezogen wird? Wohl kaum! Doch – wo ist dann Heimat?

Wie „Heimat“ aussieht, ist immer Spiegelbild unserer Seele bzw. das Spiegelbild derer, die die Möglichkeit haben, das, was ihre Seele erfüllt, auszudrücken. Doch was passiert dann, wenn Menschen gestalten, die längst ihre Seele verloren haben? Bleiben dann nur noch Funktionalität und Effizienz? Ökonomie ist das „Schlag“-Wort der Stunde; doch Ökonomie verzweckt den Menschen. Controlling wacht darüber, dass das so bleibt. Auch so wurden und werden Stadtbilder geprägt, aber auch Organisationen und Institutionen, die im Handeln kalt, unmenschlich, herz- und seelelos agieren. (Dirk Kurbjuweit beschreibt das Phänomen in seinem Buch „Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen“, Rowohlt 2005.) Menschen, die sich selbst nicht vertrauen, in sich selbst keine Heimat haben und nicht in sich selbst ruhen, werden leichte Beute einer solchen Entwicklung. Sie passen sich an **oder** werden krank. Nicht wenige passen sich an **und** werden krank.

Im Namen der Effizienz und der Ökonomie fertigt man strukturelle Korsetts und stülpt sie den Menschen von oben über. Man schafft „moderne“ Strukturen und glaubt, dass die Menschen vor Ort da hineinpassen. Gerade in der Kirche aber bedarf es einer hohen Sensibilität für die Belange des Menschen am Ort. „Die Kirche muss im Dorf bleiben“, um der Anonymisierung unserer Gesellschaft entgegenzuwirken. Sie muss Sorge dafür tragen, dass etwas von innen wachsen kann: beginnend von der kleinsten Zelle des Menschen, dem eigenen Herzen, über die Familien und die Gemeinden hinein in unser Land. Dabei sind verlässliche Beziehungen von großer Bedeutung. Sie machen letztlich Heimat aus. Doch auch in der Kirche schafft man sogenannte „pastorale Großräume“, die Verortung erschweren und Verwurzelung in Beziehungen kaum mehr zulassen.

J.W. v. Goethe sagte in seinem Faust: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein!“ Dieses einfache Menschsein schließt jedoch eine Reduzierung des Menschen auf Effizienz, Funktionalität und Ökonomie aus. Kurbjuweit spricht mit Francis Fukuyama von einem Faktor X im Leben des Menschen, der wenig

effizient klingt: das Scheitern, das Unvollkommene, das Umständliche (S. 77). Es sind die Defizite unseres Menschseins, die uns zu Menschen machen. Sie bringen uns zurück zu unserem Kern und verweisen uns erneut auf jenes tief in uns angelegte Grundkonzept, von dem ich schon oben sprach. Schmerz z. B., so sagt man, sei das Gefühl, das ganz oben auf der Liste von dem stehe, was abzuschaffen sei. Doch ist der Schmerz nützlich, weil er uns warnt, wieder zu Rauchwerk zu greifen (s. o.) oder die Hand auf die heiße Herdplatte zu legen. Und der Schmerz, den andere erleiden, bringt eine der besten Eigenschaften der Menschen hervor: Mitleid und Mitgefühl (S. 78). Sind es diese Solidarität und das Mitgefühl, die letztlich Heimat ausmachen? Hier begegnet das Herz dem Herzen.

*„Das Vollkommene kann man verehren, aber nicht lieben, weil man davor erschrickt; am lebenswertesten sind deshalb Menschen mit ihren kleinen Fehlern.“*

Tilla Durieux

Vor einigen Jahren musste ich als Pfarrer für die Pfarrkirche St. Lucia in Seltkant-Saeffelen einen neuen Altar besorgen. In Zusammenarbeit mit einigen Leuten des Ortes wurde ein Entwurf gefertigt. Den stellte ich den Verantwortlichen des Bistums Aachen vor. Die aber zeigten sich entrüstet. Der Entwurf entspräche nicht der Zeit und dem heutigen Denken. Sie sagten: „Lassen sie ihn schnell verschwinden, sonst verlieben sich die Leute noch darin!“ Für mich war das Urteil hervorrage; der Entwurf hat wohl – nach höchstem Urteil – die Seele der Menschen getroffen. Ich sorgte dafür, dass er umgesetzt wurde. „Heimat ist im Herzen...!“ Heimat wächst aus dem Herzen.

Als am 3. März 2009 durch den U-Bahn-Bau das Kölner Stadtarchiv einstürzte und neben zwei Menschen auch eine Vielzahl von historischen Dokumenten unter sich begrub, dachte ich: Untergraben und begraben wir mit unserem Fortschrittsglauben, mit Funktionalität und Effizienz unsere Wurzeln? Begräbt die Moderne unsere Geschichte? Was wird aus unserer Heimat?

## Wo ich zu Hause bin

In dieser Unrast sehnt sich der Mensch nach etwas Bleibendem, wo er endlich ausruhen kann, wo er nach allen Zusammenbrüchen und allem Sehnen und Suchen zuhause ist. Damit wird ein neuer Aspekt des Begriffes „Heimat“ deutlich: Heimat ist nicht nur etwas, was in der Vergangenheit liegt – sozusagen der Grund, auf dem ich stehe, die Wurzel, woher ich komme – sondern Heimat ist auch immer das, wohin ich mich bewege, worauf hin ich lebe. Heimat ist also auch Ziel und Zukunft. Doch auch das stimmt nur begrenzt. Denn weder das „Woher“ noch das „Wohin“ bestimmen das, was wir Heimat nennen. Das Lied von Karen Anke Braun macht deutlich,

dass „Heimat im Herzen“ liegt, also schon im Jetzt und Heute. Es scheint demnach wichtig zu sein, wie sehr ich mein „Woher“ und „Wohin“ (Wurzel und Ziel) in mein heutiges Leben integriere. Habe ich im Heute und Jetzt meines Lebens Berührung mit meinem Ursprung und meinem Ziel?

Ein guter Seelsorger macht sich mit jedem einzelnen Menschen auf den Weg, diese Frage zu klären. Als Seelenführer führt er nicht zunächst den Menschen dem Ziel zu, das Gott oder der Himmel ist, sondern er weckt den Menschen auf, sich der Frage zu stellen, woher er kommt, wohin er geht, was in seinem Herzen grundgelegt ist, was in seinem Inneren gewachsen ist und nach Entfaltung schreit.

Als gläubiger Mensch weiß ich, wo mein Herz zuhause ist: „...mein Herz ist bei Dir!“ Wen Karen Anke Braun mit dem „Dir“ meint, bleibt offen. Mit Aurelius Augustinus sage ich aber: „Ruhelos ist unser Herz, bis es ruht in Dir.“ Für ihn ist klar, wo wir zur Ruhe kommen: bei Gott allein. Er liegt mir am Herzen. Das ist es, was mein „Woher“ und mein „Wohin“ umfasst, und

es lädt mich schon jetzt und heute ein, mein Herz dem zu geben, der Zuhause und Heimat ist. So wurden früher Kirchen und Kathedralen gebaut – heimatliches Kulturerbe! Wenn wir IHN, unsern Gott, jetzt auch noch aus unseren Herzen drängen, was wird dann noch bleiben?

Für mich aber gilt das, was ein Kirchenlied ausdrückt: „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh' mit mancherlei Beschwerden der ew'gen Heimat zu!“ Ich versuche immer tiefer, diese Heimat in mein Herz zu nehmen. So bin ich schon hier und heute ein Stück weit angekommen.

### Wo bist du zuhause?

Nicht jeder Mensch ist religiös. Und dennoch glaube ich, dass das Grundscheema für jeden zutreffen kann:

1. Woher komme ich? Was sind meine Wurzeln? Was ist und war ganz tief in mir grundgelegt? Was hat sich daraus in Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen, mit dem DU, zum WIR entfaltet?

2. Wohin gehe ich? Das heißt: Wo ist mein Ziel? Wer um das Ziel seines Lebens weiß, der erkennt auch den Sinn seines Lebens. Dementsprechend wird er das Leben gestalten.
3. In Berührung mit dem WOHER und dem WOHIN wird tägliches Leben echt und verlässlich; da spüre ich, dass ich bei mir selbst zuhause bin.

Ich glaube kaum, dass jemand, der in dieser Weise bei sich zuhause ist, schnell zum Spielball fremder Kräfte wird, die den Menschen entwurzeln und heimatlos machen. Die Heimat im Herzen macht den Menschen zu etwas Einzigartigem und Kostbarem, das im höchsten Maße schützenswert ist; Heimat ist etwas Heiliges.

*Johannes Sczyrba: Pfarrer an der St.-Anna-Kirche in Krefeld-Innrath, Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), seit 2005 Dekan der Region Krefeld/Meerbusch.*

## Heimat, was ist das? „UBI BENE IBI PATRIA“? Oder ist es mehr?

von Irmgard Stockhausen

Als Kind einer alten Staatsbeamtenfamilie mit Wurzeln von Bayern nach Italien, Böhmen und dem alten Österreich, alle paar Jahre an einem anderen Ort, also richtig nirgends sesshaft, lernte ich früh, mich mit meiner Umgebung zu befassen, um sie zu verstehen. Dazu war mir vor allem wichtig, in die Geschichte einzutauchen, um die sichtbaren Zeugnisse der Vergangenheit deuten zu können, in die jeder eingebunden ist, bewusst oder nicht. Sie erzählen von der Mentalität und der Besonderheit derer, die sie geschaffen haben. Sie geben dem ein Gesicht, was wir als Heimat empfinden.

Sprechen wir nicht von „anheimelnd“, wenn wir etwas als ansprechend verstehen? Wenn wir uns dann noch bemühen zu erfahren, was die Menschen bewogen hat, so und nicht anders ihre Umwelt zu gestalten, wächst das Verständnis für unsere Umgebung, wir fühlen uns bald „daheim“. Wer das weiß, wird hoffentlich auch das Neue, was zwangsläufig oft das Alte ersetzen muss, in diesem Sinne dem Charakter der Umgebung anpassen. Leider ist dieses Bewusstsein nicht immer vorhanden, sonst wären wohl nicht so viele

Bausünden und landschaftszerstörerische Maßnahmen entstanden.

So habe ich mich über Krefeld „schlaugemacht“, als ich während meines Volontariats am Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege einen in München studierenden Krefelder kennen und lieben lernte. Dessen väterliche Vorfahrenwurzeln reichten von Krefeld und dem Niederrhein bis nach England, was bei Krefelder Textilfamilien ja öfter vorkommen soll; die mütterlichen über Berlin nach Ungarn. Also auch nicht nur „Alteingesessene“.

Da Krefeld in Zukunft meine Heimat werden sollte, bat ich um Literatur über die Stadt, von der ich bisher wenig wusste, außer dass sie eine Textilstadt war, ähnlich wie meine Geburtsstadt Augsburg, und dass in Kunstzeitschriften gelegentlich über Ausstellungen dort entdeckter Künstler im Museum berichtet wurde.

Die Textiltradition war damals, 1954, noch sehr lebendig, und man konnte später im Deutschen Museum das Diorama einer Appreturhalle der Firma Minhorst & Schultes

sehen, das es heute dort ebensowenig mehr gibt, wie diese Firma. In diesem Jahr sah ich die Stadt das erste Mal. Ich konnte mich an den nicht allzu vielen, vom Krieg verschonten Resten einer feinen, zurückhaltenden Bebauung, hauptsächlich des 19. Jahrhunderts, von einem vornehmen Stil überzeugen, der mich beeindruckte, weil er ohne den Protz und Prunk der Wilhelminischen Zeit auskam.

Leider musste ich später oft erleben, dass die Reste dessen, was die Unverwechselbarkeit der Stadt ausmachte, abgerissen und durch belanglose, oft hässliche Bauten ersetzt wurden. Mir blutete das Herz, ich schrieb manchen Leserbrief und versuchte später, im politischen Raum dagegen anzugehen, leider meist vergeblich. Ich war nun wohl in Krefeld angekommen. Dazu trugen noch etliche Faktoren bei, nicht nur die Lektüre der „Heimat“. Die schenkte uns mein Schwiegervater zu unserem ersten Krefelder Weihnachten.

Wir begannen unsere Ehe in dem Wiederaufbau an der Stelle, wo meines Mannes Großvater 1943 von den Bomben erschlagen worden war, gegenüber dem Gymnasium

am Moltkeplatz, in das mein Schwiegervater als Quintaner 1915, mit einem ausgestopften Vogel im Arm, vom alten Bau an der Luisenstraße kommend, eingezogen war. Mein Mann hatte dort als Schüler nach dem Krieg mitgeholfen, den Bombenschutt wegzuräumen und Abitur gemacht. Als unsere Tochter dort 1982 ihr Abitur feierte, saß ihr Großvater neben ihr und gedachte seines vor genau 60 Jahren gefeierten Abiturs, das allerdings in der noch unzerstörten Aula einen schöneren feierlichen Rahmen hatte.

Das Glück, in die Geschichte der Stadt so einzutauchen, wie ich es konnte, ist nicht jedem beschieden. Schon bald nach unserer Hochzeit lernte ich Professor Rembert kennen, beim Spargelesen des Krefelder AHSC. Von meinem Mann hatte ich schon viel von dieser Koryphäe gehört, die bis heute ein Begriff ist, außerdem der Klassenlehrer meines Schwiegervaters war. Eine glückliche Regie ließ uns nebeneinander sitzen, den Ältesten neben dem damals wohl jüngsten Paar. Rembert hatte den 90. Geburtstag bereits hinter sich. Neugierig, wie ich war, habe ich ihn wohl ganz schön „gelöchert“.

1963, im 100. Jubiläumsjahr der Familienfirma Minhorst & Schultes kam noch Herr Heckmanns dazu, der Vorsitzende des Vereins für Heimatkunde, der für die Jubiläumsschrift recherchierte. Ebenso lernte ich Professor Henrich kennen, der mit Begeisterung von der schönen weißen Stadt seiner Jugend schwärmte und wenig Verständnis für die neuere Stadtplanung zeigte, die sich so wenig um den Geist dieser Stadt kümmerte. Damals verbannte die „verkehrsgerechte Stadt“ eines Planers die Menschen am Ostwall unter die Erde, wozu das schöne Von-Elten-Haus abgerissen wurde, und schlug breite Autoschneisen durch die Stadt, die heute z. T. wieder „rückgebaut“ werden.

Herr Dr. Feinendegen, den wir als Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in diesem Jahr verabschiedet haben, war mir als unermüdlicher Streiter für die Identität dieser Stadt auch bald ein guter Bekannter. Als er mich fragte, ob ich in den Vereinsrat kommen würde, empfand ich das als große Ehre. Bei meiner Vorstellung zur Wahl habe ich dann gesagt, dass man zwar an meinem Akzent erkennen könne, dass ich kein einheimisches Gewächs, aber, wie alle Konvertiten, besonders eifrig sei. Von Feinendegen habe ich viel gelernt. Sein Engagement verstärkte meinen Mut, mich für Krefeld einzusetzen. Manchmal der berühmte Kampf gegen Windmühlenflügel, wenn Politik und manch anderer Unverstand nicht begreifen wollten, dass es für die Identifikation des Bürgers mit seiner Stadt ungeheuer wichtig ist, deren Eigenart zu bewahren. Auch der Fremde fühlt sich wohler, wenn er das Besondere erkennen kann. Dazu gehört, das Neue so zu gestalten, dass es sich in die Tradition einfügt, den Maßstab nicht sprengt. Eine Stadt ist halt mehr als nur ein Einzelhandelsstandort. Ein paar dekorative Versatzstücke, wie Blumenkübel und Bäume hie und da im Zentrum, reichen nicht. Kultur mit ihren vielfältig vorhandenen, doch manchmal stiefmütterlich behandelten Einrichtungen ist unverzichtbar. Es genügt halt nicht, sich mit einigen spektakulären Aktionen gelegentlich im überregionalen Feuilleton zu finden, es muss ständig was getan werden. Sonst merkt kaum einer, wie reich die Stadt an Kulturgütern ist. Obwohl nie Residenzstadt, haben allein der Fleiß und die Kraft ihrer Bürger alles geschaffen, sie groß gemacht. Darauf können wir stolz sein!

Zum Heimischwerden trug auch die freundliche Art der Krefelder bei. Durch die häufig wechselnde Herrschaft im Lauf der Zeiten, erst die Römer, später die Oranier, die Preußen, die Franzosen, dann wieder die Preußen, dar-

auf die Belgier nach dem ersten und die Engländer nach dem zweiten Weltkrieg, war man gewohnt, sich zu arrangieren. Mir passierte es nie, als Fremde angesehen zu werden wie meinem Mann, der in München oft genug ein gehässiges „Saupreiß“ hören musste.

Wenn der Gemüsehändler am Westwallmarkt meine Fragen hörte, hieß es häufig: „Ihr seid aber nicht von Kriewel?“ Und wenn dann die erwartete Antwort kam, hörte ich oft eine begeisterte Schilderung des Urlaubs in Garmisch oder sonst wo in Bayern und die Frage: „Da vermisst Ihr doch sicher hier die Berge?“ Wenn ich dann meine Vorliebe kundtat für den schönen Niederrhein mit seinem parkartigen Charakter und den silbrigen Farben, war fast ungläubiges Staunen, aber auch Stolz zu spüren. Übrigens lernte ich auf diese Weise auch endlich, Grünkohl zuzubereiten, der meinem Mann schmeckte. Wie man sieht, bedarf es nicht nur guter Lehrmeister, sondern auch eigener Bemühungen, mit offenen Augen auf das Neue zuzugehen, um heimisch zu werden.

„Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das gilt auch für alle, deren Väter ganz woanders lebten. Es mag viele Menschen geben, die „Heimat“ anders verstehen. Der Angehörige eines kontemplativen Ordens wird sie eher im Geistigen suchen, manch Junger dort, wo er Vergnügen findet, was erleben kann.

So gibt es viele Wege. Für mich ist dieser sehr persönliche Weg der hier geschilderte gewesen. Ich bin zufrieden. Ist das nicht viel?

*Irmgard Stockhausen: Lernte in Bayern einen Krefelder kennen, kam, begegnete Rembert, Heckmanns und Feinendegen, wurde FDP-Kulturpolitikerin.*

## Die Heimat – het vaderland. Betrachtungen zu einem deutsch-niederländischen Phänomen

von Wilhelm Stratmann

An der deutsch-niederländischen Grenze stoßen heute zwei verschiedene Kulturräume aufeinander, die über viele Jahrhunderte eng miteinander verbunden waren. Die niederländische Provinz Limburg entstand erst Zug um Zug im 19. Jahrhundert, der Niederrhein als Kulturregion ist eigentlich erst eine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Fast wäre man geneigt,

dass er erst wieder durch den Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch in das Bewusstsein der deutschen Niederländer eingeführt worden ist. Auf beiden Seiten gab es immer wieder Versuche den Begriff der Heimat zu definieren – ein Begriff, der gerade durch die offizielle nationalsozialistische Propaganda im Dritten Reich arg in Verruf gebracht worden war.

Danach genoss er zumindest in Deutschland lange Zeit kein gutes Image, bestenfalls wurde er mit kurioser Heimattümelei und Vereinsmeierei einiger weniger betagter „Heimathirsche“ in Verbindung gebracht.

Trotz dieser Tendenzen hält die 1921 von dem Krefelder Heimatforscher Karl Rembert be-



gründete Zeitschrift „Die Heimat“ seit nunmehr 88 Jahren an diesem Begriff fest, was nicht zuletzt der Verdienst des langjährigen Chefredakteurs und Herausgebers Reinhard Feinendegen ist. Heute zeigt sich, dass die Verantwortlichen mit ihrer Haltung durchaus Recht hatten, der Begriff der Heimat ist wieder en vogue. Nebenbei hat sich „Die Heimat“ als bedeutende regionale kulturgeschichtliche Zeitschrift unter ihrem Namen so sehr etabliert, dass eine Namensänderung geradezu unverantwortlich wäre. 1991 wurde sie folgerichtig als die beste deutsche Heimatzeitschrift ausgezeichnet.

In den letzten Jahren haben sich auch verschiedene Museen beiderseits der Grenze mit dem Thema Heimat und kulturelle Identität der Region zwischen Rhein und Maas auseinandergesetzt. Im Interreg-Projekt „Flashback“ wurde erstmalig die gemeinsame Geschichte der Euregio Rhein-Maas-Nord erforscht und museal präsentiert. Federführend waren dabei das Limburgs Museum in Venlo und das Städtische Museum Schloss Rheydt in Mönchengladbach. In Venlo legte man dabei mit dem Historoscoop den Fokus auf eine multimediale Darstellung, während in Mönchengladbach eine neue Dauerausstellung zur Stadt- und Regionalgeschichte etabliert wurde – ein Projekt, wie es Reinhard Feinendegen nunmehr seit vielen Jahren gegen alle Widerstände in Krefeld am Leben hält.

Beide Museen zeigen schwerpunktartig die Geschichte der Region seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Gemeinsame Leitfragen sind dabei die Entstehung und Entwicklung der Textilindustrie, die politische Geschichte und die Alltagsgeschichte. In der Textilherstellung kam es schon früh zu arbeitsteiligen Prozessen, nicht zuletzt dadurch bedingt, dass die niederländische Zentralregierung die ungeliebte Provinz Limburg lange links liegen ließ. Zunächst arbeiteten auch in Limburg viele Hausweber für Verleger aus Krefeld oder Mönchengladbach. Später zogen zahlreiche limburgische Wanderarbeiter dorthin, um beim Bau der Fabriken, der mit der Einführung der Dampfmaschine forciert wurde, mitzuarbeiten. Im Jahre 1886 stieg die Zahl dieser Brikenbackers auf über 20000 an, was etwa 10 % der Gesamtbevölkerung der Provinz ausmachte. Die industriellen Zentren der Textilproduktion bezogen wiederum ihre Lebensmittel zu einem bedeutenden Teil aus den agrarisch geprägten Gebieten der nördlichen Provinz Limburg. An beiden Seiten der Grenze sprach man bis zum Ende des 19. Jahrhunderts noch einen ähnlichen Dialekt, konnte sich auf jeden Fall problemlos verständlich machen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg befand sich das Deutsche in Limburg rasant auf dem Rückzug.

Während der Franzosenzeit gehörte die Region zum letzten Mal einem gemeinsamen Staat an. Von 1804 bis 1814 war man Teil des französischen Kaiserreichs. Dies manifestier-



Die Niederlande in der stadthistorischen Abteilung des Museums Schloss Rheydt

te sich für die Bevölkerung in einem gemeinsamen Rechtssystem und einer gemeinsamen Währung, aber auch im gemeinsamen Erleben der negativen Folgen der Besatzung wie den gefürchteten Zwangsrekrutierungen oder der hohen Steuerbelastung durch die ständigen Kriege Napoleons. Zumindest in der sich langsam entwickelnden bürgerlichen Ober- und Mittelschicht wurden viele Errungenschaften der Franzosenzeit trotz aller Probleme positiv wahrgenommen, dagegen sah man dem Anschluss an die Niederlande und Preußen mit sehr gemischten Gefühlen entgegen, die in Limburg in einen regelrechten Separatismus mündeten. Dort fühlte man sich keiner Nation so recht zugehörig. So standen von 1830 bis 1839 weite Teile der Provinz unter belgischer Herrschaft, bis 1867 gehörte sie sogar als Herzogtum Limburg dem Deutschen Bund an. Damals stand die Frage einer Zugehörigkeit zu dem von Bismarck gegründeten Norddeutschen Bund durchaus im Raume.

Eines der stärksten Bindeglieder zwischen Limburg und dem Rheinland war die Religion. Beide Regionen waren katholisch geprägt und stellten somit eine Minderheit in den Staaten dar, denen sie angehörten. Der Roermonder Bischof Paredis versuchte in seinem 1853 wiederbegründeten Bistum sogar Katholizismus und Limburger Heimatgefühl eng miteinander zu verknüpfen, um so eine regionale, katholisch geprägte Identität zu stiften. Besonders wichtig wurden diese religiösen Bande während des Kulturkampfes in Preußen, als zahl-

reiche Orden in Limburg Zuflucht fanden. An dieser Stelle seien nur die 1875 gegründeten Steyler Missionare genannt, die sich wegen der staatlichen Repressalien gegen ihren Orden während des preußischen Kulturkampfes in Steyl an der Maas niederließen und von dort aus ihr heute noch bestehendes weltweites Missionsnetzwerk knüpften.

Auch die Sitten und Gebräuche entwickelten sich im katholischen Limburg und im Rheinland in ähnlicher Weise. Beispielhaft seien hier der Karneval und das Schützenwesen genannt. Schon seit dem Mittelalter sind Feiern vor dem Beginn der Fastenzeit bekannt. In Limburg liefen beispielsweise Kinder im Dorf umher, um an den Haustüren Gaben zu erbetteln. Bei den jungen Männern waren martialische Spiele wie Hahnenkämpfen und Gänsestreifen sehr beliebt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts griff der organisierte Karneval nach Kölner Vorbild im gesamten Rheinland wie auch in Limburg mehr und mehr um sich. 1839 entstand in Maastricht die Karnevalsgesellschaft „de Momus“, 1842 in Venlo die Gesellschaft „Jocus“. Hinter diesen Gesellschaften standen zumeist Angehörige der Ober- und Mittelschicht, die sahen, dass sich am organisierten Karnevalstreiben durchaus gut verdienen ließ. Ein weiteres wichtiges Motiv war die Ausrottung anarchischer Bräuche, in denen eine mögliche Quelle sozialer Unruhen gesehen wurde.

Heute hat fast jede Gemeinde in Limburg ihren eigenen Karnevalsverein mit Prinz und

Elferrat, Prinzenгарde und Tanzmariechen, Ordensverleihungen und Prunksitzungen. Ebenso gehören die Übergabe des Rathauschlüssels an Altweiber und der Umzug am Rosenmontag zum Repertoire. Rheinische Karnevalslieder werden oft lediglich in den Limburgischen Dialekt umgedichtet. Daher kann ein Besuch in der Venloer Einkaufszone in der Karnevalswoche ebenso nervtötend sein wie in jeder rheinischen Großstadt, wo man von Karnevalsliedern aus dem Hintergrund geradezu tyrannisiert wird.

Auch das Schützenwesen als eine weitere Manifestation der populären Kultur zeigt sich an beiden Seiten der Grenze sehr ähnlich. Dies gilt sowohl für die Entwicklung als auch für das heutige Auftreten der Schützen in der öffentlichen Wahrnehmung. Besucht man als Deutscher das „Oud Limburgs Schuttersfeest“, bei dem sich einmal pro Jahr die niederländischen Schützenvereine treffen, fühlt man sich sehr an deutsche Schützenfeste erinnert. Dies gilt sowohl für die Art der Uniformen, die in den Niederlanden allerdings etwas weniger auf militärische Vorbilder zurückgreifen, als auch für den Ablauf des Schützenfestes mit Königsschießen, Parade und Schützenball. Allerdings sind die musikalischen Darbietungen auf den niederländischen Festen meistens von höherer Qualität, was auf die große Tradition der Blaskapellen in Limburg zurückzuführen ist.

An was denkt der Bewohner der Grenzregion heute, wenn ihm das Nachbarland in den Sinn kommt? Nach wie vor sind die Niederlande für Deutsche, aber auch umgekehrt, ein beliebtes Einkaufs- und Urlaubsland. An bestimmten deutschen Feiertagen, die bei den Nachbarn nicht begangen werden, kommt es trotz der offenen Grenze noch zu kilometerlangen Staus, dann werden Venlo oder Roermond zu deutschen Städten. Zur Weihnachtszeit wiederum suchen viele Niederländer die Romantik deutscher Weihnachtsmärkte, in den Parkhäusern der Städte überwiegen dann häufig die gelben Nummernschilder.

Zum Bereich des Einkaufstourismus muss leider auch der grenzüberschreitende Drogenhandel gezählt werden. Durch den in den Niederlanden erlaubten Handel mit Cannabisprodukten für den Eigenbedarf werden zahlreiche Käufer aus Deutschland angelockt. Dies hat in Städten wie Venlo und Roermond zu problematischen Kriminalitätsstatistiken geführt. Dort denkt man derzeit über eine ernsthafte Eindämmung dieses Geschäftsfeldes nach.

Zuletzt sei hier der Fußball genannt, der die Massen beiderseits der Grenze elektrisiert. Seien es die rheinischen Bundesligisten aus Mönchengladbach, Leverkusen oder Köln oder die niederländischen Vereine aus Venlo, Sittard und Kerkrade, alle haben sie eine große Anhängerschaft, der sie Woche für Woche emotionale Höhepunkte liefern. Von den Medien wurde die deutsch-niederländische

Rivalität im Fußball, die spätestens seit der Weltmeisterschaft 1974 offenbar wurde, so sehr aufgebauscht, dass Slogans wie „Ohne Holland fahr'n wir zur WM/EM“ inzwischen zum musikalischen Allgemeingut der Fußballfans gehören. Spätestens hier wirkt der Sport dann nicht mehr Völker verbindend.

Der Historiker vermag demnach viel Gemeinsames beiderseits der Grenze zu entdecken. Trotzdem gibt es mehrere neue Ansätze, die sich neben dem bereits erwähnten Interregionalprojekt „Flashback“ mit deutsch-niederländischer Geschichte befassen. Auf niederländischer Seite ist man momentan dabei, „Kulturelle Biographien“ für die einzelnen Provinzen oder Städte zu erstellen. Dies ist ein Versuch, die Kultur und Lebensweise vergangener Zeiten niedrigschwellig zu vermitteln, auch um zu zeigen, dass die heute real existierende Gesellschaft stets historisch bedingt ist. Das Ziel ist dabei die Dokumentation und Definition des kulturellen Erbes, welches aber durch die Einwohner der Provinz selbst bestimmt werden soll. Menschen sollen motiviert werden, Geschichte zu erleben und historische Plätze in ihrer Umgebung zu erkunden, denn ein archäologisches Objekt wirkt beispielsweise auf den Betrachter am Fundort am stärksten, da es dort in seine ursprüngliche Umgebung eingebettet ist. Ein weiteres wichtiges Ziel der „Kulturellen Biographie“ ist das Herausarbeiten des immateriellen Erbgutes in Form von Traditionen, Dialekten, Sitten und Gebräuchen.

Die „Kulturelle Biographie“ Limburgs verfolgt dabei vier Ansatzpunkte:

- Limburg – Die Landschaft als Rahmen, in dem sich die Geschichte abspielt.
- Zusammenleben in Limburg. Dabei wird die Provinz Limburg als Gebiet in Europa gesehen, in dem verschiedene Kulturen und Lebenseinstellungen aufeinander treffen.
- Die Wirtschaft in der Provinz im Spannungsfeld zwischen Landwirtschaft und Industrie.
- Was ist die typisch limburgische Kultur? Wie manifestiert sie sich in den Bereichen Sprache, Sitte, Brauch, Festkultur und Kleidung?

Daraus ergeben sich für die „Kulturelle Biographie“ vier Handlungsansätze:

- Was sind die „Ankerplätze“ der Limburgischen Geschichte, welche historischen Orte sind im Bewusstsein der Bevölkerung von Bedeutung, welches sind die wichtigen Plätze historischer Erinnerung?
- Für Limburg wird in Zusammenarbeit von Universitäten, Schulen und historischen Vereinen ein historischer Kanon von Limburg erarbeitet.
- Wie sieht die sensorische Vergangenheit aus? Auf welche sinnlichen Weisen wird Geschichte erfahren? Hier spielen die Sinne wie Hören, Schmecken, Tasten und Sehen eine wichtige Rolle.
- Das Entdecken der unsichtbaren Vergangenheit. Dabei geht es um die Erforschung von bisher verborgenen, aber im Bewusst-

sein der Bevölkerung verankerten historischen Stätten und Objekten. So wurde beispielsweise nach einem angeblichen napoleonischen Soldatenfriedhof gesucht. Für diesen Ansatz spielt die Präsenz in den Medien eine besonders wichtige Rolle.

Gerade durch den Einsatz moderner Medien ist es den Initiatoren der „Kulturellen Biographie“ Limburgs bisher sehr gut gelungen, ihre Ziele auch in Kreise zu tragen, die dem historischen Erinnern und Forschen sonst eher fern stehen. Nicht zuletzt ist es den Limburgern sehr wichtig, den Blick über die Grenze nach Deutschland und Belgien zu werfen. Beide Länder entsenden jeweils einen Berater in die Lenkungsgruppe, die auf Zusammenhänge mit der Geschichte der Nachbarländer hinweisen sollen.

Auf deutscher Seite haben sich unter anderem der „Kulturraum Niederrhein“ und die „Niederrheinakademie“ in Duisburg der grenzüberschreitenden Vermittlung von Geschichte und Kultur angenommen. So definierte der Arbeitskreis Regionalkultur im „Kulturraum Niederrhein“, der die Anträge an die regionale Kulturförderung des Landes NRW begutachtet, für seine Arbeit unter anderem das Profil „Grenzüberschreitungen“. Dabei werden der deutsche und der niederländische Niederrhein als eine gemeinsame Kulturregion gesehen. In diesem Rahmen gilt es, die kulturellen Arbeitsfelder Literatur, bildende Kunst, Musik und Tanz zu fördern. Durch interkulturelle Projektarbeit wird die Vermittlung zwischen den verschiedenen Kulturen und ihren jeweiligen Trägern angestrebt, um so neue, adäquate Formen kultureller Präsentation zu entwickeln.

Wie man sieht, ist auf beiden Seiten das Bemühen um die Überwindung der Grenze in den Köpfen vorhanden. Immer wieder wird die gemeinsame Kultur hervorgehoben. Doch hält dies auch der Realität stand? Kann man mit Berechtigung von einer „euregionalen Heimat Niederrhein“ sprechen? Ich sehe in Zukunft ein großes Problem auf die deutsch-niederländische Kulturarbeit zukommen. In beiden Ländern schwindet die Kompetenz, sich in der Sprache des Nachbarlandes auszudrücken. War dieses Vermögen auf deutscher Seite schon lange unterentwickelt (wo gibt es am Niederrhein Schulen, die einen bilingualen Zweig in Niederländisch anbieten, wo gibt es Gymnasien mit Niederländisch-Leistungskursen, wo gibt es intensiven Schüleraustausch?), so trifft man in der jüngeren Generation immer weniger Niederländer, die Deutsch können. Dies hängt sicherlich damit zusammen, dass in beiden Ländern Englisch als erste Fremdsprache unterrichtet wird. Aber auch andere Sprachen wie Spanisch, Französisch und neuerdings Chinesisch laufen der des Nachbarlandes den Rang ab.

Eine Rolle spielt sicher auch die Medienkultur. Noch in den 70er und 80er Jahren empfingen viele Niederländer im Grenzgebiet deutsche

Sender. Auch dort wurden die Kinder von der „Maus“ des WDR in die Geheimnisse von Wissenschaft und Technik eingeführt. Dies ist heute bei der großen Auswahl der Privatsender nicht mehr der Fall. Auch hier dominieren englischsprachige, häufig musik- oder showorientierte Angebote.

Wenn allerdings die Sprachkompetenz auf beiden Seiten schwindet, sind die Möglichkeiten der weiteren kulturellen Annäherung sehr skeptisch zu betrachten. Denn die Sprache ist der wichtigste Träger der Kultur. Deshalb werden sich die Kulturschaffenden an beiden Seiten der Grenze in Zukunft fragen lassen müssen, wie sie mit ihren binationalen Angeboten die breite Bevölkerung erreichen wollen. Hier bietet die „Kulturelle Biographie“ Limburgs mit ihren niedrigschwelligen, mediengestützten Angeboten sicherlich einen interessanten Ansatz, der auch auf deutscher Seite Beachtung gefunden hat. Von daher

steht die grenzüberschreitende Kulturarbeit im Moment möglicherweise vor einer Zäsur. Altes und Bewährtes funktioniert nicht mehr so gut wie noch vor einigen Jahren, Neues erscheint zwar am Horizont, hat sich aber auch noch nicht etablieren können.

Kommen wir abschließend noch einmal auf die in der Einleitung gestellte Frage nach Gemeinsamkeiten beim Begriff Heimat in der Euregio zurück. Gibt es eine gemeinsame kulturelle Identität des Gebietes zwischen Rhein und Maas? Dies dürfte heute wohl nicht mehr der Fall sein, denn in der Zeit von Globalisierung und Weltwirtschaftskrise verstehen die Menschen unter Heimat meistens einen sehr viel enger zu fassenden Raum wie das eigene Dorf, das Wohnviertel oder auch nur das eigene Haus mitsamt der Nachbarschaft. Die fehlende Sprachkompetenz auf beiden Seiten vertieft die Trennung zwischen Deutschen und Niederländern eher weiter.

Was kann grenzüberschreitende Kulturarbeit dann aber leisten? Sie kann auf jeden Fall, und das ist für die meisten von uns nach 60 Jahren Frieden in Europa oft nicht mehr selbstverständlich, dabei helfen, das häufig historisch bedingte Verhalten des Nachbarn zu erklären. Sitten und Bräuche, Ängste und Vorbehalte erscheinen in einem anderen Licht. Wenn grenzüberschreitende Kulturprojekte dieses zu leisten vermögen, haben sie ihre Berechtigung in der regionalen Kulturpolitik.

*Dr. Wilhelm Stratmann: Historiker und Volkskundler, war bis zum Jahr 2000 stellvertretender Leiter des Museums Burg Linn, danach Leiter des Museums Schloss Rheydt in Mönchengladbach. Ab Herbst 2009 leitet er das Stadtmuseum in Bielefeld.*

## Richtung Heimat – eine persönliche Entdeckungsfahrt

von Hans Vogt

Eigentlich brauchte ich meine Heimat nicht zu entdecken, auch wenn ihre Koordinaten mehrfach gewechselt haben. In meinem Inneren habe ich stets gewusst, wo mein Zuhause, wo ich daheim war. Als junger Mensch hatte ich es auch leicht beschreiben können. Ob ich es damals allerdings bewusst als Heimat bezeichnet hatte, möchte ich bezweifeln. Und das macht nachdenklich – nicht zuletzt angesichts der Erfahrung meiner inzwischen achteinhalb Lebensjahrzehnte. So gesehen, ist die Einladung des Vereins für Heimatkunde zu diesem Aufsatz die Einladung zu einer Entdeckungsreise.

Die Richtung war also vorgegeben. Aber der erste Blick auf das Ziel dieser Fahrt, für die es kein Kursbuch gibt, brachte doch Überraschendes und Erstaunliches – in meinen Nachschlagewerken zum Beispiel, den Reiseführern in die Welt des Wissens: Habbels fünfbandiges Konversationslexikon von 1909 aus großelterlichem Besitz half nicht weiter, es erwähnt den Begriff „Heimat“ nicht. Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften von 1910 wurde ich dagegen fündig, als Verwaltungsjurist zumindest. Dort nämlich wird Heimat als die „armenrechtliche Zugehörigkeit zu einer Gemeinde“ erklärt. Wesentlich näher am Zielort war dagegen die Ausgabe des Großen Brockhaus von 1969. Dem Stichwort „Heimat“ und seiner Wortfa-

mille sind gleich mehrere Seiten gewidmet. Es sei die „Umwelt“, mit welcher „der Einzelne durch Geburt oder Lebensumstände verwachsen“ sei; im Deutschen begreife das Wort eine „Gemütsbindung“ ein, das „Daheim-Geborgensein“, heißt es weiter. In einem 2007 vom Brockhaus-Verlag herausgegebenen vielbändigen Welt-Lexikon schließlich wird dem dort wiederum ausführlich erklärten Heimat-Begriff vor allem eine „meist stark gefühlbetonte, ästhetische, nicht zuletzt auch ideologische Komponente“ zugeschrieben; den anderen europäischen Sprachen sei er fremd.

Damit waren Kurs und Grenzen meiner Entdeckungsfahrt abgesteckt. Stimmt es aber mit dem persönlichen Erleben überein? Nun, während meiner Kinder- und ersten Schulzeit in meiner kleinen westfälischen Vaterstadt war ich dort zwar „zu Hause“, was gewiss mehr als nur das sichere Dach über dem Kopf meinte. Aber von „Heimat“ wurde kaum gesprochen, außer im Unterrichtsfach Heimatkunde. Heimat war wohl mehr gefühlt. Denn über den Landkreis kam man nicht hinaus. Das damals noch übliche Schulwandern beschränkte sich auf die nähere Umgebung. Die Ferien wurden auf den nahen Bauernhöfen der Verwandtschaft verbracht. Meist wurde plattdeutsch gesprochen. Zwar wuchs man damit „zweispachig“ auf. Aber darin er-

schöpfte sich auch schon alle Weltläufigkeit. Und wenn die Erwachsenen uns Kinder im Scherz mit beiden Händen am Kopf hoch hoben, dann hatten sie uns „Münster gezeigt“, unsere westfälische Hauptstadt. Wer dort gewesen war, hatte die Welt gesehen.

Eher schon war die Rede vom Heimweh, dem nahen „Verwandten“ der Heimat. Wir verstanden die bewegende Geschichte Johanna Spyris vom Waisenkind „Heidi“, das vom Frankfurter Kirchturm vergeblich nach seinen geliebten schweizer Bergen Ausschau hielt. In der höheren Schule lernten wir dann berühmte Geschehnisse von Verlassenheit und Sehnsucht kennen: Die griechische Sagenwelt und das Alte Testament waren voll von Vertreibung, Flucht und Heimkehr. Für den reisenden Apostel Paulus lag das Ziel des Menschen allerdings nicht im Orient oder im Okzident, sondern im Jenseits; „Die eigentliche Heimat des Menschen ist der Himmel“, heißt es in einem Brief an die Philipper. Martin Luther hatte es bei seiner Bibelübersetzung als überirdisches „Bürgerrecht“ verstanden. Das treffendere Wort „Heimat“ gab es noch nicht und kam erst im Zeitalter der Romantik auf. In meinem mehr als tausend Seiten umfassenden „Bildersaal der Weltliteratur“ aus dem Jahre 1855 entdeckte ich es erstmals in Gedichten von Justinus Kerner.

Keine „Verwandte“ der Heimat, sondern eher eine „Abgewandte“ ist das Fernweh. Es ist eine Art Nestflucht und befällt uns vor allem in jungen Jahren in einer Mischung aus Freiheitsstreben und Unabhängigkeit, aus Neugier und Erfahrungsdrang. Auch mich zog es „hinaus in die weite Welt“, die damals allerdings keineswegs „weit“ war. Heute fände ich vermutlich Trost in einem Gedicht von Kerners Zeitgenossen Ludwig Uhland, der geraten hatte, die Schritte zunächst auf das eigene Land zu lenken, „wo die Zitronen glühn“; erst kennt er lieber „jenes gerne, wo die Kartoffeln blühn.“ Denn meine erste große Reise (mit der Rückfahrkarte in der Tasche) ging in den Schwarzwald, und zwar mit der Kinderlandverschickung einer Schule aus dem bombengefährdeten Ruhrgebiet. Dort hin hatte ich mich 1941 für einige Monate als „Lagerfeldscher“ (Sanitäter) verpflichtet. Meine reichlich verschriebenen Wundpflaster waren sicher hilfreich, nicht jedoch gegen Heimweh, unter dem viele Jungen litten.

Unterdies besaß „Heimat“ längst den Zweitnamen „Blut und Boden“ und war gemeinsam mit diesem zu einem Schlagwort für nationalsozialistische Propaganda geworden. Die Ideologie hatte sich seiner bemächtigt und ihm seine Unschuld genommen, auch von mir erst begriffen, als es zu spät war. Was daraus geworden war, wissen wir: Heimatlazarett, Heimatfront und schließlich Heimatvertreibung. Als junger Marineingenieur hatte ich im Winter 1944/45 die hoffnungslos überfüllten Flüchtlingschiffe aus Gotenhafen und entlang der Küste die endlosen Elends-Trecks gesehen, mit denen Frauen, Kinder und Greise aus ihrer ostpreußischen Heimat in den Westen flohen. Es war ein Schock und

die Abkehr von der Anschauung der Dinge, in der ich auf einem Auge blind gewesen war.

Nach dem Ende des Krieges und der nationalen Hybris war von dem mittlerweile ausgezehrten Heimatbegriff nur noch ein ernüchterter Rest geblieben: die Heimatadresse – für viele Deutsche nach Zerstörung, Flucht und Vertreibung ein nahezu irrealer Sachverhalt. Ich aber hatte Glück: Mein Geburtsstädtchen, das ich in meinem jugendlichen Drang als provinziell, engstirnig und selbstgenügsam hatte fliehen wollen, war erreichbar und unversehrte geblieben, auch das Elternhaus und das soziale Umfeld. Die Heimat meiner unbekümmert gewesenen Jugendzeit hatte mich wieder – und ich sie.

Allerdings war dem im Übermaß strapazierten Heimatbegriff die Mitte abhanden gekommen. Beiwörter wie altbacken, lodengrün, gestrig und sentimental waren nun wohlfeil. Die Vertriebenen hatten eine alte und eine neue Heimat, eine Heimat der Erinnerung und eine Heimat der Gegenwart. Der Film tröstete mit einer Traumwelt. Sie lag in der Lüneburger Heide oder in Reit im Winkel am Kaisergebirge und wurde von Förstern verwaltet. Aber es gab auch Nachdenkliches zum Thema „Heimat“, in einer Sendereihe des Rundfunks zum Beispiel unter der herausfordernden Schlagzeile „Mit dem Hintern auf dem Boden und dem Kopf in den Wolken“.

Bei meiner Herkunft aus einem durch und durch bodenständigen Umfeld fernab von einem Wolkenkuckucksheim stellte sich diese Frage kaum, schon gar nicht für einen angehenden Juristen. Der nämlich hatte an das „Fortkommen“ zu denken, was auch mit der

Geografie zu tun hatte. Es führte mich geradezu in die Stadt Münster, die man mir ja schon früh auf originelle Weise „gezeigt“ hatte. Dort studierte ich, gründete eine eigene Familie und fand meine erste Anstellung.

Das Fortkommen wies mir schließlich noch eine dritte Heimat zu, die niederrheinische Stadt Krefeld. Dort vollendete sich der lateinische Satz „ubi bene ibi patria“. Als Pennäler hatten wir ihn respektlos mit „Wo die Beene, da ist das Vaterland“ übersetzt. Meine stehen inzwischen seit beinahe fünf Jahrzehnten fest auf niederrheinischem Boden. Von draußen und oberflächlich gesehen, ist er keine Aufsehen erregende Landschaft, ohne Alpenpanorama, ohne Fürstenschlösser und Meeresrauschen, aber mit einer 2000-jährigen Geschichte. Er und seine Menschen haben mich angenommen und für sich angenommen – so sehr, dass aus dem gebürtigen Münsterländer ein bekennender Niederreiner geworden ist. Geblieben ist wohl die westfälisch eingefärbte Sprache, charakteristisches Merkmal der Herkunft. Aber am Niederrhein gewann der vielzitierte Satz von Saint-Exupéry seine tiefere Bedeutung, dass man nur mit dem Herzen gut sieht – ungeachtet zu erwartender Post vom Völkerapostel Paulus.

*Dr. Hans Vogt: Gebürtig aus Westfalen, promovierter Jurist, Beigeordneter der Stadt Krefeld a. D., langjähriger Vorsitzender des Vereins Niederrhein, Verfasser zahlreicher heimatkundlicher Arbeiten, gemeinsam mit Dr. Feinendegen Herausgeber der Krefelder Stadtgeschichte, zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen.*

# Der Begriff „Heimat“ in der Mundart

von Heinz Webers

Blättert man in Mundartlexika oder -wörterbüchern, dann sucht man das Wort „Heimat“ oft vergeblich. Mundartdichter und -schreiber haben offensichtlich nie versucht, das Wort zu übersetzen. Sie verwenden lieber Begriffe wie „min Kriewel“ und „bee os tu Huus“. Heimat ist aber nach deren Verständnis das Gegenteil von Ferne, nämlich Wärme und Geborgenheit. Jüngst habe ich noch Mundart sprechende Mitmenschen befragt, was sie unter Heimat verstehen. Da kamen so unterschiedliche Aussagen zusammen wie „Wuo ech jruet jeworde bön“, „en et Jrönlank“, „en min Kenger-Hieemelsbed“, „Heimat es Husmannskooß“ und „min Familisch“.

Ganz ohne den Begriff Heimat kam jedoch fast kein Mundartschaffender aus. So war es für mich interessant, in einigen Veröffentlichungen von 1928 bis 2005 zu blättern und danach zu suchen. Hier eine Auswahl, sortiert nach dem Geburtsjahr der Verfasser.

*Krefeld-Stadtmitte*

## Heinrich Oelhausen (1853 – 1938)

Einer der letzten Handweber, der die Kaiserzeit, den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik und die ersten Jahre des Dritten Reiches in Krefeld erlebte. Aus „Gedichte in Krefelder Mundart“, 1928:

### Din Heimat

Halt din Heimat gout en Ir,  
Don dat Huus dren neit vergäate  
Wo dou en din Jugendtiet  
An de Motterschdöösch gesäate.

Nörges kann et bäter seen –  
Off se riek off ärm die Gägend:  
Jede hankbreet Heimatlank  
Es gewelt on es gesägend!  
(...)

### Dä allerbääste Heimatgruß

Jan geng van Huus wiet en die Welt,  
fong Glöck on fong völ Gut on Geld:  
Doch watt öm fäide on meik krank  
Datt wor datt leiwe Heimatlank.  
(...)

### Mottersprook

Dat sind die Kirkeorgeltön,  
Dat es dat Heimatledsche schön –  
(...)

### En de Främde

No min Heimat mot ech trük,  
No dat Döörp wo ech geboren –  
(...)

### Jugendtiet

(...)  
O Jugendtiet! Noch bös dou ohne Schold –  
Datt Wörtsche „Heimat“ es dech blank wie Gold.  
(...)

### Heimat

Oewer os datt groute Zelt,  
Goddess Hemelsbätt:  
Glücklich, wä hei op de Welt  
Noch en Heimat hätt!  
(...)

### Krewel mit Heimat

Ech mot dech louwen dou min alde Heimat,  
Min Glöck on Houpen all van Jugend ahn  
(...)

*Stadtmitte*

## Josef Brocker (1892 – 1977)

Der Mundartautor, dem das Verdienst zukommt, dass die Krefelder Heimatsprache lange den rechten Platz neben dem Hochdeutschen behalten hat. Aus „Dat Hert sengt“, 1928 und „E joldig Käntsche“, 1955:

### Heimweh

Min Heimat! Mine Niederrhien!  
Et treckt mech nor dech her –  
Wie jār wör ech te Hus!  
Wie jār –  
(...)

Ech kann ne-it mieh! Ech mot he wegg!  
Min Heimat röppt so lut.  
Ech jank eröm, eröm nor Hus  
On jrien mech ut.

### Osen Hi'emel

En os Heimat es dän Hi'emel  
Faß et ganze Johr ne'it klor:  
Hät sonn jru'ete jriese Wolke,  
On die hange dick on schwor.  
(...)

*Inrath*

## Johanna Overdick (Hannche van't Ennert) (1899 – 1976)

Eine Heimatdichterin, geprägt von den kleinen Handwerksbetrieben am Inrath. Aus „Hannche van't Ennert“, 1985 und Ut dän alden Tiet vertält“, 1992:

### Dat es et Ennert!

Jong on alt nou bee de Bahn,  
Treckt de Sonndes-Pluten aan!  
Schmäert och en paar Fumme!  
Stemmt en Heimatledsche aan.  
Wä ken Stemm mieh hät, dä kann  
Flüete oder summe.  
(...)

### Le'iwe Heimat

Le'iwe Heimat, dou bös ömmer schüen. –  
Häbb ech früher dech ne'it reit jesi'ehn?  
Mennde, buten en de wi'e Welt  
Wöer vür mech ein extra Jlöck bestellt!  
Äwer längs häbb ech all enjesi'ehn:  
Le'iwe Heimat, dou bös ömmer schüen.  
(...)

Heimat, on je älder dat ech werd,  
Desto mieh wäeßt dou mech en et Hert.  
Ömmer bäeter kann ech dech versto'ehn,  
Wo ech vletz all bald mot van dech jo'ehn.

### Die Bank

(...)  
Wie ech na lange Johre ens  
Die Heimat wier besout:  
Die Eldere wore allebeds duet,  
Et Eegendom verkout.

On och die Bank wor net mieh do,  
Dat jouhe, treue Diehr!  
Ech gööf gār twentig Dahler Geld,  
Wenn ech se kreig wer wier!

### Min Ennert

(...)  
Alt-Kri'ewel es min Heimat,  
Min Heimat es min Jlöck.  
Doch es on blivvt min Ennert  
Do'evan et schönste Stöck.  
(...)

## Heimatbeldsche

(...)  
Koum Wölkkes an dä Hi'emel.  
Die Sonn, su'e klor on meld,  
Schmitt Jold en bre'ie Stro'ehle  
En't schüene Heimatbeld.  
(...)

## St. Tönis

### Theo Mülders (1900 – 1995)

Ein Meister der Milieuschilderung mit großer sozialer Verantwortung, der niederrheinischen Heimat verbunden. Aus „Kachele on Klenker“, 1950:

#### Wenn wir noch ens Kenger wöre ...

(...)  
Wenn wir noch ens Kenger wöre. –  
Tröcke wir dur't Heimatlank,  
Söngen os Zimärtesledsches,  
Möt de Fackel en de Hank,  
(...)

#### Et Läewe

Et Läewe es en Korefeld,  
Die Heimat es dä Jronk,  
(...)

#### Wier tu Hus

(...)  
Nou kann ech wier öm dech si'en,  
Könne wier tesame läewe,  
Hus on Heimat mäckt os riek,  
On dän Hi'emel, – Fräuke, – kiek, –  
Wörd os sinne Saeje jäewe.

#### Os Motterspro'ek

Wat hät sech jeängert, die Mu'ede, die Men-  
sche,  
Wä kennt dann sinn Hus on sinn Heimat  
noch wier,  
(...)

Et de'i op öm waarde, wie hä wor do'e bute,  
Wenn hä van früher, sinn Heimat jedrömmt,  
Die, wie en Motter, janz höerschkes, dat  
Kengke,  
Wat sech verlu'epe, an't Hängke wier  
nömmt.  
(...)

## Stadtmitte

### Willy Hermes (1903 – 1990)

Das Vorbild vieler Krefelder Mundartschaffender. Seine Heimatliebe war sprichwörtlich. Er gab im Jahre 1978 das vielbeachtete Mundartwörterbuch „Kriewelsch van A bes Z“ heraus. Aus „Schöttspoul“, 1952, „Stickschött“, 1955, „Schöttjlas“, 1974, „Krefeldigkeit“, 1981, „Kriewelsche Mäuzkes“, 1984:

## Heimat

Heimat es döx mar en kli-en beddsche Jföck,  
Äwer m'r singt oder flött sich en Stöck.  
Heimat es Örschel on Heimat es Li-ed.  
Äwer en Hert, wat dech kennt on verstie-ehnt.  
Heimat es jrad wie en reensie'e Kett,  
Vatter on Motter on Kengerjebett.  
(...)

## Wandere

(...)  
Dann laach on seng on beän ech jeär.  
De Welt es wie jeleck.  
Wie schüen hät ose leven Heär  
Min Heimatlank jemäckt!

## Heimatklänge

(...)  
Do-e reep dä Pitter onscheniert,  
Wat os dä Jöthe hät jeliert.  
Et platzde dänne en dat Singe  
Dat Wo-ert van Jötz van Berlichinge.  
Die Engel minde, dat wör schlemm.  
Mar Tillmann dredde sich eröm:  
„Do lever Jott, donn mar net schänge.  
Für mech send dat doch Heimatklänge!“

## Hemmel on Erd

(...)  
Hemmel on Heimat, sinnig bedeilt!  
Wä dat bejript, dä stiecht sech net schleit.  
(...)

## Dä Ejelsberg

(...)  
Ech kiek suo wiet et eäwes jieeht  
Ent jroine Heimatlank.  
Dat es et allerschönste Beld,  
Jemolt van Joddes Hank.  
(...)

## Platt

(...)  
Wä dat nooe langen Tiet ens wier hüert,  
Dat Heimatjeföhl van Alt Kriewel spüert.  
Dooemöt kann m'r sich ongerieen jät bichte,  
Möt Wieshieet on Jemöt och dichte.  
(...)

## Für os

(...)  
Dat verstieht net jederieene,  
Wenn do döx suo lache moß.  
Äwer dat es jrad dät Schüene:  
Heimatklänge send für os.  
(...)  
Wat wir van os Heimat hüere,  
Häbbe wir al all jewoß.  
Mar dat es für alle Kiehr  
Emmer nöi'e Freud für os!

## Dä Kall öm die Heimat

Wir werde souläewe net uutjekallt si-en  
Van Heimat on Siewäwerstadt.  
Et fenge sech emmer wier Lüh bejenien,  
Die hüere nix liewer wie Platt.  
(...)

## Stronze

(...)  
Och bute stiehs do männig Kiehr  
Für alde Burje, Pooert on Dür,  
Bekicks dech döx en Mieesterstöck.  
Dat et dat jövv't, es Heimatjöck.  
(...)

## Stadtmitte

### Josef Lenders (1903 – 1968)

Seine Heimatliebe trieb ihn dazu, während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Aus „Van Hert tu Hert“, 1941 und „Bloume on Onkrut“, 1948:

#### Min Heimatstadt, min Kriewel

Wo min Papp ant Tau jesäeten hät  
On für mech jewävt die si-e Kett;  
Wo als Kenk ech emmer fruh jespellt,  
Do lävt en min Hert en fröndlich Beld:  
Min Heimatstadt, min Kriewel!  
(...)

#### Dän ächte Kriewelsche

Näh, dou Flieres, jahnk mech wäch!  
Mennsd dou flets, dou wörs all äch,  
Weil dou he-i jebore böß,  
Weil din Papp van Kriewel es  
On dou jings he-i op de Scholl.  
Näh, dat spellt alle-in ken Roll.  
(...)  
Wedds dou wat dotu jehürt?  
Dat mer och sin Heimat i-ehrt!  
(...)  
Och, min Platt, die le-iwe Tüen  
Maaken ersch min Heimat schüen.  
(...)

#### En extra Zo-ert

(...)  
Die Heimat stieht mech bowenaan,  
et höchs dä platte Kall;  
On wä mech doröm schäel kickt aan,  
Dä hät se net mihr all.  
(...)

#### Däm Bure Jaart

(...)  
Wat all däm Botanische Jaart op sech hät,  
Dat es wie en Märche so schüen on so nätt.  
Mar, däre ut die Heimat,  
dä jieht dur dat Pörsche  
Et levste eren en dat Bure Järtsche.  
All dat, wat die Heimateerd jöv on blöht,  
Do kann all dat fremde Jront jarnet möt.

## Jradut

(...)  
Dat de Männ sin Heimat lehrt,  
es de Männ sin Jlöck.  
Wä dojajeje Wöert verliert,  
Dä es knatsch verröck!

## En kli-en Ledsche

(...)  
Wie klong dat Ledsche ent Jemö-et,  
So wärm, so onscholdsre-in.  
O Heimattüen! Dat kli-ene Le-id  
Et bli-ev net lang alle-in.  
(...)

## Stadtmitte

### Hans Heinz Molls (1906 – 1971)

Der gebürtige Krefelder lebte später aus gesundheitlichen Gründen im Schwarzwald und verfasste dort zahlreiche Beiträge für Krefelder Zeitschriften. Aus „Die goldene Feder“, 1956:

#### Kriewel üewer alles

Wo dou och kömms, do-e hüerste Mensche,  
die priese stolz ühr Vaterstadt.  
Mar wier van Kriewel dont, als hei-e  
wier nie en Elderschhus jehatt.  
On dobee hätte wier en Heimat  
do-e mäkt mer üewerall möt staat.  
Mar wier vermaake os, sü-es seite  
wier jederi-ene vör die Schwaat:  
*Kiek, dat es Kriewel,  
Os sammert on os si-e Städtche Kriewel.  
On wenn mer et do-e bute och neet fällt:  
Et jövv't mar blu-eß i-en Kriewel op de Welt.*

Dur Kriewel on dur all sin Läewe  
jieht ene feine si-e Fam.  
Dä miek os jru-et on jo-ev os höerschkes  
off nöer off fäer dä jo-e Nam.  
Jank mar ens dur die bri-e Stro-ete  
on kiek dech Lü on Dengen aan.  
Da Senn för Klür on schüene Saakes  
do-e kömmt os ni-emes angersch draan.  
*Kiek ...*

Mer hät en Hängke för tu Wäewe,  
mer hät en Hertke för die Tüen.  
On mer hät Ou-ege en et Köppke,  
die fenge alles joot on schüen.  
Mer lött soläewe neet vant Lache,  
hät ömmer Tiet för domme Stri-ek.  
On nöries send son söite Mädches  
Wie en os Stadt on op os Bli-ek.  
*Kiek ...*

Dröm lo-ete wir op dech nix ku-eme,  
do bö's för os dat bäeste Stöck.  
Do bö's os Elderschhus, wir kro-ese  
os ömmer wier no-e dech turöck.  
On wenn se öries van dech flare,  
dann schmiete wir os en de Bros,  
on männich i-ene lieht os kenne  
on sätt wier möt Respekt van os:  
*Kiek ...*

## Nordbezirk

### Jupp Schäfer (1906 – 1962)

Der beruflich lange im Sauerland Tätige vermisste seine Heimat schmerzlich. Deshalb griff er zur Feder und drückte seine Verbundenheit in Gedichten und Geschichten aus. Aus „Wie osen Herrjott Kriewel boude“, 1998:

#### Wie osen Herrjott Kriewel boude

(...)  
Nou wi-et ech ne-it, es et ens su-e jewäss,  
off häb ech dat Alles jedrömt.  
Wie mer drömt, wenn mer wiet van sinn  
Heimat es,  
wenn et Neits dat Hi-ermwi-eh kömmt.  
Ejal wie et wor, ech wi-et äwwel dat,  
dat den Herrjott os kli-ene Welt,  
os Kri-ewel, os schüene Heimatstadt,  
janz faaß en sinn Joddeshäng hält.

#### Op Hus aan

Ech bö'n de Wäeg döck en den Dru-ern  
jejange,  
De Wäeg, de no-e minn alde Heimat ji-eh't,  
Wodraan ech denk möt Hange on Bange,  
Wenn u-ech minn Hert he-i en de Fremde  
schli-et.  
Möht hüere wier die alde Heimatklocke  
On möht wier wandere dur dat wie-e Lank.  
(...)

#### Heimatstärke

(...)  
Wie ech ut minn Heimat mu-eß,  
Jeng min Stärke möt,  
Wor für mech ene stellen Tru-eß  
Bald op Schrett on Trett.  
(...)  
Fro-eg ne-it ömmer, Heimatstärke,  
Donn mar ne-it mieh'r schiene,  
Maak mar ut dinn kli-en Lantärke,  
Ech kann neit mieh'r jriene.

#### Minn letsde Bedd

Wenn mech dän Häer ens no-e bo-ewe röppt,  
Dann lägg't mech he-i ne-it ent Jrav,  
Ech wi-et, dat ha-i minn Hert ne-it schlöppt,  
Su-e wiet van sinn Heimat avv.  
(...)  
Et livvs löeg ech en et fre-ije Feld,  
Onger Dusende Heimatsstärke,  
On öm mech die schüene Joddeswelt  
Möt Klocketüen wiet van fäere.  
(...)

#### Motterspro-ek

Halt dinn Motterspro-ek en lehre  
Wie'n Jebätt ut Kengertied,  
Wat se wert es, wörs dou spüre,  
leggt dinn Heimat ens su-e wiet.  
Kiek dech öm be-i angere Mensche,  
Wo-e dou hüers mar fremde Tüen,  
Dann wörsd dou dech döck noch wönsche,

Küeß ech in minn Heimat si-en!

Jeddes Wo-et, wie't Modder kalde,  
Brennt en dech wie stellem Brank,  
Lött dech höersch dinn Häng dann falde:  
Häer, behüt minn Heimatlank!

Wä sinn Motterspro-ek di-et lehre,  
Wä se bute ne-it verjett,  
Kann sin Heimat nie verliere,  
Denn hä no-ehm et Bäeste möt.

## Bockum

### Hedwig Wittmann (\* 1915)

Im Schatten der Gertrudiskirche geboren, hat Hedwig Wittmann ihr geliebtes Bockum nie verlassen. Aus „Stöckskes, die et Läewe schrivvt“, 1983:

#### Heimatklänge im Himmel

(...)  
Wie es auch sei: Wenn der Herrgott uns so  
annimmt, wie wir sind, dann bin ich gespannt,  
wo wir später hinkommen. Für den Himmel  
sind wir nicht gut genug, und für die Hölle  
sind wir nicht schlecht genug.

Dort oben muß dann wohl eine Stelle sein, wo  
die Krefelder unter sich sind. Wenn das so ist,  
wird dort auch bestimmt Krefelder Platt ge-  
sprochen. Das wären für mich Heimatklänge.

Ein Krefelder Heimatdichter hat wohl auch  
so empfunden, als er in seinem Gedicht  
„Dä Echte“ niederschrieb: „On et Bäes, min  
Kri'ewelsch Platt, werd' ech Bo'ewe noch net  
satt!“

## Nordbezirk

### Gerd Roelofsen (\* 1925)

Als der Getränkekaufmann Roelofsen nach dem Zweiten Weltkrieg das väterliche Geschäft übernahm, da wurde Krefelder Sprudel unter dem Motto „Kiek, dat es Kriewel“ vertrieben. Aus „Platt kalle hält jong!“, 1989, und „Noch mieh'r Schüenen Duorieen“, 2005:

#### Platt kalle hält jong

Wo mer Platt kallt, dooe es Heimat,  
denn dooe föhit mer sech tu Huus,  
On wä Platt kallt, mint et ihrlech,  
dä sätt alles jrad erut.  
(...)

#### Kriewel os Heimatstadt

(...)  
En alle Welt jövv't et tu sieehn  
Paläste, Kirke, Jieewel.  
Es dat och alles noch so schüen  
Wir stronze van os Kriewel.  
Kriewel, dat es os Heimatstadt,  
de allerschöns van all.  
Van wiet kuome m'r müsche on matt  
Turück, op jedde Fall.

Höls

## Margret Boixen (1936 – 2004)

Margret verfasste schon als Schülerin Gedichte über ihre Hölser Heimat. Später erfreute sie ihre Mitmenschen „op Hölsch Ploot“. Aus: „Wat ek noch sägge woullde“, 1990:

### Oos Moddersproek

Röm on töm, doe baut me neue HÜüser.  
Die Jrenz na Krefel süht me bald niet mieer.  
Woe ös dat alde Höls jebleeve?  
Oos Heimatdorp, dat kennt me bald niet wieer.

Vüel Städter hüet me op oos Stroete.  
Die Hölsche Tüen, die sterve beinah uut.  
Niet ens dä Nam, dä hät me os jeloete.  
Do miek me Krewel niejenontwentesch druet.

Die Stroete keäht me nou von Krefel.  
Die Stüer wööd van de Stadt kassieet.  
Dä Stadtroet, dä bestemmp van boeve,  
wat vör os jut on wat passieet.

Dröm muddle weei oos Moddersproek behalde,  
die sall on mut en Höls bestoehn.  
Weei mudden Hölsche Tüen wieer kolle,  
denn kann oos Höls niet oungerjoehn.

Grönland

## Manfred Coelen (\* 1939)

Der Mitbegründer der Kriewelschen Pappköpp lernte das Platt von seinen im gleichen Haus wohnenden Großeltern. Aus: „Sägg hü-er ens“, 1987 und „Matthes vertällt“, 2003:

### Tu Huus

Bildunterschrift: (...) Nach jahrelangem Aufenthalt in der „Fremde“ (...) ziehen Kuhlens Männ und sein Gretchen zurück in die alte Heimat nach Krefeld.

### Min alde Scholl

(...) küeß m'r ut die Scholl en prima „Kriewelsch-Museum“ maake. Alles, wat möt osser Muodersproek, dat Kriewelsch Platt, tu duon hät, küeß m'r dooe ongerbrenge. Orijinal-Manuskripte on Böcker van Heimatdichter on Stöckskes-Schriever, (...)

Schlussbemerkung: Es war festzustellen, dass die „älteren“ Heimatdichter den Begriff Heimat oft, die „jüngeren“ ihn hingegen nur selten oder gar nicht verwenden. Ob das an der noch unverarbeiteten Nachkriegsgeschichte liegt? **Theo Versteegen** (\* 1933), der viele wunderbare Gedichte, Erzählungen und Liedtexte schuf und seiner Traarer Heimat außerordentlich verbunden ist, kommt beispielsweise ohne das Wort aus. Doch man weiß nach dem Studium seiner Texte auch so, wie viel ihm die Heimat bedeutet.

*Heinz Webers: Geboren in Krefeld „op dän Dießem“. Nach der Pensionierung widmete sich ehemalige Stadtoberverwaltungsrat verstärkt der Mundart. Rief im „Verein Niederrhein“ eine Mundartgruppe ins Leben und baute im „Verein für Heimatkunde“ den „Arbeitskreis Mundart und Brauchtum“ auf, durch zahlreiche Veröffentlichungen und Aktivitäten ist er jedem Krefelder Mundartfreund ein Begriff.*

# Was ist Heimat?

von Inge Wienke

*Was ist Heimat dem Heimatlosen –  
dem Vierzig-Geborenen,  
Früh-Verwaisten,  
dem Aus-Gewiesenen,  
dem Herum-Gereichten,  
dem Her-Gereiteten?*

*Wo ist der Ort,  
der Kunde gäbe der Biografie?  
der frühe Erinnerung behielte?  
der Gedächtnis bewahrte?  
der zuerst die Sinne verknüpft hätte?  
in Sprache eingeweiht?  
der Sicherheit gegeben hätte,  
Schutz gewährt und  
Geborgenheit oder  
was auch immer...?*

*Ist Heimat mir Spät-Versöhntem:  
der Ort, den ich er-kunde?  
dem ich mich hin-gebe?  
dem ich mich ein-verleibe?  
den ich be-schütze?*

*Ist es ein Raum  
von dem ich nicht erwarte  
bekommen zu haben –  
dem ich offen bin  
zu geben?*

*Inge Wienke: Geboren in Schlesien, Studium der Sozialpädagogik, lebt seit einiger Zeit in Krefeld.*



# Heimat – Annäherung an einen vielschichtigen Begriff

von Paul Wietzorek

- *Vorbemerkung*
- *Heimat etymologisch*
- *Heimat historisch*
- *Heimat geografisch*
- *Heimat emotional*
- *Heimatkunde*
- *Heimatvereine / Heimatpflege*
- *„Stadtentwicklung als Heimatpflege“*
- *Heimatkunst*
- *Heimatstil*
- *Heimatschutzarchitektur*
- *Heimatschutz*
- *Schluss*

## Vorbemerkung

Der Begriff „Heimat“ dürfte für die Menschen, die sich überhaupt dieses Begriffs bewusst sind und die ihn aus innerem Bedürfnis heraus ebenso bewusst benutzen, in erster Linie wertbestimmt und emotional besetzt sein. In unzähligen **Heimatromanen** sind mehr oder weniger schicksalhafte Entwicklungen und Begegnungen geschildert worden, in trivialen Werken, aber auch in Zeugnissen hoher Literatur. In ebenso unzähligen **Heimatfilmen** sind alle möglichen Gefühle, bezogen auf bestimmte Landschaften, mehr oder weniger kitschig oder kunstvoll in Szene gesetzt worden. Und in noch unzähligeren **Heimatliedern** ist von Heimatliebe und Heimweh, oft im Zusammenhang mit Liebesleid und Liebesfreude, gesungen und geseufzt worden, in billigen Schlägern wie in qualitätsvollen Volks- und Kunstliedern. Nicht zu vergessen sind die erst recht unzähligen Gedichte oder Schlager oder sonstige Aussagen zum Thema Heimat.

Man hat also das menschliche Bedürfnis nach Heimat, nach Verwurzelung und Identifikation in und mit einem bestimmten Ort oder Raum in vielfacher Weise gestaltet und geformt, um einerseits Profit daraus zu schlagen, aber auch um sich ernsthaft damit auseinanderzusetzen. Und es dürfte kein Zufall sein, dass gerade im Bereich des Volkslieds sich viele berühmte Beispiele finden, denn offensichtlich geht es in Sachen Heimat um eines der *Grundbedürfnisse* des Menschen.

Der Begriff enthält den Bestandteil Heim. Und Heim ist die Wohnung, ist das Haus, in denen man lebt. Zu „Heimat“ gehört das Vertrautsein mit der engeren Umgebung einer Straße, eines Stadtviertels, einer Stadt, einer Landschaft, mit ihren Menschen und Lebensbedingungen. Die Heimat prägt das Wesen des Menschen.

Hier fühlt man sich nicht nur im buchstäblichen Sinn des Wortes zu Hause, hier ist man verwurzelt, hier ist man heimisch, hier gehört man einfach hin, hier hat man seinen Platz gefunden. Hier kennt man sich aus, hier sprechen die Menschen im doppelten Wortsinn die gleiche Sprache. Das macht „Heimat“ aus. Dieses Heimatbewusstsein ließe sich noch mit weiteren Redewendungen oder sprachlichen Formeln belegen. Außerhalb dieses mehr oder weniger engen Bereichs ist man ein Fremder, dort gehört man nicht dazu, dort ist man gerade nicht heimisch. *Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen* (Theodor Fontane). *Also Weh dem, der keine Heimat hat* (Friedrich Nietzsche).

Seit in hohem Umfang gesellschaftliche Mobilität gefragt ist, seitdem also Menschen ihre Existenzgrundlagen nicht mehr ohne weiteres in der ihnen vertrauten Umgebung finden, seit es Regionalisierung und Globalisierung gibt, ist Heimat nur noch schwer bestimmbar. Heimat ist da, wo man – allein oder mit seiner Familie – lebt und arbeitet. Ein Gefühl für wirkliche Heimatverbundenheit kann sich kaum noch entwickeln – oder doch nur unter erschwerten Bedingungen. Umgekehrt wächst aber gerade in solchen Zeiten das Bedürfnis des Menschen nach Heimat, nach einem Zuhause, nach Geborgenheit, nach Identitätsmöglichkeiten.

Das Recht auf Heimat ist Bestandteil des Völkerrechts. Das Recht, seinen Wohnsitz frei wählen zu können, seine Heimat und Staatsangehörigkeit nicht willkürlich verlieren und Freizügigkeit beanspruchen zu können, gehört zu den Menschenrechten. Und die Genfer Konvention von 1949 zum Schutz der Zivilbevölkerung vor Kriegseinwirkungen untersagt ausdrücklich die zwangsweise Verschleppung oder Vertreibung von Menschen aus besetzten Gebieten. – Man denke in diesem Zusammenhang an die schon Jahre währende unerfreuliche Diskussion um das geplante Berliner Dokumentationszentrum zu den Vertreibungen des 20. Jahrhunderts.

Diese wenigen Andeutungen zeigen bereits, wie vielschichtig der Begriff „Heimat“ ist, der im Folgenden unter verschiedenen Aspekten näher vorgestellt werden soll.

## Heimat etymologisch

Das gemeingermanische Wort Heimat (althochdeutsch: heimoti; mittelhochdeutsch

heimuot, heimot, heimode), zusammengesetzt aus Heim und einem Suffix, bezeichnete den Hof, das Haus, die Wohnung, das Anwesen, den ererbten Grundbesitz, den Stammsitz, den Wohnort, die Siedlung. – Der Begriff „Heim“ (gotisch: haims; althochdeutsch: heima; mittelhochdeutsch: heim) bezeichnete entsprechend Heim (Haus), Zuhause, Hof, Dorf. – Parallelen lassen sich sogar im Altindischen feststellen, die entsprechenden Wörter stehen für Erde bzw. Boden oder für Wohnung, Siedlung, Sicherheit. – Im Mittelpunkt steht offensichtlich immer das Haus als der unmittelbare Lebensbereich, in dem man wohnte und Schutz und Sicherheit genoss.

Der engere Bereich des Wohnens wurde im Lauf der Zeit erweitert auf den umgebenden Lebensraum, auf das Heimat-Dorf, die Heimat-Gemeinde, die Landschaft und sehr viel später schließlich auf das Staatsgebiet bzw. das Vaterland.

„Heimat“ ist die Substantivbildung zu einer bereits indogermanischen Wurzel für „liegen“. Mit Heimat bezeichnete man also ursprünglich den Ort, an dem man sich niederlegte, oder das Lager. Es folgte die Erweiterung auf die Hausgemeinschaft und schließlich auf die nähere und weitere Umgebung.

Das Adverb „heim“ ist durchgehend durch die Jahrhunderte benutzt worden, während das Substantiv „Heim“ vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ohne Beleg geblieben ist, ehe es erneuert oder das Adverb einfach substantiviert wurde.

Mit dem Adverb „heim“ sind vielfach Verben verbunden worden: (an)heimfallen, heimgehen, heimleuchten, heimsuchen, heimzahlen usw., während das Substantiv für die Ortsnamengebung wichtig wurde: Bochum, Bockum, Heimbach, Mannheim, Rosenheim usw.

Das Wort „heimlich“ bedeutete ganz konkret zum Haus gehörig, einheimisch, entwickelte sich dann aber zur heutigen Bedeutung, denn wer sich ins Haus zurückzieht, zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück, verbirgt sich, hat womöglich etwas zu verheimlichen.

## Heimat historisch

Mit Heimat bezeichnete man ursprünglich den Geburts- oder Wohnort oder auch die

Zugehörigkeit eines Menschen zu einem Ort oder zu einer Gemeinde (Heimatgemeinde, Recht auf Heimat). Damit erhielt der Begriff einen juristischen Inhalt. Konkret entstammt er dem Armenpfliegerrecht, denn die Reichsgesetzgebung des 15./16. Jahrhunderts verpflichtete grundsätzlich jede Gemeinde, ihre Armen zu unterstützen. Mit dem Heimatbegriff verbunden war das Recht des Aufenthalts, der Niederlassung, des Erwerbs von Grundbesitz, der Ausübung eines Gewerbes sowie der Verhehlung.

Es ist vielleicht bemerkenswert, dass der Begriff „Heimat“ ursprünglich als Neutrum auftritt, dass es also das Heimat hieß. Die indogermanische Wurzel „kai“ bedeutet soviel wie „liegen“, so dass man an „Liegenschaft“ denken mag. Heimat ist also da, wo man liegt bzw. wo Besitz und Existenz liegen. In dieser Bedeutung wurde etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Begriff „Heimat“ benutzt. Er gehörte zur Fachsprache der Juristen, der Richter und Notare, der Polizei oder städtischer Ämter, wenn es darum ging, den Geburts-, Wohn- oder Aufenthaltsort oder auch Elternhaus und Besitztum eines Menschen zu bestimmen.

Mit dem Recht auf Heimat besaß ein Mensch das Aufenthalts- und Bleiberecht in einer Gemeinde, und er konnte im Notfall auf öffentliche Unterstützung zählen oder mit der Aufnahme in einem Armenheim oder Fremdenheim, im Gegensatz zu den Heimatlosen. Daher erhielten Menschen ohne Besitz in der Regel auch keinen Heimatschein, weil man nicht für ihren Unterhalt aufkommen wollte. Heimatrecht und Besitztum bestimmten aus gesellschaftlichen Gründen vielfach sogar persönliche Lebensentscheidungen, denn wer ohne Heimat und Besitz oder geregelter Einkommen war, durfte beispielsweise nicht heiraten. Das Recht, eine Familie zu gründen, blieb denjenigen vorbehalten, die auch eine Familie ernähren konnten. Damit wurde gleichzeitig eine Art von Geburtenkontrolle ausgeübt. Die jeweilige Obrigkeit war unter Berücksichtigung der persönlichen wie örtlichen Lebensbedingungen zu einer entsprechenden Entscheidung befugt.

Entscheidende Änderungen ergaben sich durch das Gesetz über das Recht der Freizügigkeit (1867), der Verhehlungsfreiheit (1868) sowie der Gewerbefreiheit (1869). Und an die Stelle der Heimatgemeinde trat 1870 die Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes. Das Heimatrecht war nicht mehr an die Geburt bzw. den Geburtsort gebunden, sondern konnte erworben werden, und zwar durch einen zweijährigen Aufenthalt in einem Ort, durch Verhehlung oder Abstammung. Das Heimatrecht konnte aber auch aberkannt werden oder verloren gehen: durch Verlegung des Wohnsitzes oder durch dauerhafte Abwesenheit. Ohne Unterstützungswohnsitz mussten die Landarmen auskommen, für die die Orts- oder Landarmenverbände zuständig waren.

Nach der Auflösung der ständischen, feudalen Gesellschaftsordnung und verstärkt seit der Industrialisierung wurde der Begriff „Heimat“ zur Bezeichnung für den ländlich-vorindustriellen Lebensbereich. Damit erwuchs ihm vor allem gefühlsmäßige Inhalte, nicht zuletzt bewirkt durch die Ende des 19. Jahrhunderts auftretende Heimatbewegung.

Die Politisierung des Begriffs erfolgte nach den nationalen Befreiungskriegen und den aufkommenden nationalen Bestrebungen bis hin zum Nationalismus. Unter Heimat verstand man Nation, Vaterland, Vaterländisches, Völkisches, Patriotisches. Die emotionale Überhöhung des Begriffs wie seine nationalpolitische Ausrichtung bildeten schließlich eine nahezu untrennbare Einheit, die der Nationalsozialismus dann für seine Blut- und Boden-Ideologie erfolgreich vereinnahmte.

Zum besseren Verständnis seien in diesem Zusammenhang aus der kleinen Schrift *Krefeld – Die Samt- und Seidenstadt am Rhein. Ein Rückblick auf ihre Entwicklung* einige Zeilen aus dem Kapitel *Nationalsozialistische Kulturarbeit seit 1933* zitiert:<sup>1</sup>

*Dem innersten Wesen des Nationalsozialismus entspricht die Vertiefung des Heimatgedankens. Hier wurden vom Oberbürgermeister nachdrücklich und glücklich neue Wege zu einem blühenden Aufschwung gewiesen. In den Dienst der Heimatpflege und -liebe wurde das große Volksfest der „Jahresteilung“ in der Heimatwoche seit 1936, die stetige Ergänzung des „Ehren- und Heimatbuches“ für alle, die sich mit ihrer Vaterstadt innerlich verbunden fühlen, und der allen diesen verliehene originelle „Heimatbrief“ gestellt, und es wurden dadurch die schönsten Erfolge erzielt. Um alle Volksgenossen des Niederrheins systematisch in die Wesensart und Leistungen ihrer Heimat in Vergangenheit und Gegenwart einzuführen, wurde die anschauliche, von 70 000 Personen besuchte Ausstellung „2000 Jahre germanisches Bauerntum am linken Niederrhein“ im Jahre 1935 veranstaltet, die wiederholt verlängert werden mußte. Die nach festem Plan folgende zweite Ausstellung in dem eigens für diesen Zweck erworbenen und ausgestatteten Hause Nordwall 42 wurde Anfang Juni 1938 unter dem Titel „Burg und Stadt am Niederrhein – 1000 Jahre Deutsches Handwerk“ in Anwesenheit des Reichsleiters Alfred Rosenberg als Schirmherrn eröffnet. Diese Ausstellung zeigte auch die reichen germanischen Bodenfunde der großzügig von der Stadt geförderten Ausgrabungen, bes. in Krefeld-Gellep. Daß auf den zahlreichen anderen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, des Sports und der Leibpflege, der Verkehrswerbung und der Pflege unserer sprichwörtlichen Gastlichkeit unsere jetzige tatensfrohe Gemeindepolitik nach den Erfolgen der letzten Jahre ebenfalls neue Quellen zukunftsreicher Arbeit erschließt, dafür bürgt die nationalsozialistische*

*Verwaltung, ihre arbeitsfreudige Gefolgschaft und die ganze Bürgerschaft.*

Diese Ausführungen brauchen nicht kommentiert zu werden. Sie zeigen, wie der Heimatgedanke in den Dienst der Politik und der NS-Ideologie gestellt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es daher zu einer deutlichen Distanzierung von allem, was mit Heimat zu tun hatte. In den Zeiten des „Wirtschaftswunders“ setzten die Menschen deutlich materielle Prioritäten, obwohl Millionen von Heimatvertriebenen, die eine „neue Heimat“ suchten oder eine „zweite Heimat“ finden wollten, mehr als nachdrücklich an die Bedeutung von Heimat erinnerten.

Darin mag auch der Grund liegen, dass es erneut zu einer ausgeprägten Heimatbewegung kam. Man denke nur an die vielen Heimatfilme der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, die allerdings überwiegend Unterhaltungszwecken dienten. Andererseits gab es aber auch anspruchsvolle Schöpfungen noch in der jüngeren Vergangenheit. Als Beispiel sei nur die Filmtrilogie „Heimat“ von Edgar Reitz aus den Jahren 1984 bis 2004 genannt.

Inzwischen haben Wissenschaft und Technik ihren nicht mehr aufzuhaltenden Siegeszug angetreten, durch welche Entwicklung in außergewöhnlichem Umfang die bisher gewohnte Lebenswelt und mit ihr auch Landschaft und Umwelt verändert, wenn nicht sogar gefährdet werden. Der Begriff Heimat erhält damit eine erweiterte, neue Bedeutung, die sich stärker auf die Gegenwart und auf die Zukunft bezieht, die es zu gestalten gilt zum Wohl aller Menschen, nicht zuletzt durch eine wirklich soziale Marktwirtschaft und eine wirklich soziale Ökologie. Man denke nur an Stichworte wie Energieversorgung, Finanzkrise, Bankenkrise, Versagen von Bankern und Managern usw. Es sind gewaltige Zukunftsaufgaben zu bewältigen, damit die Erde für alle Menschen zu einer wahren Heimat werden kann.

## Heimat geografisch

Unter diesem Aspekt wird der Begriff sehr allgemein und neutral verstanden. Die Wissenschaften sprechen in diesem Fall von Lebensraum (Habitat). Pflanzen, Bäume, Tiere sind auf diesem oder jenem Kontinent beheimatet. Oder man spricht davon, dass Griechenland bzw. Athen die Heimat der Demokratie seien. Oder England wird als Heimatland oder Mutterland des Fußballspiels bezeichnet.

Es geht offensichtlich um den Anfang, den Ursprung, die Herkunft, die Abstammung von Lebewesen oder Pflanzen oder Entwicklungen oder Erfindungen usw.

Aber auch für den Menschen geht es bereits in frühen Zeiten um den geographischen Raum,

in den er hineingeboren wird, in dem er siedelt und lebt, in dem sich gemeinsame Verhaltensweisen herausbilden, die wiederum Gemeinsamkeit schaffen. Dazu gehören Sprache, Kultur, Sitten, Gebräuche, Kunst usw.

Die Vorgegebenheit des Siedlungsraumes führte ebenso schon in frühen Zeiten zu vereinheitlichenden, zusammenschließenden Erkenntnissen, Einsichten, Handlungsweisen. Bedeutende Stätten hob man durch Zeichen, durch sagenhafte Erzählungen heraus, oder man vergab Flurnamen, so dass solche Stätten geradezu in den menschlichen Lebensbereich aufgenommen wurden. Das gilt in besonderer Weise für geheiligte Plätze, man denke an göttliche Haine oder Wallfahrtsorte, die den Menschen Halt geben, ihnen Zuversicht und Kraft spenden, aber auch an verwunschene oder fluchbelegte Plätze, die gemieden werden als Stätten des Verderbens, des Bösen, des Teufels.

## Heimat soziologisch

Die Soziologie hat sich eigentlich nur am Rande mit dem Begriff „Heimat“ befasst, nicht zuletzt, weil ihre Vertreter lange Zeit der irigen Auffassung waren, örtlich bestimmte Sozialbindungen und -beziehungen müssten als Folge ständig wachsender horizontaler Mobilität und zunehmender überörtlicher Orientierung auf Dauer verschwinden. Es zeigte sich jedoch sehr bald, dass eine solche These nicht haltbar war. Daher untersuchen die Soziologen mittlerweile Ursachen, Methoden und Folgen der vielfältigen und zahlreichen Heimatbewegungen und suchen die gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen zu verstehen, die den Fortbestand der „Ortskultur“ gewährleisten, die ein „Heimatgefühl“ und eine lokal bestimmte Identität bewirken.

Die Soziologen begreifen „Heimat“ also auch als das ganz besondere und enge Verhältnis des Menschen zu seinem näheren Lebensumfeld, in das er hineingeboren wird und in das er hineinwächst und mit dem er auf vielfältigste Weise übereinstimmt. Das zeigt sich in der Akzeptanz von Wertvorstellungen, Denkweisen, Sitten und Gebräuchen, Dialekt, Verhaltensmustern usw. – Heimat ist also Ausdruck recht stabiler, gesellschaftlicher Beziehungsgeflechte zwischen Menschen, die sich kennen, auch mit Namen, und die sich gegenseitig respektieren als Mitglieder einer Gemeinschaft. Nachbarschaft und Wohnen als örtliche Lebensmitte, als mehr oder weniger enges Zusammenleben, sind also entscheidende Voraussetzungen von Heimat. Hinzuzurechnen sind alltägliche oder auch außerordentliche Aktivitäten, Veranstaltungen, Feste, Vereinsmitgliedschaften, religiöse Sitten und Gebräuche u. a. Sie alle tragen entscheidend dazu bei, dass das örtliche Umfeld für den einzelnen Menschen wie für die Gemeinschaft aller zur Heimat wird, zur persönlichen wie gesellschaftlichen Identität. Diese dient häufig dazu,

sich von „Zugereisten“, von Fremden und Besuchern abzuheben. Und für diese Fremden ist es meist schwer, in eine solche Gemeinschaft integriert zu werden, insbesondere wenn sie etwa als Neubürger in neuerbaute Häuser ziehen. Dann bleiben sie nämlich über Jahrzehnte „die Neuen“. Das gilt nicht so stark, wenn sie ein schon längst bestehendes Haus beziehen. Das führt zu dem Schluss, dass ganz konkret lokale Gegebenheiten den Begriff „Heimat“ nachhaltig mitbestimmen.

## Heimat emotional

Schon zu Beginn ist angemerkt worden, dass der Begriff „Heimat“ heute die meisten Menschen emotional berührt. Diese Tatsache soll an einem besonderen Beispiel etwas ausführlicher dargestellt werden.

Wer kennt nicht Willi Ostermanns (1876–1936) berühmtes Lied „Heimweh nach Köln“ von 1936, die heimliche Hymne der Kölner und vieler Rheinländer, deren Refrain in schweren Zeiten viele Menschen zu Tränen gerührt hat und bis heute rührt, wenn sie für längere Zeit Köln und das Rheinland und damit ihre Heimat verlassen haben.

### Heimweh nach Köln (Original)

1. *En Köln am Rhing ben ich gebore,  
ich han, un dat litt mer em Sinn,  
ming Muttersproch noch nit verlore,  
dat eß jet, wo ich stolz drop ben.*

Refrain:

*Wenn ich su an ming Heimat denke  
Un sin d'r Dom su vor mer stan,  
ll: mööch ich direk ob Heim an schwenke,  
ich mööch zo Foß no Kölle gan. :ll*

2. *Ich han su off vum Rhing gesunge,  
vun unsem schöne, deutsche Strom,  
su deutsch wie he ming Leeder klunge,  
su deutsch bliev Köln met singem Dom.*

Refrain

3. *Un deiht d'r Herrjott mich ens rofe,  
dem Petrus sagen ich alsdann:  
„Ich kann et rauhig dir verzälle,  
dat Sehnsucht ich no Kölle han.“*

Refrain

4. *Un luuren ich vum Himmelspöözche  
Dereins he ob ming Vaterstadt,  
weß stell ich noch do bove sage,  
wie gähn ich dich, mie Kölle, hatt.*

Refrain

### Heimweh nach Köln (Übertragung ins Hochdeutsche)

1. *In Köln am Rhein bin ich geboren,  
ich habe, und das liegt mir im Sinn,  
meine Muttersprache noch nicht verloren,  
das ist etwas, worauf ich stolz bin.*

Refrain:

*Wenn ich so an meine Heimat denke  
Und sehe den Dom so vor mir stehen,  
möchte ich mich direkt zur Heimat kehren,  
ich möchte zu Fuß nach Köln gehen.*

2. *Ich habe so oft vom Rhein gesungen,  
von unserem schönen, deutschen Strom,  
so deutsch wie hier meine Lieder klangen,  
so deutsch bleibt Köln mit seinem Dom.*

Refrain

3. *Und wenn der Herrgott mich einst ruft,  
dann sage ich zu Petrus:  
„Ich kann es dir ruhig anvertrauen,  
dass ich Sehnsucht nach Köln habe.“*

Refrain

4. *Und schaue ich vom Himmelstor  
Dereinst hier auf meine Vaterstadt,  
will ich dort oben noch still sagen,  
wie gern ich dich, mein Köln, hatte.*

Refrain

Es ist nicht zu übersehen, dass die hochdeutsche Übertragung längst nicht die Wirkung hat wie der originale Text, der soviel unmittelbarer und herzlicher und eingehender und ergreifender wirkt. Kölsch ist eben in diesem Fall die Muttersprache, die gesprochene Sprache, an die man sehr viel stärker auch gefühlsmäßig gebunden ist und die von sich aus bereits auf Herz und Gemüt geht.

Ostermann soll die zitierte Textfassung erst auf dem Totenbett beendet haben, während er die Melodie schon 1930 für den Film *Sehnsucht nach dem Rhein* geschrieben hat. Thomas Liessem hat das Werk schließlich in die Form gebracht, in der es weltbekannt wurde.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde es aus den Programmen der Rundfunksender gestrichen, weil es als wehrkraftzersetzend eingestuft wurde. Für Kriegsgefangene und Heimkehrer, von denen viele ganz konkret zu *Foß no Kölle* gelangt sind, wurde dieses Lied jedoch zu dem *Heimwehlied* oder *Heimatlied* schlechthin. Und bis heute dürfte es nicht nur Kölner oder Rheinländer in wehmütige Stimmung versetzen. Dieses Lied kommt offensichtlich in besonderem Maß dem menschlichen Identifikationsbedürfnis entgegen.

Man kann vielleicht die Bedeutung des Ostermannschen Liedes mit der Wirkung vergleichen, die das vom Soldatensender Belgrad im Zweiten Weltkrieg ausgestrahlte Lied *Lilli Marleen* für ungezählte Soldaten gehabt hat, die fern der Heimat ihr Leben aufs Spiel setzen mussten.

Als weiteres Beispiel sei noch ein Schlager-Text angeführt, der ebenfalls außerordentliche Verbreitung erfahren hat und sich bis heute großer Beliebtheit erfreut: *Ich hab so Heimweh nach'm Kurfürstendamm, ich hab so Heimweh nach meinem Berlin!*

Es bleibt anzumerken, dass „Heimweh“ anfangs ein medizinischer Begriff war. Er erscheint zuerst im 16. Jahrhundert als Bezeichnung für eine typische Krankheit der Schweizer Söldner, die darunter litten, lange Zeit fern ihrer Heimat leben zu müssen, weshalb man auch von der „Schweizerkrankheit“ sprach. Der erste Beleg findet sich 1569 in Luzern, und die erste wissenschaftliche Untersuchung des psychologischen Phänomens lieferte 1688 der Arzt Johann Hofer aus Mülhausen mit seiner *Dissertatio de Nostalgia*. In Frankreich war es bis Mitte des 18. Jahrhunderts bei Todesstrafe verboten, den typisch alpenländischen Kuhreigen zu spielen, weil die Söldner aus der Schweiz – von unerträglichem Heimweh erfasst – in großer Zahl davonliefen bzw. desertierten.

Die englische Bezeichnung *homesickness* für Heimweh und der entsprechende französische Ausdruck *mal du pays* verweisen noch auf den medizinischen Ursprung des Begriffs, während im Deutschen der emotionale Inhalt überwiegt.

## Heimatkunde

Heimatkunde war seit 1908 ein reguläres Unterrichtsfach der Grundschulen und prinzipiell auch der Haupt- und Realschulen. Seit 1969 wurden die Unterrichtsinhalte in den Sachkundeunterricht übernommen. Der heimatkundliche Unterricht geht auf Johann Heinrich Pestalozzi zurück. Als erste Stufe der „Weltkunde“ sollte dieser Unterricht die Kinder in ihre unmittelbare Lebenswelt einführen und sie mit deren Geschichte, Natur, Kultur vertraut machen.

Wer bringt Kunde aus der Heimat? Wer kennt sich in der Heimat aus? Es geht um die Beziehung zwischen Mensch und Ort oder Raum oder Landschaft, also um ein subjektives Empfinden, um individuelle Befindlichkeiten und Entwicklungen. Heimatmuseen halten die Orts- oder Landschaftsgeschichte fest. Der Verlust der Heimat führt zum Heimweh, oder der Mensch setzt Heimat mit Vaterland gleich, oder er sucht sich eine Wahlheimat, in der er sich wieder zu Hause fühlen kann. Das Verhältnis zur Heimat bestimmt also auf vielfache Art seine Lebensweise.

Man mag sich in diesem Zusammenhang auch an Ciceros Aussage erinnern fühlen: *Patria est, ubicumque est bene* = Das Vaterland ist da, wo es gut ist, wo es also dem Menschen gut geht. – Bekannt ist allerdings die Kurzformel *Ubi bene, ibi patria* = Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland. – Es ist nicht zu übersehen, dass die Aussage verdreht wird. Im ersten Fall ist das Vaterland, ist die Heimat die Voraussetzung, dass es dem Menschen gut geht. Im anderen Fall steht das Wohlergehen im Vordergrund, damit er sich irgendwo heimisch fühlt.

Heimat bezeichnet also stets etwas Vertrautes, vermittelt Zugehörigkeit, bietet Zuflucht, deutet auf Ursprung hin. Der Mensch wird in seine Heimat hineingeboren, hier ist er zu Hause, hier kennt er sich aus – ganz im Gegensatz zur eher feindlichen Fremde, in der Heimatlosigkeit droht, in die man verbannt werden konnte, wenn man der Heimat schadete. Dann war der Mensch heimatlos und gleichzeitig schutz- und rechtlos. Heimat verweist also grundsätzlich auf eine Art Schicksalsgemeinschaft.

In Zeiten der Globalisierung, der Europäisierung, der Euregionalisierung, der Regionalisierung, der Verplanung und Gleichmacherei des Menschen durch Politik, Wirtschaft, Statistik, Medien, Werbung usw. besinnt sich der Mensch wieder stärker auf seine Ursprünge, seine Herkunft, seine Wurzeln. Er wehrt sich gegen Versuche, individuelle Unebenheiten zu beseitigen, die als störend empfunden werden. Nicht einmal die Sprache kann sich gegen solche Tendenzen wehren, wenn man nur an den Abbau der Fälle (Stichwort: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*) oder der starken bzw. unregelmäßigen Verben denkt.

In Zeiten, da das bevölkerungsreichste Land Europas nahezu widerstandslos seine Sprache mit überflüssigen Anglizismen und Amerikanismen verunstalten lässt, empfindet der Mensch einen mehr oder weniger starken Identitätsverlust. Daher sind Inhalte, die sich mit Begriffen wie Heimatbewusstsein, Heimatpflege, Heimatforschung, Heimatgeschichte verbinden, wieder von hoher Bedeutung.

Wenn heute radikale Gruppierungen sich des Heimat- und Vaterlandsbegriffs bemächtigen, dürfen solche Begriffe nicht tabu werden für einen demokratisch eingestellten Bürger. Es wäre äußerst fatal, diese Inhalte mit den zugehörigen Begriffen einfach den Radikalen zu überlassen.

In diesem Zusammenhang kommt den (Heimat)museen eine besondere Bedeutung zu, weil ihre Bestände und Sammlungstätigkeiten die örtliche Geschichte als Teil regionaler und nationaler Geschichte erfahrbar machen. Es ist kein Zufall, dass die Gründung zahlreicher Heimatmuseen in die Zeit der Industrialisierung fällt, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend das Gesicht von Städten und Landschaften verändert und damit auch auf das persönliche Leben des Menschen eingewirkt hat. Die eigene Vergangenheit war bald nur noch im Museum zu finden.

In einem besonderen Sinn äußerte sich schon vor Jahrzehnten Friedrich Gorissen zum Thema Heimat:<sup>2</sup> *Woran wir beim Worte Heimat hier am Niederrhein denken, ist immer nur unreflektierter Niederschlag von Kindheits-erinnerungen. ... Immer wieder ist an das Heimatgefühl der Menschen appelliert wor-*

*den, wenn man sie daran hindern wollte, ihren Verstand zu gebrauchen und zu entwickeln. ... Wer kritisch hinschaut und kritisch anhört, wird alsbald gewahr, daß Heimatkunst, Heimatkultur, Heimdichtung nicht das leistet, was sie zu leisten verspricht: Hinführung auf das Eigene, landschaftlich Besondere, Anknüpfen an echte Tradition, sondern daß sie nur einer spießbürgerlich-kitschigen, sentimental Gestimmtheit unserer Gesellschaft entspricht.*

Unter den Bedingungen der Zeit und der Erfahrungen Friedrich Gorissens mögen solche Äußerungen verständlich sein, aber in dieser absoluten Form sind sie heute ein Schlag ins Gesicht eines jeden Heimatforschers oder auch heimatbewussten Menschen. Eine gefühlsmäßige Bindung an die Heimat ist nicht sofort abzulehnen, sondern ist zutiefst menschlich. Natürlich ist auch die Emotionalität nicht zu verabsolutieren, und sie soll erst recht nicht zur bloßen Rührseligkeit verkommen.

Die zitierten Gedanken wollten sicherlich provozieren, zum Nachdenken anregen, zu einer kritischen Selbstbesinnung all derer anregen, die mit „Heimat“ zu tun hatten. Und Gorissen schrieb selbst:<sup>3</sup> *Wir schärfen unserm kritischen Sinn, wenn wir unbefangen und ohne vorgefaßtes Urteil die Geschichte eines von uns überschaubaren Raumes studieren und uns nach den jeweiligen Bedingungen der jeweiligen Kultur fragen. In diesem Sinne ist Heimatkunde, befreit von mythologischer Vernebelung, eine der wichtigsten Bildungsaufgaben.*

Vor wenigen Jahren erst hat sich Arie Nabrings in einer ausführlichen, zum Teil geschichtsphilosophisch bestimmten Arbeit zum Thema ‚Heimat‘ geäußert und sie eine *geniale Erfindung* genannt.<sup>4</sup> Danach müsste eine bewusste, zielgerichtete Kraft am Werk gewesen sein. Man mag darüber streiten, ob es womöglich die Politiker waren, die nach dem Ersten Weltkrieg aus politischen Motiven zu Heimatefindern geworden sind, oder vielleicht sammelwütige Menschen, die geschichtsträchtige Dinge in Heimatmuseen zusammengetragen haben. Eine zufriedenstellende Antwort wird kaum möglich sein.

Und worin mag das „Geniale“ der Erfindung bestehen? Darin, dass es gelungen ist, unzählige Menschen zu faszinieren und in den Bann der Heimat zu ziehen? Auch hier dürfte eine abschließende Antwort kaum möglich sein.

Nabrings liefert vielleicht selbst eine Antwort, wenn er schreibt:<sup>5</sup> *Es sollte der spezifische Beitrag der Jahrhundertwende und dann vor allem der Weimarer Jahre sein, die in einem diffus emotionalen Bereich schlummernden Gefühle im Begriff Heimat zusammenzufassen, philosophisch zu reflektieren und in die Wirklichkeit zu übersetzen, d. h. dem Empfin-*

den ein reales Pendant zu verschaffen, mit Heimat bestimmte Räume und Landschaften zu verknüpfen, Heimat durch Museen, Geschichtsforschung, Denkmalpflege und Volkskunde sichtbar werden zu lassen. Die so geschaffene Heimat strahlte dann auf die Menschen wieder zurück, die vermeinten, unmittelbar zu erleben, was die Eigenart ihrer Heimat sei. Man hatte den Begriff, also sah man auch die Sache. Kulturgeschichte und Volkskunde präparierten den Gegenstand wissenschaftlich akribisch und ergänzten die dichterische Verklärung und Hinwendung zur Heimat. Die Geburtsstunde der Heimatvereine und alles dessen, was heute mit Heimat verbunden wird, hatte geschlagen. Die Heimatbewegung trat mit Macht ins Leben.

Etwas weiter ist dann über die Erfindung der Heimat zu lesen:<sup>6</sup> Um eine Erfindung handelt es sich zweifellos, Heimat ... ist nichts naturhaft vorgegebenes, einfach Vorhandenes, sondern entstand, aus unterschiedlichen Wurzeln gespeist, in einem Prozess, der sich knapp ein Jahrhundert hinzog. ... Heimatvereine befriedigen ein elementares Bedürfnis des Menschen, indem sie eine Antwort auf die Frage nach dem Woher geben. Da dies nichts objektiv Vorhandenes ist, muss es immer neu gestiftet, gewonnen, gelebt werden. Selbstvergewisserung muss an die Stelle der Erkenntnis und Aneignung der Wirklichkeit treten. Das geht nur in Gemeinschaft, denn nur in ihr erwacht zum Leben, was im Alltag vergeblich gesucht wird. Um ihre Zukunft brauchen sich Heimatvereine deshalb nicht zu sorgen.

Auch über dieses Verständnis von Heimat lässt sich trefflich streiten. Es zeigt sich, dass es keinen einheitlichen Begriff „Heimat“ gibt, dass es vielmehr von Alter, Herkunft, Ausbildung, Charakter, Einstellung usw. des einzelnen abhängt, was er unter Heimat verstehen will, warum er Heimat braucht oder auch wo zu er sie braucht.

In der jüngeren Vergangenheit ist das gemeinmenschliche Verhältnis, ist der emotional besetzte Begriff Heimat zur eher neutralen Umwelt herabgesetzt worden. Er ist entmythologisiert worden, er hat mehr oder weniger seine Symbolkraft, seinen Inhalt und seinen Zweck verloren. Nicht mehr „Heim“ ist bestimmend, sondern „Welt“, womit eine ganz andere Dimension erscheint, größer, weiter, unüberschaubarer, ohne Geborgenheit. An die Stelle gefühlmäßiger Bindung tritt eine Vernunftbeziehung, statt menschlicher Nähe drohen eher kühle Ferne und Entmenschlichung. Der Lebensraum des Menschen verändert sich spürbar, da er nicht mehr auf ein begrenztes Gebiet bezogen ist.

Daher droht Heimatlosigkeit in einem viel tieferen Sinn als nur auf Wohnung oder Haus oder Lebensraum bezogen, weil der Mensch seine Wurzeln verliert und/oder aufgibt. Diese Entwicklung ist vielen Menschen längst

bewusst geworden, daher suchen sie gegenzusteuern, daher wenden sie sich nachdrücklich der „Heimatkunde“ zu, sie sammeln und bewahren Erinnerungswürdiges, sie setzen sich für den Erhalt heimatbestimmender Zeugnisse und Denkmäler und Dokumente ein, sie setzen sich für die Erforschung der örtlichen Geschichte ein, sie sind erschüttert und entsetzt über die mit dem Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln am 3. März 2009 verbundenen Verluste, sie plädieren für einen behutsamen Umgang mit Landschaft und Natur. Und sie arbeiten meist ehrenamtlich im Dienst an der Heimat – für die Gemeinschaft aller.

## Heimatvereine/Heimatpflege

Es geht um Heimatgeschichte, um Volkskunde, um die Geschichte des Heimatortes oder der Landschaft, in der man sich heimisch fühlt. Und damit geht es um kulturelle, gesellschaftliche, religiöse und vielleicht auch um wirtschaftliche und/oder politische Identität.

Heimatpflege im eigentlichen Sinn wird von den vielen örtlichen Heimatvereinen wahrgenommen, die sich der Geschichte, dem Brauchtum, eben der Kultur ihres Vereinsbereichs widmen und damit eine äußerst wichtige Aufgabe erfüllen – und das zumeist ehrenamtlich.

Der Untertitel der Zeitschrift der Niederrhein des Vereins Niederrhein lautet nicht von ungefähr *Zeitschrift für Heimatpflege und Wandern*, und der Verein für Heimatkunde Krefeld nennt sein Jahrbuch bis heute ganz bewusst *die Heimat*. Der Hülser Heimatverein gibt die *Hülser Heimatblätter* heraus. Oder im Kreis Viersen erscheint das *Heimatsbuch des Kreises Viersen*. Oder andere Kreise bezeichnen ihre Jahrbücher als *Heimatkalender*. Und die vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz publizierte Zeitschrift heißt *Rheinische Heimatpflege*.

Dabei fällt es zunehmend schwerer, den Begriff Heimat bzw. den Heimatgedanken zu vermitteln. Für viele Menschen klingen Vorstellungen von einer realitätsfernen, sogenannten „heilen“ Welt an. Und vor allem die jüngeren Generationen stehen der Thematik kritisch gegenüber, was nicht zuletzt am Altersdurchschnitt der Mitglieder von Heimatvereinen ablesbar ist.

Im Folgenden sollen einige niederrheinische bzw. rheinische Vereine hinsichtlich ihres Verbreitungs- und Wirkungsgrades genannt werden, und zwar nur überörtliche Vereine und nicht die in der Regel an eine Gemeinde, eine Stadt oder einen Stadtteil gebundenen Heimatbünde oder Heimatvereine. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Gründungen ausgesprochener Heimatvereine häufig als Reaktion auf besondere historische Ereignisse erfolgt sind. Die gescheiterte Revolution

1848/49 schloss die Bürger von der großen Politik aus, also besannen sie sich auf das vertraute Umfeld der engeren Heimat. Oder der Sieg über Frankreich 1870/71 und die sich anschließende Gründung des Zweiten Reichs lösten eine Welle nationaler Begeisterung aus, die zu vielen Vereinsgründungen führte. Und erst recht die beiden Weltkriege mit ihren verheerenden Folgen verwiesen die Menschen auf ihren unmittelbaren Lebensbereich.

Am 17. Mai 1854 konstituierte sich in Köln der *Historische Verein für den Niederrhein*, insbesondere die alte Erzdiözese Köln (HVN), und zwar zum Zwecke einer allseitigen Erforschung der niederrheinischen Geschichte, die man als so bedeutend ansah, dass sie der Gegenwart vielfach zur Erhebung, Belehrung und Warnung dienen kann, wie es im Vorwort des ersten Jahrgangs der vom Verein herausgegebenen Annalen (AHVN) heißt.

Der *Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz* (RVDL) wurde am 20. Oktober 1906 in Köln gegründet. Der Name verweist bereits auf die wesentlichen Aufgabenfelder. In der Satzung von 1970 gilt als Vereinszweck die *Einflußnahme auf die Gestaltung der heimatlichen Umwelt unter Berücksichtigung derjenigen Werte, die in den Denkmälern der Kultur, der Geschichte und der Landschaft enthalten sind*. Die einheitsstiftende Funktion des Vereins erstreckt sich auf ein weites Gebiet, das sich historisch an die preußische Rheinprovinz anlehnt.

Am 23. März 1928 kamen im Krefelder Rathaus Vertreter linksrheinischer Heimat-, Verkehrs- und Wandervereine zusammen, um eine *Organisation zur Schaffung und Erhaltung von Wanderwegen am linken Niederrhein* zu beschließen. Es war die Geburtsstunde des *Vereins Linker Niederrhein* (VLN), dessen Vereinsgebiet den linken Niederrhein zwischen Kleve und der Bahnlinie Köln-Düren-Aachen umfasste. Die Aufgaben des Vereins beschränkten sich aber nicht auf die Kennzeichnung von Wanderwegen, vielmehr ging und geht es um *Heimatpflege und Wandern*, wie der Untertitel der bereits erwähnten Vereinszeitschrift *der Niederrhein* lautet, ferner um Naturschutz, Landschaftspflege, niederrheinische Geschichte, Mundartpflege. 1993 wurden die rechtsrheinischen Teile der Kreise Kleve und Wesel ins Vereinsgebiet aufgenommen, und der Verein heißt seither *Verein Niederrhein* (VN). Der Rhein fungiert nicht mehr als Grenze, sondern als verbindende Achse.

Seit Jahrzehnten erforschen und pflegen viele heimatverbundene Menschen privat wie in Vereinen unter großen persönlichen, familiären, zeitlichen und nicht zuletzt materiellen Opfern die Vergangenheit ihrer jeweiligen Heimat und haben in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die Geschichte ihres Dorfes, ihrer Gemeinde, ihrer Stadt, ihres Nieder-

rheins, ihrer Heimat geweckt. Diese Heimatforscher, wie sie vielfach eher abwertend genannt wurden und womöglich noch werden, haben sich in mühevoller Kleinarbeit durch Archive mit Bergen von Urkunden, Akten und sonstigen Archivalien gewühlt und haben zahllose historische Schätze ans Licht gehoben, für die Nachwelt gerettet und in vielen Publikationen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die meisten Heimatvereine sind erst im 20. Jahrhundert gegründet worden. Willkommene Anlässe boten die Jahrtausendfeier der Rheinlande 1925 und die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, also die Jahre um 1950. Viele Gründungen erfolgten aber auch erst nach 1975, also nach der bis heute umstrittenen kommunalen Neugliederung, womit die Menschen dokumentierten, dass sie ihre bisherige Eigenständigkeit, wenn jetzt auch in meist größerem Rahmen, behalten wollten. Welcher Rheyder oder Wickrather wurde schon über Nacht zu einem Mönchengladbacher? Oder welcher Osterather oder Budericher wurde schon von heute auf morgen zu einem Meerbuscher?

Ergänzend ist noch darauf hinzuweisen, dass sich viele Heimatvereine zum Beispiel auf Kreisebene in Arbeitsgemeinschaften oder Kreisheimatbünden zusammengeschlossen haben, um gemeinsame, aber überörtliche Interessen wirksamer vertreten zu können.

## „Stadtentwicklung als Heimatpflege“

Unter dieser Überschrift ist in Heft 1/2009 der Zeitschrift *Rheinische Heimatpflege* ein Artikel über Vallendar am Rhein erschienen, in dem es um „stadtpolitische Optionen sozialer Baukultur und lokaler Identität“ geht. Er kann im Zusammenhang mit dem Thema „Heimat“ durchaus exemplarische Bedeutung beanspruchen.

Es wird beispielsweise darauf verwiesen, dass sich die persönliche Identität eines Menschen aus unterschiedlichsten Bausteinen zusammensetzt, zu denen nicht zuletzt „das gesamte zurückliegende Erleben und Verhalten“ zählen. Aber nicht nur Menschen besitzen Identität, sondern auch Dörfer, Städte, Landschaften mit ihrem natürlichen und/oder durch den Menschen geschaffenen Erscheinungsbild. Indem der Mensch seinen Lebensraum gestaltet, bemächtigt er sich dieses Raumes, hier lebt und arbeitet er, hier ist er zu Hause oder daheim, hier beheimatet er sich geradezu, ob er nun landwirtschaftlich tätig ist oder sich ein Haus baut. Er prägt entscheidend seine Umwelt. Der Mensch und diese soziale wie kulturelle Umwelt gehören untrennbar zusammen und machen Heimat aus.

Aus diesen Überlegungen erwachsen vielfältige Verantwortungen. Der Gebäudebestand eines Ortes etwa beeinflusst in hohem Maß die Identitätsbildung. Das wird besonders spürbar, wenn ein Mensch beispielsweise die vertraute Gegend seiner Kindheit aufgeben musste und erst nach Jahren zurückkehrt. Je nach Umfang der eingetretenen Veränderungen wird er sich nicht mehr heimisch fühlen können und auch kein Verlangen mehr haben, diesen Ort weiterhin aufzusuchen. Gebäude, Straßenzüge, mit denen Erinnerungen verbunden waren, zeigen ein fremdes Aussehen, daher fühlt sich auch der Mensch fremd in dieser Gegend, die ihm eben gerade nicht mehr vertraut ist.

Besondere Sensibilität von Stadtplanern und Architekten ist natürlich in historischen Ortskernen gefragt, wenn es um Restaurierungen und Sanierungen geht. Wie weit lässt sich das Gesicht, das individuelle und unverwechselbare Gesicht eines Ortes erhalten? Wie weit lässt sich Lebensqualität auch in alten Gebäuden bewahren? Hier wächst der Denkmalpflege eine außerordentliche Verantwortung zu. Stärker als je zuvor droht jeder Stadt die Gefahr, gesichts- und geschichtslos zu werden, da wegen angeblicher Modernisierung oder wegen der Pläne fragwürdiger Investoren nur allzu häufig die Abrissbirne in Aktion tritt, um Platz zu schaffen für mehr oder eher weniger angemessene Architektur. In Mietskasernen, erst recht in den einst so gepriesenen Trabantenstädten entwickeln sich in der Regel kaum ein nennenswertes soziales Gefüge oder gesellschaftlicher Zusammenhalt, hier ist es fast unmöglich, sich zu integrieren oder Identität zu entwickeln. Welche Beziehung soll ein Mensch schon zu einem Betonbunker entwickeln oder zu Stätten, an denen ein Haus dem anderen gleicht!

Zum Glück wird man sich dieser Problematik immer stärker bewusst, und der Ruf nach einer „sozialen Baukultur“ wird immer stärker, in der die so wichtige Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt maßgebend werden soll.

Natürlich unterliegen Orte und Städte einem ständigen Wandel, so wie sich auch der Mensch und seine Handlungen, Einstellungen, Hoffnungen, Erwartungen ändern. Nur vollzieht sich dieser Wandel heutzutage in sehr viel kürzeren Zeitabschnitten als in früheren Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten. Das einzig Beständige ist der Wechsel, könnte man meinen. Aber der Mensch möchte nicht ständig diesem Wechsel ausgeliefert sein, er sucht Beständigkeit, Sicherheit, Bleibendes. Er möchte Erinnerungen festhalten. Er möchte den Platz wiederfinden können, an dem er einmal zu Hause war, selbst wenn es nur in der Erinnerung möglich sein sollte. In diesem Zusammenhang wäre es wünschenswert, wenn es an möglichst vielen Orten stadtgeschichtliche Museen oder wenigstens Abteilungen gäbe, die vergangene

Zeiten festhalten und wiederbeleben können. Hier findet der Mensch dann auch zu seinen Wurzeln zurück, zu seiner Heimat. – Die Politik wie die Architekten und Stadtplaner sind entscheidend dafür verantwortlich, dass diese Wurzeln sorgsamst gepflegt werden, um eine menschengerechte und menschenwürdige Umwelt zu erhalten, zu gestalten oder auch zu schaffen.

## Heimatkunst

Im weitesten Sinn ist Heimatkunst jede schöpferische Leistung, die aus dem Bewusstsein der Heimatverbundenheit erwächst. Dazu gehören in etwas engerer Hinsicht also auch Heimatdichtung oder Heimatliteratur, die aus der besonderen Auseinandersetzung mit der jeweiligen Heimat und ihren Menschen erwächst. Diese engere Form der Heimatdichtung erstrebten vor allem Friedrich Lienhard und Adolf Bartels, um nur zwei Namen zu nennen.

Die heutige inhaltliche Bestimmung des Begriffs „Heimat“ hat sich, wie schon angemerkt, erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ergeben. Im Zuge der Industrialisierung zogen viele Menschen vom Land in die Stadt, um dort ihr Glück zu suchen und Arbeit in den Fabriken zu finden. Radikale gesellschaftliche Veränderungen waren die Folge. Die Industriearbeiter wurden zunehmend zu einem politischen Machtfaktor. Konservative Kreise wie die Aristokratie oder auch das Bauerntum widersetzten sich dieser Entwicklung, die alle bisherigen Lebensverhältnisse und Wertvorstellungen über den Haufen zu werfen schien. Sie besannen sich verstärkt auf die Kräfte der Heimat, die man als (noch) „heile“ Welt der Moderne und der Urbanisierung entgegengestellte. So feierten zahllose Heimatdichter beträchtliche Erfolge. Und vor allem das Bauerntum wurde als gesunde, den überkommenen Werten verpflichtete und daher vorbildliche Gruppe dem Moloch Großstadt und der Masse ihrer Menschen entgegengesetzt. Die Heimatliteratur erlebte um 1900 eine wahre Blütezeit.

Die Heimatkunst ist ein besonderer Zweig der Literaturgeschichte, und man denkt gleich an Vertreter wie Ludwig Anzengruber oder Peter Rosegger oder Wilhelm von Polenz, an Hermann Löns oder Lulu von Strauß und Torney, die landschaftlich und milieumäßig gebundene Romane und mundartliche Dichtungen hervorgebracht haben.

Im Grunde versteht man unter Heimatkunst jede Art von Dichtung, die man als „bodenständig“ bezeichnet hat, die ihre Themen aus den Kräften bestimmter und begrenzter Orte oder Landschaften und aus überschaubaren menschlichen Gemeinschaften gewinnt. Diese Dichtung ist also in heimatlichen Bereichen angesiedelt, weshalb sie in großer Zahl Bauernromane, Heimatromane, Lokal-

possen. Dorfgeschichten oder Kleinstadtromane hervorgebracht hat, in denen es um die Würdigung der eigenen Lebenswelt geht mit ihren ganz besonderen Werten, Sitten, Gebräuchen oder auch Problemen.

Der Begriff selbst ist um 1900 entstanden und als Gegenbewegung gegen die Großstadtliteratur des Naturalismus, gegen die symbolistische „Dekadenz-Literatur“, gegen wachsende Intellektualisierung und drohende Internationalisierung (vgl. Globalisierung) zu verstehen. Man wollte ganz bewusst die ursprünglichen Kräfte von Volk bzw. Volkstum und Stamm und Landschaft wieder zur Geltung bringen. Josef Nadler beispielsweise schrieb nicht von ungefähr in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts seine *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*.

Die „Blut- und Bodendichtung“ im Dritten Reich konnte fast nahtlos an solche Tendenzen anknüpfen. Die Förderung und der Missbrauch der Heimatkunst durch die Nazis wirkt sich natürlich bis heute negativ aus, obwohl auch andere Entwicklungslinien zu beobachten sind, man denke etwa an Ludwig Thoma, denn Heimatverbundenheit macht ja nicht blind für Missstände und Fehlentwicklungen in der Gesellschaft, sondern fördert durchaus konstruktive Kritik.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt ist zu berücksichtigen. Vielfach hat man die Heimatkunst als bloße Unterhaltungsliteratur werten und ihr völlig zu Unrecht nur geringen Wert beimessen wollen. Dabei gibt es überragende Vertreter dieser Literaturrechtung, zu denen neben den bereits genannten Dichtern auch Jeremias Gotthelf, Adalbert Stifter, Johann Peter Hebel, Gottfried Keller, Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Marie von Eber-Eschenbach und andere zu zählen sind.

Gerade im 20. Jahrhundert haben sich viele Schriftsteller mit ihrer Heimat auseinandergesetzt, insbesondere wenn sie diese hatten verlassen müssen. Die Erinnerung an ihre Heimat, die ungebrochene Sehnsucht danach haben bedeutende Werke der deutschen, der europäischen, der Weltliteratur hervorgebracht. Zu nennen wären beispielsweise Autoren wie Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht, Thomas Mann, Franz Werfel, Ludwig Marcuse und viele andere mehr. Diese Exilliteratur bezog sich auf eine konkrete, zumindest zeitweise verlorene Heimat, die lebendig blieb in der Erinnerung, die nun schöpferisch gestaltet wurde. – Daneben entwickelten sich aber auch utopische Vorstellungen von Heimat, die nicht mehr an bestimmte Örtlichkeiten oder Landschaften gebunden waren. Als vielleicht bekanntestes Beispiel ist Ernst Blochs Werk *Das Prinzip Hoffnung* zu erwähnen, in dem er den *Umbau der Welt zur Heimat des Menschen* postuliert.

Solche Hinweise gelten in noch viel stärkerem Maß für die Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, als Millionen von Menschen als Flüchtlinge und Vertriebene ihre angestammte Heimat aufgeben mussten. Viele haben ihre Erlebnisse, ihre Geschichte auch literarisch verarbeitet. Als Beispiel seien nur die entsprechenden Bücher von Marion Gräfin von Dönhoff (1909 – 2002) genannt.

Es bleibt anzumerken, dass sich „Heimatkunst“ nicht allein auf literarisches Schaffen bezieht, sondern auch die bildende Kunst mit einbezieht, die ihre Formen und Materialien und Themen der jeweiligen Landschaft entnimmt bzw. auf diese Landschaft und ihre über Jahrhunderte gewachsene Kultur bezieht. Zu denken ist vor allem an die Landschaftsmalerei, insbesondere an die Darstellung bestimmter deutscher Landschaften. Künstlerkolonien wie in Worpswede oder Dachau setzten sich damit bewusst von den Malern ab, die sich mit antiken oder idealisierenden Landschaften befassten.

Der Begriff „Heimatkunst“ wurde zeitweise auch auf das Kunstgewerbe übertragen, hat sich aber nicht behaupten können gegen den Begriff „Volkskunst“.

## Heimatstil

Man rechnet diesen europäischen Stil dem späten Historismus zu, also den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Man denkt an Fachwerkhäuser, Tiroler- oder Schweizer- oder Schwarzwaldhäuser. Der Ursprung des Heimatstils liegt aber in der Zeit der Romantik, die dazu neigte, Natur und Landleben zu „romantisieren“, zu idealisieren, sowie in der Gestaltung des englischen Landschaftsgartens seit dem 18. Jahrhundert. In diese Gärten setzte man ganz bewusst bäuerliche Bauten, gotisierende Häuser, künstliche Ruinen, Grotten usw., mit denen man die Landschaft geradezu dekorierte, wie es dem Geschmack der Auftraggeber aus der adlig-höfischen Gesellschaft entsprach.

Die Ausbreitung dieser neuen Stilrichtung wurde begünstigt durch den einsetzenden Tourismus und die neue Mode, in die Sommerfrische zu fahren, wie man es früher nannte. Es entwickelte sich beispielsweise eine richtige Bäder- oder Kurarchitektur, ausgestattet mit landschaftstypischen Bauelementen und reichen Schmuckformen. Weiterhin entstanden in vielen Städten besondere Villenviertel, die die Vorteile der Stadtnähe mit ländlicher Freiheit zu verbinden suchten.

Diesem Vorbild eiferten natürlich die kleinbürgerlichen Schichten im Rahmen ihrer Möglichkeiten bald nach und bauten sich ihre Einfamilienhäuser ebenfalls im Heimatstil, was man bis heute vor allem in mittleren und größeren Städten sehen kann.

Als der große Höhepunkt des Heimatstils wird die Weltausstellung 1873 in Wien angesehen, für die man wie in einem Freilichtmuseum nicht nur zahlreiche Bauernhäuser aus dem Alpengebiet aufgebaut hatte, sondern auch die meisten Ausstellungsbauten und Pavillons zeigten sich im Heimatstil.

Mit dem Jugendstil zog allmählich das Ende des Historismus und damit des Heimatstils herauf, auch wenn dieser noch bis zum Ersten Weltkrieg überlebte. Historisierende Bau- und Schmuckformen waren immer weniger gefragt, und es kam zu Gegenbewegungen, die nicht zuletzt in der Heimatschutzarchitektur mündeten.

## Heimatschutzarchitektur

In erster Linie geht es um die Übernahme oder Anlehnung an landschaftstypische Bauformen und um die Verwendung einheimischer Baumaterialien: Bruchsteine in der Eifel etwa, Holz und damit Fachwerkhäuser in waldreichen Gegenden, Backsteinbau in der nördlichen Hälfte Deutschlands, Schiefer im Schiefergebirge usw. Die Bauten sollen sich harmonisch in die bestehende Kulturlandschaft einfügen.

Zu diesem Zweck wurde 1904 in Dresden der *Deutsche Bund für Heimatschutz* gegründet, der sich vor allem der Architektur widmete, die sich an überlieferten Formen orientieren und damit gleichzeitig alte Handwerke lebendig erhalten sollte. Der Nationalsozialismus griff für seine Zwecke diese Vorstellungen auf und setzte sie beispielsweise im Siedlungsbau um, auch wenn dieser meist nur noch örtliche oder regionale Schmuckformen zeigte, im übrigen aber sehr einheitliche Formen und Normen aufwies. Aus diesen ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sind überall zahlreiche Bauten erhalten geblieben.

## Heimatschutz

Der Begriff „Heimatschutz“, 1866 von Ernst Rudorff geprägt, ist heute nicht mehr geläufig. Er umgriff alle Bereiche der Heimat, die schützenswert waren; Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaft, Natur, Denkmäler, Brauchtum, Traditionen usw. Der Begriff war also sehr viel umfassender als etwa der heutige Begriff Umweltschutz.

Um den Schutz der Heimat ging es natürlich in der Geschichte immer wieder im Zusammenhang mit der Abwehr und/oder der Vertreibung von Eindringlingen. Man denke an die Varus-Schlacht im Jahre 9 nach Christus, also vor 2 000 Jahren, als die Germanen unter Führung des Cheruskerfürsten Arminius drei römische Elite-Legionen vernichteten, die im Legionslager Birten bei Xanten stationiert waren. Oder man denke an die Befreiungskriege 1813 bis 1815, als es darum ging, die

französischen Besatzungstruppen aus den deutschen Gebieten zu vertreiben und Napoleon zu stürzen.

Und auch die damals blühende literarische Epoche der Romantik sowie die folgenden Jahrzehnte des Historismus in Kunst und Architektur sind mit der Thematik Heimat/Heimatschutz eng verbunden. In den Zeiten des Nationalismus seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war der Gedanke des Heimatschutzes besonders verbreitet, nicht zuletzt im militärischen Sinn. Dies gilt auch noch für das 20. Jahrhundert, man denke an die Vereinnahmung aller völkischen Bestrebungen durch die NSDAP, man denke nur an Heimwehren politischer Gruppierungen oder an die Heimatschutzbataillone der Bundeswehr.

In Deutschland, das sei an dieser Stelle ausdrücklich gesagt, ist es für viele Begriffe und Inhalte, die mit „Heimat“ verbunden sind, mit mehr oder weniger großen Schwierigkeiten verbunden, sich zu behaupten, weil der Begriff durch die Ideologie des Nationalsozialismus missbraucht worden ist und weil heutzutage allzu rasch rechtsradikale Tendenzen damit verknüpft werden.

Auf der anderen Seite ist der Gedanke des Heimatschutzes gerade in den Zeiten des internationalen Terrorismus wieder von besonderer Brisanz, da es um den Schutz der Bevölkerung vor Terroranschlägen geht. Daher ist nach den Terroranschlägen in New York und Washington am 11. November 2001 in den USA folgerichtig ein Heimatschutzministerium eingerichtet worden.

## Schluss

Wie weit eine wirkliche Annäherung an den Begriff „Heimat“ erfolgt ist, mag jeder selbst entscheiden. Eine Definition im eigentlichen Sinn ist nicht möglich. Sicher ist nur, dass der Begriff ganz allgemein eine bestimmte Beziehung zwischen Mensch und Ort oder Raum oder Landschaft meint, die jeder einzelne für sich leben und umsetzen muss. Es bleibt jedem selbst überlassen, mit welcher Intensität er **sein** Heimatbewusstsein pflegt, falls er überhaupt so etwas wie Heimatgefühl besitzt oder entwickelt, was in Zeiten der Globalisierung längst nicht mehr selbstverständlich ist.

Der Theologe Helmut Gollwitzer erblickte in der Sehnsucht des Menschen nach Heimat etwas höchst Legitimes, aber auch Gefährliches. Jede Religion bietet Heimat, wenn sie Sicherheit und Sinngabe leistet. Daher bleibt auch das Bild von der irdischen Pilgerschaft zur ewigen Heimat bedeutsam. Um die Kraft für diesen religiös begründeten Pilgerweg aufbringen zu können, braucht der Mensch seine vertraute Umgebung, in der er seine Verwurzelungen, seine Identität und seine eigenen Lebensspuren wie die seiner Vorfahren findet, selbst wenn es nur die Gräber von Eltern, Großeltern oder Verwandten sein sollten.

In diesem Zusammenhang darf auch der wegen des negativ besetzten Begriffs „Kirchturmspolitik“ so viel geschmähte Kirchturm zu neuen Ehren gelangen, denn er steht nicht für Rückständigkeit, Provinzialismus, Kurzsichtigkeit u.ä. Er steht vielmehr wie in frü-

heren Jahrhunderten für die Mitte, aus der heraus der Mensch lebte und lebt. Und wenn auch der „Verlust der Mitte“ seit Jahrzehnten beklagt wird, wenn der moderne Mensch diese Mitte womöglich nicht mehr in der Religion findet, dann hoffentlich und wenigstens in seiner Heimat. „Weh dem, der keine Heimat hat.“

*Paul Wietzorek: Gebürtig aus Berlin, in Rheydt zur Schule gegangen, Studium der Geschichte und der Germanistik in Köln, danach Berufstätigkeit im höheren Schuldienst, zuletzt über 30 Jahre am Ricarda-Huch-Gymnasium in Krefeld. Dort lebt er seit über 40 Jahren, veröffentlichte zahlreiche Arbeiten zur regionalen Geschichte, auch in der Stadtgeschichte. Seit dem Jahre 2000 Schriftleiter der Zeitschrift „der Niederrhein“.*

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Krefeld – Die Samt- und Seidenstadt am Rhein. Ein Rückblick auf ihre Entwicklung von Prof. Dr. Rembert, Krefeld o. J. (ca. 1939/40), S. 47 f.

<sup>2</sup> Friedrich Gorissen, Kultur und Gesellschaft am Niederrhein. In: Die Heimat 40, 1969, S. 13 – 21, hier S. 15 f. Ebenso: Fr. G., Vom Nutzen und Nachteil der Heimatkunde. In: Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld 21, 1970, S. 255 – 265.

<sup>3</sup> Ebd. S. 21.

<sup>4</sup> Arie Nabrings, Heimat: eine geniale Erfindung. In: Heimatbuch des Kreises Viersen 52, 2001, S. 12 – 45.

<sup>5</sup> Ebd. S. 17 f.

<sup>6</sup> Ebd. S. 44 f.



# Angekommen

von Liesel Willems

„Mallorca ist herrlich, Mallorca ist wunderschön. Mallorca ist nicht meine Heimat. Ich bleibe lieber zu Hause“, schrieb ein Teilnehmer meiner Schreibwerkstatt an der VHS, als er aus dem Urlaub zurückgekommen war. *Heimat* war das Thema des letzten Semesters. Wir schrieben, diskutierten, korrigierten, wurden still oder mussten laut auflachen. Und so vielschichtig, wie Heimat sein kann, waren es auch die Texte: Heimkehrer aus dem Krieg waren beschrieben worden, die nicht mehr Fuß fassen konnten, Heimwehkranken, der rheinische Katholizismus, eine Satire vom Förster im Silberwald, eine Reportage über die neue Synagoge.

Und jetzt soll ich über *Heimat* schreiben. Eigentlich müsste ich gleich zum Stift greifen. Eigentümlich, wie ich statt dessen das Blatt umkreise. Statt die Heimat auszuloten, verreise ich erst einmal, mache mich zur Fremden in der Heimat anderer, lasse mich neugierig auf ihre Heimat machen und kann erst danach mit dem Schreiben über das Naheliegende beginnen.

„In Hüls bin ich geboren. Mein Vater war ein Eingeborener, meine Mutter eine Zuge-reiste. Das schafft Geborgenheit mit einem Quäntchen Narrenfreiheit. Das Wort Heimat kann ich nicht benutzen, weil es die Lüge einschließt, die Tümelei, das Kopfsteinpflaster“, schrieb ich früher in einem Artikel für die *Hülser Heimatblätter*.

Damals war ich zurückgekommen, nach Jahren in großen Städten, im fremden Land, wo ich es genoss, von keinem erkannt und festgelegt zu werden. Damals ging mir das Schreiben leicht von der Hand. Gerade begann man die Straßen, die Bürgersteige im Dorf aufzureißen, altertümliches Pflaster zu legen, das mir auf dem Rad nach dem Einkauf die Eier im Korb zerschlug. Und während meine Kinder, die Eier und ich durchgeschüttelt wurden, fuhr ich an den Häusern vorbei, in denen einst Juden gewohnt hatten. Sah in Gedanken die fehlenden Bürgersteige, von denen man sie gezert hatte – rechtschaffene Menschen, wie Mutter erzählte. Sah auf der Straße die Lastwagen vorfahren, auf die ganze Familien wie Vieh getrieben und abtransportiert wurden. Und ich fragte mich, was ich hier suchen wollte mit meiner kleinen Familie, in diesem Ort, von dem ich mehr zu wissen glaubte, als von der Fremde. Ich konnte für ihn nur mit einer gewissen Scheu das Wort *Heimat* benutzen, das von der Geschichte so belastet war. Die Furcht ist groß, bei ihm unterzukriechen wie unter eine warme Decke, für Schreckliches blind.

Heute ist dieser Ort meine Heimat, weil ich zurückgekommen bin und mich auf ihn festgelegt habe, festlegen konnte. Wir wurden eingebürgert, ein Privileg in einer Zeit, in der mehr und mehr Flüchtlingsströme heimatlos unterwegs sind. Dennoch spürte ich in meiner neuen, alten Heimat noch *die kleine Fremde* einer lange Unterwegsgewesenen. Ich weiß vom Neuanfang im Altvertrauten.

Das schärfte meinen Blick für die Migranten in Krefeld. Und für ihre Kinder. Hasina, Werssey, Seinab und Schamse stehen beispielhaft für die vielen mir Vertrauten, die bei Nacht aus ihren Betten gezert und abgeschoben wurden. Rechtschaffende Menschen, wie Mutter sie genannt hätte, für die Krefeld auch nach sechzehn Jahren noch keine Heimat werden durfte. Damals schämte ich mich für meine Stadt. Denn Heimat muss für mich ein Ort sein, an dem ich Fremden, an dem ich dem Fremden einen Platz einräumen kann. Und das nicht nur „aus christlichem Verständnis“, wie es die Schüler auf einer Demonstration gegen die gnadenlosen Handlungen der Ausländerbehörde forderten, sondern auch, um sich nicht im Eigentümlichen zu verbohren.

Hinter die Kulissen zu blicken und mir mit Worten das Naheliegende sichtbar zu machen, darin bestärkte mich der Kunst- und Literaturförderer Klaus Ullrich Düsseldorf im Hinterzimmer seiner Druckerei. Er hatte junge Schreibende eingeladen, um mit uns über unsere Texte heftig zu diskutieren. Da saßen wir dann Woche für Woche: rauchende, von Zigarettenschwaden umgebene Köpfe bei rotem Wein und gründeten die *Krefelder Literaturwerkstatt*. Unsere Texte wurden gedruckt. Mit Helmut Heißenbüttel wurden wir zum ersten Mal ins Licht gestellt, zitterten, lasen, druckten, wurden als Schreibende wahrgenommen, lernten, uns als Schreibende zu verpflichten. Eine Gruppe 47 in Krefeld an der Dreikönigenstraße, Literaturschaffende, die beim Wort genommen werden wollten.

Klaus Ulrich Düsseldorf druckte unsere Bücher, gab eine Literaturzeitung heraus, ermutigte die Stadt zu einem Literaturpreis, bestärkte uns mit seiner unermüdlichen Begeisterung für die Literatur. Vielleicht wurde Krefeld für mich auch dadurch eine Heimat.

Inzwischen bin ich Großmutter geworden. Ich bin jetzt eine, die anfängt, die angesammelten und nach kurzen Einblicken für später abgestellten Heimatbücher hervorzukramen. Eine, die lesen will in den alten Geschichten. Eine, die begreifen will, warum sie sich hier zu Hause fühlen darf. Eine, die sich Mühe geben

muss, die Nähe mit wachen Augen zu betrachten. Und nicht beschreiben kann, warum sie sich begeistert für ein Fleckchen plattes Land, ein Bruch, ein paar Weiden. Wurde für mich das Unscheinbare zur Besonderheit, nur weil ich es so gezeigt bekam?

Meine Eltern ruhen im kleinen Acker, ein paar Straßen von unserem Haus entfernt. An jeder Ecke wohnen Freunde, Verwandte, ein Teil der Kinder. Heimat, sind das die Menschen und die Dinge, die wir in uns mitnehmen dürfen, wenn wir unterwegs sind, wie ein sicheres Polster? Heimat, sind das alle, die zu mir gehören, auch wenn sie bereits gestorben sind? Sind Heimat das alte Salztöpfchen und der Ort, wo es stand, wenn wir uns eine Prise daraus nahmen? Vielleicht sind Heimat für mich in Krefeld auch die Humorvollen, die Künstler, die über Nacht einen Hering auf einen viel-diskutierten Sockel heben.

Mein Krefeld begann als Kind, wenn die Mutter vor dem Spiegel ihre Lippen anmalte, sich den verrückten Hut, die guten Kleider anzog und mit mir *in die Stadt* fuhr. Mein Krefeld begann mit dem verhassten Spucketaschentuch der Mutter. Für die Städter musste ich sauber sein, mich im Sonntagsstaat verkleiden und die besten Manieren an den Tag legen. Dann konnte ich etwas erwarten von all dem Schönen und Notwendigen, von dem, was es im Dorf nicht gab.

Wir sind älter geworden, die Stadt und ich. Die Einkaufsstraßen – mit Mutter damals mein Wunderland, heute uniformiert, wie alle Innenstädte – meide ich. Ich besuche mein Kind auf der Blumenstraße. Die Sonntags-sachen sind abgelegt. Meine Städter haben Namen bekommen. Ich habe Freunde gefunden, Gleichgesinnte, Vorbilder. Herr Feinendegen gehört mit dazu. Für seine Mühe, die er sich mit unserer Heimatstadt macht, und für seine Freundlichkeit, mit der er mir begegnet, möchte ich ihm danken.

*Liesel Willems: Schriftstellerin aus Krefeld-Hüls, Mitglied der Literaturwerkstatt Krefeld, Mitredakteurin der Zeitschrift: „Krefelder Manuskripte“, Leiterin von Schreibwerkstätten an der VHS, arbeitete als „reisende Sozialpädagogin“ in Krefeld, Köln, Aachen und Rom.*

# 50 Jahre Evangelischer Kirchenkreis Krefeld-Viersen

von Bettina Furchheim

Wie? Erst 50 Jahre gibt es die Protestanten in diesem Gebiet? So könnte man bei diesem Jubiläum denken. Nein, das ist natürlich nicht richtig. Denn die „Evangelischen“ gibt es in dieser Region bereits seit über 400 Jahren. Zum einen in den alten reformierten Gemeinden am Niederrhein, wie etwa Kaldenkirchen, Süchteln, Bracht-Breyell und Dülken. Sie sind als „Gemeinden unter dem Kreuz“ bekannt geworden, weil sie in einem mehr als hundertjährigen Kampf das Recht auf freie Ausübung ihres Glaubens behaupten mussten. Anfang des 16. Jahrhunderts gab es eine lebendige geistliche Bewegung. Es war für die sich in dieser Zeit von der römischen Kirche lösende Bewegung gefährlich, schriftliche Aufzeichnungen über ihre Zusammenkünfte zu erstellen. So ist das Entstehen dieser Gemeinden nicht immer auf ein Jahr genau festzulegen – zumindest hatte Dülken seinen ersten reformierten Pfarrer bereits 1569. Für Kaldenkirchen heißt es in einem Bericht von 1586, dass Anhänger des evangelischen Glaubens aus Venlo zum Gottesdienst in den Ort kamen. Auch in Viersen und Kempen gab es evangelische Christen schon zur frühen Reformationszeit im 16. Jahrhundert. Zum anderen natürlich auch in Krefeld selbst. Das älteste Zeugnis für reformatorische Bestrebungen in dieser Gemeinde stammt aus dem Jahr 1532. Durchgesetzt hat sich die Reformation unter Graf Hermann zu Neuenahr und Moers, der 1560 die Reformation in Krefeld einführt. Der erste reformierte Pfarrer begann seinen Dienst 1607.

Viele der Gemeinden gehörten seit seiner Gründung 1817 zum Kirchenkreis Gladbach. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs ließen zehntausende Flüchtlinge und Heimatvertriebene den Kirchenkreis sprunghaft anwachsen. Eine Teilung bot sich an, um überschaubare Verwaltungseinheiten zu erhalten. Auf einer außerordentlichen Synode am 29. Januar 1958 wurde die Teilung beschlossen. „Die Trennungssynode war meine erste Synode“, erinnert sich Pfarrer i.R. Horst Müller, damals Synodalvikar – und später Pfarrer in Linn. „Das war natürlich schon ziemlich kompliziert damals, aber spannend. Die Synode begann am späten Freitagnachmittag. Ich weiß noch, dass es fast so etwas wie einen Eklat gegeben hat. Denn es wurde über die gehaltene Predigt im Anschluss an den Gottesdienst diskutiert. Das war eigentlich sonst nicht üblich.“ Die Ausgliederung wurde am 1. April 1959 rechtskräftig. Der Kirchenkreis Krefeld erstreckt sich von Nettetal im Westen

bis Krefeld im Osten, und von Meerbusch im Süden bis Straelen im Norden.

Gab es bei der Ausgliederung 1959 etwa 120.000 Evangelische in 16 Gemeinden, waren es 1964 bereits 18 Gemeinden mit 130.000. Die Zahl stieg auf über 140.000 in den achtziger Jahren an. Heute sind es 113.500 Evangelische in 26 Gemeinden. Der Kirchenkreis wird durch die Kreissynode und den Kreissynodalvorstand (KSV) geleitet. Vorsitzender beider Gremien ist der Superintendent.

Pfarrer i.R. Friedhelm Danzberg war von 1960 bis 1990 Pfarrer in Viersen und konnte so die Entwicklung des Kirchenkreises miterleben: „Hilfreich für das Zusammenwachsen des Kirchenkreises waren die gemeinsamen Pfarrkonvente, auf die Superintendent Wilhelm Veit großen Wert legte“, meint Danzberg. „Fehlte einer, wurde gleich nachgehakt – in etwa mit dem Ausspruch ‚Ihre Brüder haben Sie vermisst, sie freuen sich, wenn Sie wieder kommen‘. Pfarrer Veit war da sehr konsequent.“ Nach und nach wuchs der Kirchenkreis immer mehr zusammen.

Seit Beginn des Kirchenkreises (und des Gemeindeverbandes Krefeld) gibt es eine Verwaltung, die Dienstleistungen für Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen erbringt. Verwaltungsamtsleiter waren Hartmut Thiele, Sieghard Schwinning, Manfred Becker und Rolf Wegmann. Seit 2006 ist Anja Neuser Geschäftsführerin des Verwaltungsamtes. Gut 50 Mitarbeitende sind zur Zeit in der Verwaltung beschäftigt.

Der Kirchenkreis übernimmt übergemeindliche Dienste, mit denen eine einzelne Gemeinde überfordert wäre. Er fördert sowohl die Eigenständigkeit seiner Gemeinden, als auch deren Zusammenhalt untereinander. Im Rahmen eines Finanzausgleichs sorgt er dafür, dass alle Gemeinden ihren Verpflichtungen nachkommen können.

Der Kirchenkreis unterhält Referate für verschiedene Arbeitsbereiche (Jugendreferat, Frauenreferat, Schulförderat, Bezirksbeauftragter für berufsbildende Schulen, Fachberatung für Kindertageseinrichtungen, Presse- und Öffentlichkeitsreferat), eine Mediothek sowie ein Diakonisches Werk. Zusammen mit anderen Trägern beteiligt er sich an der Ökumenischen Notfallseelsorge, der Ökume-

nischen Telefonseelsorge und dem Gemeindedienst für Mission und Ökumene (GMO).

Der Kirchenkreis pflegt Partnerschaften zum Kirchenkreis Lübben im Spreewald und zum Distrikt Humbang der Toba-Batak-Kirche auf Sumatra/Indonesien. Er legt Wert auf gute Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche sowie allen in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) vertretenen Kirchen und ist sich seiner besonderen Verantwortung für das Verhältnis von Christen und Juden bewusst. Er fördert das Gespräch mit anderen Religionsgemeinschaften.

Manche meinen, ein Kirchenkreis ist eine reine Verwaltungssache. Ja, er ist natürlich eine Verwaltungseinheit, aber er ist noch viel mehr. So schreibt Superintendent Wilhelm Veit im Gemeindebuch 1964: „Wie steht es jedoch mit den Verbindungen von Kirchengemeinde zu Kirchengemeinde? Solche Gemeinschaft einzelner Ortsgemeinden mit benachbarten ist schon in den Tagen der Reformation gepflegt worden. Evangelisches Leben hätte sich hierzulande nicht entfalten und behaupten können, hätte es nicht von Anfang an gemeinsames Raten, Helfen und Handeln gegeben.“

An einer notwendigen – und sehr bereichernden – Zusammenarbeit der einzelnen Gemeinden untereinander hat sich seitdem nichts geändert. Im Gegenteil: Da langfristig die Gemeinden kleiner werden und ihnen weniger Geld zur Verfügung stehen wird, werden sie in Zukunft sogar noch stärker kooperieren. So sieht Superintendent Burkhard Kamphausen (im Interview mit der Rheinischen Post, Februar 2009) als größte Herausforderung der Zeit: „Es muss uns weiterhin gelingen, geistliche und spirituelle Impulse den Menschen anzubieten. Eine zweite große Herausforderung sehe ich darin, dass wir uns nicht erdrücken lassen vom Tagesgeschäft. Konkret: Wir müssen lernen, dass sich die christliche Existenz nicht im eigenen Pfarrbereich abspielt, sondern auch in weiteren Ebenen. Dazu gehört für mich auch die Ökumene. [...]“

In diesem Sinne liegt der Fokus der einzelnen Beiträge zu „50 Jahre Evangelischer Kirchenkreis Krefeld-Viersen“ auf den Schwerpunkten und Stärken der Gemeinden und Einrichtungen, die sie auf der Grundlage ihrer jeweiligen Geschichte entwickelt haben.

Bettina Furchheim

## Chronik



Abb. 1. Der Kirchenkreis Gladbach 1959 (vor der Ausgliederung des Kirchenkreises Krefeld)

01.04.1959

Die evangelischen Kirchengemeinden Anrath, Bracht, Dülsen, Kaldenkirchen, Kempen, Krefeld, Lobberich, Niederdorf, St. Tönis-Hüls, Söchtern, Uerdingen, Viersen und Willich-Schiefbahn werden aus dem Kirchenkreis Gladbach ausgegliedert und zum Kirchenkreis Krefeld zusammengeschlossen.

01.04.1959

Die Kirchengemeinde Krefeld wird in die Gemeinden Krefeld-Ost, Krefeld-Süd, die Friedenskirchengemeinde und die Kirchengemeinde Alt-Krefeld geteilt. Sie bilden den Gesamtverband Ev. Kirchengemeinden.

20.05.1959

Verhandlungen der ersten Kreissynode Krefeld in ihrer Versammlung in der Kirche in Grefrath. Zum Superintendenten wird Wilhelm Veit von der Kirchengemeinde Dülsen gewählt, zum Assessor Pfarrer Ulrich Lagemann von der Friedenskirchengemeinde und zum Skriba Pfarrer Wilhelm Kloster aus Viersen. Die Synodalältesten sind die Herren Bartels aus Krefeld-Ost, Kaftan aus Kaldenkirchen, Hartmann aus Viersen und Fuhrmann von der Friedenskirchengemeinde.

26.10.1959

Verhandlungen der Kreissynode Krefeld in Krefeld-Fischeln. Der erste Haushaltsplan wird erstellt – er hatte ein Volumen von 64 000 DM.

01.04.1961

Die Kirchengemeinde Grefrath-Oedt wird gegründet. Grefrath gehörte bis dahin mit Vinkrath und Mülhausen zu Kempen, Oedt mit Hagen zur Kirchengemeinde Söchtern.

Kempen trennt sich von Grefrath, Vinkrath und Mülhausen, Söchtern sich von Oedt und Hagen, um eine bessere pastorale Versorgung in Grefrath und Oedt zu gewährleisten.

11.01.1961

Pfarrer Waffenschmidt wird zum Sozialreferenten berufen. Im November 1962 beschließt die Synode die Errichtung eines Sozialreferats.

01.04.1962

Die Kreissynode beschließt eine Beratungsstelle für Erziehungs-, Ehe- und Lebensfragen einzurichten. Die Arbeit beginnt regulär am 1. Juni 1962 in einem Haus mit Garten in der verkehrsamen Schönwasserstraße in Krefeld-Bockum.

1963

Neersen wird aus der Gemeinde Anrath, zu der auch Vorst gehört, ausgegliedert. Willich und Schiefbahn trennen sich. Aus Neersen und Schiefbahn wird die Ev. Kirchengemeinde Schiefbahn-Neersen.

01.10.1963

Die Kirchengemeinden Bracht und Breyell sind zu einer selbständigen Gemeinde zusammengewachsen.

01.01.1965

Die Kirchengemeinde St. Tönis/Hüls wird in zwei eigenständige Gemeinden St. Tönis und Hüls geteilt.

01.04.1965

Der Bezirk Pauluskirche wird aus der Kirchengemeinde Alt-Krefeld ausgegliedert. Es wird eine selbständige Gemeinde „Ev. Pauluskirchengemeinde Krefeld“ gebildet.

Gleichzeitig ist auch die Teilung der Kirchengemeinde Krefeld-Ost beschlossen. Der Bezirk Kreuzkirche wird zur Ev. Kirchengemeinde Krefeld-Oppum, die Bezirke Lukaskirche und Thomaskirche werden zur Ev. Kirchengemeinde Krefeld-Nord und der Bezirk Osterath wird zur Ev. Kirchengemeinde Osterath.

Eine Änderung des Verbandsgesetzes macht eine Umbenennung des Gesamtverbandes Ev. Kirchengemeinden in Krefeld notwendig. Er heißt nun Ev. Gemeindeverband Krefeld und ihm gehören durch die Teilungen von Alt-Krefeld und Krefeld-Ost nun folgende Gemeinden an: Alt-Krefeld, Friedenskirchengemeinde, Pauluskirchengemeinde, Krefeld-Nord, Krefeld-Ost, Krefeld-Oppum, Krefeld-Süd und Osterath.

01.07.1967

Die Kirchengemeinde Kempen gliedert den Bezirk St. Hubert aus, der dann als eigenständige Gemeinde St. Hubert geführt wird.

Die Kirchengemeinde Tönisberg entsteht durch Ausgliederung des Bezirks aus der Kirchengemeinde Vluyt. Kurz vor der Eigenständigkeit entschieden die Gottesdienstbesucher mit der Selbständigkeit dem Kirchenkreis Krefeld und nicht dem Kirchenkreis Moers angehören zu wollen.

30.11.1969

Pfarrer Gerd-Dieter Kahlen übernimmt den Pfarrdienst in den Kirchengemeinden St. Hubert und Tönisberg als erster Pfarrer in den eigenständigen Gemeinden. Zuvor hatte er in seinem Vikariat seit dem 1. Mai 1968 die beiden Gemeinden pfarramtlich versorgt.

01.05.1971

Die Evangelische Kirchengemeinde Lank wird durch Ausgliederung aus der Kirchengemeinde Uerdingen gegründet.

1975

Die Evangelische Kirchengemeinde Niederdorf wird nach ihren beiden größten Ortsgemeinden Straelen und Wachtendonk in Ev. Kirchengemeinde Straelen-Wachtendonk umbenannt.



Abb. 2. Siegelentwurf „Kirchenkreis Krefeld“ 1986 von Pfarrer Michael Hack

27.04.1975

Das Tönisberger Gemeindezentrum wird eingeweiht. Zuvor hatte die Gemeinde 7 Jahre in einer Holzkirche die Gottesdienste gefeiert. Die Holzkirche wurde danach nach Strümp versetzt.

1978

Pfarrer Manfred Horch von der Friedenskirchengemeinde Krefeld wird Superintendent.

1985

Das Verwaltungsgebäude für die Dienststellen des Kirchenkreises an der Pauluskirche wird bezogen.



Abb. 3. Das Verwaltungsgebäude des Kirchenkreises an der Pauluskirche

1990

Pfarrer Gerd-Dieter Kahlen wird Superintendent.

1997

Die Kirchengemeinde Viersen schließt sich dem Verwaltungsamt des Kirchenkreises Krefeld an und gibt damit sein Gemeindeamt auf.

2000

Die Verwaltungsämter des Gemeindeverbandes und des Kirchenkreises Krefeld werden zu einem gemeinsamen Verwaltungsamt zusammengelagt.

2001

Pfarrer Falk Neeßen aus der Kirchengemeinde Osterath wird Superintendent.



Abb. 4. Das „Haus der Referate“

Die Referate ziehen in das „Haus der Referate“ auf der Seyffardtstraße. Einzig das Pressereferat bleibt im Verwaltungsamt an der Pauluskirche. Im Haus der Referate ist auch die Mediothek untergebracht.

09.09.2003

Der Kirchenkreis Krefeld wird in „Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen“ umbenannt und erhält ein neues Siegel. Im Kirchlichen Amtsblatt wird dies bekanntgegeben.



Evangelischer Kirchenkreis  
Krefeld - Viersen

2004

Die Kirchengemeinde Buderich wechselt aus dem Kirchenkreis Düsseldorf-Nord in den Kirchenkreis Krefeld-Viersen.

Abb. 5. Das Siegel des Kirchenkreises

2005

Die Matthäuskirche in Krefeld-Stahldorf wird an die griechisch-orthodoxe Gemeinde verkauft.

2007

Die Kirchengemeinde Uerdingen verkleinert sich im Bezirk Linn: Die alte Johanneskirche wird veräußert, eine kleinere Kirche von der Neuapostolischen Gemeinde gekauft. Sie wird bewusst ebenfalls Johanneskirche genannt.

2008

Die Kreuzkirche der Kirchengemeinde Oppum wird entwidmet. Die Gottesdienste finden in der zweiten Predigtstätte der Gemeinde, der Auferstehungskirche, statt.

2009

Pfarrer Burkhard Kamphausen, Kirchengemeinde Krefeld-Süd, wird als Superintendent eingeführt.

Die 62. Kreissynode tagt in zwei Sitzungen – der Haushaltsplan hat ein Volumen von 26 Millionen Euro.

Kirchenkreis Krefeld-Viersen



Abb. 6. Dem Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen gehören heute 26 Kirchengemeinden an. Hiervon sind sieben Gemeinden im Evangelischen Gemeindeverband Krefeld organisiert. Rote Linien verdeutlichen die Kreisgrenzen, schwarze Linien die Grenzen der einzelnen in schwarzer Schrift hervorgehobenen Gemeinden. Die Ortsnamen in Versalien bezeichnen die Kommunen.

## Die ehemaligen Superintendenten

### Superintendent von 1959 – 1978: Pfarrer Wilhelm Veit, Dülken

*Viele Gemeinden gründen sich neu*

Die erste Synode des Kirchenkreises Krefeld wählte Pfarrer Wilhelm Veit 1959 zum ersten Superintendenten. Veit war ein Zeitzeuge des vorigen Jahrhunderts. Unter dem Einfluss von Karl Barth trat er der Bekennenden Kirche bei. Die Folge war Redeverbot in seiner hessischen Heimat. Das unabhängige Presbyterium der Gemeinde Dülken wählte den mutigen Prediger 1936 zu ihrem Pastor. Er suchte auch während des Nazi-Regimes ein brüderliches Verhältnis zur jüdischen Gemeinde der Dülkener Synagoge. Diese vertraute ihm die Thorarollen und weitere Kultgegenstände ihrer Synagoge an, die er nach dem Krieg der jüdischen Gemeinde in Krefeld zurückgeben konnte. Zudem fotografierte er die brennende Synagoge 1938 von dem Dülkener Kirchturm aus und versteckte den Film.

Sein besonderes Anliegen als Vorsitzender der Kreissynode galt den notwendig gewordenen Neugründungen von evangelischen Kirchengemeinden und deren finanzieller Ausstattung durch einen Lastenausgleich innerhalb des Kirchenkreises. Zudem wurden während seiner Amtszeit nicht nur die kreiskirchlichen diakonischen Arbeitsfelder der Gemeindedienste und Beratungsstellen in Krefeld und Viersen, sondern auch die kreiskirchlichen Referate für Frauenarbeit, Kindergartenarbeit und das Schulreferat errichtet.



Abb. 7. Pfarrer Wilhelm Veit

„Sein Vermächtnis ist die strenge Bindung an die Heilige Schrift. Er hat die Gemeinden des Kirchenkreises Krefeld immer wieder zur Sache des Herrn Jesus Christus gerufen, das Gewissen für die Gerechtigkeit in der Welt geschärft und mit seinem Leben bezeugt, dass ein 'einzigster Trost im Leben und im Sterben' der gekreuzigte und auferstandene Christus ist“, so äußerte sich 1995 der damalige Superintendent Gerd-Dieter Kahlen zum Tod seines Vorgängers Wilhelm Veit.

### Superintendent von 1978 – 1990: Pfarrer Manfred Horch, Friedenskirchengemeinde Krefeld

*Diakonie lag mir besonders am Herzen*

Im November 1978 wurde ich als Nachfolger des bis dahin amtierenden Superintendenten Wilhelm Veit eingeführt. Damals war die Superintendentur in Dülken im alten Pfarrhaus untergebracht. Dann ergab sich 1979 die Gelegenheit, diese mitsamt der Verwaltung im Hause des CVJM in Krefeld auf dem Westwall einzurichten. Doch im Laufe der Jahre wurde es nötig, ein eigenes Verwaltungsgebäude für die Dienststellen des Kirchenkreises zu bauen. Dazu wurde vom Gemeindeverband Krefeld ein Grundstück an der Pauluskirche erworben. Der Neubau wurde 1985 fertig und bietet seitdem unseren Mitarbeitern bessere Arbeitsbedingungen.

Den Besuchen in den Gemeinden (Visitationen) galt besondere Aufmerksamkeit, da sie Gelegenheit zur Würdigung und Stärkung der Gemeindefarbeit boten und manche Anregungen gaben.



Abb. 8. Pfarrer Manfred Horch

Unter den vielfältigen Aufgaben im Kirchenkreis lag mir besonders die Diakonie am Herzen. Regelmäßige Dienstbesprechungen, viele Einzelgespräche und vor allem die Arbeit eines „Diakonieausschusses“ ermöglichten Anregungen, Koordination und Intensivierung der diakonischen Arbeit. Mit den schönen Räumen, die im Laufe dieser Jahre in Viersen (Hauptstrasse), in Krefeld in der Seyffardtstrasse und in der Uerdinger Straße bezogen wurden, gab es für alle Abteilungen gute Arbeitsplätze. Nach der seit langem bewährten Partnerschaft mit dem Kirchenkreis Lübber (Spreewald) wurde ab 1981 zusammen mit dem Ökumene-Referat und einem Ausschuss eine fruchtbare Partnerschaft mit dem indonesischen Kirchenkreis Humbang (HKBP) ins Leben gerufen.

Wichtig und hilfreich waren die Kontakte mit den politischen Parteien, dem Oberbürgermeister und dem Landrat, aber besonders auch die gute ökumenische Zusammenarbeit mit den Regionaldekanen und dem Bischof von Aachen und die Verbindung zur jüdischen Gemeinde. Dadurch wurden Wege eröffnet, Konflikte vermieden und eine gute Atmosphäre geschaffen.

Einer der Höhepunkte in meiner Amtszeit war der Kreiskirchentag 1984, der das 25-jährige Bestehen des Kirchenkreises akzentuierte. Ein fleißiges Team von Mitarbeitern, Kollegen und engagierten Gemeindefmitgliedern sorgte für Planung und Durchführung. Die Veranstaltungen fanden innerhalb und außerhalb der Kirche ein gutes Echo.

Manfred Horch

### Superintendent 1990 – 2001: Pfarrer Gerd-Dieter Kahlen, Gemeindeverband Krefeld

*Grenzen überschreiten – das Evangelium wagen*

„Tröstet, tröstet mein Volk...“, (Jes. 40,1) war der Predigttext meiner Einführung in das Superintendentenamt 1990.

Die Ziele der Friedensbewegung und die großen Kirchentage, die die Begeisterung und Sehnsucht nach einer veränderten Gesellschaft weckten, hatten sich durch die Ereignisse der Jahre 1989/90 weitgehend erfüllt, im südlichen Afrika war ein friedliches Ende der Apartheid erreicht. Die Verunsicherung war trotzdem groß. Wie sollte es weitergehen?

Die Bindungskraft der Kirche ließ in den 90er Jahren spürbar nach. Viele Menschen traten aus der Kirche aus. Die Begeisterung stieß auf eine unerwartet harte Realität. Das Amt stützte längst nicht mehr das Selbstbewusstsein des Amtsinhabers, nun mussten die Pfarrer für die Kirche und ihr Amt mehr und mehr selbst geradestehen. Das führte

zu Krisen und Konflikten in den Pfarrfamilien und Presbyterien. So war Jesaja auch eine Zeitsage für die sich ändernde kirchliche Landschaft, es galt immer wieder zu lernen, durch die Zeiten sich allein auf den Trost des Wortes Gottes zu verlassen.

Das herausragende Ereignis war die Wiedervereinigung. Die Beziehungen zu den Gemeinden in der DDR wandelten sich auch mit dem Kirchenkreis Lübben im Spreewald von der Patenschaft zur Partnerschaft.

Am Vorabend des 3. Oktober 1990 predigte in einem großen ökumenischen Gottesdienst in St. Dionysius Pfarrer Vetter aus Lübbenau und überbrachte die Grüße der Gemeinden aus der Lausitz. Einen Monat später hielt Superintendent Kindler aus Lübben die Predigt zur Kreissynode. Die Freude über die gefallen Grenzen war übergroß. Die Erfahrungen der Christen in der DDR wurden auch für uns angesichts der schwindenden Bindungskraft der Kirche wichtig. Die zahlreichen Begegnungen und Reisen der Pfarrkonvente und des KSV vertieften das Verständnis für die unterschiedlichen Wege, die die Kirche in Ost und West gegangen war, förderten aber auch Zuversicht angesichts der künftigen Herausforderungen. Wir konnten nun gemeinsam neue Wege im größer gewordenen Deutschland suchen und miteinander eine Partnerschaft in jeweiliger Selbständigkeit und gleichzeitig tiefer Verbundenheit leben.

Die Ökumene mit den katholischen Gemeinden im Bistum Aachen ist segensreich durch den weiten Horizont von dem unvergessenen Bischof Klaus Hemmerle gefördert worden und konnte unter Bischof Mussinghoff fortgesetzt werden. Bischof Hemmerle lud uns ein,

als Ökumene an der „Weggemeinschaft“, die er in seinem Bistum ins Leben gerufen hatte, teilzunehmen. Begegnungen der Pfarrkonvente, die Teilnahme an den „Tagen mit dem Bischof“ und die jährlichen Ökumenetage der Arbeitsgemeinschaft Chr. Kirchen (ACK) in Krefeld vertieften das ökumenische Verständnis füreinander. In Krefeld-Gartenstadt und in Hüls konnten gemeinsame Gemeindehäuser gebaut werden. Beide Häuser sind für die Menschen der umliegenden Wohnviertel bis heute zum Segen geworden.

Zur Unterstützung der Gemeinden und ihrer Jugendarbeit schien ein kreiskirchliches Jugendreferat dringlich, das mit drei Mitarbeitern eingerichtet wurde. Wenn auch durch die einsetzende Finanzkrise 1993/94 der Personalbestand nicht gehalten werden konnte, hat das Referat Erhebliches zur Unterstützung der Gemeinden leisten können. Herausragende Frucht dieser Arbeit war der Kreisjugendtag im Sommer 1997 in Willich. Von fast allen Gemeinden waren Gruppen gekommen, haben sich kennengelernt und manch gemeinsames Projekt verabredet und später durchgeführt.

Es war auch die Zeit, in der der Kirche viele junge Theologen geschenkt wurden. Weil aber nicht mehr alle im Pfarrdienst untergebracht werden konnten, richtete die rheinische Kirche für sie den Sonderdienst ein. Auch der Kirchenkreis Krefeld konnte manche Aufgabe zusätzlich mit Pastoren im Sonderdienst wahrnehmen, um besser die Menschen zu erreichen, deren Bindung zur Kirche locker geworden war. Die Seelsorge in den Krankenhäusern in Krefeld, Süchteln und Viersen konnte verstärkt werden. Die dringend geforderte Notfallseelsorge konnte eingerichtet werden.

Für viele Menschen in einer sich säkularisierenden Welt wurde es wichtig, dass ihre Kirche so in der Presse erschien, dass sie sich freuen konnten, dazu zu gehören. Das Pressereferat entstand. Die Pressereferenten waren zeitweise junge Theologen mit fundierten Erfahrungen im Pressewesen.

Vieles könnte noch berichtet werden aus der Begleitung der Gemeinden durch den Kirchenkreis. Der KSV hat viel Engagement erlebt, viele Menschen kennengelernt, für die das Evangelium und ihre Kirche eine Herzensangelegenheit war.

Zwar waren die Zeiten schwierig, das waren sie ja immer, sie waren aber vielmehr eine Herausforderung, das Evangelium je neu zu wagen, weil der Herr seiner Kirche zugesagt hat, bei ihr zu bleiben bis an das Ende der Welt. Darauf haben wir vertraut!

Gerd-Dieter Kahlen

#### **Superintendent von 2001 – 2009: Pfarrer Falk Neefken, Osterath**

##### *Gemeinde auf alten und neuen Wegen*

Der im Jahr 2000 fast neu gewählte Kreissynodalvorstand sah es als eine seiner Hauptverpflichtungen, den Zusammenhalt im Kirchenkreis zu stärken und daran zu arbeiten, ein intensiveres Wir-Gefühl zu entwickeln. Auch ein stärkeres Bewusstsein dafür, dass Kirche nicht nur Kirche vor Ort, sondern auch Kirche in der Region ist.

Pfarrkonvente, Kreissynoden, Visiten und Visitationen beschäftigten sich deshalb primär mit innerkirchlichen Fragen. Welche Aufgaben kann und muss der Kirchenkreis für die Gemeinden übernehmen? Wie müssen die Referate ausgestattet sein? Wie ist der Finanzausgleich zu regeln? Wie müssen Gemeinden zugeschnitten und ausgestattet sein, damit sie ihren Aufgaben nach Artikel 1 der Kirchenordnung nachkommen können? Die neue Bezeichnung „Evangelischer Kirchenkreis Krefeld-Viersen“ ist deshalb auch mehr als nur eine einfache Namensänderung, sie ist Zeichen der größeren Bedeutung, die den sog. „Landgemeinden“ im Kirchenkreis zugewachsen ist. Mit dem Wechsel der Evangelischen Kirchengemeinde Büderich nach Krefeld-Viersen hat der Kirchenkreis zudem eine Größe gefunden, die zumindest längerfristig sein eigenständiges Bestehen garantieren dürfte.

Mit seinen Strukturüberlegungen beteiligte sich der Kirchenkreis an den innerrheinischen Beratungsprozessen zur Reform der Kirchenordnung, zum Pfarrbild und zur Prioritätenfindung kirchlichen Handelns. Wie kann unsere Kirche angemessen auf den demographischen Wandel und auf den damit einhergehenden Rückgang an Gemeinemit-



Abb. 9. Pfarrer Gerd-Dieter Kahlen



Abb. 10. Pfarrer Falk Neefken

gliedern und Finanzmitteln reagieren? Wie bleibt man Volkskirche, wenn immer mehr Gemeindemitglieder ein zwar stabiles, aber doch distanzierteres Verhältnis zu ihrer Kirche pflegen? Eine Kreissynode beschäftigte sich mit dem Proponendum der Landeskirche „Missionarisch Volkskirche sein“ und erarbeitete Anregungen und Vorschläge für die Umsetzung in die gemeindliche Praxis.

Der Blick ging jedoch auch nach außen. Die Anschläge auf das World-Trade-Center am 11. September 2001 und der Irakkrieg bewegten die Gemeinden; die Anliegen der Ökumenischen Dekade zur Überwindung der Gewalt waren plötzlich hoch aktuell. Das Elbehochwasser und der Tsunami im fernen Osten zeitigten eine große Spendenbereitschaft. In 2008 befasste sich ein vom Fachausschuss vorbereiteter Workshop mit Fragen der Globalisierung; die Kreissynode informierte sich über Gründe für die steigende Armut und die damit sich verstärkende Verteilungsgerechtigkeit in unserer Gesellschaft. Alles Zeichen dafür, dass Gemeinden und Kirchenkreis sich ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung bewusst waren.

Der Kirchenkreis im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, Gemeinden auf alten und doch neuen Wegen, auf die der Herr der Kirche sie immer wieder sendet.

Falk Neefken

## Kreiskirchliche Einrichtungen

### 1. Frauenreferat

#### Frauenpolitische Arbeit mit Tradition

Ob Frauenarbeit, Frauenhilfe oder Frauenreferat, im Kirchenkreis Krefeld-Viersen hat die professionelle Begleitung engagierter Kirchenfrauen Tradition. Die Lebenssituation vieler Frauen hat sich geändert, die Kirche hat sich verändert, und Akzente in der Arbeit können nicht über Jahrzehnte gleich bleiben – aber das emanzipatorische Anliegen ist gleich geblieben: Frauen in ihren persönlichen Ressourcen und in ihrem Glauben zu stärken und zu ermutigen, Verantwortung in Kirche und Gesellschaft zu übernehmen.

Die Religionspädagogin Anemone Sprick, Leiterin des Frauenreferates von 1979 bis 1994, stellt rückblickend ihre Arbeit unter das Bibelwort: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ Ein Wort, das für viele Frauen in der Kirche eine eigene Geschichte hat und das als Leitwort vieles in der Arbeit erleichtern kann: „Denn, wenn ich mir selbst gut bin, dann klappt das auch mit den anderen“, so Anemone Sprick. Und das Konfliktpotenzial in der Vielfalt unserer Kirche ist groß – aber diese Vielfalt ist auch ihr Reichtum. „Wir setzen bewusst an der unterschiedlichen Lebenswelt und Wirklichkeit der Frauen an“, sagt

Pastorin Katrin Meinhard. „Damit nehmen wir gesellschaftliche und kirchliche Veränderungen auf und bleiben am ‚Puls der Zeit‘.“ Die Theologin und Sozialwissenschaftlerin ist seit 1997 Frauenreferentin in Krefeld-Viersen.

Mit Martha Link gab es 1968 erstmalig eine Frauenreferentin zur Unterstützung und Förderung der ehrenamtlichen Frauenarbeit im Evangelischen Kirchenkreis Krefeld-Viersen. Vor vier Jahrzehnten ging es vor allem um die Stärkung der einzelnen Frauenhilfegruppen. Zudem standen Themen wie „Ehe ohne Trauschein“, ganztägige Schulungen der Gruppenleiterinnen der Frauenhilfe und natürlich auch biblische Arbeit im Vordergrund. Nach wenigen Jahren verbreiterte Martha Link die Zielrichtung des Referates: auf jüngere Frauen, vor allem Mütter mit Kindern. „Es war eine spannende Zeit“, sagt auch Anemone Sprick. „Krefeld lag damals bei vielen Themen noch im Märchenschlaf.“ So gab es nach und nach Bildungsurlaube für Mütter mit Kindern und daraus entstehend sogenannte Wachstumsgruppen. Dort trafen sich die Teilnehmerinnen der Bildungsurlaube regelmäßig noch etwa ein Jahr mit Begleitung der Frauenreferentin zu Austausch, religiösen Fragen und Bibelarbeit. Schulungen speziell für Presbyterinnen wurden initiiert, Familienurlaube für berufstätige Frauen und vieles mehr. „Ich merkte, wie sich verkrustete Strukturen auflösten“, erinnert sich Anemone Sprick. „Das war das Schönste an der ganzen Arbeit.“

1997 wurde der synodale Fachausschuss für Frauenarbeit im Kirchenkreis Krefeld-Viersen eingerichtet. Er unterstützt und fördert seitdem die Vernetzung der verschiedenen Gruppen und Arbeitsbereiche innerhalb der Frauenarbeit. So hat auch das Haus der Familie ein breit gefächertes Angebot für Frauen: beispielsweise das „Frauencafé – International“, „Frauen im Gespräch“ oder „Mein Start“, ein Angebot zur Berufsorientierung von Migrantinnen. Da liegt es auf der Hand, dass Frauenreferat und Haus der Familie beim Angebot

eines „Christlich-Muslimischen Frauenfrühstücks“ kooperieren, für das sie sogar 2007 den Preis für „Courage und Engagement“ erhielten.

#### Frauenreferatsarbeit: Eine kirchliche Erfolgsgeschichte

Das wird deutlich im Konvent mit haupt- und nebenamtlichen Frauen in der Frauen- und Seniorenarbeit, in der Begleitung von Frauenkreisleiterinnen und in Schulungen für Presbyterinnen. In 26 Gemeinden gibt es schätzungsweise 100 Frauengruppen, Multiplikatorinnen sind ca. 300 Frauen im Kirchenkreis, etwa 170 Presbyterinnen und knapp 40 Theologinnen.

52 ökumenische Teams übernehmen die Vorbereitung und Gestaltung des Weltgebetstages – einer beeindruckenden Erfolgsgeschichte der Arbeit des Frauenreferates. „Der Weltgebetstag wird heute überall im Kirchenkreis sehr intensiv und auf hohem Niveau vorbereitet“, freut sich Katrin Meinhard. „Dort wird eine tiefe spirituelle, ökumenische und frauenpolitische Zusammenarbeit deutlich.“

Auch die außerkirchliche Vernetzung ist heute dringend notwendig! Die zeigt sich in gemeinsamen Flyern mit der Stadt Krefeld zum Internationalen Frauentag am 8. März. „So bekommt Kirche ein anderes Bild in den Köpfen der Menschen“, betont Katrin Meinhard, die neben ihrer Arbeit als Frauenreferentin mit einer Zweidrittel-Stelle auch Gleichstellungsbeauftragte für ihren Kirchenkreis ist.

### 2. Jugendreferat

Der Kirchenkreis hat in Kooperation mit dem Evangelischen Gemeindeverband im Jahre 1990 das Synodale Jugendreferat als arbeitsunterstützenden Fachbereich geschaffen.



Abb. 11.  
Tag der Globalisierung in Krefeld im September 2008: Präsentation vielfältiger Projekte innerhalb der Frauenarbeit.

Aufgrund der Größe des Kirchenkreises und der jugendpolitischen Vertretung in mehreren Kommunen waren ursprünglich zwei Personalstellen vorgesehen. Seit mehreren Jahren ist allerdings nur eine Jugendreferentenstelle besetzt.

Das Jugendreferat des Kirchenkreises nimmt Beratungs- und Betreuungsaufgaben in Fragen der Kinder- und Jugendarbeit gegenüber allen Gemeinden im Kirchenkreis wahr. Das Jugendreferat vertritt die evangelische Jugendarbeit des Kirchenkreises in jugendpolitischen Gremien und begleitet die Fachkräfte für Kinder- und Jugendarbeit in den Kirchengemeinden (z. Zt. 38 Hauptamtliche).

Das Jugendreferat ist verantwortlich für regionale Initiativangebote zur Unterstützung der lokalen Arbeit. Der Jugendreferent Günther Kamchen ist seit dem 1. Juni 2001 im Kirchenkreis tätig und hat aufgrund dieser Arbeitsgrundlage die drei Tätigkeitsmodule des Jugendreferates neu beschrieben und praktisch umgesetzt (siehe Schaubild Tätigkeitsmodule). Von 1990 bis 2000 waren Veronika Kuffner und zeitweilig Andreas Zorn als Referenten tätig.

Die Dienst- und Fachaufsicht über das Jugendreferat hat der Superintendent. Der Fachausschuss für Jugendarbeit begleitet und unterstützt die Arbeit des Jugendreferenten. Im Fachausschuss werden seine Tätigkeitsfelder beraten und Konzepte der Jugendarbeit erörtert.

### Ziele des Jugendreferates

Das Jugendreferat fördert und unterstützt die evangelische Jugendarbeit im Kirchenkreis. Es entwickelt und plant perspektivische, innovative Maßnahmen im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen. Es hat folgende Tätigkeitsmodule:

<p><b>1. Jugendpolitische Arbeit</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Interessenvertretung evangelischer Jugendarbeit in den Kommunen des Kirchenkreises und im Kreis Viersen sowie dem Land NRW</li> <li>• Jugendhilfeausschüsse</li> <li>• Trägerkonferenzen</li> <li>• Arbeitsgemeinschaften Offene Arbeit</li> <li>• Delegiertenkonferenzen der evangelischen Jugendarbeit im Rheinland</li> <li>• Synodale Jugendreferatskonferenzen der Rheinischen Kirche</li> <li>• Arbeitstreffen Jugendreferate am Niederrhein</li> </ul>	<p><b>2. Beratungs- und Projektbegleitung in den evangelischen Kirchengemeinden</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Personalberatung</li> <li>• Konfliktmanagement</li> <li>• Programm- und Veranstaltungsbegleitung</li> <li>• Gremienberatung</li> <li>• Projektförderung in der Jugendarbeit</li> <li>• Themenveranstaltungen</li> <li>• Einzelberatung</li> <li>• Förderbewilligungen und Organisationsabläufe für Freizeitmaßnahmen und Ferienangebote</li> <li>• Zuschussförderungen und Umsetzungen</li> <li>• Beratung in Jugendausschüssen, Mitarbeiterkreisen, Presbyterien</li> </ul>	<p><b>3. Initiativ-Angebote des Jugendreferats</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Fortbildungs- und Schulungsangebote für ehrenamtliche und hauptamtliche Mitarbeiter/innen in der Jugendarbeit (Mitarbeiter-Aufbaukurs, Mitarbeiter-Grundkurs, Klausurtagung)</li> <li>• Jugendangebote für den Kirchenkreis</li> <li>• Koordination verschiedener Projekte z.B.: Jugendkulturtage, Kirchentagsfahrten</li> <li>• Freizeitkatalog und Freizeitbörse</li> <li>• Jugendcamp</li> <li>• Jugendtage</li> <li>• Jugendgottesdienste</li> <li>• Organisation und Durchführung des Hauptamtlichen Konvent</li> <li>• Praxis-Mitarbeiter-Tag</li> <li>• Jugendforum – Koordination</li> </ul>
---	---	--

Abb. 12. Die Tätigkeitsmodule des Jugendreferats



Abb. 13. Zweieinhalb Tage ging das Festival in Kempen für den 1. Jugendkulturpreis der Ev. Kirche im Rheinland im Mai 2008.

### Vernetzung der Jugendarbeit

Die finanziellen Rahmenbedingungen haben sich für die Jugendarbeit dramatisch verändert und sind aufgrund gekürzter Fördersummen der Kommunen und des Landes Nordrhein-Westfalen deutlich schlechter geworden. In Zukunft wird die Vertretung evangelischer Jugendarbeit in den entsprechenden politischen Arbeitskreisen noch einen größeren Umfang einnehmen müssen. Nur so können finanzielle Verbesserungen oder zumindest „Besitzstandswahrung“ für die Jugendarbeit erreicht werden. Durch eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit konnten erfreuliche Rahmenbedingungen mit den Städten Viersen und Krefeld für die evangelische Jugendarbeit erzielt werden. Auch in den anderen Kommunen des Kirchenkreises sind präzise Verhandlungen angestrebt. Evangelische Jugendarbeit soll in der Öffentlichkeit und inhaltlich durch mehr Koordination und Vernetzung stärker werden.

Günther Kamchen, Jugendreferent

### 3. Referat Tageseinrichtung für Kinder

Das Referat Tageseinrichtung für Kinder des Kirchenkreises Krefeld-Viersen gibt es seit 1979, denn der Kirchenkreis Krefeld-Viersen hat schon sehr früh die Bedeutung der Arbeit in den Kindertageseinrichtungen und ihre Weiterentwicklung erkannt.

1979 wurde die Stelle einer Referentin für Religionspädagogik als Vollzeitstelle eingerichtet und mit Christa Röser besetzt.

Zunächst konzentrierte sich die Arbeit fast ausschließlich auf den Bereich der Religionspädagogik in den Kindertageseinrichtungen. Später entwickelte sich Tätigkeit zunehmend weiter in Richtung Fachberatung. Mit neuen Kindertageseinrichtungen und Vorschriften ist auch der Beratungsbedarf der Mitarbeiterinnen in den Einrichtungen und der Träger stark gestiegen: Das waren zum Beispiel das Gesetz über Tageseinrichtungen für Kinder GTK (ab 1991), die Bildungsvereinbarungen NRW (2003), die Sprachstandfeststellungen (ab 2006) und die daraus resultierende besondere Sprachförderung, das Kinderbildungsgesetz KiBiz (ab 2008) und die Einrichtung von Gruppen für Kinder unter drei Jahren (U3).

Leider musste die Stelle ab 1997 aus Einspargründen auf 25 Wochenstunden reduziert werden. Seit 1997 leitet Bärbel Kolpak das Referat.

Zurzeit (Stand 1.8.2009) betreut das Referat 22 Kindertageseinrichtungen in 16 Gemeinden und 6 Jugendamtsbezirken. Die Einrichtungen haben insgesamt 75 Gruppen, die von 1585 Kindern besucht werden. Die Erziehung, Bildung und Betreuung der Kinder liegt in den Händen von 183 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Die „Kindergartenlandschaft“ ist derzeit stark in Bewegung geraten:





Abb. 14. Mitmachaktion „Die ganze Welt ist ein Dorf“ bei der Kinder-Expo in Krefeld 2009



Abb. 15. „Aktionstag Beruf und Familie „Kinderbetreuung in Krefeld“ im Juni 2009: Die Ev. Tageseinrichtungen sind mit dabei.

- Die Rahmenbedingungen haben sich in den letzten Jahren sehr verschlechtert, trotz des neuen Kinderbildungsgesetzes. Gleichzeitig sind die Anforderungen an die Kindertageseinrichtungen massiv gestiegen. Zudem gestaltet sich die Umsetzung des neuen Kinderbildungsgesetzes schwierig.
- Eine neue Finanzierung mit Pauschalen im Zusammenhang mit dem Kinderbildungsgesetz bürdet den Trägern zudem das ganze wirtschaftliche Risiko der Einrichtungen auf.
- Verschärfte neue und erweiterte Bildungsvereinbarungen hat das Land NRW für den Herbst 2009 angekündigt. Deren Umsetzung wird weitere große Anstrengungen erfordern.
- Der Ausbau der Betreuung für Kinder unter drei Jahren erfordert zahlreiche Um- und Anbauten in den Einrichtungen. Zudem müssen die Mitarbeiterinnen für die Betreuung, Erziehung und Bildung von Kindern ab einem Lebensjahr entsprechend fort- und weitergebildet werden, da ab 2013 der Rechtsanspruch für einjährige Kinder kommt.
- Die Erwartungshaltungen von Eltern und Grundschulen haben stark zugenommen. Mehr denn je müssen Einrichtungen konzeptionell ihre Arbeit am Bedarf und der Nachfrage ausrichten und deutlich machen, wofür sie eigentlich stehen.
- Bei zurückgehenden Kinderzahlen und zunehmender Konkurrenz von Einrichtungen

werden nur die Einrichtungen Bestand haben, die eine qualitativ gute Arbeit machen, auf die Bedürfnisse von Kindern eingehen, den Öffnungsbedarf der Eltern beachten sowie in Bedarfslagen liegen. Dazu ist eine ständige Reflektion der Arbeit notwendig, um diese weiterzuentwickeln und das Profil der Einrichtung zu schärfen.

Bei all diesen Anforderungen an die Kindertageseinrichtungen ist davon auszugehen, dass der Beratungsbedarf an das Referat Tageseinrichtung für Kinder weiter steigen wird.

Bärbel Kolpak, Fachberaterin

#### 4. Pressereferat

Das Pressereferat wurde 1991 in der Amtszeit von Superintendent Gerd-Dieter Kahlen eingerichtet. Kontinuierliche Pressearbeit wurde immer wichtiger in einer Gesellschaft, in der Kirche sich zunehmend positionieren muss. Die erste Stelleninhaberin war Susanne Bernhard, Theologin und Journalistin. Sie baute zusammen mit ihrer damaligen Assistentin Brigitte Koll das Referat auf, knüpfte Kontakte zu den einzelnen Presseorganen und half den Gemeinden beim Aufbau ihrer eigenen Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Denn auch in den Gemeinden war zu dieser Zeit ein Umgang mit der Presse noch ungewohnt. Ein vernünftiger Umgang mit den Medien schafft Öffentlichkeit und ein positives Bild in der Gesellschaft. Dies macht neugierig auf „Kirche“ und ihre Arbeit in Seelsorge und Sozialem. Ganz im Sinne von „Tue Gutes und rede darüber“.

Nach dem Tod von Susanne Bernhard im Sommer 1994 übernahm Brigitte Koll die Pressearbeit in Eigenverantwortung. Sie initiierte zusammen mit der katholischen Kirche die Kolumnen „Gedanken zum Tag“ in der Rheinischen Post Krefeld und „Zum Sonntag“ im ExtraTipp Krefeld/Kempfen. Zum Oktober 1995 wurde Frieder Fischer, Pastor im Sonderdienst und Journalist, als Pressereferent eingestellt. Das Referat beschäftigte sich zunehmend neben der „normalen“ Arbeit mit der Vorstellung personeller Veränderungen in den Gemeinden und Referaten, der Überarbeitung und Neugestaltung von Gemeindebriefen und schrieb kontinuierlich für die frühere evangelische Wochenzeitung „Der Weg“. Nach dem Weggang von Frieder Fischer im Herbst 1997 wurde Brigitte Koll offiziell Presse- und Öffentlichkeitsreferentin des Kirchenkreises. Unter anderem baute sie eine eigene Homepage auf, führte Pressegespräche zu aktuellen Themen, war – in Zusammenarbeit mit dem Berufskolleg Glockenspitze – verantwortlich für die Entwicklung des neuen Logos des Kirchenkreises, der 2003 in Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen umbenannt wurde. Im Juli 2006 ging sie in die Freistellungsphase der Altersteilzeit.

Seit August 2006 hat Bettina Furchheim, Diplom-Biologin und freie Wissenschaftsjournalistin, die Leitung des Referates übernommen. Sie wird unterstützt durch Elke Kaiser, die bereits seit 1997 im Referat mitarbeitet.

Bettina Furchheim



Abb. 16. Ev. Kirchentag in Köln 2007: Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen am „Abend der Begegnung“ vor der Präsentationswand des Kirchenkreises.

## 5. Schulreferat

Das Schulreferat besteht seit 1972 als Einrichtung des Ev. Kirchenkreises Krefeld und wurde bis 1995 von Pfarrer Arno Schefels geleitet. Es war eine Zeit, in der sich die evangelische Religionspädagogik verabschiedet hatte von dem bisherigen Konzept der Evangelischen Unterweisung, die sich inhaltlich hauptsächlich an der Vermittlung von Bibel- und Gesangbuchwissen orientierte.

Neue Konzeptionen wie der problemorientierte Religionsunterricht, der therapeutische, der hermeneutische oder der lernzielorientierte Religionsunterricht machten es erforderlich, dass die Religionslehrerinnen und Religionslehrer Fortbildungsangebote erhielten. Diese unterstützten sie darin, ihren Unterricht mehr an den Interessen der Jugendlichen zu orientieren und in diesen Unterricht anders als früher auch die Ergebnisse der theologisch-wissenschaftlichen Forschung und Exegese einzubeziehen.

Auch damals gab es schon das Problem, dass der evangelische Religionsunterricht mangels einer genügenden Zahl dafür ausgebildeter Lehrkräfte nur begrenzt erteilt werden konnte, so dass die Evangelische Kirche im Rheinland diesem Unterrichtsausfall mit zwei Maßnahmen entgegentrat: Erstens handelte sie mit dem Staat, der für die Erteilung des Religionsunterrichtes verantwortlich ist, Gestellungsverträge aus, so dass Pfarrer und Pfarrfrauen als Schulpfarrer in den Schulen arbeiten konnten und zweitens installierte sie Weiterbildungskurse, die für Lehrkräfte an-

derer Fächer zur kirchlichen Lehrerausbildung für das Fach Religion (Vokation) führten.

Das Referat ist zuständig für ca. 180 allgemeinbildende Schulen im Bereich des Ev. Kirchenkreises Krefeld-Viersen, in denen derzeit ca. 440 evangelische Religionslehrerinnen und -lehrer arbeiten. 1972 begann eine Zusammenarbeit der Schulreferenten Arno Schefels (Krefeld) und Wilfried Böhnisch (Ev. Kirchenkreis Gladbach-Neuss), die heute von beiden Referenten, Pfarrerin Christine Herling (seit 1996 Leiterin des Schulreferats Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen) und Dr. Wolfgang Petkewitz fortgeführt wird.

Abb. 17. Vokation von 18 Lehrerinnen und Lehrern aus den Kirchenkreisen Krefeld-Viersen und Gladbach-Neuss im Mai 2008. Nach einer Zusatzausbildung durch die Schulreferate dürfen sie jetzt Ev. Religion unterrichten.



Das Schulreferat ist das regionale Bindeglied der Ev. Kirche zu den allgemeinbildenden Schulen im Bereich des Kirchenkreises, den vier Schulämtern (Krefeld, Viersen, Neuss und Kleve) und der Bezirksregierung Düsseldorf. Seine Hauptaufgabe ist die Förderung und Stärkung des evangelischen Religionsunterrichts und der Lehrkräfte für Ev. Religionslehre an den allgemeinbildenden Schulen im Bereich des Kirchenkreises. Diese Arbeit geschieht in ökumenischer Offenheit. Dazu gehören:

- Durchführung von Fortbildungs- und Weiterbildungsangeboten,
- religionspädagogische und juristische Beratungsangebote für Lehrerinnen und Lehrer und für Gemeinden, sowie seelsorgliche Beratung von Lehrkräften,
- Bereitstellung von Fachliteratur (Theologie, Religionspädagogik, Pädagogik), Unterrichtsmaterialien und Medien für den Religionsunterricht zur Ausleihe in der Mediothek im Haus der Referate.

Als ordentliches Lehrfach partizipiert das Fach Ev. Religionslehre an der allgemeinen Schulentwicklung und stellt sich denselben Herausforderungen: Was ist ein guter Religionsunterricht? Welche Kompetenzen sollen Schülerinnen und Schüler im Fach Ev. Religionslehre entwickeln und jeweils am Ende der Grundschulzeit, des 10. Schuljahres oder des Abiturs erreicht haben?

Wie kann man die Theologie, die Kinder schon mitbringen, angemessen würdigen und Kindern und Jugendlichen bei der Weiterentwicklung ihrer eigenen Persönlichkeit im Hinblick auf die religiöse Dimension des Lebens Anregungen und Hilfen anbieten? Wie kann die Lebenswelt der Jugendlichen angemessen im Religionsunterricht mit den Inhalten der jüdisch-christlichen Tradition ins

Gespräch gebracht werden, so dass diese von der jungen Generation als Lebenshilfe erfahren und erkannt werden kann. Wie können Lehrkräfte Zugänge zu ihren eigenen spirituellen Kraftquellen neu entdecken und in ihr Dasein als Lehrerinnen und Lehrer integrieren? Welche Herausforderungen stellen die gesellschaftlichen Entwicklungen, die Veränderungen unserer Gesellschaft im Hinblick auf sich etablierende Gemeinschaften anderer Religionen und Weltanschauungen an den evangelischen Religionsunterricht.

Im Zuge der Entwicklung „Selbständige Schule“ ist die Kontaktpflege zu den einzelnen Schulleitungen von zunehmender Bedeutung, z. B. im Hinblick auf die Sicherstellung der Erteilung des Religionsunterrichts. Zudem wird die Zusammenarbeit von Schulen und Gemeinden (z. B. bei Schulgottesdiensten und Kontaktstunden) gefördert.

Darüber hinaus ist es wichtig, die schulpolitische, religionspädagogische, theologische und pädagogische Diskussion und Entwicklung wahrzunehmen und in Gesprächen und Veranstaltungen an die Öffentlichkeit zu gehen.

Christine Herling, Pfarrerin

## 6. Berufskollegs

### Vom Lehrling zum Auszubildenden

Über 75 Prozent aller Jugendlichen und jungen Erwachsenen eines Jahrgangs besuchen eine Berufsschule oder ein Berufskolleg! Diese Schulform steht trotzdem in der Öffentlichkeit nicht so sehr im Mittelpunkt, wenn es um „Schule“ geht. Neben der klassischen „Berufsschule“ – der schulischen Bildung in einem der 350 Ausbildungsberufe – werden in den Berufskollegs, so die heutige Bezeichnung, immer mehr Schülerinnen und Schüler in Vollzeitklassen unterrichtet. Der nachgeholte Hauptschulabschluss bis hin zur allgemeinen Hochschulreife sind Qualifikationen, die erworben werden können. Daneben gibt es eine Fülle von schulischen Ausbildungsberufen, die gefragt sind. Selbst Doppelquali-

fikationen mit einem Schul- und Berufsschulabschluss sind möglich (z. B. Erzieher/in und gleichzeitig Abitur).

Die Aufwertung der beruflichen Ausbildung zeigt sich nicht zuletzt im Sprachwandel: aus dem Lehrling der frühen Jahre ist heute der/die Auszubildende geworden. Für diese Menschen tragen Schule und Betrieb eine besondere Verantwortung. Neben den auf die Ausbildung bezogenen Fächern gibt es noch den berufsübergreifenden Bereich, in dem die Auszubildenden unterrichtet werden, u. a. im Fach Religionslehre, das als einziges durch das Grundgesetz geschützt ist. Schon immer haben Lehrerinnen und Lehrer für dieses Fach gefehlt, deswegen haben die ev. Kirchen Pfarrerinnen und Pfarrer für diesen Unterricht dem Staat in sogenannten Gestellungsverträgen zur Verfügung gestellt.

In unserem Kirchenkreis unterrichten 17 Kolleginnen und Kollegen (darunter acht Pfarrerrinnen und Pfarrer) an den Berufskollegs in Kempen, Dülken und Krefeld (vier). Es besuchen etwa 17000 Schülerinnen und Schüler diese Schulform. Als „Bindeglied“ zwischen Staat und Kirche fungiert der Bezirksbeauftragte (seit 1999: Pfarrer Uwe Kaiser), der u. a. bei der Besetzung der Berufsschulpfarrstellen mitwirkt sowie für die Lehrerfortbildung in diesem Schulfach zuständig ist.

Uwe Kaiser, Pfarrer

## 7. Gefängnisseelsorge

Christus spricht: „Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. [...] Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25, 36.40)

Wer Gefangene besucht, tritt über eine besondere Schwelle. Der Weg durch den Pfortenbereich eines Gefängnisses lässt die Trennung spürbar und bewusst werden zwischen der Welt „draußen“ und der Welt „drinnen“. Vom übrigen Leben weitgehend ausgegrenzt und der Freiheit entzogen verbringen Menschen eine Zeit ihres Lebens an einem eng umgrenzten, umfassend kontrollierten Ort, um eine Strafe zu verbüßen und befähigt zu werden, künftig ein Leben ohne Straftaten zu führen. Und doch: das Leben auf 7,5 Quadratmetern, für 23 Stunden eingesperrt und auf sich selbst geworfen, eine Stunde Freigang auf dem Gefängnishof, viele ohne Möglichkeit, einer Arbeit nachzugehen – das geht oft bis an die Grenzen der physischen wie psychischen Belastbarkeit.

Inhaftierte in dieser Ausnahmesituation aufzusuchen und sie auf diesem Lebensabschnitt seelsorglich zu begleiten, ist eines der „sieben Werke der Barmherzigkeit“ und geschieht im Auftrag Jesu. So gehört die Gefängnisseelsorge zum Kernbereich des kirchlich-diakonischen Handelns.

Christen sind überzeugt: Gott steht auf der Seite der Opfer. Doch er verlässt auch die Täter/innen nicht. Gott sagt „Ja“ zum Menschen und „Nein“ zu dessen bösen Taten. So arbeitet die Gefängnisseelsorge im Licht der Verheißung, dass Gott Sünde und Schuld vergibt und Wege zur Umkehr öffnet.

Gleichzeitig begleiten die Seelsorger/innen die Bediensteten der JVA bei ihrem schweren und oft belastenden Dienst.

Im Evangelischen Kirchenkreis Krefeld-Viersen wird die Gefängnisseelsorge hauptamtlich an den Justizvollzugsanstalten Willich 1 (für ca. 475 Männer) und Willich 2 (für ca.



Abb. 18.



Abb. 19. Justizvollzugsanstalt Willich: Seelsorge hinter Mauern

225 Frauen) sowie an den beiden Untersuchungsanstalten Krefeld und Mönchengladbach (85 bzw. 125 Männer) von drei Personen wahrgenommen. Pfarrer Michael Prietz arbeitet im Männervollzug; Pfarrer Gernot Müller betreut mit einer halben Stelle die beiden U-Haftanstalten. Die halbe Pfarrstelle am Frauengefängnis ist seit dem 1. September 2009 mit Pfarrerin Almut von Bendemann wiederbesetzt.

Michael Prietz, Pfarrer

## 8. Krankenhaus- und Altenheimseelsorge

„Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.“ (Mt 25, 36) Für Christus gehören Kranke und sterbende Menschen selbstverständlich zur christlichen Gemeinde. Gerade um ihretwillen bringt er das Reich Gottes zu den Menschen: „Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzig werden rein und Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt.“ (Mt 11, 5)

In diesem Horizont geschieht Krankenhausseelsorge. Unter dieser Verheißung begleiten Seelsorger und Seelsorgerinnen kranke und sterbende Menschen. Krankheit isoliert. Wer krank ist, fällt aus den alltäglichen Lebensvollzügen heraus, gewohnte soziale Kontakte brechen ab. Für einen schwerkranken Menschen verändert sich die Lebensperspektive dramatisch, oftmals von einem auf den anderen Tag. Und der Krankenhausaufenthalt – so sehr er dem kranken Menschen ein Raum der Hilfe ist – ist auch ein Ort, den der Kranke mit fremden Menschen teilen muss, in dem fremde Rhythmen sein Leben bestimmen, in dem er anstrengende und beschwerliche Untersuchungen und Behandlungen aushalten muss.



Abb. 20. Seelsorge ganz nah: Gottesdienst für die Kinder in der Kinderklinik im Helios Klinikum Krefeld, August 2009.

In dieser Situation wird der Besuch eines Krankenhauseelsorgers manchmal so erlebt: „Wie gut, dass Sie kommen. Jetzt weiß ich, dass Gott mich doch nicht vergessen hat.“ Diese Seelsorgerinnen und Seelsorger halten durch ihren Besuch, durch ihr Zuhören, Verstehen und Begleiten, durch Beten und Segnen für den kranken oder sterbenden Menschen eine Perspektive offen, in der die tröstende, stärkende, heilende Gegenwart Gottes erfahrbar wird, selbst dann, wenn für menschliches Ermessen keine Heilung mehr möglich ist, und sie vergewissern dem kranken oder sterbenden Menschen, dass er zur Gemeinde Jesu Christi gehört. Ein stärkendes Zeichen für diese Verbundenheit ist die Feier des Abendmahls am Krankenbett und der Gottesdienst, der in allen Kliniken und Altenheimen regelmäßig gefeiert wird.

Krankenhaus- und Altenheimseelsorge öffnet sich ebenso für die Belange der Mitarbeitenden in der jeweiligen Institution, berät und begleitet in ethischen Fragestellungen und arbeitet an vielen Projekten innerhalb der Krankenhäuser und Altenheime mit, um zum Beispiel die Sterbebegleitung zu verbessern. Ein gutes ökumenisches Miteinander ist ihr wichtig.

In unserem Kirchenkreis gibt es zurzeit neun hauptamtliche Krankenhauseelsorger und -seelsorgerinnen und zwei Altenheimseelsorgerinnen, die für ihren Dienst besonders ausgebildet worden sind. Sie haben für den jeweiligen Bereich, in dem sie arbeiten, spezielle Kompetenzen erworben, z.B. für die Psychiatrie, die Kinderklinik, das Altenheim. Krankenhauseelsorge und Altenheimseelsorge gehört unverzichtbar zum Auftrag unserer Kirche, für den sich unser Kirchenkreis stark engagiert.

Elisabeth Grube, Pfarrerin

## 9. „Gemeindedienst für Mission und Ökumene“ (GMÖ)



Abb. 21.

Dieser Dienst ist 1974 gegründet worden, damals als „Gemeindedienst für Weltmission“. Aus den Erfahrungen der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Afrika und Asien sollte die Verbindung von Kirchenkreisen in Deutschland mit Kirchen in den Ländern des Südens gepflegt werden. In der Evangelischen Kirche im Rheinland gibt es sechs GMÖ-Re-



Abb. 22. Internationale Modenschau: Eine Aktionsform, die zum Nachdenken anregt.

gionen, der Kirchenkreis Krefeld-Viersen hat die Geschäftsführung für die Regionalstelle am Niederrhein, die jetzt acht Kirchenkreise umfasst, von Kleve bis Aachen. Das Büro am Westwall 37 ist von Montags bis Freitags am Vormittag besetzt, drei Mitarbeitende sind in der Region unterwegs: Pfarrerin Angelika Steinbicker für die nördlichen Kirchenkreise, Pfarrer Christian Sandner für die südlichen Kirchenkreise und Wilson Budde-Iser als Referent für entwicklungsbezogene Bildung.

Der Anfang wurde gesetzt mit Pfarrer Rudolf Weßler, der nach 10-jähriger Tätigkeit in der Lutherischen Kirche aus Namibia zurückkam. Ziel der Arbeit war, den Kirchenkreisen und ihren Gemeinden zu helfen, „ihre missionarische Verantwortung in ökumenischer Weite wahrzunehmen“. Diese Grundlage trägt auch heute noch die Arbeit des GMÖ: zum einen die Beziehungen zu Kirchen des Südens zu begleiten, zum anderen die weltweite Verantwortung der Kirche zu thematisieren. Aus dem ersten sind in allen Kirchenkreisen Partnerschaften zu ganz konkreten Kirchenkreisen in Afrika, Asien und Lateinamerika entstanden. Da gibt es regelmäßige Begegnungen mit inhaltlichem Austausch, Partnerschaftsgottesdienste und auch die Unterstützung konkreter Projekte. In Krefeld-Viersen gibt es eine Beziehung nach Humbang auf Sumatra seit über 25 Jahren mit allem auf und ab. Aus dem zweiten hat sich eine Fülle an konkretem Engagement entwickelt von der Förderung des fairen Handels bis zu der Frage nach der Entschuldigung der ärmsten Länder.

Eine Aktionsform, die einen weiten Horizont eröffnet, ist die internationale Modenschau, verknüpft mit dem Nachdenken über die Herstellung unserer Kleidung. Es ist möglich, in das Kleid eines Menschen aus einem entfernten Land hinein zu schlüpfen und die Schönheit der bunten Vielfalt zu erleben. Gleich-

zeitig wird eine Frage eröffnet: wie leben die Menschen dieser Länder, die für uns ihre Kleidung herstellen? Welchen Lohn bekommen sie, wie sind ihre Lebensverhältnisse? Was macht die Globalisierung mit den Arbeitsplätzen in der Textilindustrie bei uns am Niederrhein? Und wer entscheidet über die Produktionsbedingungen in den Billiglohnländern? Dabei kann man viel verstehen lernen über die Zusammenhänge der Einen Welt, aber auch die eigene Verantwortung entdecken. Denn wir als Verbraucher und Kunden haben mehr Einflussmöglichkeiten, als meistens angenommen wird.

Mit solchen und anderen Themen will der GMÖ helfen, das Bewusstsein der weltweiten Ökumene zu stärken.

Christian Sandner, Pfarrer

## 10. Diakonie

Nur wenige Einrichtungen haben sich in den letzten Jahrzehnten so flexibel und wandlungsfähig gezeigt wie die Diakonie Krefeld & Viersen. In einer sich ständig verändernden Gesellschaft sind die Anforderungen an die tägliche diakonische Arbeit zahlreicher und gleichzeitig individueller geworden. Erschwerend haben sich andere Einrichtungen aus

einigen Formen der sozialen Arbeit zurückgezogen, und die institutionelle Förderung ist weniger geworden.

Gerade in solchen Krisenzeiten hat die Diakonie Krefeld & Viersen immer wieder bewiesen, welche Stärke und welch enormes Potenzial sie beherbergt. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die Menschen, die sich – im ursprünglichen evangelisch diakonischen Sinne – für die Sorgen und Nöte ihrer Mitmenschen interessieren. Egal ob haupt- oder ehrenamtlich, wer sich in der Diakonie Krefeld & Viersen einbringt, tut dies aus einer tiefen inneren Überzeugung.

Nur so lässt sich erklären, dass die Diakonie eine solche Vielzahl an Projekten federführend betreibt oder an ihnen maßgeblich beteiligt ist.

Dazu gehört beispielsweise die Gemeinwesenarbeit der Sozialen Dienste, die sich zunächst an alle Mitbürger wendet. Oder der unermüdliche Einsatz im Max-Peltner-Haus, der entlassenen Strafgefangenen eine erste, und oft die einzige Anlaufstelle bietet. Genauso wie die Bahnhofsmission, die eine einzigartige und unverzichtbare soziale Dienstleistung erbringt.

Im gleichen Maß ist die Arbeit von Robin Hood nicht mehr weg zu denken, die ehemals Chancenlosen einen Weg zeigt, wieder am Arbeitsleben teilzunehmen. Und die Schuldnerberatung, die mittlerweile in ganz Deutschland einen hervorragenden Ruf genießt. Ihrer Arbeit ist es zu verdanken, dass Tausende Menschen in Krefeld einen Weg aus der Schuldenfalle gefunden haben und mittlerweile wieder vollständig in die Gesellschaft integriert sind.

Auch der Kinderfonds bekämpft Armut und zwar auf höchst effektive und unbürokratische Weise. Diesem diakonischen Einsatz ist es zu verdanken, dass die Spirale von vererbter Armut nachhaltig durchbrochen wird. Aber auch dort, wo es nicht um rein materielle, sondern eher um psychische Notlagen geht, ist die Diakonie Krefeld & Viersen unermüdlich im Einsatz. Ihre Beratungsstellen sind Anlaufpunkt für Menschen mit Problemen in der Partnerschaft, bei der Erziehung ihrer Kinder oder in seelischen Notlagen.

In einem steigenden Maß ist die Diakonie materieller und ideeller Träger einer Vielzahl von Einrichtungen, die den Problemen einer sich verändernden Gesellschaft professionell mit Engagement und Tatkraft begegnet. Denken Sie nur an die unermüdliche Arbeit des Betreuungsvereins oder an die kompetente Beratung in allen Fragen der Kur und Erholung. Die tägliche Erleichterung für Berufspendler durch die Einrichtung der Radstation. Auch die Integrationsagentur hilft, getragen von einem evangelischen Menschenbild, Kindern und Erwachsenen mit Migrationshintergrund

den normalen Alltag erlebbar zu machen und bereichert dadurch unsere Gesellschaft.

Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie in Krefeld und Viersen stellen sich jeden Tag einer Vielzahl neuer Herausforderungen. Im Mittelpunkt ihrer Bemühungen steht dabei stets der Hilfe suchende Mensch mit seinem ganz individuellen Anspruch und seinen ganz persönlichen Problemen. Diese Arbeitsweise, die in entscheidendem Maß durch das Menschenbild geprägt ist, das der Glaube uns vorgibt, macht die Diakonie Krefeld & Viersen so erfolgreich und gleichzeitig unverzichtbar. Mehrere Tausend Hilfeersuchen pro Jahr bleiben ungehört, wenn es die Diakonie nicht gäbe.

Hannelore Heume,  
Öffentlichkeitsreferentin  
Diakonie Krefeld & Viersen

## Gemeinden

### Bracht-Breyell

Die evangelische Kirchengemeinde Bracht-Breyell besteht seit dem Jahr 1963. Ihre Ursprünge liegen aber sehr viel weiter zurück. Davon zeugt die Kirche in Bracht. Als sie im Jahre 1699 eingeweiht wurde, bestand die reformierte Gemeinde bereits seit 125 Jahren. Im Jahre 1574 wurde sie erstmals in Synodalprotokollen erwähnt. Damit gehört sie zu den ältesten protestantischen Gemeinden zwischen Rhein und Maas und blickt als „Gemeinde unter dem Kreuz“ auf eine bewegte Geschichte zurück. Heute zählt die Kirchengemeinde Bracht-Breyell gut 3000 Gemein-

# Diakonie



Abb. 23.



Abb. 24. Ev. Kirche Bracht, erbaut 1699



Abb. 25. Ev. Kirche Breyell, erbaut 1966

demitglieder und umfasst eine Fläche von ca. 45 km<sup>2</sup>.

Unsere Gemeinde soll ein „Haus aus lebendigen Steinen“ sein. Das heißt, die einzelnen Gemeinde-Mitglieder bauen mit an diesem Haus, bilden als „lebendige“ Steine die Mauern, fest verankert beim Nächsten, um Stürmen zu trotzen. Unser Glaube „verbindet“ uns, wie Zement Steine verbindet.

Der Herr Jesus Christus ist unser Grundstein. Ohne ihn haben wir kein Fundament für unser Glauben, Hoffen, Lieben. Ohne ihn ist die Baustelle Gemeinde eine Bauruine ohne Zukunft. Und umgekehrt: mit ihm wird aus totem Material lebendiger Baustein. Weil Er lebt, leben wir. Weil Er uns in sein Leben mit hinein nimmt, kann Gemeinde entstehen. Gemeinde als Ineinander und Miteinander vieler lebendiger Steine, aufgebaut auf dem Grundstein Jesus Christus.

Das Gemeindeleben ist bunt und vielfältig. Ganz unterschiedliche Veranstaltungen für jung und alt finden unter unserem Dach statt. Das reicht von Krabbelgottesdiensten über Frauen- und Männerkreis bis hin zur Altenstube.

Sonntags feiern wir jeweils einen Gottesdienst in Bracht und Breyell. Darüber hinaus gibt es über das Kirchenjahr verteilt besondere thematische Gottesdienste und Andachten. Ein wichtiger Bestandteil unserer Gemeinde ist die integrative Kindertagesstätte „Zwergenland“ in Lötsch, die von ca. 85 Kindern besucht wird.

Das Verhältnis zu unseren katholischen Schwestergemeinden vor Ort ist sehr gut.

Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das ökumenische Pfarrfest in Bracht, das wir in diesem Jahr zum 36. Mal feierten. Seit über 25 Jahren besteht in unserer Gemeinde eine Partnerschaft mit der protestantischen Gemeinde Beaucaire-Tarascon, einer Hugenottengemeinde in der südfranzösischen Diaspora.

Christoph Helbig, Pfarrer

### Kaldenkirchen

Im 17. Jahrhundert bestand die Gemeinde zu großen Teilen aus Maas-Schiffern und Einwohnern von Venlo, die von den spanischen Besatzern in den Niederlanden wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Die arbeitsorientierte und sparsame Lebensauffassung der Reformierten verhalf vielen Gemeindegliedern im 18. und 19. Jahrhundert zu Wohlstand und Ansehen, auch bei den katholischen Mitbürgern. Nach dem 2. Weltkrieg veränderte sich das Verhältnis durch den Zuzug vieler Ostvertriebener und Zoll- sowie Bahnbeamter, die aus lutherischen Gemeinden kamen. Heute ist die Gemeinde bestrebt, ein möglichst vielfältiges Gemeindeleben anzubieten.

Bei der Gemeindekonferenz 2002 wurde folgende Perspektive entwickelt: „Wir sind dazu da, mit Christus zu leben, zu sehen und zu hören, zu helfen und aufzufangen, zu beten und zu feiern und niemanden außen vor zu lassen.“

Die Gemeinde hat rund 2200 Mitglieder, wovon durchschnittlich 85 den sonntäglichen Gottesdienst besuchen. Neben Frauenhilfe, Mütter- und Männerkreis gibt es einen Kirchen-, Jugend- und Kinderchor, einen Posaunenchor sowie einen Flötenkreis. Die Mitglieder des Besuchsdienstkreises und des „Netzwerks Nachbarschaft“ kümmern sich um ältere, kranke und hilfsbedürftige Gemeindeglieder. Im Jugendheim „Spielecafé“, das als offene Einrichtung geführt wird, gibt es mannigfaltige Angebote für Kinder und



Abb. 26. Ev. Kirche Kaldenkirchen, erbaut 1672 – 1674

Jugendliche. Ein Streetworker macht mobile Jugendarbeit. Partnerschaften bestehen seit vielen Jahren zu Gemeinden im Kirchenkreis Lütten/Brandenburg, in Brasschaat/Antwerpen, Belgien, und zu der anglikanischen Gemeinde Wisbech/Ferland, England.

Manfred Wintzen

### Lobberich-Hinsbeck

Zur Zeit der Reformation gehörte Lobberich zum Herzogtum Geldern, in dem der neue Glaube wenig Anklang fand. Nach einer wechselvollen Geschichte waren ab 1703 die evangelischen Preußen die Herren in Lobberich. Ca. 140 Jahre später, also um 1840, zählt Lobberich die ersten evangelischen Christen, deren Zahl sich bis zur Jahrhundertwende auf rund 300 erhöhte. Der Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus wurde immer lauter, und so mietete man 1876 an der Ecke Steeger-Elisabeth-Straße einen Raum an, in dem bis 1885 Gottesdienst gefeiert wurde. 1884 erteilte die Königliche Regierung in Düsseldorf der evangelischen Gemeinde in Kaldenkirchen die Genehmigung zum Erwerb eines Grundstückes zum Zwecke der Bebauung in Lobberich. Das Gotteshaus in Form eines Betsaales wurde 1885 eingeweiht und verfügte über etwa 80 Sitzplätze und eine gebrauchte Orgel. Eine selbständige Gemeinde mit eigenem Pfarrer war man nicht, sondern man ließ sich von der Mutterkirche aus Kaldenkirchen und aus anderen Orten versorgen. 1894 wurden dann aber „mit Genehmigung des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten und des Evangelischen Ober- und



Abb. 27. Ev. Kirche Lobberich, erbaut 1958

Kirchenrathes sowie nach Anhörung der Beteiligten [...] die Evangelischen in der Bürgermeisterei Lobberich und Breyell des Kreises Kempen sowie in Hinsbeck des Kreises Geldern aus der Kirchengemeinde ausgepfarrt und zu einer selbständigen Kirchengemeinde Lobberich verbunden."

Am 1. Februar 1900 wurde E. Koenigs der erste Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Lobberich. Unter seiner Leitung entstand auch das erste Pfarrhaus an der Jahnstraße 34 (heute Steegerstraße).

Nach der ersten Weltwirtschaftskrise mit der Massenarbeitslosigkeit als Folge war die Gemeinde 1934 so klein geworden, dass die eigenständige Pfarrstelle aufgegeben werden musste, und Pfarrer Dr. Kaiser wurde versetzt. Erst 1946 wurde die Pfarrstelle auf Grund der zahlreichen Flüchtlinge und Vertriebenen mit Pfarrer Paul-Wilhelm Schmidt neu eingerichtet und dieser führte sie mit großem Engagement, seelsorgerischem Einfühlungsvermögen und unermüdlicher Tatkraft bis zu seinem Tod 1972. In seine Zeit fielen u.a. wichtige Beschlüsse für das Gemeindeleben der evangelischen Christen in Lobberich und Hinsbeck wie der Bau des Gemeindezentrums in Lobberich (Einweihung 1958) und der Bau der evangelischen Kirche in Hinsbeck (Einweihung 1969).

Gegenwärtig zählen zur Kirchengemeinde 3308 Gemeindeglieder. „Die Evangelische Kirchengemeinde Lobberich gründet sich im Evangelium von Jesus Christus und ist darauf aus, in einer fortwährenden Reflexion über Grundlagen Ziel und Wege der Arbeit nach Möglichkeit in jeder Altersphase Menschen –

und hier besonders junge Familien – zu begleiten und Möglichkeiten zur Begegnung zu schaffen“, lautet das Selbstverständnis der Gemeinde. Um die vier Lebensbereiche der Gemeinde in Dienst, Lebensschaft, Verkündigung und Feier herum, legen sich die „Blütenblätter“ der „Christusrose“, inwiefern die Lebensbereiche der Gemeinde versöhnend, heilend, geschwisterlich, friedlich, mit Wahrnehmung der Welt und öffentlich geschehen.

Dem Leitbild dienen u.a. Kindergarten, Kinderkirche und Kindergottesdienste. Die „Konfirmandenarbeit unter dem Regenbogen“ bezieht bereits die Viertklässler ein und arbeitet mit einem Wechsler und freiwilligen Programmteilen. Die Gemeinde nimmt die eigene diakonische Kompetenz wahr durch Veranstaltungen mit Saisonarbeitern und osteuropäischen Haushaltshilfen. Über Männer-, Frauen-, Altenarbeit, einem Gemeindechor und einem Gemeindecafé hinaus hat sich ein Förderverein die Unterstützung besonderer diakonischer Aufgaben zu eigen gemacht.

Wilfried Niederbröcker und Dr. Matthias-W. Engelke, Pfarrer

#### Grefrath-Oedt

Als der Kirchenkreis gegründet wurde, gab es die Kirchengemeinde Grefrath noch nicht. Unsere „Mütter“ Kempen und Süchteln hatten 1958 zwei Kirchen gebaut, 1962 wurde die Gemeinde gegründet. Davor wurde im Wohnzimmer von Else Schöllhammer oder

im Direktionsraum der Firma Girmes gesungen und gebetet. Die Diakonie baute 1958 ein großes Kinderheim. In Kirchen und Heim sollten die, die im Krieg alles verloren hatten, ein neues Zuhause finden.

Das Kinderheim ist längst geschlossen, diakonisches Handeln hat sich verändert, doch in Wohngruppen, Kindergarten, Pflegestation und Altenzentrum arbeiten heute ca. 300 Menschen in evangelischen Einrichtungen in Grefrath. Die beiden Kirchen sind für 3000 Gemeindeglieder ein Stück „Zuhause“, auch wenn unsere Eltern in Hamburg, Duisburg, Wuppertal und Heidelberg wohnen, die in der „Freizeitgemeinde“ Grefrath Köln es sich leben – lernen, arbeiten, einkaufen geschieht anderswo.

Im Ortsteil Oedt steht das vielleicht schönste Gemeindezentrum im Kirchenkreis (im Foto hinter der Kirche), 1996 fertig gestellt, und für 2010 haben wir die Handwerker nach Grefrath bestellt, um Kirche und Kindergarten zukunftsfähig zu machen. Das würden wir nicht tun, wenn wir uns nicht noch immer als „junge“ Gemeinde fühlen würden. Bei uns lassen sich Erwachsene taufen, und es treten schon mal mehr Menschen „ein“ als „aus“. Die Hälfte unseres Presbyteriums hat Kinder im Kindergarten. Wo und wie die einmal leben werden, wissen wir nicht. Aber wir wissen, dass 50 Jahre für „Kirche“ in Grefrath oder Krefeld-Viersen gar nichts sind. Und wir hoffen, dass unsere Kinder in der evangelischen Freiheit des Glaubens Kraft für ihr Leben finden. Und deshalb leben wir Kirche da, wo wir leben!

Hartmut Boeker, Pfarrer



Abb. 28. Ev. Kirche Hinsbeck, erbaut 1969



Abb. 29. Friedenskirche Grefrath, erbaut 1958



Abb. 30. Versöhnungskirche Oedt, erbaut 1958

## Straelen-Wachtendonk

Die Gemeinde Straelen-Wachtendonk gründete sich 1845 als Filialgemeinde von Kaldenkirchen. Initiator war ein Fabrikant aus Barmen namens Friedrich Wilhelm Steinberg. Im rein katholischen Umfeld entbehrte er den evangelischen Gottesdienst und sorgte für den Bau einer kleinen Kirche, nicht zuletzt aus eigenen Mitteln. 1845 wurde sie eingeweiht. Sie ist heute noch eine der drei Predigtstätten der Gemeinde. Die Gemeinde bestand anfangs aus ca. 30 Evangelischen. Bis zum Ende des 2. Weltkriegs umfasste sie nie mehr als 200 Gemeindeglieder, größtenteils Glieder der Gründerfamilie Steinberg und preußische Grenzbeamte. Durch Flüchtlinge und Vertriebene wuchs sie dann bis 1948 auf über 2000 an. Später zog der Autobahnbau viele Neubürger nach Straelen und Wachtendonk. Im Jahre 2009 zählt die Gemeinde 3315 Gemeindeglieder.

Flächenmäßig ist die Gemeinde sehr umfangreich. Deshalb braucht sie drei Kirchen in Straelen, Wachtendonk und Niederdorf (Herongen). Jedes Wochenende wird in allen drei Kirchen gepredigt. 2 Pfarrer/innen und zwei Prädikanten versorgen die Gemeinde. Das Pfarramt hat seinen Sitz in Straelen. Das Gemeindeleben prägt die große Entfernung zwischen den einzelnen Gemeindeteilen. Dank dem Engagement der vielen ehrenamtlichen Mitarbeiter gelingt es, eine Vielzahl von Gemeindekreisen vom Kirchenchor bis zum Altenkreis aktiv und lebendig zu gestalten. Kinder- und Jugendarbeit hat einen besonders hohen Stellenwert. Freizeitaktivitäten für unterschiedliche Altersgruppen führten von Schweden bis Südtirol. Ökumene zählt in der



Abb. 31. Johanneskirche Niederdorf, erbaut 1847



Abb. 32. Dietrich-Bonhoeffer-Kirche Straelen, erbaut 1963



Abb. 33. Jonakirche Wachtendonk, erbaut 1986

Diaspora zu den wichtigsten Aufgaben. Sie wird bei uns von beiden Seiten gepflegt.

Problemfrei lebt man auch in unserer Gemeinde nicht. Die knappen Finanzen machen manches Wünschbare nicht möglich. Wir sehen trotzdem optimistisch in die Zukunft.

Wilfried Färber

## Kempen

Schon seit der Reformationszeit gab es in Kempen evangelische Christen. Diese Gemeinde hatte allerdings nur bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts Bestand.

Die jetzige Gemeinde wurde im Jahr 1847 gegründet. Sie wurde geprägt von Beamten, die an den Niederrhein versetzt wurden, und aus einigen Kaufleuten. Durch die Ansiedlung der Firma Arnold, die viele Facharbeiter aus Württemberg mitbrachte, erlebte sie einen ersten Aufschwung. In dieser Zeit wurde im Jahre 1910 die Thomaskirche errichtet, die noch heute den Mittelpunkt eines modernen Gemeindezentrums bildet. Nach dem 2. Weltkrieg kamen viele Flüchtlinge aus dem deutschen Osten hinzu. Zu Beginn der 90er Jahre fanden russlanddeutsche Aussiedler in der Gemeinde ihre neue Heimat.

Die Gemeinde bietet vielfältige Arbeitsbereiche. Sie ist Trägerin zweier Kindertagesstätten, aber auch in Kinder- und Jugendarbeit, in der Kirchenmusik oder in Angeboten für Erwachsene und Senioren wird Gemeinschaft und Gottesnähe erfahren.

Die Gemeindekonzeption beginnt mit dem Satz: „Wir sind als Gemeinde Christi daran zu erkennen, dass wir eine spürbare und konfliktfähige Gemeinschaft sind, in der jeder aus dem Glauben heraus angenommen wird, wie er ist, in der Glaube bewegtlich gelebt, gelernt und gefeiert wird. Diese Gemeinschaft steht mitten im Leben und hat ihren Platz im Alltag der Menschen.“

Bernd Wehner, Pfarrer

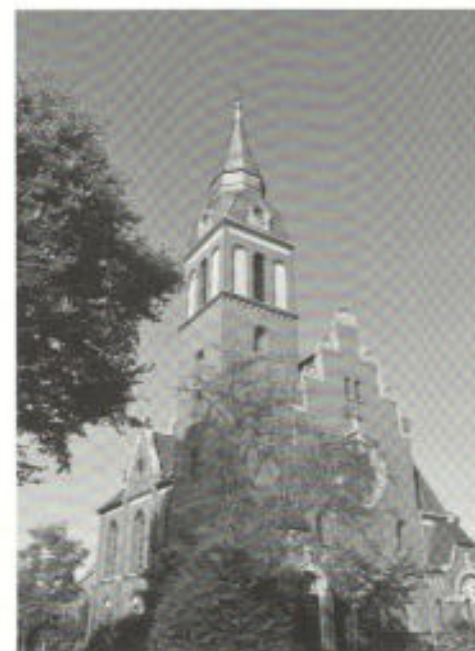


Abb. 34. Thomaskirche Kempen, erbaut 1910



## St. Hubert/Tönisberg

1945 lebten in St. Hubert gerade mal zehn Evangelische. Vier Jahre später waren es bereits 546 – und es wurden noch mehr. Es waren Menschen, die in diesem Ort nach der Vertreibung und Flucht eine zweite Heimat gefunden haben. Sie gehörten damals zur Evangelischen Kirchengemeinde Kempen. Deren Pfarrer Friedrich Fliedner setzte sich unermüdlich für eine eigene Kirche in St. Hubert ein. Er schrieb 1954 einen Bittbrief an einen schwedischen Studienfreund. Mit Erfolg: Das Holz für den Kirchbau der Schwedischen Holzkirche spendeten schwedische Christen, die in ökumenischer Verbundenheit der evangelischen Flüchtlingsgemeinde St. Hubert helfen wollten. Auch in St. Hubert war fleißig gesammelt worden. Am 19. April 1958 begannen die Ausschachtungen. Dank des großen Einsatzes von Fachleuten und vielen Ehrenamtlichen konnte die schwedische Holzkirche am 9. August 1959 eingeweiht werden. Ihr Bau ist ein herausragendes Beispiel für den Zusammenhalt von Christen unterschiedlicher Herkunft und Konfessionen.

Die Gemeinde wächst auch heute immer noch ein bisschen. Gerade durch die Neubaugelände kommen zunehmend junge Familien dazu. Die vierteljährlichen Krabbelgottesdienste sind gut besucht, die jungen Familien engagieren sich. Für die dritten und vierten Schuljahre werden Gottesdienste veranstaltet, es gibt eine aktive Jugendarbeit, auch die Seniorenarbeit wird sehr gut angenommen. Zudem gibt es Partnerschaften mit mecklenburgischen Gemeinden, mit Togo und natürlich auch mit Schweden.

Seit 1967 ist St. Hubert pfarramtlich verbunden mit Tönisberg. Die Kirchengemeinde Tönisberg entstand im selben Jahr durch Ausgliederung des Bezirks aus der Kirchengemeinde Vluyt. Sie wurde, auf Wunsch der Gemeindeglieder, aus dem Kirchenkreis Moers dem Kirchenkreis Krefeld zugeordnet. Hatte es 1961 nur 100 Evangelische in dem Dorf (bei 1480 Einwohnern) gegeben,



Abb. 35. Gustav-Adolf-Kirche St. Hubert, erbaut 1959



Abb. 36. Ev. Kirche Tönisberg, erbaut 1975

war ihre Zahl rasch angestiegen. Grund dafür waren die vielen Bergarbeiterfamilien, die zuzogen. So wurde 1968 eine kleine versetzbare Holzkirche aufgestellt, die später in Strümpf ihren Dienst tat. Denn bald reichten die Gegebenheiten der Kirche nicht mehr aus. Im Sommer 1975 konnte die neue Kirche mit Gemeindezentrum eingeweiht werden. Seitdem und auch heute wird das gesamte Zentrum inklusive dem großzügigen Grundstück mit Rasenanlage für vieles genutzt. Neben Gottesdiensten sind dies Sommerfeste, Basare, Krippenspiele, Konfirmationen, Hochzeiten, und vieles andere mehr. „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit“ steht auf dem Mittelteil der Kanzel in der Tönisberger Kirche – das sollte ausreichen als Ausblick für die nächsten Jahrzehnte.

## St. Tönis

Im Januar 1946 fand in der katholischen Kapelle des alten Krankenhauses von St. Tönis der erste evangelische Gottesdienst statt – aber WIR waren von der „Selbständigkeit“ noch Jahre entfernt.



Evangelische  
Kirchengemeinde  
St. Tönis

Unsere „Mutter“ war derzeit die Gemeinde Kempen, wir gehörten mit der Gemeinde Hüls zum zweiten Pfarrbezirk, der im Januar 1955 seine Selbständigkeit erlangte. Nach 10 Jahren hatte diese Doppelgemeinde eine Mitgliederzahl von 6500, eine Herausforderung für nur einen Pfarrer.



Abb. 38. Christuskirche St. Tönis, erbaut 1953

Wer immer da ein Einsehen hatte – WIR wurden nach einem langen Weg am 1. Januar 1965 WIR; Unser Anliegen ist der MENSCH, er oder sie, alt oder jung, groß oder klein soll sich bei uns aufgehoben fühlen, verstanden wissen, einen Ansprechpartner finden. WIR wollen nicht aufdringlich wirken, sondern einladend. WIR – das bedeutet – sich kümmern um den Menschen nebenan.

Iris Gutbrod

## Hüls

Die alten Hülserinnen und Hülser erzählen gelegentlich noch davon: Es gab eine Zeit, in der die evangelische Einwohnerschaft von Hüls ganze drei Familien groß war. Dafür gab es aber eine lebendige jüdische Gemeinde und eine Synagoge.

Erst 1964 wurde die Kirchengemeinde Hüls, die zuerst zur Großgemeinde Kempen und dann Teil der Doppelgemeinde St. Tönis/Hüls war, selbständig. Als spät gewachsene Gemeinde erhielt die Kirchengemeinde ihre erste Prägung durch den Zuzug vieler Ostvertriebener. Heute befinden sich in dem Presbyterium der Gemeinde Menschen, die ihre Wurzeln im Norden, im Süden oder im Osten Deutschlands haben. Immer noch haftet den Evangelischen in Hüls das „Hinzugekommene“ etwas an. Dies wird aber inzwischen überwiegend als Bereicherung des Ortes und des kirchlichen Lebens empfunden: Die gelebte Ökumene hat nicht nur innerkirchlich, sondern auch für alle Vereine und Organisationen in Hüls eine große Bedeutung. So predigt die/der evangelische Pfarrer/in selbstverständlich in der katholischen Osternachtsfeier. Die evangelische und die katholische Gemeinde haben seit zehn Jahren ein gemeinsames Haus, die Ökume-



Abb. 39. Kreuzkirche Hüls, erbaut 1964

nische Begegnungsstätte, und es gibt keine lokale Veranstaltung ohne die Einladung an Vertreter beider Konfessionen.

Ein besonderes Anliegen der evangelischen Kirchengemeinde ist es „Kirche im Dorf“ zu sein: nah bei den Menschen, die in Hüls wohnen und gleichzeitig weit und interessiert an der Begegnung mit Menschen anderer Konfessionen und Religionen und den Fragen der Zeit. Das Gemeindeleben gestaltet sich vielseitig und lebendig. Wichtig ist der Gemeinde, für Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen offen zu sein, weshalb viele Angebote lebensbegleitend orientiert sind.

Doerthe Brandner, Pfarrerin

#### Gemeindeverband Krefeld

Zum Evangelischen Gemeindeverband gehören sieben Kirchengemeinden: Alt-Krefeld, Friedenskirche, Krefeld-Nord, Krefeld-Op-pum, Krefeld-Ost, Krefeld-Süd, Pauluskirche.

Der Gemeindeverband Krefeld wurde, ebenso wie der Ev. Kirchenkreis, vor 50 Jahren gegründet. Seine einzelnen Gemeinden werden hier nur kurz dargestellt, da der Verband im Jahrbuch 2010 in einem ausführlicheren eigenen Beitrag zu Wort kommen wird. Am 1. April 1959 wurde die Evangelische Gesamtkirchengemeinde in vier Einzelgemeinden aufgeteilt:

- Krefeld-Ost mit den Pfarrbezirken Oppum, Bockum und Traar-Verberg-Flugplatz.
- Krefeld-Süd mit den Pfarrbezirken Luther-kirche und Fischeln-Stahldorf

- Friedenskirchengemeinde

- Alt-Krefeld mit der Alten Kirche, Pauluskirche und Lindenthal-Forstwald.

Diese vier Einzelgemeinden wurden später nochmals geteilt.

Unter den Verbandsgemeinden ist die Alte Kirche die älteste. Sie wurde bereits 1166 urkundlich erwähnt und ist seit 1607 evangelisch. Die Friedenskirche wurde 1873/1874 erbaut und 1943 durch Bomben zerstört. Zehn Jahre später, 1955/1957, wurde sie wieder aufgebaut. Aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts stammen die Lutherkirche (1900/04) und die Pauluskirche (1900/01). Die weiteren Kirchen sind jüngeren Datums und wurden meist vor etwa 50 Jahren gebaut, als durch die Vertriebenen aus den ehemaligen Deutschen Ostgebieten die evangelischen Gemeinden einen enormen Zuwachs erhielten.

Heute haben sich die Innenstadtgemeinden besondere Schwerpunkte gesetzt, wie etwa die Friedenskirche mit ihrer einzigartigen Kulturarbeit als Veranstaltungs- und Ausstellungskirche (Kulturpunkt). Andere wie die Alte Kirche und die Lutherkirche sind gerade dabei, ihre Stärken zu formulieren und als Schwerpunkte auszubauen.

Die Kirchengemeinde Alt-Krefeld umfasst die Alte Kirche, die Erlöserkirche in Lindenthal und die Johanneskirche (1960) in Forstwald. Die Johanneskirche ist idyllisch gelegen und bietet Raum für Kunstausstellungen. Die Erlöserkirche hat die „Offene Tür“ für Jugendliche. Hier gibt es Angebote für Kinder und Jugendliche durch hauptamtliche Jugendmitarbeiter. Damit wird ihnen in einem geschützten Rahmen eine sinnvolle Freizeitgestaltung ermög-



Abb. 40. Friedenskirche Krefeld, erbaut 1873/1874



Abb. 41. Thomaskirche Traar, erbaut 1956/1957

licht. So finden Kinder und junge Menschen in der Kirchengemeinde Ansprechpartner für ihre Anliegen.

Die Kirchengemeinde Krefeld-Nord ist in drei Bezirke aufgeteilt: für Traar und Elfrath gibt es die Thomaskirche (1956/57) in Traar und für Gartenstadt die Lukaskirche (1959/69). Direkt an der Thomaskirche wurde 2007 das Thomashaus als Ersatz für das provisorische Holzhaus eingeweiht. Das geräumige Gebäude bietet Platz für zahlreiche Aktivitäten wie Gemeindefeste, Jugenddisco und Konzerte und ist somit ein Zeichen dafür, dass die Gemeinde in einem Zuzugsgebiet für junge Familien liegt. In der Lukaskirche fanden in den vergangenen Jahren mehrere Kunstausstellungen statt. Einige Kunstwerke sind als Leihgabe oder Schenkung im Kirchaum dauerhaft zu sehen. Die Kirche wurde 2008 gründlich saniert. Sie bildet ein Ensemble mit dem Gemeindehaus, dem Kindergarten und der Jugendeinrichtung Dietrich-Bonhoeffer-Haus, kurz „Funzel“ genannt. Im Bezirk Elfrath wird das Gemeinsame Haus zusammen mit der katholischen Kirchengemeinde Pius XII. genutzt.

In Bockum ist die Christuskirche das Zentrum der Kirchengemeinde Krefeld-Ost. Das heutige Gemeindehaus wurde 1926/27 nach den Plänen von Arnold Esch gebaut. Es diente als Kirchaum, bis die Christuskirche von 1964 bis 1966 erbaut wurde. Sie stammt von den Architekten Ernst Fohrer und Hans H. Schneiders. Das Fensterband, der Taufbrunnen und die Wandbehänge (Antependien) wurden von Gerhard Dreher gestaltet. Die Kindertagesstätte neben der Kirche wurde 2007 zu einem der ersten Familienzentren in Krefeld.

Die Markuskirche an der Kölner Straße 480 wurde am 7. Dezember 1958 in Dienst ge-

nommen. Sie ist eine typische Vertreterin des Kirchenbaus der Nachkriegszeit, daher steht sie seit 1998 unter Denkmalschutz. Der helle Gottesdienstraum bietet etwa 300 Menschen Platz, die sich im Halbrund um den Abendmahlstisch versammeln. Durch die flexible Bestuhlung lässt sich die Kirche gut für Gottesdienste in neuer Form, aber auch als Raum für andere Veranstaltungen nutzen. Die integrative Kindertagesstätte bietet Kindern mit und ohne Behinderung individuelle Förderung.

Nach einer Bauzeit von 2 Jahren und 4 Monaten konnte am 6. Juli 1904 die Lutherkirche im Krefelder Süden eingeweiht werden. Sie war einschließlich des Orgelprospekts (Walcker-Orgel) und der Malereien bis in die Details von dem Architekten Arnold geplant worden. Als einzige evangelische Kirche hat sie die Kriege weitgehend unbeschadet überstanden. Infolge eines schweren Sturms stürzte jedoch der Turmhelm 1940 in die Kirche und wurde bei den folgenden Reparaturen nicht wieder ersetzt. Die zugehörige Kindertagesstätte „Arche Noah“ fördert besonders das interkulturelle Lernen.

Die frühere dritte Kirche im Krefelder Süden, die Matthäuskirche in Stahldorf, wurde 2005 an die griechisch-orthodoxe Gemeinde verkauft.

Die Pauluskirche wurde 1901 für den Krefelder Norden errichtet. Das Einzugsgebiet erstreckt sich von der Innenstadt bis zum Hülser Berg. Das ursprünglich im Jugendstil errichtete Gotteshaus wurde im 2. Weltkrieg stark zerstört. 1965 wurde das äußere Erscheinungsbild fast wieder hergestellt. Das



Abb. 42. Lutherkirche Krefeld, erbaut 1904



Abb. 43. Am Tiergarten, erbaut 1964

Innere wurde im Stil dieser Zeit neu gestaltet. Gleichzeitig entstand das Gemeindehaus. Ein Schwerpunkt der Gemeindefarbeit sind moderne Gottesdienste für Jugendliche und Erwachsene. Dazu gehört auch vielfältige Chorarbeit.

Die Kirchengemeinde Krefeld-Oppum umfasste die Auferstehungskirche und die Kreuzkirche. Letztere wurde 1936 erbaut und 2008 entwidmet. Das gegenüberliegende Haus Kagawa und die Kindertagesstätte bilden jetzt das evangelische Zentrum in Alt-Oppum. Die 1969 erbaute Auferstehungskirche mit Gemeindehaus versammelt jetzt die Gemeinde in der Donksiedlung zum Gottesdienst. Hier wird schwerpunktmäßig eine sehr aktive Jugendarbeit angeboten.

Neben dem Engagement für die Jüngsten in den Kindertagesstätten der einzelnen Kirchengemeinden setzt sich der Gemeindeverband in gleichem Maße für die ältere Generation ein. Er unterhält deshalb über die „Ev. Altenhilfe der Diakonie in Krefeld GmbH“ vier Altenheime im Krefelder Stadtgebiet: Am Tiergarten, Haus im Park, Westwall und Wilhelmshof sowie etwa 80 Altenwohnungen.

Volker Hendricks, Pfarrer und Vorsitzender des Gemeindeverbandes Krefeld

### Uerdingen

Der erste evangelische Gottesdienst in Uerdingen (damals zur Kirchengemeinde Friemersheim im Kirchenkreis Moers gehörig) fand am 18. Februar 1846 – dem 300. Todestag Martin Luthers – statt. Erste Versuche im

16. Jahrhundert, eine evangelische Gemeinde zu errichten, hatten nicht zum Ziel geführt. Als erster Protestant hatte der Rheinschiffer Wolter Mauritz im Jahre 1776 das Recht erhalten, sich zeitweilig in Uerdingen aufzuhalten, erst 1789 das Niederlassungsrecht. Es folgten weitere Protestanten, die sich hier niederließen. 1846 gehörten 180 Evangelische aus Uerdingen zur damaligen Gemeinde Friemersheim.

Ab 1847 versah Franz Balke als Pfarrverweser seinen Dienst in Uerdingen, bevor 1849 nach der nun offiziellen Gründung der Gemeinde – auf Grund einer königlichen Kabinettsorder – der erste ordinierte Pfarrer, Conrad Bleibtreu, eingeführt werden konnte. Er setzte sich für die Gründung einer Schule, den Bau einer Kirche und einen evangelischen Friedhof ein.

Die kleine Gemeinde (1846 waren es 180 Evangelische) entwickelte sich stetig – nicht zuletzt mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt – zu einer immer größeren Gemeinschaft: 1946 wurden ca. 5 700 Gemeindeglieder gezählt, 1955 lebten 11 552 Protestanten in der Großgemeinde, und man erwartete in den folgenden Jahren noch mehr. Viele Evangelische aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen haben sich auch hier am Niederrhein und in unserer Gemeinde niedergelassen.

Nach der Gründung der Kirchengemeinde Lank im Jahre 1971, einem Teil des südlichen Pfarrbezirks, und dem nach den Aufbaujahren



Abb. 44. Michaelskirche Uerdingen, erbaut 1964



Abb. 45. Johanneskirche Linn, erbaut 1969

nun einsetzenden Rückgang der Mitgliederzahlen bilden heute ca. 5500 Gemeindemitglieder die Gemeinde in zwei Pfarrbezirken (Uerdingen und Linn-Gellep-Stratum). Heute gibt es in der Gemeinde neben zwei Kirchen und zwei Gemeindehäusern ein evangelisches Alten- und Pflegeheim – das Haus im Park – und einen Kindergarten, Kastanienstraße 95.

Wichtige Arbeitsbereiche der Gemeinde sind seit vielen Jahren die Kirchenmusik mit verschiedenen Chören, haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden, sowie der Kindergarten, in dem seit 2008 auch zweijährige Kinder aufgenommen werden. Schulgottesdienste finden in (fast) allen Schulen in der Gemeinde statt, neben regelmäßigen Kinderbibelwochen und Gottesdienst-Angeboten für Kinder und Erwachsene.

Dieter Hudasch, Pfarrer

#### Lank

Ein Blatt am Baum mit sechs Feldern neben Wasserwellen zeigt das Siegel unserer Evangelischen Kirchengemeinde Lank. Dabei stehen die sechs Felder für die Meerbuscher Ortsteile Iverich, Langst-Kierst, Lank-Latum, Nierst, Ossum-Bösinghoven und Strümp. Biblisch erinnert das Siegel uns an Psalm 1, geografisch an unsere Lage direkt am Rhein und geschichtlich an die Verbindung zum „Baum“ unserer Muttergemeinde Uerdingen. Zu ihr gehörten die ersten evan-



Abb. 46.



Abb. 47. Kreuzkirche Lank, erbaut 1976

gelischen Christen in unserem Bereich seit Mitte des 19. Jahrhunderts. 1929 bekamen sie eine eigene kleine Kirche (Christuskirche, heute eine Ballettschule), unauffällig erbaut in einer Nebenstraße, wie ja auch andere am katholischen Niederrhein. Seit den 50er Jahren kam ein Pfarrhaus dazu. Doch selbstständig wurde die Gemeinde erst zum 1. Mai 1971, ein Jahr nach Gründung der Stadt Meerbusch, aus ehemals acht selbständigen Dörfern.

Heute dienen zweieinhalb Pfarrstellen sowie je eine ganze Stelle für Jugendarbeit und für Kirchenmusik (sowie Küster, Sekretärin und Mitarbeiterinnen im Kindergarten) dazu, das Gemeindeleben unserer ca. 5200 Gemeindemitglieder mit zu gestalten.

Die Kinder- und Jugendarbeit sowie die Kirchenmusik mit ihren vielfältigen Angeboten sind traditionell Schwerpunkte der Gemein-



Abb. 48. Versöhnungskirche Strümp, erbaut 1987

dearbeit. Daneben ist diakonisches Handeln immer wichtig gewesen, für unsere Gemeinde und Stadt u.a. organisiert in der Diakonie Meerbusch (einer Keimzelle der Zusammenarbeit der drei Meerbuscher Gemeinden). Die langjährige Begleitung und Unterstützung verschiedener diakonischer Projekte, zur Zeit etwa in Pskow/Russland und in Rumänien (in ökumenischer Zusammenarbeit) zeigt zugleich, dass der Gemeinde der Blick über den Tellerrand hinaus und die aktive Hilfe wichtig sind.

Mit baulichen Modernisierungen im Jahr 2010 wollen wir uns für die kommenden Jahre rüsten: die Kreuzkirche in Lank (erbaut 1976 als Ersatz für die zu klein gewordene Christuskirche), die Gruppenräume in der Versöhnungskirche in Strümp (erbaut 1987) und unser Kindergarten (erbaut 1971). Zur Sicherung der finanziellen Basis der Gemeindearbeit und der ökumenischen Diakonie hat die Gemeinde zuletzt zwei Stiftungen gegründet.

Die intensive Beschäftigung des Presbyteriums und vieler anderer mit dem Gottesdienst hat im Lauf der Jahre zu einer breiten Vielfalt von Angeboten neben dem Sonntagsgottesdienst geführt (vom Krabbelgottesdienst über Kinderkirche und Jugendgottesdiensten bis zu Männergottesdiensten und regelmäßigen, mittlerweile monatlichen Taizégottesdiensten). Darum wollen wir uns auch in Zukunft bemühen und damit zugleich durch nach außen wirkende Projekte (Glaubenskurse, Nacht der Kirchen usw. – auch gemeinsam mit den beiden anderen Meerbuscher Gemeinden) die Angebote unserer Gemeinde für die Menschen unserer Stadt in den kommenden Jahren vertiefen und erweitern.

Dr. Gerhard Saß, Pfarrer

#### Büderich

4900 Menschen zählen zur Evangelischen Kirchengemeinde im Meerbuscher Stadtteil Büderich. Erst 1960 konnte der bis dahin zu Düsseldorf-Oberkassel gehörende Pfarrbezirk eigenständige Gemeinde werden. Vor allem die nach dem Zweiten Weltkrieg zugezogenen Flüchtlinge aus Ostpreußen oder Schlesien ließen die evangelische Gemeinde wachsen. So wurden 1964 die Christuskirche und 1965 die Bethlehemkirche als Gottesdienst- und Gemeindestätten eingeweiht. Im Jahre 2004 wechselte die Kirchengemeinde aus dem Kirchenkreis Düsseldorf-Nord nach Krefeld-Viersen.

Das Gemeindelogo zeigt sieben Wellen mit dem Slogan „Glaube bewegt“. Diese Beweglichkeit und Lebendigkeit zeigt sich im praktischen Gemeindeleben von den jüngsten bis



Abb. 49.



Abb. 50. Christuskirche Buderich, erbaut 1964

zu den ältesten Menschen. Die Gemeinde Buderich versteht es, die beste Botschaft der Welt aus der Tradition in die heutige Situation zu bringen.

Eine Kindertageseinrichtung bildet ebenso einen Schwerpunkt wie die intensive Zusammenarbeit mit den Grundschulen, dem Gymnasium und der Gesamtschule vor Ort. Ein modernes Konzept des kirchlichen Unterrichtes und eine lebendige Jugendarbeit runden die religionspädagogische Arbeit mit Kindern



Abb. 51. Bethlehemkirche Buderich, erbaut 1965

und Jugendlichen ab und weisen gleichzeitig in eine gute Erwachsenenbildung. Die Donnerstag-Gespräche sind seit zwei Jahrzehnten ein Begriff. Innovationen in Seniorenarbeit und vielseitige Kirchenmusik dürfen nicht fehlen. Besonders wichtig ist, dass das Presbyterium der Gemeinde ein Gemeindekonzept beschlossen hat, dass die beiden Pfarrstelleninhaber (zur Zeit Pfarrerin Dr. Yvonne Brunk und Pfarrer Wilfried Pahlke) in Arbeitsschwerpunkten ihren Beruf ausüben. Dementsprechend werden nun die beiden Kirchen und Gemeindezentren eigene gesamtgemeindliche Profilierungen bekommen. Der Neubau einer Kindertageseinrichtung, verbunden mit einem Begegnungszentrum für Jung und Alt, ist in Planung. Der Bau soll im Frühjahr 2010 beginnen.

Wilfried Pahlke, Pfarrer

### Osterath

In Osterath wurden erstmals 1858 zwei Evangelische erwähnt. Damals hatte der Ort 1930 Einwohner. Am Ende des 19. Jahrhunderts siedelten sich einige Firmen in Osterath an. In deren Folge kamen auch evangelische Familien nach Osterath, ein bescheidenes Gemeindeleben entwickelte sich. In Folge des 2. Weltkriegs wuchs die Gemeinde bis Ende der 40er Jahre auf 850 Mitglieder an. 1949 wurde deshalb unter Verwendung einer alten Wehrmachtsbaracke im heutigen Rathauspark eine Notkirche mit 180 Sitzplätzen errichtet, die elf Jahre lang für Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen genutzt wurde.

Der Zuzug weiterer Evangelischer veranlasste die Evangelische Gemeinde Krefeld-Ost, in deren Bereich Osterath lag, 1960 eine neue Kirche und ein Jugendheim an der Alten Poststraße zu errichten. Die 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren geprägt durch weiteres Wachstum des Ortes und auch der Gemeinde. 1965 wurde Oster-



Abb. 52. Ev. Kirche Osterath, erbaut 1960

ath aus der Gemeinde Krefeld-Ost ausgegliedert und selbständige Kirchengemeinde.

Die hauptsächlich aus Düsseldorf zuziehenden Gemeindeglieder veränderten das Bild der bisher hauptsächlich von Vertriebenen geprägten Gemeinde. Eine evangelische Bücherei wurde eingerichtet. Neben der seit 1922 bestehenden Frauenhilfe gründete eine Gruppe bildungsbeffissener jüngerer Frauen den „actionsring frau und welt“. Der Kindergarten am Neusser Feldweg wurde gebaut, eine zweite Pfarrstelle sowie eine Stelle für Jugendarbeit wurden eingerichtet.

In den 80er und 90er Jahren prägte das diakonische Engagement die Gemeindearbeit. Eine teiloffene Jugendarbeit wurde etabliert, zusammen mit den Evangelischen Kirchengemeinden Buderich und Lank gründete man die Diakonie Meerbusch, die sich der Pflege alter und kranker Menschen sowie der Beratung von Aussiedlern und Asylbewerbern widmet.

Von 2000 bis 2006 wurde die Kirche grundsanziert – und, unter Anbau einer gläsernen Apsis, wieder in Längsrichtung bestuhlt. Neue Prinzipalstücke zieren den Kirchraum. Die Bemalung der Decke bietet mit den Glasfenstern ein abwechslungsreiches und doch harmonisches Gesamtbild. Wechselnde Ausstellungen des Projektes „Kunst in der Apsis“ akzentuieren die biblischen und theologischen Aussagen der jeweiligen Kirchenjahreszeit.

Heute hat unsere Gemeinde 3150 Mitglieder mit 1,25 Pfarrstellen und gehört dem Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen an. Wir arbeiten eng zusammen mit den anderen beiden evangelischen Gemeinden der Stadt Meerbusch. Mit der katholischen Gemeinde St. Nikolaus in Osterath gibt es seit Juli 2004 eine Partnerschaftvereinbarung, die den engen Kontakt zwischen beiden Gemeinden dokumentiert und ihn weiterentwickeln will.

Birgit Schniewind, Pfarrerin

### Emmaus-Kirchengemeinde

Die Ev. Emmaus-Kirchengemeinde ist noch jung. Am 1. Januar 1998 vereinigten sich die beiden Altgemeinden Willich und Schiefbahn-Neersen zur neuen Großgemeinde, die bis auf Anrath alle Ortsteile der Stadt Willich umfasst. Dabei konnten die beiden Altgemeinden auf eine gemeinsame Geschichte zurückblicken. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dann verstärkt durch die Flüchtlingsströme nach dem 2. Weltkrieg waren immer mehr Evangelische an den katholischen Niederrhein gekommen, so dass sich 1951 auf dem Boden der Dörfer Schiefbahn und Willich eine evangelische Gemeinde gründete. 1963 ging man als Ev. Kirchengemeinde Willich und Ev. Kirchengemeinde Schiefbahn-



Abb. 53. Auferstehungskirche Willich, erbaut 1962



Abb. 54. Hoffnungskirche Schiefbahn, erbaut 1956



Abb. 55. Friedenskirche Neersen, erbaut 1965

Neersen getrennte Wege – wobei Schiefbahn den Gemeindefeld Neersen von Anrath erhielt –, arbeitete aber über drei Jahrzehnte hinweg in den Bereichen Pfarrvertretung und Kirchenmusik eng zusammen.

Mittlerweile zählt die 1998 gegründete Emmaus-Kirchengemeinde mit ihren 8600 Gemeindegliedern und den drei Pfarrstellen zu einer der größten Kirchengemeinden im Kirchenkreis Krefeld-Viersen. Eine ihrer Besonderheiten ist ihr Name, der auf die Geschichte von den Emmausjüngern im Lukasevangelium zurückgeht. Wie die Jünger damals sieht sich die Gemeinde durch die Gegenwart des Auferstandenen gestärkt auf dem Weg durch die Zeit. Auf diesem Weg möchte sie Jung und Alt in Gottesdiensten, Gruppen und Kreisen eine Heimat des Glaubens sein. Ein Schwerpunkt stellt dabei die Kirchenmusik dar.

Doch richtet sich der Blick der Willicher Christinnen und Christen auch in die Welt. Seit 2005 unterstützt die Emmausgemeinde eine Kindertagesstätte in Namibia. Darüber hinaus beteiligt sie sich durch Spenden an einem Pilotprojekt der Ev. Kirche Namibias, das in dem Ort Omirara Menschen durch eine monatliche Grundsicherung aus Unterernährung und Armut in ein menschenwürdiges Leben zurückholt.

Joachim Schuler, Pfarrer

#### Anrath-Vorst

Unsere Gemeinde umfasst die Ortschaften Anrath (Willich) und Vorst (Tönisvorst) und besteht seit 1952. Ein Leitsatz beschreibt und weist wichtig ist: „Wir möchten Menschen ermöglichen, Jesus Christus kennen zu lernen, bei ihm ein Zuhause zu finden und gemeinsam mit anderen nach seinen Worten zu leben.“ Darin kommt bereits zum Ausdruck, dass wir die Glaubensbeziehung als eine Entwicklung verstehen; als einen Weg, auf dem wir miteinander unterwegs sind.



Abb. 56. Ev. Kirche Anrath, erbaut 1910



Abb. 57. Ev. Kirche Vorst, erbaut 1969

Dementsprechend gestalten sich die Schwerpunkte unserer Arbeit. Stichworte sind: Gott feiern – im Gottesdienst wie im Alltag; Gemeinschaft erfahren in verschiedenen Gruppen, vor allem auch in Hauskreisen; Glaubenskurse als Beginn oder Vertiefung der Gottesbeziehung; Förderung der Mitarbeit Ehrenamtlicher; Orientierung durch die Bibel und das Gebet.

Michael Striss, Pfarrer

#### Viersen

Die Evangelische Kirchengemeinde Viersen wurde als reformierte Gemeinde am 26. April 1705 gegründet. Das Leben in der Diaspora prägte die Geschichte der Gemeinde über die Jahrhunderte hinweg. Nach dem 2. Weltkrieg wuchs die Zahl der Gemeindeglieder durch die Vertriebenen aus dem Osten stark an. Damit mischten sich nach und nach auch reformierte und lutherische Traditionen. Zudem veränderten diese in der Regel lutherischen Christen das Gemeindeleben. Auch das ökumenische Miteinander mit den katholischen Christen ist für uns eine praktizierte Selbstverständlichkeit.

Die neugotische Kreuzkirche (erbaut 1877 – 1879) bildet den Mittelpunkt unseres Gemeindelebens. Erwachsenengottesdienste, Minigottesdienste für die Kleinen, Auszeitgottesdienste und eine Reihe von Andachten prägen das gottesdienstliche Leben. Schwerpunkte der Gemeindegemeinschaft sind die Kinder- und Jugendarbeit, die Kirchenmusik und die Seniorenarbeit. Zwei Kindertagesstätten (Arche Noah und Dietrich-Bonhoeffer) sowie eine Kinder- und Jugendarbeit mit gemeindlicher und offener Ausrichtung finden sich im evangelischen Gemeindehaus, Königsallee 26 und

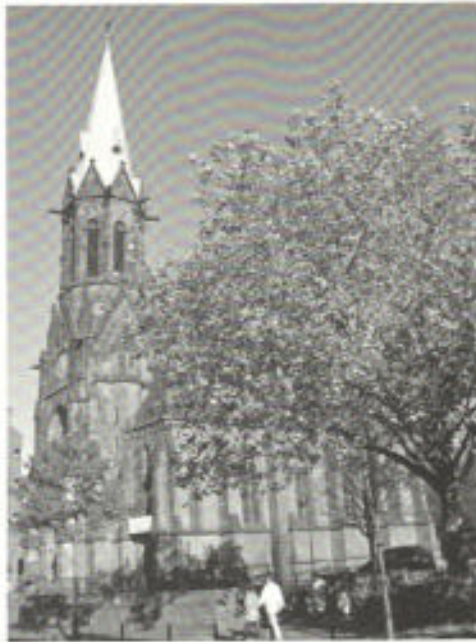


Abb. 58. Kreuzkirche Viersen, erbaut 1877 – 1879

im Dietrich-Bonhoeffer-Zentrum, Oberrahserstraße 67. Ein hauptamtlicher Kirchenmusiker prägt die Kirchenmusik der Gemeinde mit traditioneller und neuerer Kirchenmusik für Kinder, Erwachsene und Senioren. Die Seniorenarbeit in Gruppen und Kreisen nimmt traditionell breiten Raum ein. Besonders zu erwähnen sind die beiden Seniorenheime der Gemeinde „Haus Greefsgarten“ und das „Haus am Nordkanal“.

Gegenwärtig beschäftigen wir uns insbesondere mit der Neustrukturierung der Konfirmandenarbeit, der Gottesdienstliturgie und einer stärkeren Kooperation mit unseren Nachbargemeinden Dülken und Süchteln.

Hans Bretschneider, Pfarrer

### Süchteln

Im Siegel der Kirchengemeinde ist eine aufgeschlagene Bibel abgebildet und das Schriftwort Johannes 17,17 in Latein lautet übersetzt: „Gotteswort ist die Wahrheit“. Zudem stehen dort zwei Jahreszahlen: 1609 als Gründungsjahr der Gemeinde und das Jahr der Fertigstellung der Kirche 1669. Allerdings machte sich hier bereits 1560 der Einfluss der evangelischen Lehre bemerkbar. 1565/67 predigte ein katholischer Priester in seiner Pfarrkirche die neue Lehre im Sinne des Evangeliums und lud die Gläubigen zum Abendmahl in beider Gestalt ein.

Bevor die evangelischen Christen aber diese Kirche bauen konnten, mussten sie ihren Gottesdienst oft versteckt in Privathäusern

feiern, weil sie in der ersten Zeit nach der Glaubensspaltung häufig verfolgt wurden. Später errichteten sie Hauskirchen, die oft in Hinterhöfen standen, denn nur solche, versteckt liegende Kirchen – meist ohne Turm – wurden genehmigt. Im Vorderhaus wohnte dann der Prediger. Meistens war dort auch noch ein Schulraum eingerichtet. Die evangelische Kirche in Süchteln ist eine solche Hauskirche mit Nebengebäuden. Bei dem Erdbeben 1992 wurde auch die Kirche in Mitleidenschaft gezogen. Es gab große Risse über den Fenstern und der Turm verlor endgültig seine Stabilität, so dass er 2000 durch einen neuen Turm ersetzt werden musste.

Durch Flucht und Vertreibung kamen als Folge des 2. Weltkriegs mehr als 2 500 Evangelische nach Süchteln und fanden hier eine neue Heimat. Dieses Anwachsen der Gemeinde hatte die Ausgliederung des Gemeindeteils Vorst und dessen Angliederung an Anrath 1952 zur Folge. Zum 300. Kirchenjubiläum 1969 gibt das Presbyterium zu bedenken: „Ohne die Gemeinde bleibt auch diese unsere Kirche nur ein steinerner Bau, der eines Tages nicht mehr sein wird.“ An dieser Feststellung hat sich nichts geändert und nur so gibt es ein lebendiges Gemeindeleben.

Besonders hervorgehoben seien zum einen die Süchtelner Vespermusiken, die ein abwechslungsreiches Programm durch die unterschiedlichen Epochen anbieten und durch die Atmosphäre des kleinen, alten Kirchraumes etwas Besonderes darstellen. Zum anderen die Seniorenarbeit im Katharina-von-Bora-Haus und die Jugendarbeit. Das evangelische Jugendheim am Westring 27 ist eine von vielen Einrichtungen in der Stadt Viersen, die seit Jahren den Kindern und Jugendlichen vielfältige Angebote macht. Sein Motto lautet „Einer für Viele – Viele für Einen“ – kurz EVVE, so der Name des Jugendheims. Seit 2005 gibt es eine Stiftung, die dem EVVE finanziell unter die Arme greifen will. Gemeindeglieder haben sie ins Leben gerufen und sich auf die Suche nach Sponsoren gemacht.



Abb. 59. Ev. Kirche Süchteln, erbaut 1669

Damit soll die Jugendarbeit langfristig gesichert werden. Seit Februar 2009 bietet das EVVE auch eine professionelle Hausaufgabenbetreuung an. Neben der Hausaufgabenbetreuung wird im Lernhaus auch gezielte Nachhilfe angeboten. Sind die Hausaufgaben erledigt, gibt es Freizeit-Angebote: Töpfern, Holz-AG, Theater-AG und mehr.

### Dülken

Die Evangelische Kirchengemeinde Dülken wurde 1857 gegründet. Ihre Wurzeln lassen sich jedoch zurückverfolgen bis in die Zeit der Reformation. Um 1520 begannen Waldenserprädikanten die Lehren Zwinglis und Calvins zu verbreiten. In dieser Zeit war die Gemeinde allerdings immer Gemeinde im Untergrund und zahlenmäßig sehr klein.

Mit der Industrialisierung unseres Gebietes wurde sie dann aber auch zahlenmäßig größer. 1854 hatte die Gemeinde 100 Mitglieder, 1914 waren es 920 und nach dem 2. Weltkrieg und der anschließenden Vertreibung wuchs die Zahl auf bis zu 5 600 Gemeindeglieder an. Heute gibt es etwa 4 200 Evangelische in Dülken.

Die Gemeinde ist mittlerweile geprägt durch zeitgemäße Gottesdienste. In ihnen finden auch Suchende immer wieder einen Platz. Dazu trägt vor allem auch unsere Kirchenmusik wesentlich bei. Neue Lieder sind fester Bestandteil des Gemeindegewandtes, ebenso wie des Kirchen-, Posaunen- und des Gospelchors.

Schwerpunkt der Gemeinde ist vor allem die Kinder- und Jugendarbeit. Hier hat besonders die Kinderbibelwochenarbeit eine segensreiche Wirkung entfaltet. Sie findet im nächsten Jahr zum 25. Mal statt. Begonnen hat es mit 80 Kindern, seit 15 Jahren haben wir die Zahl der Teilnehmer auf 220 begrenzen müssen. Mitarbeiter/innen der Kinderbibelwoche sind dann auch oft in den Jungschargruppen des CVJM, im Vorkonfirmandenunterricht und in der Konfirmandenarbeit tätig. Zudem bietet die Kirchengemeinde Kindern und Jugendlichen in ihrem atcafe (einer Einrichtung der offenen Jugendarbeit) ein Zuhause. Über die Grenzen der Gemeinde hinweg hat die Tensing-Arbeit (Teenager Singen) Anerkennung gefunden.

Stephan Sander, Pfarrer

### Ausblick

**Superintendent Burkhard Kamphausen, seit 2009**

Am Ende des ersten Jahrzehnts dieses 21. Jahrhunderts nennen Stichworte wie z.B. „Säkularisierung“, „Globalisierung“, „demographischer Wandel“ die aktuellen Chancen, Aufgaben und Herausforderungen auch für



Abb. 60. Ev. Kirche Dülken, erbaut 1964

den Evangelischen Kirchenkreis Krefeld-Viersen.

Der Protestantismus am Niederrhein befindet sich nach wie vor in einer Diasporasituation, die jedoch zunehmend nicht mehr durch einen konfessionellen Gegensatz geprägt ist, sondern durch die fortschreitende Säkularisierung der gesamten Gesellschaft.

Schritte zur Vertiefung der ökumenischen Weggemeinschaft erweisen sich darin als unumkehrbare Notwendigkeit, vor allem, um aus den gemeinsamen Wurzeln und der Vielfalt der Glaubensformen der Welt die Einheit des Evangeliums zu bezeugen. Die Ökumene, d.h. die Bezeugung der Einheit der Christinnen und Christen, bleibt Kernaufgabe kirchlicher Arbeit, gerade in Zeiten, in denen die ökumenische Aufbruchstimmung und die dabei gemachten guten Erfahrungen entweder als Selbstverständlichkeit angesehen werden oder man meint, durch Abgrenzung und Profilierung der eigenen Konfession die Arbeit am Reich Gottes befördern zu können.

Die Erinnerung an den 500. Geburtstag von Johannes Calvin im Juli 2009 hat u.a. deutlich gemacht, wie eine Kirchenordnung, die ohne „obrigkeitliche Hilfe“ auskommt, in der Lage ist, gerade in sich immer wieder verändernden gesellschaftlichen Bedingungen die Gemeinden und die Gemeinschaft der Kirche bei der Verkündigung und der Praxis des Zuspruchs und Anspruchs Gottes zu halten. Gerade in unserer Region gehört dies zu den guten Erfahrungen der Kirchengeschichte. Dabei darf die Hochschätzung der presbyterial-synodalen Ordnung jedoch nicht zur Pflege eines Prinzips werden, sondern soll

die Grundaufgabe erfüllen helfen: in den Gemeinden das Evangelium rein zu verkündigen und die Sakramente recht zu verwalten und sie so alle in der Gemeinschaft der Kirche zusammen zu halten.

Auf diesem Hintergrund werden die Gemeinden des Kirchenkreises beides weiter zu gestalten haben: einerseits die Selbständigkeit, ihre Angelegenheiten zu regeln und ihre kirchlichen Aufgaben zu erfüllen, andererseits dies nur in Gemeinschaft mit den Gemeinden ihrer Nachbarschaft, ihrer Region und ihres Kreises koordiniert und kooperierend leisten zu können. Eine gemeinsame Konzeption für



Abb. 61. Superintendent Burkhard Kamphausen

diese im Wortsinn synodale Entwicklung bietet dafür eine Grundlage.

Wir sind eingebunden in weltweite Verflechtungen. Die Fortführung und Intensivierung bestehender Partnerschaften trägt dem in unserem Bereich Rechnung. Die Kirche ist seit Anbeginn ein „global player“. Daraus folgen Handlungsnotwendigkeiten z.B. im ökonomischen, sozialen oder ökologischen Bereich vor Ort, denen sich Kirchenkreis, Gemeinden und Einrichtungen stellen.

Der „demographische Wandel“ sagt eine zunehmende Veralterung unserer Gesellschaft voraus mit Konsequenzen, die bis in konkrete Veränderungen des Alltags („Alt-Tags“) führen und Auswirkung haben auf Mobilität, Kommunikation und beispielsweise die Gestaltung und Ausstattung von Gebäuden.

Aber auch das Zusammenleben der Menschen verändert sich, verschiedene Generationen sollen beieinander gehalten werden, Erfahrungen und Traditionen sollen nicht verloren gehen, sondern erhalten werden. Es gilt, Altes zu bewahren und Neues zu wagen.

Zu diesem Wandel gehören auch Veränderungen im Berufsbild der kirchlichen Mitarbeiterschaft, vor allem der Pfarrerinnen und Pfarrer. In den nächsten Jahren werden die Gemeinden wegen fehlenden theologischen Nachwuchses zunehmend Mühe haben, ihre Pfarrstellen zu besetzen. Viele inzwischen etablierte Arbeitsbereiche werden zur Disposition stehen. Kollegialität, Kooperation werden zu intensivieren sein. Die Erkenntnis, dass auch jenseits der eigenen Gemeindegrenzen und in anderen als den gewohnten Arbeitsbereichen (Funktionen) die Kirche Jesu Christi lebt, wird eine der Grundvoraussetzungen sein, die Chancen, die darin liegen zu nutzen.

Die Gemeinden und Einrichtungen und auch der Kirchenkreis vertrauen darauf, dass auch am Beginn des dritten Jahrtausends der Herr seine Kirche baut und erhält. Mit dieser Gewissheit wollen wir die Gaben und Talente, die uns anvertraut sind, einsetzen zum Besten der Menschen und zur Ehre Gottes.

Superintendent Burkhard Kamphausen

Texte: namentlich gekennzeichnet, Burkhard Becker (Chronik), Bettina Furchheim

Quellen

„Geschichte des Evangelischen Kirchenkreises Gladbach (1817 – 2000)“, Johannes Grasdorf, B-Verlag Titz-Rödingen, 2003

„400 Jahre Evangelische Gemeinde Krefeld“, Gesamtverband Ev. Kirchengemeinden Krefelds, 1960

„Gemeindebuch des Kirchenkreises Krefeld“, Synodalkonferenz des Kirchenkreises Krefeld, 1964

„rheinweiber“, Nr. 21, November 2008, Frauenreferat der Ev. Kirche im Rheinland, Düsseldorf



# Kirchengerät niederrheinischer und kölnischer Goldschmiede nach Entwürfen von Friedrich von Schmidt

von Ernst Coester

Am 28. Dezember 1856 bat der bekannte Kunstschriftsteller Kaplan Dr. Franz Bock, der sich damals in Wien aufhielt, um den Krönungsornat der deutschen Kaiser aufnehmen zu lassen und in einem Werk herauszugeben, in einem Brief den mit Krefeld als Architekt neugotischer Kirchen eng verbundenen Werkmeister am Kölner Dom Friedrich (v.) Schmidt, ihm einige seiner „Entwürfe zu Altären, Kirchen, Goldschmiedesachen, Profanbauten“, wie er sie gerade in Pausen vorrätig hätte, zu übersenden. Bock, der mit Schmidt befreundet war, leistete damals nebenher bei der sich anbahnenden Berufung Schmidts nach Österreich wichtige diplomatische Hilfsdienste.<sup>1</sup>

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die rheinischen Goldschmiede infolge der Praxis, Kirchengerät in klassizistischem beziehungsweise barock-klassizistischem Stil – teilweise mit verspielten gotisierenden Details – auszuführen, meistens noch nicht in der Lage, solches Gerät wie ihre 450 Jahre früher lebenden Berufskollegen unter genauer Beachtung der architektonisch-konstruktiven Grundformen der hochgotischen Kunst des Mittelalters zu konzipieren und im Stil einer strengen, konsequenten Gotik anzufertigen, wie er seit 1842 beim Ausbau des mittelalterlichen Kölner Domes als feste Norm durchgezogen wurde. Sie waren daher auf Entwürfe von Architekten angewiesen, die diese Fähigkeit, zum Beispiel aufgrund ihrer Ausbildung in der Kölner Dombauhütte, besaßen. Mit diesem Sachverhalt stimmt ein Erlass des Kölner Weihbischofs und Generalvikars Johann Baudri vom 28. März 1855 (Erlass Nr. 24) überein, in dem dieser fordert, bei der „Anfertigung neuer Kirchen-Gefäße, welche zum Gottesdienste gebraucht werden, insbesondere der Kelche, Ziborien, Monstranzen, Ostensorien, Rauchgefäße usw. [...] ganz besonders streng die altkirchliche Form derselben, wie sie namentlich im Mittelalter in den schönsten [...] Mustern sich entwickelt hat, festzuhalten“ und dass es nötig sei, „dass eine Zeichnung von einem bewährten Künstler angefertigt oder ausgewählt werde, welche diesen Anforderungen entspricht und dem Kunstarbeiter zum Muster dient.“<sup>2</sup> Als Zeichner und Lieferanten solcher Entwürfe für Goldschmiede – die häufig „Goldarbeiter“ genannt wurden – werden in der einschlägi-

gen kunsthistorischen Forschung wiederholt die aus der Kölner Dombauhütte hervorgegangenen Neugotiker Vincenz Statz, Friedrich von Schmidt, Hugo Schneider sowie der zeitweilige Mitarbeiter Schmidts und bedeutende Architekt Heinrich Wiethase erwähnt. Erst 33 Jahre später glaubten maßgebliche Stimmen, es sei nun an der Zeit, dass Architekten auf diese Entwurfstätigkeit für andere Kunstzweige wie zum Beispiel die Glasmalerei und Goldschmiedekunst verzichteten und „[...] deren berufsmäßigen Vertretern nicht nur die Ausführung, sondern auch Erfindung und Entwurf 'möglichst' überlassen sollten, zumal wenn letztere sich in beständiger Berührung mit den besten alten Vorbildern behaupten [...]“.<sup>3</sup>

## Monstranzen und Ostensorien

Für den Neugotiker, ob Architekt oder Goldschmied, galt in den Jahrzehnten nach dem Beginn der Vollendung des Kölner Domes die Maxime, dass sein Werk zwar mit schöpferischem Geist entworfen und von durchaus eigenen Ideen durchdrungen sein müsse, aber dennoch ganz so zu bauen beziehungsweise zu gestalten sei, wie es auch ein mittelalterlicher Baumeister oder Goldschmied hätte erbauen oder ausführen können. So entstanden schon einige Jahre vor dem erwähnten Erlass Baudris hier und da Kirchengeräte, die diesen Forderungen in hohem Maße entsprachen. Hierzu gehört eine nach „einer Zeichnung Friedrich von Schmidts (Historisches Museum Wien)“ geschaffene Monstranz in St. Dionysius in Krefeld.<sup>4</sup> Die schlanke Turmmonstranz wurde nach Ausweis einer eingravierten Inschrift von dem Krefelder Gold- und Silberarbeiter<sup>5</sup> Franz Xaver Dutzenberg sen. 1852 angefertigt; dabei hat er „kleine Veränderungen gegenüber der Vorlage“ vorgenommen.<sup>6</sup> Im ganzen erkennt man hinter ihr das Vorbild der untereinander eng verwandten Turmmonstranzen von Kempen, Hochelten und dem Bonner Münster, die zu den hervorragendsten niederrheinischen Goldschmiedearbeiten des frühen 15. Jahrhunderts zählen. Abweichend von diesen stehen jedoch die Statuetten der beiden heiligen Patrone, Dionysius und Barbara, nicht in den unteren fensterartigen Arkaden der das Schaugefäß begleitenden Strebepfeiler-



Abb. 1. Krefeld, St. Dionysius. Monstranz

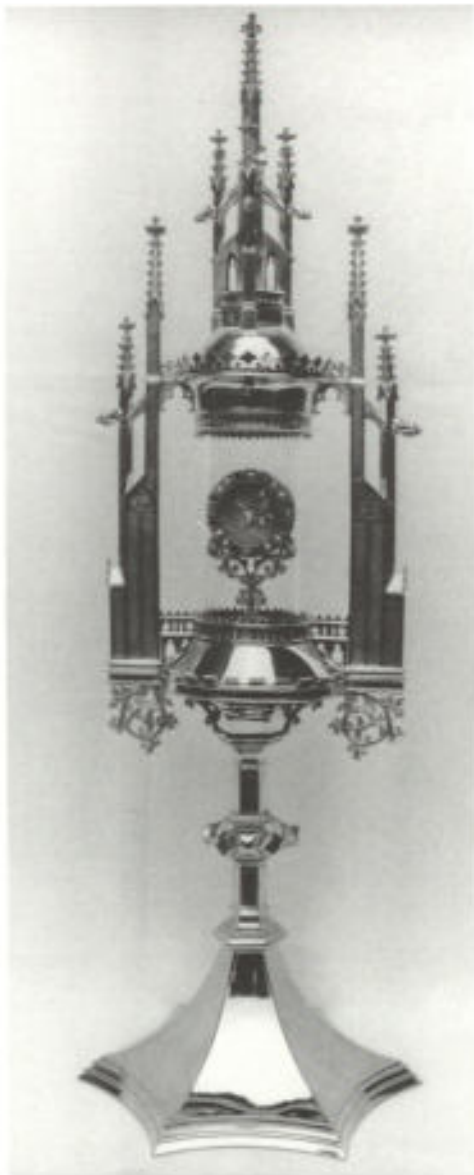


Abb. 2. Immerath, St. Lambertus. Reliquiar

architektur, sondern um ein Geschoss höher auf der Ebene der Lunula, in der die Hostie befestigt wird. Der Ständer der Monstranz – Fuß, Schaft und Trichter – besteht durch die Vielzahl seiner glatt belassenen, kantig aneinander grenzenden Flächen, in die auf dem Fuß sparsam, aber wirkungsvoll kleine Vierpassblenden eingetieft sind, was der typischen Vorliebe Schmidts für klare, durch Einfachheit ausgezeichnete Formen entspricht. Jedoch hat der Entwerfer für den Fuß nicht eine gotische Monstranz, sondern einen gestuften barocken Sechspassfuß, wie er bei Kelchen (und Monstranzen) des 17. Jahrhunderts vorkommt, zum Vorbild genommen und ihn radikal vereinfacht und gotisiert. Ein barockes Motiv – das aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch sehr häufig auftritt – sind auch die beiden, Christus anbetenden, knienden Engelfigürchen zu Seiten des Schau-

gefäßes, dessen Zentrum der in der Hostie gegenwärtige Leib Christi einnimmt. Sie gehen auf G. Lorenzo Berninis großen Altar der Sakramentskapelle des Peterdomes zurück. Dagegen zeigen die drei erwähnten gotischen Monstranzen des 15. Jahrhunderts an Stelle dieser adorierenden Engel ein frontal stehendes Engelpaar mit Leuchtern, Musikinstrumenten oder den Leidenswerkzeugen Christi in den Händen.

Die Hand eines Baumeisters als Schöpfer des Entwurfs lässt sich unschwer aus der Gestaltung eines silbervergoldeten, 46 cm hohen Reliquienostensoriums der Pfarrkirche St. Lambertus in (Erkelenz-) Immerath erkennen, das laut Meisterzeichen und zusätzlich noch eingravierter Inschrift Heinrich Steenaerts, Goldarbeiter<sup>7</sup> und Juwelier in Aachen, 1854 angefertigt hat. Im ganzen folgt das Reliquiar für die vor 1850 direkt aus Lüttich erworbene Reliquie dem Vorbild kleinerer Ostensorien oder Monstranzen der Gotik. Laut einem Inventar der Pfarrkirche war Friedrich von Schmidt der Entwerfer.<sup>8</sup> Schon die gezielten Vereinfachungen – der glatte Sternfuß und Schaft, die klare, blockhafte und doch gegliederte Form der beiden die Kuppel des Schaugefäßes seitlich abstützenden gestuften Strebpfeiler, die oben in Fialen und Strebebögen gipfeln – sind charakteristische Merkmale von Schmidts Neugotik. Typisch für ihn ist auch die rational durchkonstruierte und zugleich romantisch wirkende Architektur des Turms über der Kuppel: Er besteht aus vier auf kreuzförmigem Grundriss gegenüber gesetzten Strebpfeilern mit spitzbogigen Durchgängen, durch die ein Laufgang wie ein kleiner Balkon rings um den Turm geführt ist. Nach oben hin lösen sich die Strebpfeiler in Fialen und Strebebögen auf. In dieser den herausragenden Neugotiker verratenden Turmarchitektur bereitet sich vor, was Schmidt acht Jahre später bei einer profanen Goldschmiedearbeit, dem von den Wiener Goldschmieden Brix & Anders ausgeführten Ehrenpokal der Stadt für den Historiker A. Camesina,<sup>9</sup> noch steigerte, wobei er am Deckel dieses Pokals offenbar Architekturdetails vom Deckel des mittelalterlichen Turmziboriums der Stadtpfarrkirche St. Marien in Kempen wiederholte.

Im Jahr 1857 folgte ein Ostensoriumentwurf für den aus Erkelenz stammenden Aachener Goldschmied H. J. Viethen.<sup>10</sup> Er soll weiter unten im Zusammenhang mit einem Kelch, den Viethen ausgeführt hat, nochmals erwähnt werden. Einen ähnlichen Sternfuß wie bei dem Ostensorium in Immerath entwarf Schmidt auch für das 1855 durch Franz Bock aus Italien nach (Krefeld-) Hohenbudberg zur Verwendung als Altar- und Vortragekreuz vermittelte Messingkreuz, das als „Hohenbudberger Kreuz“ bekannt ist.<sup>11</sup> Über dem Fuß umgab er den Ansatz des Schaftes mit einer kleinen spitzbogigen Arkatur, zwischen deren Arkadenbögen sich zinnenbekrönte Wehrtürmchen erheben.

In der Zeit vom Januar 1858 bis zum Januar 1859 wurden zwei weitere neugotische Monstranzen nach Vorzeichnungen von Schmidt bei Goldschmieden in Auftrag gegeben. Er hat sie wohl noch in seiner rheinischen Schaffensperiode, das heißt vor seinem Eintritt in den österreichischen Staatsdienst im Frühjahr 1858 entworfen. Eine dritte Monstranz folgte erst in den sechziger Jahren. Den Auftrag zu der ersten veranlasste der Pfarrer der nach Plänen von Ernst Friedrich Zwirner 1857 – 59 als imposanter Neubau „im Rundbogenstil“ errichteten Kirche St. Audomar und Michael in Frechen, Franz Anton Neukirchen, im Laufe des Jahres 1858 bei einem ungenannten Goldschmied.<sup>12</sup> Die Ausführung zog sich, wie bei allen handgefertigten Silber- und Goldschmiedearbeiten, offenbar über längere Zeit bis 1861 hin. Dabei war mit kleinen Ab-

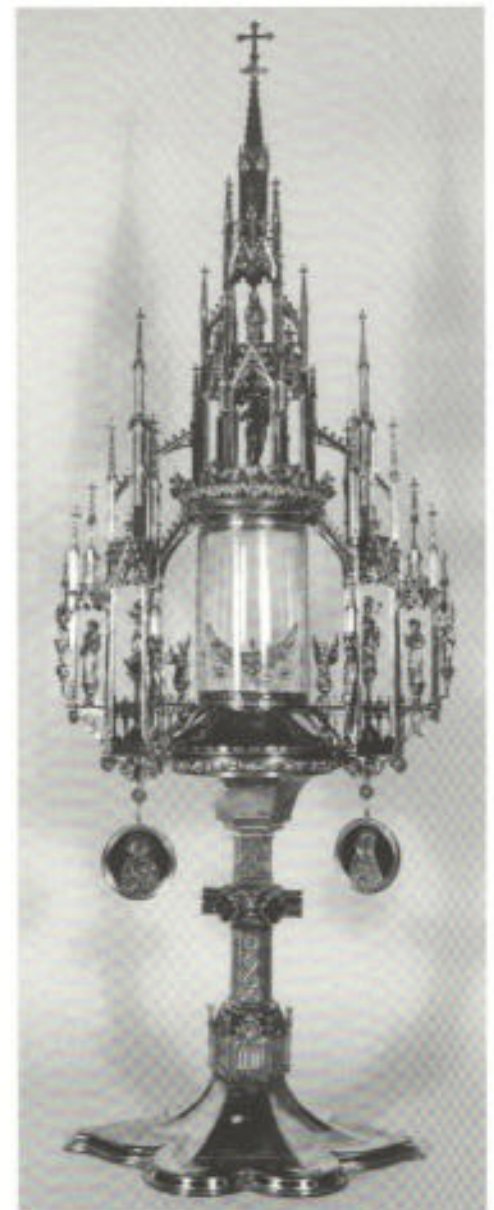


Abb. 3. Frechen, St. Audomar. Monstranz

weichungen von der Vorzeichnung zu rechnen. Sowohl der Fuß, Schaft und Trichter als auch der Aufbau der Monstranzen pendelten sich nun auf bestimmte Charakteristika ein. Schmidt führt nach mittelalterlichen Vorbildern den seitlich geschweiften Sechspassfuß ein. Der Trichter, der den Aufbau trägt, wächst dagegen nicht, wie im Mittelalter üblich, aus dem Schaft hervor, lediglich durch einen Schaft ring optisch von ihm abgegrenzt, sondern hat, was schon bei der Krefelder Monstranz der Fall war, die Breite einer Konsole, der Schaft das Aussehen einer Säule, die die Konsole trägt. Der Schaft der Frechener Monstranz erhielt die Form einer einfachen Sechskantsäule, die mit geometrischen Rauten- und Vierpassornamenten gemustert ist. Über dem Fuß umgab Schmidt nach dem Vorbild mittelalterlicher Monstranzen den Ansatz des Schaftes wie bei dem Hohenbudberger Kreuz mit einem kleinen Zentralbau, zwischen dessen Maßwerken Strebe Pfeiler mit zinnenbekrönten Wehrtürmchen stehen. Auf dem Trichter erhebt sich, stufenweise nach rechts und links breit ausgreifend, ein streng durchkonstruierter gestaffelter Architekturaufbau in den Formen der Kölner Domgotik, bei dem das Prinzip der gotischen Baukunst, die Auflösung der Masse, konsequent verwirklicht ist: Beiderseits des Schaugefäßes und über ihm sind Strebe Pfeilergruppen von äußerster Schlankheit und feingliedrige Fialen so angeordnet, dass sie nur mit Hilfe der zwischen ihnen eingespannten Strebebögen, zierlich-luftigen Baldachine und Wimperge ihre Standfestigkeit statisch sichern. Unter den Baldachinen stehen zu Seiten des Schaugefäßes die Figuren der beiden Kirchenpatrone sowie der Namenspatrone von Pfarrer Neukirchen, über ihm im Turm Christus und Maria. Von den sechs kleinen Engelfiguren auf der Ebene des Schaugefäßes sind die beiden mittleren kniend in dem weiter oben erwähnten barocken Anbetungsgestus dargestellt, ein Motiv, das die Neugotik jedoch bald danach aufgibt. Die flächige Ausbreitung des Monstranzaufbaues durch seitlich außen auf Vorkragungen stehende Strebe Pfeiler geht auf das Vorbild von Monstranzen der Spätgotik des 16. Jahrhunderts zurück und hatte nach Schmidts Frechener Monstranz noch eine lang anhaltende Tradition in der Neugotik.

Friedrich von Schmidt hat für den aus Erkelenz stammenden Aachener Goldschmied Reinhold Vasters,<sup>13</sup> der ein bedeutender, für den Kunsthandel tätiger Nachahmer mittelalterlicher Meisterwerke seines Faches war, ein Altarkreuz entworfen. Ferner soll er für ihn Monstranzen entworfen haben.<sup>14</sup> Wie Norbert Jopek behauptet, ist eine von Vasters für die 1860 bis 1862 im Rundbogenstil beziehungsweise frühen neuromanischen Stil erbaute Lambertuskirche in (Erfstätt-) Bliessheim geschaffene neugotische Monstranz nach einer Vorlage von Schmidt ausgeführt worden.<sup>15</sup> Da diese im Jahr 1867 vollendete, 78 cm hohe Monstranz in den Grundzügen



Abb. 4. Köln, St. Andreas, Monstranz

ihrer Form äußerst weitgehend mit derjenigen von Frechen (Höhe 75 cm) übereinstimmt, dürfte ihr tatsächlich ein Entwurf des inzwischen nach Österreich berufenen Meisters zugrunde gelegen haben, zumal die Bliessheimer Kirche ebenfalls in Anlehnung<sup>16</sup> an den Frechener Kirchenbau konzipiert worden ist. War sie doch das Werk eines Zwirner als Regierungsbaurat subordinierten Architekten, nämlich des Kölner Landbaumeisters Robert Cremer.

Nach der Frechener Monstranz hat Schmidt noch in den fünfziger Jahren eine 89 cm hohe silbervergoldete Turmonstranz für die Pfarrkirche St. Andreas in Köln entworfen, die nach der Auftragserteilung vom 14. Janu-

ar 1859 an die Kölner Goldschmiede Werner und Gabriel Hermeling<sup>17</sup> von diesen in dreieinhalbjähriger Arbeit angefertigt wurde.<sup>18</sup> Da Schmidt seit Ostern 1858 Professor an der Kunstakademie im habsburgischen Mailand war und sich dort erst einmal einleben musste, dürfte er den Entwurf schon Anfang 1858 in Köln gezeichnet haben. Sieht man davon ab, dass die Monstranz aufs prächtigste mit Edelsteinen, Maleremails und einer Fülle von Figuren und Figürchen geschmückt ist, so haben der Fuß und Trichter die schon weiter oben beschriebene Gestalt, der Schaft die einer gedrehten Säule mit breiten, kantigen Kanneluren und der Aufbau die einer überreichen Turmarchitektur in den Formen der Kölner Domgotik. Letzteren umgibt eine durch einen Zinnenkranz als Pars pro toto angedeutete Wehrmauer. Wie bereits mehrfach erwähnt, waren Zinnenkränze ein beliebtes Motiv an den Werken des Meisters. Infolge nachträglicher Veränderungen, die Gabriel Hermeling später ausführte, unter anderem eine „Ergänzung“ am Fuß, ist die Monstranz jetzt 8 cm höher. Durch ihre Anschaffung und die Bestellung Schmidts zum Entwerfer wollte man offenbar mit einer anderen bedeutenden Monstranz konkurrieren, die nach 1855 bis 1858 für das St. Quirinsmünster in Neuss nach einer Vorzeichnung von Vincenz Statz durch den Neuss-Kölner Goldschmied Leonhard Schwann angefertigt worden war.<sup>19</sup>

## Kelche

Mit einem Messkelch in der St. Marienkirche in (Willich-) Neersen, den der Krefelder Gold- und Silberarbeiter<sup>20</sup> Wilhelm Jakob Mertens ausführte, entwarf Schmidt bereits 1851 eine interessante Goldschmiedearbeit,<sup>21</sup> Dies und der Anlass der Entstehung gehen aus zwei Platten mit lateinischen Inschriften auf dem Fuß beziehungsweise unter dem Fuß des Kelches hervor. Die letztere lautet zu Deutsch: „F. Schmidt, Meister (oder: Obermeister) der Maurer der Kölner Metropolitankirche, gab Anweisung, dass ich in dieser Form durch J. Mertens, Silberschmied zu Krefeld, ausgeführt wurde.“<sup>22</sup> Die erstere, die zugleich das Konsekrationskreuz des Kelches einrahmt, lautet: R. D. R. Ohoven p. v. L. bono past. d. d. paroch. Neersensis MDCCCLi“. Das bedeutet zu Deutsch: „Dem Hochwürdigen Herrn Reiner Ohoven, durch fünf Jahre ein guter Hirte, gab (mich) die Neersener Pfarre 1851 zum Geschenk.“<sup>23</sup> Pfarrer Johannes Reiner Ohoven, der aus Erkelenz stammte, war 1826 zum Priester geweiht worden,<sup>24</sup> er erhielt das Geschenk also zu seinem Silbernen Weihenjubiläum. Der Kelch ist in einem kraftvollen, der frühen Hochgotik verpflichteten Stil gehalten, wie der solide Sechspassfuß mit gekehltem, durch einen Rosettenfries belebten Rand, der stämmige sechsseitige Schaft und die gewölbte Kupa zeigen. Singular sind die an frühgotisches Plattenmaßwerk erinnernden Formen und durchbrochenen Verzierungen auf dem wie aus behauenen Werksteinen



Abb. 5. Neersen, St. Mariä Empfängnis. Kelch



Abb. 6. Neersen, St. Mariä Empfängnis. Fuß und Knauf des Kelches

gefügt Rhombenknauf und auf den Passfeldern des Fußes. Einen Kelch von dieser Form dürfte noch keiner zuvor entworfen haben.

Ein Kelch, in welchen 1856 der aus Erkelenz stammende Aachener Goldarbeiter<sup>25</sup> Heinrich Joseph Viethen das in dem Standardwerk von Clasen nicht vorkommende Meisterzeichen „H. VIETEN Cie“ und dazu die Marken „12“, „ACHEN“ (!) eingestempelt hat, befindet sich im Besitz der Hl. Kreuz-Kirche in (Erkelenz-) Keyenberg. Die dortige Pfarrgemeinde verehrte den Kelch nach einer eingravierten Inschrift in diesem Jahr ihrem seit 25 Jahren amtierenden Pfarrer Clemens Joseph Holzzapfel als Geschenk. Der sechsspaltige Fuß zeigt auf den Passfeldern, von Blattwerk umrankt, Medaillons mit den sorgfältig gravierten Darstellungen der Namenspatrone des Pfarrers, des hl. Urbanus, der zweiter Pfarrpatron ist, und der hl. Maria, Sebastian und Franz Xaver. Der Schaft besitzt eingetiefte Maßwerkfenster, die mit blauem Email hinterlegt sind, und an seinem unteren und oberen Ende grüne und rote kugelige Halbedelsteine. Die Kelchkuppa ist streng konisch geformt.

Friedrich von Schmidt war mit der alten Pfarrkirche von Keyenberg in vielerlei Weise durch Entwürfe für eine Erneuerung ihres südlichen Seitenschiffes und später für die bedeutende Erweiterung der mittelalterlichen Kirche sowie durch die Bekanntschaft mit dem Per-

sonenkreis um Franz Bock eng verbunden. Leicht ließe sich nachweisen, dass diese Verbindungen spätestens seit 1854 bestanden. Daher verwundert es nicht, dass gerade in dem Jahr, in dem die Kirchengemeinde durch Viethen den Jubiläumskelch für den Pfarrer machen ließ, Schmidt laut dem von Erwin Neumann aufgestellten Verzeichnis seines zeichnerischen Nachlasses an Viethen, für den er mehrfach Vorlagen schuf, die Skizze zu einem Kelch geliefert hat.<sup>26</sup> Mangels einer Reproduktion der Skizze kann in dem vorliegenden Beitrag nicht beurteilt werden, ob es sich bei ihr um den für den Jubilar anzufertigenden Kelch handelt. Jedenfalls passt der Kelch, dessen Fuß, Schaft und Kupa in der Zeit um 1860 auch bei Kelchen anderer niederrheinischer Goldschmiede als Teilstücke unabhängig voneinander ähnlich anzutreffen sind, durch die besondere Gestaltung des Knaufes auffallend zum Stil Friedrich von Schmidts. Kehren doch an seiner Ober- und Unterseite zwischen krausem Weinlaub die schlichten, glatten, plattenmaßwerkartig durchbrochenen Dreiecke wieder, wie sie auch der Knauf des Neersener Kelches aufwies. Hier korrespondieren sie motivisch mit dem ebenfalls schlichten und im Umriss dreieckig wirkenden Konus der Kupa und stellen eine den einfachen Oberteil des Kelches vorbereitende Vermittlung zwischen den relativ reich verzierten unteren Teilen und diesem dar.



Abb. 7. Keyenberg, Heilig Kreuz. Kelch

## Anmerkungen

<sup>1</sup> August Nechansky, Friedrich Schmidts Berufung nach Österreich, in: Österreichische Rundschau Bd. 3, Mai – Juli 1905, hier S. 24, 71 u. (Briefzitat) 73f. Vgl. Ernst Coester, Friedrich von Schmidt (1825-1891), in: Christen zwischen Niederhein und Eifel. Lebensbilder aus zwei Jahrhunderten, hg. von Karl Schein, Bd. 2, Mönchengladbach 1993, S. 183 – 208, 215f.

<sup>2</sup> Hier zitiert nach dem Abdruck des Erlasses in: Werner Schäfer, Goldschmiedearbeiten des Historismus in Köln, Ausstellungskatalog (Kölnisches Stadtmuseum), Köln 1980, S. 18 – 21

<sup>3</sup> Zitat aus dem Programm der „Zeitschrift für christliche Kunst“, abgedruckt in: Alexander Schnütgen, Zur Eröffnung der Zeitschrift, im Jahrgang I (1888), Sp. 1 – 6 der Zeitschrift, hier zitiert nach Armin Spiller, Alexander Schnütgen und die Anfänge der „Zeitschrift für christliche Kunst“, in: Hiltrud Westermann-Angerhausen (Hrsg.), Alexander Schnütgen, Colligite fragmenta ne pereant, Köln 1993, S. 105 – 136, hier S. 119 – 122

<sup>4</sup> Die Denkmäler des Rheinlandes, Krefeld 1 und 2 (Eva Brües), Düsseldorf 1967; 1, S. 28. Erwin Neumann, Friedrich von Schmidt. Ein Beitrag zu seiner Monographie und zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Phil. Diss. (Masch.-Schr.), Wien 1952, S. 254 – 351 (Verz. des Zeichnerischen Nachlasses Friedrich Schmidts im Histor. Museum der Stadt Wien), hier S. 350, Inv.-Nr. 144.44; „Monstranz für Krefeld, den 11. November 1851 F. Schmidt“. Aus dem Nachlass standen im Amt Landeskonservator Rheinland in Bonn den Bearbeiter/innen der Denkmälerinventarblände Fotoreproduktionen zur Verfügung. Der Monstranzentwurf ist z. Zt. im Rheinischen Amt für Denkmalpflege in Pulheim nicht auffindbar.

<sup>5</sup> Carl-Wilhelm Clasen, Rheinische Silbermarken. Die Marken und Werke der rheinischen Goldschmiede, Rheinbach-Merzbach 1986, Nr. 850

<sup>6</sup> Brües (wie Anm. 4), 1, S. 28

<sup>7</sup> Clasen (wie Anm. 5), Nr. 313

<sup>8</sup> Pfarrarchiv Immerath, Heft I, 16, S. 19 ff.: Neuangelegtes Inventarium aller in d. Kirche von Immerath vorhandenen Kirchen-Sachen vom Jahr 1860 an, angefertigt von Pfarrer Tillessen, hier S. 39, Nr. 27 „1 Ostensorium für die Reliquien vom h. Lambertus... nach Zeichnung des – jetzt in Wien angestellten – Dombaumeister Schmitt, verfertigt von Steenart zu Aachen... hat gekostet ... ad Rechnung v. 1854 210 Th.“

<sup>9</sup> Vgl. Abb. in: Friedr. von Schmidt (1825-1891). Ein gotischer Nationalist. Ausstellungskatalog (Historisches Museum der Stadt Wien), Wien 1991, S. 220

<sup>10</sup> Neumann (wie Anm. 4), Verz. des Zeichnerischen Nachlasses, S. 347, Inv.-Nr. 140, 48 Ostensorium, bezeichnet „Viethen Aachen Bees. 1857“

<sup>11</sup> Brües (wie Anm. 4), 2, S. 40; Abb. des Fußes in: Reinhard Feinendegen, St. Matthias in Krefeld-Hohenbudberg, Neuss 2000 (Rheinische Kunststätten, Heft 460), S. 21

<sup>12</sup> Vgl. hierzu und zum folgenden Satz die abgedruckten Nachweise bei Robert Wilhelm Rosellen, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Brühl, Köln 1887, S. 278f., Karl Göbels, Geschichte der Pfarlkirche St. Audomar in Frechen, [Frechen] 1960, S. 81, 118 f. sowie Schäfer (wie Anm. 2), S. 216 (in einer späteren Publikation von Schäfer Verwechslung der Monstranz mit einem Ziborium der Kirche). Die Monstranz könnte in Köln, aber auch in Aachen angefertigt worden sein; Pfarrer Neukirchen ließ 1861 bei dem Goldschmied Bescko, Aachen, einen kostbaren Kelch machen (Rosellen, S. 279). Neumann (wie Anm. 4) führt im Verz. des Zeichnerischen Nachlasses, S. 350, Inv.-Nr. 144, 47 eine Monstranz auf, bezeichnet „Aachen 1858“, die mangels einer Reproduktion der Zeichnung nicht in die Betrachtung mit einbezogen werden kann.

<sup>13</sup> Clasen (wie Anm. 5), Nr. 333

<sup>14</sup> Norbert Jopek, Notizen zu Vasters, in: Hartmut Krohm/Christian Theuerkauf (Hrsg.), Festschrift für Peter Bloch, Mainz 1990, S. 373 – 381, hier S. 377 unter Berufung auf nicht näher bezeichnete „Angaben (Franz Bocks)“.

<sup>15</sup> Jopek (wie Anm. 14), S. 381, Anm. 13 ohne Quellenangabe. Die örtliche Literatur nennt nur Vasters, vgl. Kostbarkeiten aus den Kirchen der Ertstadt, Lechenich 1985, Nr. 107 und Frank Bartsch, St. Lambertus in Ertstadt-Bliesheim, Neuss 2003 (Rheinische Kunststätten, Heft 477), S. 15ff. mit Abb.

<sup>16</sup> Bartsch (wie Anm. 15), S. 9

<sup>17</sup> Clasen (wie Anm. 5), Nr. 215

<sup>18</sup> Schäfer (wie Anm. 2), S. 64ff.

<sup>19</sup> Zu dieser vgl. Schäfer (wie Anm. 2), S. 24, 68f.

<sup>20</sup> Clasen (wie Anm. 5), Nr. 862

<sup>21</sup> Eva Brües, Die Denkmäler der Stadt Willich. Ortsteil Neersen, in: Heimatbuch des Kreises Viersen 1992, S. 209 – 249, hier S. 220

<sup>22</sup> Friedrich von Schmidt wurde erst Anfang 1855 Werkmeister.

<sup>23</sup> Brües (wie Anm. 21), S. 220 falsch.

<sup>24</sup> Handbuch der Erzdiözese Köln, Ausg. 1863, Stichwort Neersen

<sup>25</sup> Clasen (wie Anm. 5), Nr. 309

<sup>26</sup> Neumann (wie Anm. 4), S. 350, Inv.-Nr. 144, 48 Kelch, bezeichnet „Viethen 1858“. Vgl. ferner Anm. 10 sowie Neumann, S. 347, Inv.-Nr. 140, 30 Pokal, bezeichnet „Viethen in Aachen“

# Der Niederrheinische Literaturpreis 2008 für den „Stückeschreiber“ Martin Heckmanns

von Theodor Pelster (Bericht) und Martin Heckmanns (Dankrede)

Da Krefeld in gleicher Weise stolz auf seine neue Mediothek und auf jeden neuen Literaturpreisträger ist, war es verständlich, dass zur feierlichen Verleihung des Niederrheinischen Literaturpreises 2008 in den neuen, stattlichen Bau auf dem Theaterplatz eingeladen worden war. Es war dies nicht das einzige Neue an einem seit Jahren eingespielten Ritual: Am frühen Nachmittag des 23. November hatte ein Schneestreiben eingesetzt, das sich stündlich verstärkte, die Straßen dicht beschichtete und den geladenen Gästen, die auf diesen frühen Wintereinbruch nicht vorbereitet waren, einiges abverlangte.

Dagegen waren sie darauf vorbereitet, dass sie erstmals der Auszeichnung eines Dramatikers beiwohnen würden. Für diejenigen, die Literatur nur aus Büchern zur Kenntnis nehmen, war auch dies ungewöhnlich. Doch ohne einen Zweifel steht das Drama gleichberechtigt neben den Gattungen der Lyrik und der Epik. Und als Dramatiker, genauer: als Stückeschreiber, hat sich Martin Heckmanns längst einen Namen gemacht.

Beeindruckend ist die Liste der von ihm verfassten und auf deutschsprachigen Bühnen gespielten Stücke: Es begann 1999 im Stadt-

theater Herford mit „Finnisch oder Ich möchte Dich vielleicht berühren“; es folgten „Disco“ (2001), „Schliess doch Kaufhaus“ (2002), „Kränk“ (2004), „Anrufung des Herrn“ (2004), „Das wundervolle Zwischending“ (2005), „Die Liebe der Leere“ (2006) und schließlich „Kommt ein Mann zur Welt“ (2007). Unter den Aufführungsorten ragen Berlin, Zürich, Hamburg, Frankfurt, Dresden, Hannover und Luxemburg hervor.

Martin Heckmanns wurde bereits 2002 in einer Kritikerumfrage zum „Nachwuchsauteur des Jahres“ gewählt. 2003 gewann er bei den



Martin Heckmanns (2. v. l.) erhält den Literaturpreis von Laudator Theodor Pelster (links), Oberbürgermeister Gregor Kathstede und Kulturdezernent Roland Schneider (rechts).

Mühlheimer Theatertagen den Publikumspreis. Die Düsseldorfer Inszenierung seines Stücks „Kommt ein Mann zur Welt“ wurde als „Inszenierung des Jahres in NRW 2007“ ausgezeichnet.

Oberbürgermeister Gregor Kathstede stellte in seiner Begrüßungsrede den 18. Niederrheinischen Literaturpreisträger vor und meinte, dass es einerseits dringend an der Zeit sei, dass die Stadt Krefeld den Erfolgreichen ehre, dass der Stadt andererseits auch daran gelegen sei, etwas von dem Ruhm abzubekommen und sich weiterhin als Ursprungsort literarischer Talente zu empfehlen.

Dabei stört weniger, dass der Autor Martin Heckmanns 1971 nicht in Krefeld, sondern in Mönchengladbach geboren wurde, und gegenwärtig nicht am Niederrhein, sondern in Berlin lebt. Als seine Heimat betrachtet er nämlich nach wie vor Krefeld, genauer: jenes Stück Welt, das von der Josefkirche, der Fichte-Schule und dem Kaiser Wilhelm Museum begrenzt wird, in dem er aufwuchs, zur Schule ging und den ersten Weihrauch roch. Sein Vater war damals Kunsterzieher an der Fichte-Schule und engagierte sich an dem Großprojekt „Rund um St. Josef“; seine Großeltern führten auf der Roßstraße eine Drogerie und sein Großonkel war einst Krefelder Schulrat, Heimatforscher und Vorsitzter des Zweigvereins der „Gesellschaft für deutsche Sprache“. Ein wichtiger Lebensabschnitt ging für das Kind Martin Heckmanns zu Ende, als sein Vater einem Ruf nach Bielefeld folgte und die Familie nach Herford zog. In einer bewegenden Dankrede gestand der Schriftsteller seine Liebe zur Heimat seiner Kindheit

und erklärte, wie er durch den Umzug in eine fremde Umgebung zum Schreiber geworden sei – zunächst zum Tagebuchschreiber, dann zum Stückeschreiber.

Es hängt mit den Besonderheiten der Gattung Drama zusammen, dass der Stückeschreiber im Hintergrund bleibt, während die Schauspieler und der Regisseur im Licht stehen und den Beifall entgegen nehmen. Auch der Autor Martin Heckmanns schreibt Texte – Monologe und Dialoge – für andere. Schon seine Nebentexte wie Hinweise zum Bühnenbild, zur Regie und zu den Requisiten sind unverbindlich. Sein Name steht im Programmheft, wird aber von den meisten Zuschauern nur knapp zur Kenntnis genommen.

Nun, am Abend des 23. Novembers 2008, stand er, zurückgekehrt in die Stadt seiner Kindheit, im Mittel- und Blickpunkt; die Combo „Good Life“ von der Musikschule spielte ihm zu Ehren „Blues on Sunday“ von Joshua Redman und „I just call to say I love you“ von Stevie Wonder, und das dankbare Publikum lauschte der Rede eines Zurückgekehrten.

Der literarisch interessierten Öffentlichkeit stellte sich der Preisträger am 24. November in der Krefelder Volkshochschule vor. Er las Teile aus seinem Erfolgsstück „Finnisch oder ich möchte Dich berühren“ und aus einem noch nicht vollendeten neuen Stück. Dabei bewies er, dass er als Sprecher seine eigenen Texte zur Wirkung bringen kann. Gern hätte man seiner Bitte entsprochen, einen guten Schluss für das angefangene Stück zu finden. Doch darauf war das interessierte und durchaus kompetente Publikum nicht hinreichend

vorbereitet. Heckmanns wird sein Stück wohl selbst weiter und zu Ende führen müssen.

## Dankrede des Literaturpreisträgers Martin Heckmanns

Märchen und Heldengeschichten nehmen häufig einen ähnlichen Verlauf. Der Held, meist männlich, jung und noch nicht voll entwickelt, wird gerufen, gedrängt oder gezogen in die Fremde. Er sträubt sich bisweilen, bevor er dann doch aufbricht ins Unbekannte, in den Wald der Ahnungen, durch das Geäst der Zustände, über die kargen Felder der Einsamkeit. Er besteht Abenteuer, Kämpfe und Prüfungen, tritt in Kontakt mit Tieren, Alten und Windmühlen, am Ende kehrt er heim, ist erwachsen und gereift und wird belohnt mit einem geruhsamen Leben. Dass ich heute ausgezeichnet werde hier in der Stadt, aus der ich im Alter von 9 Jahren gezogen bin, heldenhaft mit meiner Familie in die Fremde, gibt mir das Gefühl, ich sei am Ende, am Ende einer Geschichte, der Rest könne Routine werden, gemütliche Konservierung des Glücks, und ich bin mir nicht sicher, ob ich mich freuen oder fürchten soll.

Vor 28 Jahren bin, besser: wurde ich aus Krefeld fortgezogen und erst in der neuen Umgebung fiel mir auf, dass etwas fehlte, von dem ich vorher nicht gewusst hatte, dass es mir fehlen werden könne. Heimat wird deutlich erst, wenn ihr Verlust sich bemerkbar macht in der Fremde. Diese Fremde hieß in meinem Fall Ostwestfalen und mit dem Auto waren wir in drei Stunden zurück am Niederrhein. Aber die Unterschiede waren groß genug, um sie mich spüren zu lassen. Zum Beispiel am eigenen Namen. Der heilige Martin nämlich, mein Namenspatron und schon deshalb nicht zu vergessendes Vorbild, schien in der neuen Stadt deutlich weniger heilig. Es gab keinen Umzug zu seinen Ehren durch die Straßen, und nur spärlich erleuchtet in seltenen Grüppchen huschten Martinssänger mit ihren Laternen durch die protestantische Strenge. Es schien auch viel kälter am Martinsabend und statt der mir innig vertrauten Lieder wurde hier ein Text von Luther gesungen, den ich bis heute nur schwer verstehe:

*Ein feste Burg ist unser Gott,  
ein gute Wehr und Waffen.  
Er hilft uns frei aus aller Not,  
die uns jetzt hat betroffen.  
Der altböse Feind, mit Ernst er's jetzt meint;  
groß Macht und viel List sein grausam  
Rüstung ist,  
auf Erd ist nicht seinsgleichen.*

Der Gott, von dem hier gesungen wurde, war ein anderer als der, von dem mir meine Großmütter erzählt hatten. Er machte mir Angst mit seinen Wehr und Waffen. Der Großmüttertorgott dagegen schaute zwar nach dem Rechten in mir, aber er nahm es dabei nicht

besonders genau. Und nachdem ich die Zähne geputzt und gebetet hatte, gab es immer noch eine Süßigkeit, die Gott und die Zähne nicht bemerken sollten. Er hatte ein Herz für Trickser und war keine feste Burg. Dass Gott und Sankt Martin sich verändern können, nicht dieselben bleiben, sogar innerhalb eines Bundeslandes nicht, erschütterte nachhaltig mein Vertrauen. Das Selbstverständliche verlor seine Selbstverständlichkeit. Oft mehrmals am Tag begann ich zu beten in der Fremde, weil mir das Gebet nicht genommen werden konnte von Außenstehenden: Lieber Gott, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen, nur Du ganz allein.

Aber nicht nur mein Namenstag war beschäftigt in der neuen Stadt. Auch Karneval war nicht das, was ich darunter zu verstehen gelernt hatte. Auch hier gab es keinen öffentlichen Umzug durch die Stadt, aber den Grundschulern war es erlaubt, am Rosenmontag in Verkleidung im Unterricht zu erscheinen. In meiner Vorfreude und dem Stolz auf meinen reichhaltigen Fundus konnte ich mich nicht für eine Verkleidung entscheiden und trat zum Einstand in der neuen Stadt in einer Mischung aus Clown, Landstreicher und Straßenfeger ins Klassenzimmer und wurde mit Schweigen begrüßt. Meine Mitschüler hatten schon Erfahrung mit der Festivität, die meisten waren unverkleidet geblieben, einige trugen einen roten Hut, den sie mit Beginn des Unterrichts vom Kopf nahmen. In der folgenden Stunde Sozialunterricht hob der Clown in der Ecke kein einziges Mal die Hand.

Und es war verstörend zu erfahren, dass auch ich nicht derselbe blieb in den Blicken der Anderen, dass es dieselben Accessoires waren, welche mich in Krefeld zum Bandenführer gemacht hatten, die mich im Luther-Land zu einem Außenseiter werden ließen. Ein Junge trug hier keine langen Haare, Schlaghosen waren noch nicht angekommen und von einer Bürgerinitiative „Rund um Sankt Josef“, von der ich erzählte, als habe ich sie selbst gegründet, hatte hier noch niemand gehört. Ich war ein Angeber ohne Vorgeschichten, denn ich hatte keine Beweise.

Nach einem Jahr in der Fremde, mit ernsthaftem Martinstag, kümmerlichem Karneval und einem unbekanntem Gott, freute ich mich auf Weihnachten im Kreise der Familie. Wir fuhren nach Mönchengladbach und es gab Sauerbraten.

Mögen diese Fremdheitserfahrungen auch nicht spektakulär klingen, waren sie doch der Auslöser meiner ersten Schreibversuche. In dieser Zeit nämlich bekam ich ein erstes Tagebuch geschenkt, und wie es die Großmutter in Mönchengladbach mich gelehrt hatte, begann jeder Eintrag mit einer Anrede an Gott. Und dieser Gott wohnte selbstverständlich am Niederrhein und jeder Text war auch ein Brief in die Heimat. Und das Tagebuch wurde der Ort, in dem ich mich einrichten konnte unabhängig von den äußeren Umständen, eigenmächtig, souverän.

Und wenn ich Texte schrieb aus der Erinnerung oder in ihr, vom Buschhüterhaus, der Josefkirche, Pastor Didden und der Spielstraße, fiel mir beim Schreiben auf, dass die Begriffe mir neu wurden als Schrift, weil sie vorher nur in Gesprächen gefallen waren wie selbstverständlich. Die Orte dieser Zeit klingen immer noch, als gehörten sie zu mir, auch wenn ich die meisten seit damals nicht mehr gesehen habe.

Bis heute ist mir das Tagebuch ein Ort der vertrauten Freiheit. Der Impuls des Schreibens hat seine Kraft behalten, sich nicht von der Außenwelt vorschreiben zu lassen, wie und wo man zu leben hat, sondern selber verfügen zu können, Satz für Satz, wie ich sich einrichtet. Weiterhin geht es im Schreiben darum, Verlorenes zurückzugewinnen, Erinnerung zu bewahren und sich frei zu machen von fremden Vorschriften. Im Schreiben konnte ich spielen mit Gesagtem, das mich im Leben verletzt hatte, konnte schärfer antworten als im Gespräch unter Zeitdruck, konnte mich verkleiden und andere für mich sprechen lassen in ersten dramatischen Versuchen.

Als ich mich eingelebt hatte in der neuen Stadt und der neuen Schule, saß ich im Klassenzimmer immer neben den größten Rülpeln, den aufmüpfigen Lautsprechern, und da ich zurückhaltend war, passierte es oft, dass ich einen Satz flüsterte, einen Witz oder einen Spruch, der von meinem lautstarken Sitznachbarn in den Raum posaunt wurde zur allgemeinen Belustigung. Das ist meine Arbeit geworden: Angebote machen denen, die sich nach vorne trauen.

Und je länger ich in der Fremde weilte, desto ferner und unerreichbarer wurde die verlassene Heimat und desto wunderbarer wurde

sie in meinen Beschreibungen. Aus Schutz vor Enttäuschung wohl bin ich seit unserem Umzug nie länger als einen halben Tag mehr in Krefeld gewesen. Ich wollte mir die Vorstellung erhalten, dass hier alles bleibt, wie ich es in Erinnerung habe. Dass ich immer zurück kann in das konservierte Paradies. Bei meiner Ankunft heute konnte ich die Augen nicht verschließen und musste sehen, dass die Stadt sich verändert hat. Die Straßen sind kleiner geworden, weil ich größer geworden bin. Das Kaiser-Wilhelm-Museum ist nicht das mächtigste Gebäude der Welt, für das ich es damals gehalten habe. Und die Josefkirche macht mir keine Angst mehr. Die Erfahrungen, die ich gemacht habe, lassen das Erinnerung schrumpfen und belächeln das Kind, das ich war in seinem Weltvertrauen und seinem Größenwahn.

Ich bin also doch nicht wie der Märchenheld vom Anfang am Ende meiner Reise zum Glück. Erst muss ich einsehen, dass die Heimat und deren Menschen nicht stillstehen, sobald ich sie verlasse, dass sie nicht warten auf mich, damit ich sie erlösen komme mit meiner Rückkehr. Erst muss ich erfahren, dass die Erinnerung ein Eigenleben führt, sich groß machen kann, sich entfernen vom Erinnerten. Die notwendige Enttäuschung ist nicht das Ende der Reise, sondern eine Zwischenstation auf dem Weg in ein weiterhin zu bestimmendes Zuhause.

„Heimat“, ist bei Ernst Bloch, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“ Schreiben ist auch der notwendig scheiternde Weg dorthin zurück.

Ich danke Ihnen, dass ich hier sein darf. Für die Enttäuschung meiner Kindheitsträume danke ich Ihnen. Und auch für deren Erfüllung. Denn dass der König der Welt, und diese Stadt war meine Welt, mich auszeichnet für die Fortsetzung der Kinderspiele mit anderen Mitteln und auf größeren Bühnen, hätte ich selbst als Kind kaum zu wünschen gewagt. Ich nehme diesen Preis auch als Aufforderung, die Träume und die Spiele der Kindheit in Ehren zu halten. Herzlichen Dank für den Niederrheinischen Literaturpreis und für Ihre Einladung, nach Hause zu kommen.

# Hermann Kampendonk (1909 – 1994)

## Farbe – Linie – Licht

Erinnerungen an den Krefelder Maler

von Helga Kampendonk

Hermann Kampendonk wurde am 23. Oktober 1909 als zweites Kind von Franz und Elisabeth Kampendonk, geb. Meyer, in Krefeld geboren. Am 3. Dezember 1994 verstarb er in Kempen.

Zwischen diesen Daten liegt ein arbeitsreiches und bewegtes, nicht immer leichtes Leben. Hermann Kampendonk legte 1929 an der damaligen „Oberrealschule“, dem heutigen Fichte-Gymnasium, sein Abitur ab. Sein Wunsch, Architektur zu studieren, blieb in den wirtschaftlich schlechten Zeiten der späten 20er Jahre unerfüllt.

Durch die musisch anregende Atmosphäre im Elternhaus gefördert, wählte er als Alternative die Ausbildung zum Berufsschullehrer im Fach Kunst. Die dafür vorgeschriebene Lehre als Dekorationsmaler absolvierte er bei der renommierten Firma van Well. Ausbildungsbegleitend besuchte er die Kunstgewerbeschule bei Professor Bertlings und war danach bis 1936 Schüler der Krefelder Webeschule in der Klasse für Flächenkunst. Seine Lehrer waren Professor Johannes Itten (Zürcher Kunstpädagoge und Mitarbeiter des Bauhauses) und Richard Zimmermann, der bekannte Naturmaler aus Stuttgart.



Abb. 1. Hermann Kampendonk

Materiellen Rückhalt als junger Maler fand er als Gestalter für verschiedene Textilbetriebe. Bis zum Krieg arbeitete er dann im Zeichenatelier der Girmeswerke in Oedt. Kurz vor Kriegsbeginn kündigte er dort, um eine Stelle bei der Firma Braun in Köln anzunehmen, die Kleiderstoffe entwarf. Durch den Kriegsausbruch am 1. September 1939 konnte er die Anstellung aber nicht mehr wahrnehmen.

Im 2. Weltkrieg war er zunächst in Köln und Berlin, später in Italien, unter anderem in Genua, stationiert. Von dort aus sollte er am Afrika-Feldzug unter Rommel teilnehmen, aber dazu kam es zum Glück nicht mehr. Gegen Ende des Krieges musste er aber noch „zum Schutz“ der Leuna-Werke nach Deutschland zurückkehren. Dort geriet er zunächst in russische Gefangenschaft und kam später in amerikanische Gefangenschaft nach Remagen und Mönchen-Gladbach, von dort wurde er im November 1945 entlassen.

Im Jahre 1939 heiratete er Anna Maria, geb. Emmerich und 1942 wurde die älteste Tochter Helga geboren. Im Frühjahr 1943 kamen Mutter und Tochter zu einer Mutter-Kind-Erholung nach Hinterstoder in Österreich. Bei den verheerenden Luftangriffen auf Krefeld am 23. Juni 1943 wurde die Wohnung der Familie an der Hubertusstraße völlig zerstört. Auch die Häuser, in denen die Eltern Hermanns und die Mutter Anna Marias in Krefelds Innenstadt lebten, waren zerstört. Hermanns Eltern bedauerten vor allem den Verlust der vielen Bilder Heinrich Campendonks, der bei ihnen zu Hause oft gemalt hatte. Aus der kurzen Mutter-Kind-Erholung in Österreich wurde schließlich eine Evakuierung, die von 1943 bis zum November 1945 dauerte. In Österreich wurde 1944 die zweite Tochter Charlotte geboren.

Nach dem Krieg musste die Familie Österreich verlassen. Mit Pferdewagen, in Güterzügen und offenen Kohlewagen begann eine Irrfahrt durch Deutschland. In Krefeld gab es keine Möglichkeit zur Unterkunft mehr. Der Vater Hermann Kampendonks lebte in einer kleinen Wohnung in Krefeld, die keinen Platz für eine vierköpfige Familie bot. So zog die Familie zunächst zu den Tanten Hermann Kampendonks nach Kempen. Da die Familie aber in Krefeld gemeldet war, lebte sie in



Abb. 2. Studien/Tuschskizzen, 1953; 32 x 24 cm

Kempen „illegal“ und wurde aus den zwei Wohnräumen, die sie bezogen hatte, von der Polizei auf eine kleine Mansarde verwiesen.

Zum 1. Juli 1948 bekam die Familie eine Wohnung an der Paul-Schütz-Straße in Krefeld. Zehn Tage später wurde die dritte Tochter Ute geboren und 1949 folgte der Sohn Gert.

„Kunst geht nach Brot“, das galt natürlich in der kargen Nachkriegszeit ganz besonders. Die Firma Braun in Köln gab es nicht mehr, bei den Girmeswerken in Oedt hatte er gekündigt, seine freie Mitarbeit war jedoch erwünscht. So entschloss sich Kampendonk, freiberuflich als Maler und Grafiker zu arbeiten. Es waren stets Auftragsarbeiten, die die Familie über Wasser hielten. So arbeitete er viel für die Textil-Industrie, schuf Etiketten, patronierte Stoffentwürfe, entwarf Küchen- und Badehandtücher sowie Stoffe für Afrika. Er gestaltete und schrieb Urkunden auf Kalbshäuten und Pergamenten, die er mit niederheinischen Motiven versah. Diese waren für Jubiläen und Grundsteinlegungen der Bayer-Werke, unter anderem für die Titan-Werke. Die Urkunden mit vielen Namen der im Krieg Gefallenen für ein Krieger-Denkmal aber waren eine besonders mühselige Kleinarbeit.





Abb. 3. Glasfensterentwurf (Oberlicht der Haustür), 1968-69, Kapelle bei Moers; 81 x 59 cm.

In der Kirche St. Mariä-Himmelfahrt in Krefeld-Linn malte er einen Chorraum aus, schuf Entwürfe für Glasfenster in Kirchen und Bauernhöfen, die von der namhaften Firma Derrix aus Kevelaer ausgeführt wurden.

Mit Desmond Louis schuf er in den 60er Jahren ein Buch mit Foto-Komposition unter dem Titel „Designing with a Camera“. Die Motive gestaltete er dabei unter anderem experimentell mit Nudeln, Rosinen oder Heft-

zwecken zu flächigen Arrangements, die, so skurril sie waren, sich durchaus für Textil-Entwürfe eigneten. Werbegrafiken und Gebäudestudien, die er für Architekten ausführte, trugen ebenso zum Unterhalt der großen Familie bei wie die Heimarbeit der Ehefrau, die Krawatten nähte und später bei der Firma Meister-Krawatten im Lager arbeitete. 1973 zogen die Eheleute wieder nach Kempen, wo er 1994 verstarb. Seine Ehefrau, inzwischen 97 Jahre alt, lebt noch heute dort.

Wenn es die Zeit zuließ, zeichnete und malte er freie Motive. Zeichnungen und Skizzen von Familienangehörigen lassen die Nachkriegszeit lebendig werden. Hermann Kampendonk war sehr naturverbunden. Oft wanderte er oder fuhr mit dem Fahrrad am Niederrhein entlang. Ein Auto besaß er nie, aber sein Freund Alois Marx nahm ihn sonntags zu Touren am Niederrhein mit dem Auto mit. Natürlich war das Skizzenbuch immer dabei, in dem er die Motive skizzierte und auch die Farben anmarkte, die er verwenden wollte. Später im Atelier konnte er dann die typischen Niederrhein-Landschaften mit ihren Bauernhöfen, Bruchgebieten, Seen, Wäldern, Bächen, Windmühlen, Kopfweiden und Pappeln wieder in Aquarellen, Ölbildern und Zeichnungen lebendig gestalten. Licht und Luft, die tiefen Himmel des Niederrheins, von Nebelschwaden dunstige Horizonte, vom Regen verhangen mit den typischen Höfen in gedeckten, aber kräftigen Farben verdichteten sich in seinen Bildern zu einer landschaft-



Abb. 4. „Westwallmarkt“ (Krefeld), 1955; 47 x 38 cm.



Abb. 5. „Porto Fino“, Pastell, 1953; 52,5 x 35,5 cm.



Abb. 6. „An der Niers“, Aquarell, undatiert (Mitte der 1970er Jahre); 37 x 32 cm.

lichen Atmosphäre, die seine Liebe zu Natur und Heimat ausdrückte.

Hermann Kampendonk arbeitete gerne mit Ölfarben, Aquarellfarben, Pastellkreiden und zeichnete mit Bleistift, Kohle, Rötel und Filzschreibern. Seine ausdrucksstarken Zeichnungen verraten sein großes Zeichentalent. Er malte und zeichnete viele Stillleben. Besonders oft finden sich Sonnenblumen-Motive. Es entstanden auch farbenfrohe Hinterglasbilder mit überwiegend religiösen Motiven. Als christlich geprägter Mensch aber stand er dennoch der Amtskirche durchaus kritisch gegenüber.

Linoldrucke mit weihnachtlichen Motiven sandte er an Freunde zur Weihnachtszeit. Er experimentierte in verschiedenen Techniken und unterschiedlichen Materialien und Stilarten, so unter anderem mit kubistischen Formen. Schon in den 1950er Jahren erwarb das Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld erste Werke von ihm, „Landschaft bei Traar“ und „Am Saler Bodden“, und zollte seinen Arbeiten Anerkennung.

Bereits 1945 gründete sich die „Niederrheinische Künstlergilde“ unter Dr. Caumanns. Ihr trat Hermann Kampendonk schon früh bei. Mitglieder dieser Künstlergilde waren auch Richard und Erika Zimmermann, Hans

Dohm, Karl Görgemanns, Edith Strauch, Barbara Holder, Ewald Schmitz, Heinz von der Way, Eugen Becher, Johannes Walter, Benno Scheid, Wilhelm Röttges, H. Sattler und H. Deselaers.

Die Maler trafen sich zunächst in einem Lokal an der Kaiserstraße/Ecke Uerdinger Straße, Haus

Dörenkamp, um sich Bilder und Zeichnungen zu zeigen und durch Kritik die Weiterentwicklung zu fördern; später fanden diese Treffen immer dienstags im Gasthof Korff statt.

Zur gleichen Zeit gründete sich die „Gruppe 45“ mit Josef Strater, Fritz Huhnen, Walter Icks und Ernst Hoff. Eine gemeinsame Ausstellung der beiden Künstlergruppen fand in der Passage zwischen Ostwall und Petersstraße 1950 statt.

Viele Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen dokumentierten Hermann Kampendonks künstlerisches Schaffen. Mit den Mitgliedern der „Niederrheinischen Künstlergilde“ stellte er schon 1947 und 1953 in der Festhalle Viersen aus, 1949 und 1969 im Kaiser-Wilhelm-Museum, 1954 im Theater-Foyer und 1958 im Haus Lange, 1966 in der Textil-Ingenieurschule (alle in Krefeld). Es folgten Ausstellungen 1967 in Wanssum/Niederlande und 1987 in der Galerie Berg in Kempen, wo vorwiegend Aquarelle der niederrheinischen Landschaft zu sehen waren.

Eine Gemeinschaftsausstellung des Berufsverbandes bildender Künstler fand 1990 in der Fabrik Heeder in Krefeld statt und nach seinem Tod im November 2005 eine Ausstellung zum 50jährigen Bestehen der „Niederrheinischen Künstlergilde“ und der „Gruppe 45“ im Kunstverein am Westwall in Krefeld. Das Textilmuseum „Die Scheune“ in Nettetäl-Hinsbeck zeigte 2004 in einer Ausstellung Entwürfe für Dekorationsstoffe und Küchen- und Badetücher aus den 1950er Jahren, die den Zeitgeist des Aufbruchs nach dem Krieg spiegelten. Im Juni 2009 erinnerte eine Ausstellung im „Haus der Seidenkultur“ in Krefeld an den 100. Geburtstag des Malers.

Der Jugendbewegung des Nerother Wandervogels, die ihren Sitz in der Jugendburg Waldeck im Hunsrück hat, gehörte er schon in den 1920er Jahren an. Mit ihnen zog er



Abb. 7. „Dächer“, Aquarell, Mitte der 1970er Jahre; 62 x 31 cm.

durch Norddeutschland und Schweden. Schon damals hatte er „ein Auge“ für die kleinen Schönheiten am Wegesrand und für die Landschaften. Seine Freude am Naturerleben und dem Entdecken der Fremde blieb ihm ein Leben lang erhalten. Die Begegnung mit seinen Nerother Wanderfreunden war ihm auch nach dem Krieg wichtig, und er unternahm mit ihnen Wanderungen im Hunsrück und im Allgäu. Man traf sich zuhause zu gemeinsamen Abenden mit Gitarrenspiel und Gesang und gern auch samstags bei „Herbst Pitt“. Fröhlich ging es dabei zu, und Hermann Kampendonk spielte und improvisierte hervorragend auf der Gitarre. Die guten Kontakte zu seinen Wanderfreunden sorgten auch für manchen Auftrag. In der Nähe der Burg Wal-

deck erwarb er 1960 ein altes Bauernhaus, wo er und seine Familie oft gemeinsame Urlaube verlebten.

Nach Studienfahrten zum Ende der 1950er Jahre ans Mittelmeer, so nach Frankreich, Italien, Spanien und zu den Mittelmeerinseln Korsika, Sardinien und Ibiza gewannen Licht und Farben in seinen Bildern an Intensität. Die Farben wurden kräftiger, satter und wärmer als die in gedeckten Farben gemalten Bilder vom Niederrhein. Zwischen dem kräftigen Blau von Himmel und Meer leuchten weiße oder pastellfarbene Häuser, kleine Hütten, Patrizierhäuser, sattgrüne Pflanzen und bunte Fischerboote. Man empfindet darin die Wärme des Südens.

In den 1970er Jahren schuf er viele Aquarelle, Ölbilder und Zeichnungen, die die stille Atmosphäre der niederrheinischen Landschaft wiedergeben. Reisen in die Niederlande bereicherten seine Themen und Motive. In späteren Jahren, als Alters-Diabetes seine Augen trübte, schuf er eine Reihe von kleinen, fantasievollen Maskenbildern in kräftigen Farben.

Hermann Kampendonk war ein kreativer Maler, der mit akkurater Technik präzise Zeichnungen und Bilder in warmer Farbgebung schuf. Das Spektrum seiner künstlerischen Arbeit umfasste naturnahe Darstellungen aber auch zarte Impressionen bis hin zu kubistischen Landschaftsbildern, Stilleben und Zeichnung.

## Erinnerungen an den Vater

von Helga Kampendonk

Es gibt Bilder und Zeichnungen meines Vaters, die ich mit geschlossenen Augen sehen kann. Es gibt Gerüche, die ich heute noch liebe: den Duft von Farben, Terpentin, Fixativ. Es gibt Töne, die in mir klingen, obwohl sie längst verweht sind: das Gitarrenspiel meines Vaters und die alten Lieder der „Nerother Wandervögel“, die in mir die Sehnsucht nach fernen Ländern geweckt haben. Es gibt Worte von ihm, die ich nie vergessen werde: Gedichte, die er mir aus dem Krieg schrieb und zu denen er malte, fantasievolle Gute-Nacht-Geschichten von Zwergen und guten Feen.

Aus dem Krieg brachte er mir beim Weihnachtsurlaub im Rucksack ein wunderschönes Dorf mit, fein bemalt. Aus Holz geschnitzte Figuren zum Spielen: Brunnen, Frau und Haustiere, bekam ich ein anderes Mal von ihm geschenkt.

Ich denke an das kleine Dachzimmer, in dem wir nach dem Krieg in Kempen lebten: ein alter Küchenherd, darüber trockneten Tabakblätter, ein großes Bett, ein Schrank, auf dem Einmachgläser standen, Tisch, Stühle und mittendrin die Staffelei, an der er malte.

Zur Einschulung 1948 war ich die einzige, die einen Tornister hatte. Mein Vater hatte ihn mir aus Leder und Leder genäht. In einer Zeit, als es unmöglich oder unerschwinglich war, Spielzeug zu kaufen, machte mein Vater es selbst. Er schnitzte Steckenpferde, bastelte eine zauberhafte Puppenstube, einen Kaufladen und Kasperlepuppen.

Feiern im Jahresverlauf gestaltete er liebevoll. Er bemalte für uns fantasievolle Stoffe für Karnevalskostüme, die meine Mutter dann

nähte. Ostereier wurden bemalt, Weihnachtsschmuck selbst gebastelt.

Trotz des damals noch erforderlichen Schulgeldes durfte ich 1952 das Lyzeum besuchen, Abitur machen und studieren. Zu dieser Zeit war das für Mädchen nicht selbstverständlich!

Ich hatte einen fröhlichen, liebevollen Vater, der für uns Kinder immer erreichbar war. Er hat mir den Blick für die Schönheiten der Landschaft und Natur, die Liebe zur Malerei und zum Lesen mitgegeben, Fantasie bei der Lösung von Problemen, Organisationstalent, Genauigkeit und Zuverlässigkeit, aber auch Selbstbewusstsein und Gelassenheit, um meinen Weg durchs Leben zu gehen. Ich verdanke ihm viel.

## Liebevoller und dankbarer Rückblick

von Charlotte Kampendonk-Zimmermann

Zum Glück war unser Vater, bedingt durch seine berufliche Tätigkeit im häuslichen Atelier, immer „präsent“ und das war er auch für mich im doppelten Wortsinn – „ein Geschenk“, ein zärtlicher, liebevoller und fröhlicher Mensch, der Schmetterlingsküsschen verteilte, auf dessen Knien man nach Sachen reiten durfte, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen und zum wiederholten Male die Geschichte vom dicken, fetten Pfannekuchen erzählte. Ich sehe mich noch mit ihm, in unserer großen Küche auf seinen Füßen stehend, zu der aus dem Röhrenradio schallenden Musik einer „Maria aus Bahia“, Samba tanzen – das absolute Kinderglück!

Da alle Geschwister und ich meinem Vater nachgeeifert und mit Begeisterung gemalt haben, gab es keine Papierreste, die nicht im Kinderzimmer Verwertung fanden. Da waren zum Beispiel die ca. 5 – 10 cm breiten, aber sehr langen Streifen, die sich aus Kindersicht wohl insbesondere für Martinszüge und Fronleichnamprozessionen anbot und entsprechend oft und in allen Variationen bemalt wurden. Besonders gelungene Zeichnungen hat er datiert und aufgehoben.

In der schwierigen Nachkriegszeit stand er unserer Mutter mit Elan, Organisationstalent und Fürsorge stets bei. Ich habe ihn immer als absoluten Familienmensch mit großem Freun-

deskreis wahrgenommen. Er gab uns alle Möglichkeiten, unterstützte uns und ließ uns viel Freiraum. Vereinbarte Abmachungen und kleine Aufträge mussten jedoch zuverlässig eingehalten und ausgeführt werden. Als Heranwachsende durften wir auch an Liederabenden mit Freunden, Sonnenwendfeiern und Karnevalsfesten im Düsseldorfer Malkasten teilhaben.

Vor allem seine Liebe zur Natur und die schönen Wanderungen mit uns durch Krefelds grüne Umgebung, seine Hingabe zur Gitarrenmusik und Kunst, auch seine Freude am Buch haben einen starken und prägenden Eindruck und Einfluss hinterlassen. Vielleicht sogar die Freude am Tanz, wer weiß?

## Erinnerungen an den Vater

von Ute Kampendonk

Als ich noch klein war, wusste ich es zu schätzen, dass ich meinen Vater jederzeit in seinem Atelier besuchen konnte. Auf eine Tür in diesem Raum hatte er für uns Architektenpapier gespannt. Dort machten wir unsere ersten gestalterischen Versuche mit Kohlestiften. Das Atelier war nur durch einen Vorhang von unserem Wohnzimmer getrennt. So signalisierte er uns Kindern, dass er jederzeit für uns zu sprechen war. Nur wenn aus diesem Raum herbe Flüche drangen, dann wussten wir, dass er mit kniffligen Auftragsarbeiten beschäftigt war, die er weit weniger liebte als die Arbeit an seiner Staffelei, wo er die Skizzen, die auf seinen Studienfahrten am Niederrhein entstanden waren, in farbige Aquarelle umsetzte. Für mich sind diese Tage immer gekrönt worden von den „Hasenbröten“, die er von solchen Studientagen mit nach Hause

brachte. Sie waren für mich besonders interessant, weil sie mit meinem Vater unterwegs gewesen waren.

An Wochenenden gingen auch wir mit der ganzen Familie in die Natur, meist schon am frühen Morgen, denn dann wäre das Licht besonders schön, meinte mein Vater. Dabei hat er meinen Blick für die Wahrnehmung unserer Umgebung geschärft. Auch in Alltagssituationen ging er spielerisch mit den Dingen um. Aus einer Kokosnussschale wurde eine Blumenampel, aus einer Orangenschale eine Maske gefertigt. Meine Leichtigkeit im Umgang mit verschiedensten Aufgabenstellungen führe ich darauf zurück.

Über seinen Tod hinaus sind seine „sicherheitshalber“ schriftlich ausgeführten Mittel-

lungen, Hinweise, Aufkleber und Ähnliches der ganzen Familie erhalten geblieben. So schmückt ein mit Blumen verziertes Schild mit der Aufschrift „Bin im Garten“ noch heute an schönen Sommertragen die Treppe in meinem Elternhaus. Wenn man die Werkzeugkiste öffnet, so zeigen Symbole, Beschriftungen und auch selbst gefertigte Lederschlaufen den Platz an, an den das benutzte Gerät zurückgelegt werden sollte. Die Ordnungsliebe meines Vaters und die klaren Anweisungen und Mitteilungen, die mich noch heute zum Schmunzeln bringen (wie z. B. auf der Rückseite einer Glasmalerei „Vorsicht Glas – wenn Glas kaputt – Bild kaputt“) haben ihm geholfen, das kreative Chaos eines Künstlerdaseins in einer Wohnung mit vier Kindern – ohne räumliche Abgrenzung des Ateliers – wahrscheinlich wesentlich zu erleichtern.

## Erinnerungen an den Vater

von Gert Kampendonk

Das Atelier unseres Vaters auf der Paul-Schütz-Straße (1948 – 1973) war immer ein spannender, abwechslungsreicher Ort, der für uns Kinder im allgemeinen offen, der aber an manchen Tagen möglichst zu meiden war.

Den Raum beherrschte ein großer Zeichentisch unter dem Fenster, an einer Seite gefüllt mit vielerlei Gläsern, in denen sich Pinsel, Stifte, Spachtel, Federhalter, Messer und zum Teil für uns ungewöhnliche Werkzeuge befanden.

Daneben teilte den Raum ein übermächtiger Zeichenschrank mit zahlreichen Schubladen für alles, was mit Papier zu tun hat – Vorräte an Zeichen- und Aquarellpapier, Skizzenbücher, Pappen, Rollen mit Transparent- und Architektenpapier, Fotos, Mappen mit Zeitungsausschnitten, die unser Vater als Vorlagen für unterschiedliche Aufträge für Textilentwürfe oder Illustrationen aufbewahrte.

Darüber hinaus befanden sich noch ein Materialschrank mit diversen Farben, Lösungsmitteln, Firnissen und Reinigungsmitteln und allerlei Chemikalien zum Grundieren und Restaurieren, sowie die Staffelei und eine Kiste mit Werkzeugen im Atelier.

Für uns Kinder aber war die Türe zum Flur der beliebteste Platz. Auf der Innenseite der Türe hatte unser Vater in kinderfreundlicher Höhe einen Bogen weisses Papier und darüber einen Bogen Architektenpapier angeheftet und daneben befand sich ein Kästchen mit

Zeichenkohle, sodass wir nach Herzenslust auf das Transparentpapier zeichnen konnten. Ein Feuerschwamm machte das Ganze noch spannender. Hatte man keine Lust mehr oder war der Bogen vollgemalt, wischte man mit dem Feuerschwamm einfach alles weg und konnte mit etwas Neuem beginnen.

An bestimmten Tagen aber war das Atelier für uns tabu und wir ließen unseren Vater möglichst ungestört. Das war immer dann der Fall, wenn unser Vater bestimmte Aufträge ausführte. Dazu zählten die Urkunden, die mit Tusche auf Pergament geschrieben und gezeichnet wurden, zum Beispiel für die Grundsteinlegung der Titanwerke der Bayer-AG in Uerdlingen oder die Grundsteinlegung für das Kriegerdenkmal mit endlosen Namenslisten.

Besonders heikel aber waren die Aufträge für die Besteckindustrie. Dann hörten wir wiederholt laute Flüche und Schimpfworte, die wir nie benutzen durften (Himmel, Arsch und Zwirn). Zu bestimmten Porzellanservices der Firma Rosenthal fertigte die Solinger Firma W. Jordan Bestecke, bei denen die Griffe aus Bein mit speziellen Farben aufwendig passend zum Porzellan bemalt wurden. Für diese Arbeiten benötigte unser Vater absolute Ruhe und äusserste Konzentration, da Fehler nur sehr schwer zu korrigieren waren. Dann legte er auch schon mal eine Nachtschicht ein und ging erst früh morgens zu Bett.

Dazwischen gab es aber immer auch ruhigere Phasen, in denen unser Vater sich seine Zeit

einteilen konnte und mit Fahrrad und Skizzenblock an den Niederrhein fuhr oder mit „Onkel Marx“, einem guten Freund aus dem Kreis des Nerother Wandervogels in die weitere Umgebung nach Wissel, Kalkar, Rees, Goch oder Kleve fuhr.

Daran schlossen sich meist seine freien künstlerischen Arbeiten im Atelier an und er war ein ruhiger, fröhlicher, ausgeglichener Vater, der für uns viel Zeit hatte, oft auch zum Kontrollieren der Hausaufgaben. Wir durften ihm beim Malen zugucken, so manche Fertigkeiten uns aneignen, den Geruch von Oelfarbe, Terpentin und Firnissen geniessen oder uns an den Nachbartisch setzen und mitmalen. Später probierten wir gemeinsam mit unserem Vater neue Techniken aus oder machten uns daran, auf der Radierpresse – einem Erbstück von Karl Görgemanns – zu drucken.

# Der Krefelder Maler Wilhelm Brandenburg – ein Forschungsbericht

von Selina Fingland

Deutschland Anfang des 20. Jahrhunderts – Während die Künstler der Moderne nach ihrer erfolgreichen Befreiung aus den starren Richtlinien des Kaiserreichs mit vielerlei Variationen und Kunstrichtungen ihrem neu gewonnenen Schaffensdrang freien Lauf lassen, gibt es noch immer eine handvoll Maler, die nicht bereit sind sich aus den alten Schemata zu lösen. Auch am Niederrhein sind sie stark vertreten und halten an dem „akademischen Naturalismus des 19. Jahrhunderts“<sup>1</sup> fest. Ihre Motive sind hauptsächlich „heimattümelnde Landschaften, naturalistische weibliche Akte, idyllische Genreszenen und den Krieg glorifizierende Schlachtendarstellungen“.<sup>2</sup> Doch auch unter diesen Malern gibt es Ausnahmekünstler, die sich mit Techniken befassen, die schon lange Zeit als veraltet gelten. Ein Beispiel hierfür sind niederrheinische Landschaftsansichten im impressionistischen Stil, die zwar noch immer gewürdigt werden, aber in der Kunstszene schon lange keine Rolle mehr spielen. Einer dieser Maler war der Krefelder Wilhelm Brandenburg, der nicht nur die alte Tradition des Impressionismus pflegte, sondern auch seiner Liebe zum Niederrhein als Motiv in mehr als 350 Gemälden Ausdruck verlieh.

Wilhelm Brandenburg war nicht nur Maler des Niederrheins, sondern speziell auch ein Maler von Krefelder Motiven. Durch den Ankauf dreier Bilder durch das Museum Burg Linn sowie einer Dauerleihgabe und einem Geschenk wurde man aufmerksam auf den Künstler und will im Zuge dessen nun mehr über den stillen Impressionisten mit besonderem Blick auf Krefeld in Erfahrung bringen. Die Ausgangssituation ist allerdings eine dürftige: Zwar ist Brandenburg bei vielen Kunstsammlern, Antiquariaten und Museen noch ein Begriff, doch die Informationslage über den Künstler gestaltet sich eher dünn. Aus diesem Grund können viele durch kleinere Zeitungsausschnitte oder Ausstellungskataloge überlieferte Informationen nicht eindeutig belegt oder näher ausgeführt werden. Das Sammeln der in alle Winde verstreuten Fragmente seines Schaffens gleicht einer Puzzlearbeit, die im bisherigen Stadium zwar viele Facetten Brandenbergs aufzeigt, aber noch keine tiefer gehenden Erkenntnisse erbracht hat. Im Zuge der Recherche werden auch immer wieder Fragen zu Brandenbergs

Lebensweg aufgeworfen, von denen bisher kaum eine geklärt werden kann. So ist die Mitgliedschaft in einigen Künstlergruppen, wie beispielsweise im Düsseldorfer „Malkasten“, nur unzureichend belegt, wenn auch ein Hinweis darauf vorliegt. Bisher ist auch nicht klar, an wie vielen Ausstellungen Brandenburg tatsächlich teilgenommen hat, denn es ist nur ein Bruchteil der von ihm selber registrierten 150 Ausstellungen tatsächlich bekannt. Es bedarf also eines größeren Aufwandes, alle Werke Brandenbergs zu finden. Wir wissen, dass sein Oeuvre circa 350 Gemälde umfasst, die nach dem Tod des Künstlers in alle Richtungen verkauft wurden. Das Museum Burg Linn ist unter anderem dank der Hilfe des Fördervereins im Besitz von fünf Gemälden, und nach weiteren Recherchen wurden lediglich 40 weitere aufgetan. So ist es im Augenblick also schwierig, ein eindeutiges Profil des Malers zu erarbeiten, da viele Aussagen und Informationen noch keine sichere Basis haben. Dennoch werde ich an dieser Stelle versuchen, Wilhelm Brandenburg, so gut es die vorliegenden Informationen zulassen, als Mensch und Künstler darzustellen.

Am 22. Dezember 1889 wurde Wilhelm Ludger Brandenburg als Sohn eines vermögenden Kohlehändlers in Essen geboren. Seine Kindheits- und Jugendjahre verbrachte er in Düsseldorf und Krefeld, 1908 entschloss sich der 19jährige Brandenburg dazu, an der Kunstakademie in Düsseldorf Figurenmalerei zu studieren, es brauchte allerdings drei Versuche, bis er aufgenommen wurde.<sup>3</sup> Er lernte bei den bekannten Professoren Spatz, Münzer, Junghanns, Keller und Maenchen. 1913 wurde sein Studium durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, und Brandenburg trat 1914 den „Grünen Husaren“ bei, mit denen er bis 1918 als Frontoffizier und Rittmeister der Reserve in Marne und Verdun kämpfte.<sup>4</sup> Die Erlebnisse in dieser Zeit „haben sein Leben geprägt“, so Brandenbergs Neffe Karl Heinz, und die dort geschlossenen Freundschaften wurden von dem Künstler „Zeit seines Lebens [...] gepflegt“<sup>5</sup>, denn bis zu seinem Tod gehörte der Maler der Traditionsgemeinschaft an.<sup>6</sup> Nach dem Ende des Krieges nahm Brandenburg 1919 sein Studium wieder auf und beendete es 1921 erfolgreich. Noch während des Studiums arbeitete der Künstler eng mit Professor Julius Paul Junghanns zusammen,

reiste mit ihm nach Italien, ins Elsass und in die Schweiz und nahm 1920 zum ersten Mal an einer Ausstellung teil.<sup>7</sup>

Professor Junghanns, geboren am 8. Juni 1876, war ein aus Sachsen stammender Künstler, der von 1896 bis 1904 an der Dresdener Kunstakademie bei Professor Pohle und der Akademie der Bildenden Künste in München u. a. bei dem Tiermaler Heinrich von Zügel studierte. Schon früh, mit erst 28 Jahren, wurde Junghanns Leiter der Meisterklasse für Tier- und Freilichtmalerei an der Kunstakademie in Düsseldorf. Bereits zwei Jahre später verlieh man ihm die Professur. Bis zu seiner Pensionierung 1945 verblieb Junghanns in dieser Anstellung, war 1933 sogar kommissarischer Leiter der Akademie und an der Entlassung zahlreicher Kollegen beteiligt. Seine Identifikation mit der nationalsozialistischen Ideologie war offenbar so stark, dass er nach ihrem Zusammenbruch eine persönliche Krise durchlebte.<sup>8</sup>

Unter dem Einfluss des von Brandenburg hoch geschätzten Professors, mit dem ihm nicht nur Malstil und Interessen, sondern auch die politische Gesinnung verband<sup>9</sup>, entstanden viele Porträts, Landschaftsansichten und Stilleben Brandenbergs in heller Palette. Im Gegensatz zu Junghanns, der Tier- und Naturgemälde anfertigte, beschränkte sich der Krefelder Künstler im Laufe der Zeit nur noch auf Naturansichten, die aber in ihrem Stil und der Art und Weise des Farbauftrags denen des Professors sehr ähneln. Dies zeigen etwa Junghanns' Bilder „Hütjunge mit Ziege“ oder „Pferde am Koppelzaun“. Auch nach seiner Ausbildung unternahm der Künstler Reisen nach Italien, allerdings waren dies keine Kunstreisen im eigentlichen Sinne, sondern Erholungsurlaube, den Brandenbergs kranke Frau – die er 1919 heiratete – ärztlich verschrieben bekommen hatte. Auf jenen Reisen fertigte der Künstler viele Skizzen an und setzte diese in kleinere Ölskizzen um, „die der Maler aber nie vorzeigte oder gar ausstellte“.<sup>10</sup>

1922 siedelte Brandenburg nach dem Tod seiner Gattin endgültig nach Krefeld über und lebte mit seiner Familie in einem von seinem Vater erworbenen Haus an der Wilhelmshofallee. In dieser Zeit fand Brandenburg seinen



Abb. 1. „Inrather Ansicht“, Öl auf Leinwand, 1925 (Museum Burg Linn)

unverkennbaren Stil. Am deutlichsten ist das an dem vom Museum Burg Linn angekauften Ölgemälde „Inrather Ansicht“ (Abb. 1) aus dem Jahre 1925 zu sehen: Der Maler zeigt hier ein altes, windschiefes Bauernhaus, vor dem ein Holzkarren steht. Neben dem vierrädrigen Karren befindet sich eine Art Schubkarre und unter sowie neben der Schubkarre sitzen ein Erpel und ein Hahn. Im Hintergrund ist undeutlich ein Stück Grün, wie von einem Wald oder Park zu erahnen. Brandenburg zeigt hier in seinem typisch impressionistischen Stil eine ebenso typische niederheinische Ansicht. Die Farbe ist schnell und zügig aufgetragen worden, mit einem stellenweise noch sehr gut erkennbaren Pinselduktus. Im unteren Drittel, auf dem erdig braunen Boden, wirken manche bunte Farben wie wahllos gesetzte Flecken, doch bei näherer Betrachtung fällt auf, dass sich der Künstler durchaus Gedanken über das Platzieren eines jeden „Farbflecks“ gemacht hat. Ebenso verhält es sich mit den Ziegelsteinen und den Dachpfannen des Hauses. Die verschiedenen Farben ergeben zusammen ein harmonisches Ganzes und bilden einen angenehmen Kontrast zu dem sonst vorherrschenden, trüben Grau, das einen unsichtbaren Schleier über die restliche Szene zu legen scheint. Dieses Bild ist ein Beispiel für Brandenburgs anfänglich sehr idyllischen Malstil und dem deutlich zu erkennendem Einfluss von Junghanns. Der Künstler war hier offenbar in seinem Element.

Der Niederrhein war immer Brandenburgs Hauptmotiv, doch in seinem Werk finden sich auch Landschaftsansichten der Eifel, des Spessarts und Schwarzwalds, der Ostsee

und des Steinhuder Meeres.<sup>11</sup> Diese Orte besuchte er regelmäßig und hielt sie in vielen Variationen auf Leinwand fest.<sup>12</sup>

13 Jahre nach seiner Niederlassung in Krefeld, am 18. Oktober 1935, begann Wilhelm Brandenburg mit seiner Lehrtätigkeit an der heutigen Folkwang-Schule in Essen, wohnhaft blieb er jedoch in Krefeld. Seiner Akte ist zu entnehmen, dass der Maler für diese Anstellung 140 RM im Monat verdiente und eine Stundenzahl von 12 in der Woche zu absolvieren hatte. Bereits am 18. August 1937 wurde dem Künstler vorsorglich gekündigt, um im Bedarfsfall andere Stundenverteilungen und/oder Kürzungen vornehmen zu können. Kurz darauf nahm er seine Lehrtätigkeit aber wieder auf und arbeitete bis zum 30. Juni 1944 in dieser Anstellung. Vermutlich hatte er dies seiner positiven Haltung zur nationalsozialistischen Regierung zu verdanken, denn Brandenburg war zwar zunächst kein Mitglied, aber doch Parteianwärter der NSDAP. Ende 1937 trat er der Partei dann bei, war einigen aber trotzdem noch „zu liberal“,<sup>13</sup> Trotz des genannten Vorwurfes entsprach Brandenburg aufgrund seiner Auseinandersetzung mit dem „Bodenständigen, Heimatverbundenen“<sup>14</sup> durchaus der nach dem Ersten Weltkrieg aufkeimenden, „neuen deutschen Kunstpolitik“<sup>15</sup>, die ihn damals zu einem bekannten Maler werden ließ. Im Jahre 1944 stellte Brandenburg mehrere Anträge auf Beurlaubung, die auch ohne weiteres genehmigt wurden. Als Grund nannte er das Arbeiten an „künstlerischen Aufgaben“. Kurz darauf machten die Kriegsergebnisse eine Lehrtätigkeit unmöglich und er gab seine Anstellung ganz auf.

Dass die Kriegszeit auch an Brandenburgs Werk nicht spurlos vorüber ging, ist an seinem Gemälde „Krefelder Trümmerlandschaft“ (Abb. 3) von 1945 zu ersehen. Dieses Bild ist eher eine Ausnahme in seinem Werk, zeigt er doch im Normalfall lediglich Landschaftsansichten, in denen sich die Stadt, wenn es überhaupt eine zu sehen gibt, weit im Hintergrund befindet. Der Maler zeigt hier also zu zwei Dritteln eine zerbombte Stadt, aus deren Mitte sich ein Kirchturm erhebt. Durch den erhöhten Stand des Betrachters sind die zerfallenen Fassaden und eingestürzten Häuser besonders gut zu erkennen. Vom linken Bildrand zur rechten unteren Bildecke erstreckt sich eine schmale Straße, in deren Mitte sich eine Abzweigung in Richtung Bildmitte befindet. An dieser Abzweigung befinden sich zwei Figuren, die Kleidung deutet auf einen Mann und eine Frau hin. In einem Trümmerfeld am rechten Bildrand bestehend aus Steinen, Dreck und einer kleinen Hausruine, befinden sich drei weitere Figuren. Größe und Kleidung sprechen für Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Hinter den Erwachsenen befinden sich weitere Trümmerfelder und Ruinen, die schon mit Gras, Moos oder anderen Pflanzen bewachsen sind. Durch die eindeutige Zick-Zack-Linie der sich im Mittelgrund befindlichen Häuser wird dieser Bildteil ein-



Abb. 2. Wilhelm Brandenburg, 1969

deutig vom Hintergrund abgetrennt. Über der gesamten Stadtansicht steht ein durchgängig grauer Himmel, in dem keine Wolke eindeutig auszumachen ist. Er wirkt wie ein drückender Teppich, der der Szene die Farbigkeit zu nehmen scheint. Die einzige Verbindung vom unteren Bildteil zum Hintergrund besteht durch den Kirchturm der Dionysius-Kirche, die man deutlich als solche ausmachen kann, verfügt man über die nötige Ortskenntnis. Da die Häuser so zertrümmert sind und sich außer dem Kirchturm kein eindeutig zu identifizierendes Gebäude auf dem Bild befindet, ist nicht ersichtlich, aus welcher Perspektive Brandenburg das Gemälde angefertigt hat, allerdings kann man davon ausgehen, dass er das Bild nicht mit Blick auf den Krefelder Hauptbahnhof anfertigte, denn dieser Turm ist nicht zu erkennen. Auch auf diesem Gemälde verwandelt er das Gesehene wieder in ein Stilleben zurück, zeigt aber ebenso ohne Beschönigung, welchen Schaden der Krieg angerichtet hat. Allerdings mildert er die ganze Brutalität der Zerstörung durch die beinahe schon idyllische Familienszene. Der ungewöhnlich einheitlich graue Himmel in seinem Gemälde wirkt zunächst deprimierend, doch durch das Aufzeigen des hohen, in den Himmel hineinragenden Kirchturms und der keineswegs besorgt wirkenden Familie gibt er wieder Hoffnung, dass sich alles zum Guten wendet und das Schlimmste scheinbar überstanden ist.

Zunächst wendete sich für Brandenburg jedoch nichts zum Guten, denn 1945 wurde sein Wohnsitz in der Hüttenallee aus bislang noch ungeklärten Gründen beschlagnahmt und über 100 der bis dahin entstandenen Ge-



Abb. 3. „Krefelder Trümmerlandschaft“, Öl auf Leinwand, 1945 (Privatbesitz)

mälde gingen dabei verloren.<sup>16</sup> Nach Ende des Krieges, im Jahre 1946, trat Brandenburg für kurze Zeit der „Niederrheinischen Künstlergilde“ bei. Dies war eine im Jahre 1945 in Krefeld gegründete Künstlergruppe, deren Bestreben es war „ein treues und kameradschaftliches Zusammenstehen zur Pflege und Förderung der Kunst und des Kunstschaffens“<sup>17</sup> zu erreichen. Zu den Gründungsmitgliedern zählten Karl Görgemanns, Dr. Heinz Kaumanns, Wilhelm Röttges, Edith Strauch, Erika und Richard Zimmermann und Heinz von der Way.<sup>18</sup> Die „Gilde“ spezialisierte sich auf heimatverbundene Malerei und Bildhauerei auf der Basis der alten Düsseldorfer Schule, sie waren aber auch offen für jeden, der neue Wege in der Kunst zu finden suchte.<sup>19</sup> Mit dieser Künstlergruppe nahm Brandenburg im Jahre 1947 in der Festhalle in Viersen an einer Ausstellung teil. Eine weitere Teilnahme an einem Ausstellungswettbewerb im Jahre 1949 als Vertreter der „Gilde“ wird vermutet, kann aber nicht mit Sicherheit bestätigt werden.<sup>20</sup>

In den 1950er Jahren lässt sich ein umfangreicher Schriftverkehr dokumentieren, der sich hauptsächlich mit Brandenbergs Problemen mit seiner vor dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossenen Rentenversicherung befasst. Der Künstler war vermutlich bei der BfA versichert, dies lässt sich aus Briefen entnehmen, die er an Freunde und Bekannte schrieb, um

Hilfe bei seinem Problem zu erbitten. Nach dem Ende des Regimes bestand für Brandenburg jedoch kaum noch eine Möglichkeit, sein eingezahltes Geld zurück zu erhalten. Dieser Umstand geht aus weiteren Dokumenten hervor, in denen die Kontaktierten Brandenburg die Problematik schildern. Auf den vergleichsweise hohen Aufstieg vor dem Krieg folgte offenbar auch ein sozialer Abstieg und es ist zu vermuten, dass der Künstler sehr darunter zu leiden hatte. Brandenburg zog sich aus der Öffentlichkeit zurück und arbeitete unablässig an seinem Werk, er zählte, wie es bereits Otto Brües 1935 in der Kölnischen Zeitung geschrieben hatte, weiterhin zu den „Stillen im Lande“.<sup>21</sup> Bis in die 1960er Jahre entstanden über 350 Gemälde, die er allen künstlerischen Minderrichtungen zum Trotz in seinem hergebrachten Stil malte. Immer wieder stellte der Künstler auch im Rahmen der Düsseldorfer Winter-, Frühjahrs- und Landesausstellungen seine Werke aus, zählte allerdings nicht zu den gefragtesten. Erstaunlich ist, dass Brandenburg sein Werk und sämtliche Ausstellungen genau dokumentierte. Seine Gemälde unterlagen einer präzisen Ordnung und er registrierte 151 Ausstellungen mit Bildtiteln und Preisen, darunter 16 Kollektivausstellungen in ganz Deutschland und den Niederlanden.<sup>22</sup>

Trotz der immer noch regionalen Bekanntheit des Künstlers trugen seine späten Gemälde

mehr und mehr düstere Züge. Waren zuvor noch typisch niederrheinische Landschaften Brandenbergs Hauptmotiv gewesen, wandelte sich dieses seit den 1960er Jahren zu dunklen Wald- oder Landschaftsansichten, die hauptsächlich in der Dunkelgrau-Palette angesiedelt waren, und deren regionale Einbindung nicht näher zu definieren ist. 1973 fand die letzte Kollektivausstellung Brandenbergs in den Niederlanden statt. Ein Jahr später feierte der Maler in „voller geistiger und körperlicher Frische“<sup>23</sup> seinen 85. Geburtstag, anlässlich dessen er auf ein reiches Schaffenswerk zurückblicken konnte. In einem Interview, das der Künstler zu diesem Anlass der Lokalpresse gab, äußerte er, „daß ihm noch ein gutes Stück Wegs aufgegeben ist“.<sup>24</sup> Diesen Weg konnte Brandenburg allerdings nicht mehr fortsetzen, denn nur einen Monat später, am 8. Januar 1975, verstarb er ganz unerwartet.

Nach seinem Tod geriet der Künstler mehr und mehr in Vergessenheit, die letzte Ausstellung in Krefeld fand im November 1975 in der Galerie Papler auf der Hülser Straße statt.<sup>25</sup> Eine endgültig letzte folgte im Februar/März 1976 in Düsseldorf in der Galerie Paffrath. Anhand der im Museum Burg Linn aufbewahrten Gemälde ist Brandenbergs Stil in verschiedenen Variationen und über die unterschiedlichsten Zeitperioden hinweg deutlich zu erkennen: In seinen landschaftlich-atmosphärischen Gemälden dominiert das für den Niederrhein typische, regenschwere Grau. Jede Farbe und ursprünglich kräftige Linie, die Brandenburg in seinen Bildern verwendet, wird durch einen „feinen, kaum sichtbaren Grauschleier etwas gemildert“.<sup>26</sup> Auch wenn seine Werke durch dieses nasskalte Grau etwas trübsinnig wirken, lässt der Künstler am Himmel doch immer ein kleines Stückchen Blau er-



Abb. 4. „Mond über Landschaft“, Öl auf Leinwand, 1960, 39 x 29 cm (Antiquariat Storch)



Abb. 5. „Uerdinger Rheinbrücke“, Öl auf Leinwand, 1936 (Museum Burg Linn)



Abb. 6. „Ziegeleiruipe“, Öl auf Leinwand, 1936 (Museum Burg Linn)

scheinen, das als Sinnbild steht für das „Licht der Hoffnung, dem alles zustrebt“.<sup>27</sup> Diese Intention eines Lichts am Ende des Tunnels beschäftigte den Künstler sein ganzes Leben hindurch, doch mit zunehmendem Alter verschwand auch der kleine helle Fleck am Himmel aus seinen Gemälden. Ein Beispiel hierfür ist ein spätes Bild Brandenburgs mit dem Titel „Mond über Landschaft“ (Abb. 4). In diesem Gemälde zeigt der Künstler eine düstere Szene. Im unteren Bereich befinden sich schwarze Sträucher oder Bäume, genau ist dies nicht zu erkennen. Über dem Schwarz des unteren Drittels liegt ein dunkelgrauer, fast schwarzer Himmel. Lediglich ein etwas aus der Mitte gerückter, kleiner heller Kreis durchbricht das Dunkel. Erst der Titel gibt Aufschluss über das Dargestellte, denn auf den ersten Blick ist nicht klar, dass es sich um eine nächtliche Szene handelt und dass der leicht verzerrte und mit einem leichten Schleier versehene Kreis der Mond sein soll. Im Gegensatz zu den frühen Werken des Künstlers wirkt dieses Bild sehr depressiv. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht eindeutig zu belegen, dass diese Werke eine Widerspiegelung von Brandenburgs seelischen Zustand waren, auch wenn in der Lokalpresse die Meinung vertreten wurde: „Mit der so charakteristischen „Altersreife“ habe „diese Phase, die sich vor nahezu einem Jahrzehnt ankündigte, inzwischen jedoch vervollkommnete, nicht das mindeste zu schaffen.“<sup>28</sup> Was der Autor des zitierten Presstextes mit der „Altersreife“ meint, ist nicht klar ersichtlich. Es könnte aber sein, dass er die immer gleich bleibenden Motive einiger Künstler meint, denen mit zunehmendem Alter keine Neuerfindung ihrer Werke mehr gelingt. Ob diese Aussage jedoch in Bezug auf Brandenburgs Bilder den Tatsachen entspricht, ist fraglich. Die Entwicklung der Gemälde und der Fülle der sich immer

wiederholenden Motive in seinen Spätwerken zugrunde legend, ist es allerdings wahrscheinlicher, dass sie eher ein Ausdruck von Brandenburgs Gemütsverfassung waren als eine gewollte Neuausrichtung.

Auch wählte der Künstler immer wieder das auf den ersten Blick Uninteressante, das Stille als Motiv. Er malte Schrebergärten, ein kleines Stück Mauer oder einen Hinterhof, doch schon in frühen Kritiken der Presse wurden diese von Brandenburg gewählten „anspruchsvollen Naturausschnitte“<sup>29</sup>, die von ihm so „liebervoll wiedergegeben“<sup>30</sup> wurden, dass sie „durch diese Wiedergabe bedeutsam werden“<sup>31</sup>, enthusiastisch gelobt. Besonders gut zu erkennen ist der zurückhaltende Stil des Malers an dem im Museum befindlichen Bild des fast abgeschlossenen Baus der Uerdinger Rheinbrücke aus dem Jahre 1936 (Abb. 5), von dem Brandenburg eine ganze Serie über die Jahre 1935/36 anfertigte. In diesen Gemälden „entpathetisiert“<sup>32</sup> er die gesamte Szene und verwandelt sie „wieder in ein Stück Natur, ein Stilleben“<sup>33</sup> zurück. An dieser Stelle wird die echte „Abweisung des Effekts“<sup>34</sup>, der Brandenburg sich verschrieben hatte, am deutlichsten. Der Künstler zeigt die alte Uerdinger Rheinbrücke vom Uerdinger Ufer aus gesehen. Im Vordergrund, auf der rechten Seite, befindet sich ein Gerüst für Reparatur- oder Malerarbeiten, das unterhalb der Brücke angebracht ist. Auf dem Gerüst befinden sich mindestens zwei Personen, die allerdings nur mit schwarzer Farbe angedeutet und nicht näher zu erkennen sind. Ebenfalls rechts, diesmal auf der Brücke und am Geländer stehend, befinden sich zwei weitere Figuren, die aber auch nur angedeutet sind. Auf der linken Bildseite, direkt am Rheinufer gelegen, steht ein Schuppen mit rauchendem Schornstein. Davor befinden sich zwei nicht

genauer zu erkennende Figuren und zwei angespannte Pferde. In der Mitte des Bildes, am unteren Bildrand, befindet sich noch eine Hütte, von der man allerdings nur das Dach sieht. Davor stehen oder gehen drei weitere Figuren. Der Betrachter blickt über dieses Dach hinweg auf das Ufer und den Rhein, er steht scheinbar mittig zwischen der Brücke und dem Ufer. Die Landschaft und das untere Drittel des Gemäldes sind nur sehr undeutlich ausgearbeitet, die Brücke steht dafür aber sehr im Vordergrund und ist im Gegensatz zu den anderen Gegenständen relativ detailliert ausgearbeitet. Der Himmel ist, wie immer, grau und düster, hat allerdings auch ein paar helle Stellen und reißt links neben der vertikalen Mittelachse etwas auf, wo etwas Blau erkennbar wird. Der Rauch aus dem Schornstein am linken Bildrand ist der deutliche Übergang von Landschaft zu Himmel bzw. vom Vorder- zum Hintergrund. Brandenburg betont in diesem Gemälde auch überdeutlich die Vertikale (durch die Brückenpfeiler, die Masten im unteren Bereich, Schornsteine und Rauch sowie das Gerüst) und Diagonale (durch die Brückenbasis, das untere Hausdach und die sich im Reparaturgerüst befindlichen Leitern). Die Szene wirkt ruhig und friedlich, anders, als man es von einer derart großen Baustelle vermutet. Auch wenn man es versucht: Man kann sich keinen Lärm vorstellen, denn es gibt keinen Gegenstand auf dem Gemälde, der die Ursache für etwas lärmendes sein könnte. Der Maler „braucht keinen lauten Anreiz“<sup>35</sup> in seinen Bildern, es gibt in ihnen „mehr Oasen der Ruhe als Elemente der Veränderung“<sup>36</sup>, es genügt ihm die typische „Stille des Niederrheins“<sup>37</sup>, der er wieder und wieder seine Aufwartung macht. Die Kompositionen des Künstlers sind dennoch in sich immer „merkwürdig geschlossen und wirken ruhig in ihrer verinnerlichten





Abb. 7. „Hinsbeck 1945 auf dem Kreuzberg“, Kohlezeichnung (Museum Burg Linn)

Wirklichkeit<sup>38</sup>, vermutlich ist auch dies eine Widerspiegelung von Brandenbergs eigenem Gemütszustand.

In Wilhelm Brandenburg lebte der Impressionismus neu auf, auch wenn man diesen als „typische Stilerscheinung eines Zeitabschnittes“<sup>39</sup> in Deutschland abtat, „den man aus vielen Gründen gerne als überwunden“<sup>40</sup> angesehen hätte. Doch hier zeigt sich wieder, dass sich die Kunst keinen Gesetzen unterwerfen lässt, sondern ihren eigenen Weg geht. Brandenburg ließ den Impressionismus auf sehr typische aber auch sehr deutsche Weise wieder aufkeimen und er schaffte es, diese verkannte Kunstrichtung mit einer „nicht wegzuleugnenden Bodenständigkeit“<sup>41</sup> zu verbinden. Das typische Deutsche zeigte sich darin, dass Brandenburg die „deutsche Innerlichkeit“<sup>42</sup> aufzeigt, was gerade zur Zeit des Faschismus eine beliebte Kunstrichtung war. Der Nazikunstschriftsteller B. Kroll betonte in Bezug auf die Innerlichkeit Werte wie „schwärmerisch, schlicht, gläubig, naturseelig.“<sup>43</sup> All diese Werte erfüllte Brandenburg in seinen Frühwerken, weswegen er während des Faschismus mit seinen impressionistischen Gemälden in Deutschland einen beachtlichen Erfolg erlebte. „Er wollte das traditionelle in der Kunst ‚nicht einfach über Bord werfen‘“,<sup>44</sup> Allerdings ging es Brandenburg in seinen Werken nicht nur um die Impression allein, sondern auch um das „Kommen und Vergehen in der Natur als Sinnbild des Lebens“.<sup>45</sup> Diese Aussage belegen vor allem die weiteren Bilder aus dem Besitz des Museums Burg Linn: „Ziegeleiruiene“ von 1936 (Abb. 6) und „Hinsbeck 1945 auf dem Kreuzberg“ (Abb. 7). Ferner sind die sich im Privatbesitz befindenden Gemälde einer zweiten „Inrather Ansicht“ (Abb. 8) und einer „Traarer Ansicht“ (Abb. 9) aus den Jahren 1934 und 1935 als

Beleg anzuführen. Dass Brandenburg aber nicht nur Landschaftsbilder malen konnte, zeigt sein „Kakteen-Stilleben“ (Abb. 10) aus dem Jahre 1932, das sich jetzt im Besitz des Antiquariats Storch befindet.

Auf dem Ölgemälde „Ziegeleiruiene“ (Abb. 6) zeigt Brandenburg eine in der Mitte des Bildes gelegene Ziegeleiruiene. Rechts neben der Ruine befindet sich ein einfaches Haus mit einem Anbau, vermutlich eine Scheune. Vor der zerfallenen Ziegelei und den beiden Gebäuden türmt sich ein Erdwall, auf dem abgestorbene Bäume stehen und einige, nicht genau zu erkennende Pflanzen wachsen. Das einzige Anzeichen von Leben auf diesem Gemälde sind zwei Figuren, die sich am rechten Bildrand befinden. Kleidung und Größe deuten auf zwei Jungen hin. Der Vordergrund wirkt wie lieblos auf die Leinwand gemalt, während die Ziegelei etwas deutlicher und mit weniger Pinselduktus angefertigt wurde. Es ist möglich, dass dieser schnelle Pinselstrich daher rührt, dass Brandenburg dieses Bild vor Ort anfertigte und nicht wie sonst zunächst skizzierte um diese Skizze dann im Atelier in das fertige Ölbild umzuwandeln. Alle Konturen in diesem Bild scheinen zu verschwimmen, das Auge hat keinen festen Punkt, an dem es eine klare Linie erkennen kann. Im Hintergrund sind eine doppeltürmige Kirche und einige rauchende Schornsteine zu erkennen. Der Himmel ist in niederrhein-typischem Grau

gehalten, doch an einigen Stellen werden die Wolken wieder weiß und lassen das Grau nicht erdrückend wirken. Es ist nicht klar zu erkennen, wo Brandenburg dieses Gemälde angefertigt hat, doch sollte es sich um eine Krefelder Ansicht handeln, könnte die sich im Hintergrund befindliche Kirche St. Josef sein. Von welcher Seite das Bild dann jedoch angefertigt wurde, ist trotzdem nicht deutlich auszumachen. Brandenburg stellt erneut den Verfall und die Rückeroberung der Natur über das von Menschen geschaffene dar. Hierfür sprechen die ruinöse Ziegelei und die abgestorbenen oder kahlen Bäume um die Ruine. Doch wieder gibt er Hoffnung auf Leben, die sich durch die beiden Kinder am deutlichsten ausdrückt. Die Kinder stehen für neues Leben und eine heranwachsende Generation, der sich die Natur wieder unterwerfen muss.

Die Kohlezeichnung „Hinsbeck 1945 auf dem Kreuzberg“ (Abb. 7) ist unter den Brandenberg-Gemälden eine erstaunliche Ausnahme. Normalerweise malte der Künstler immer mit Öl, eine Kohlezeichnung ist also eher selten. Es zeigt am linken Bildrand Teile einer Architektur, vermutlich eine Kapelle oder Kirche, an der ein überdachtes Kreuz mit einem gekreuzigten Christus befestigt ist. Ob Brandenburg hier einen Christus triumphans oder den Schmerzensmann darstellt, ist aufgrund der lediglich angedeuteten Malweise kaum zu erkennen. Der Körperhaltung Christi nach



Abb. 8. „Inrather Ansicht“, Öl auf Leinwand, 1934 (Privatbesitz)



Abb. 9. „Traarer Ansicht“, Öl auf Leinwand, 1935 (Privatbesitz)

zu urteilen könnte es sich aber durchaus um einen Schmerzensmann handeln. Ein schmaler Weg führt direkt an dem Kreuzifix vorbei und scheint den Blick des Betrachters in die Bildmitte zu lenken. Wie immer stellt Brandenburg dort aber nicht die Architektur in den Vordergrund, sondern die Natur. Im Zentrum der Kohlezeichnung stehen kahle Bäume, eine Art Tanne und einige Büsche oder Sträucher. Um welche Pflanzen- und Baumarten es sich hierbei handelt ist allerdings nicht ersichtlich. Wie jede Landschaftsansicht Brandenburgs wirkt diese auch sehr düster und trostlos. Schwarz dominiert das Bild und lässt die Pflanzen am Wegesrand bedrohlich wirken. Auch die kahlen Äste der Bäume machen das Bild zu einer deprimierenden Ansicht. Die völlige Einsamkeit des Betrachters – es sind nicht einmal Vögel am Himmel oder in den Bäumen zu sehen – tut ihr Übriges. Zusammen mit dem Leidenden Christus am Kreuz ist diese Kohlezeichnung ein Ausdruck völliger Einsamkeit und Trostlosigkeit. Lebendes Gestrüpp und kahle, tot wirkende Bäume bilden einen extremen Kontrast, Leben und Tod liegen direkt beieinander. Glücklicherweise gab Brandenburg seiner Zeichnung eindeutigen Namen, so dass eine Lokalisierung tatsächlich möglich ist. Bei der Kapelle auf dem Kreuzberg bei Hinsbeck handelt es sich um einen kleinen, achtseitigen Bau des 18. Jahrhunderts mit einer flachen Holzdecke und ovalen Fensterlöchern.<sup>46</sup> Dieser Bau steht offensichtlich inzwischen nicht mehr, da er in jüngeren Denkmäler-Inventaren nicht

verzeichnet ist. Auch wissen wir nicht, in welchem Zustand die Kapelle war, als Brandenburg sie gemalt hat.

Die zweite „Inrather Ansicht“ (Abb. 8) von 1934 wird von einer großen, erdig braunen Fläche dominiert, die immer wieder von Gras oder Moos durchbrochen wird. Inmitten der Fläche steht eine Mistgabel in einem Rasenstück. Kurz hinter der Mistgabel befinden sich zwei Figuren, vermutlich weiblich. Eine dreht dem Betrachter den Rücken zu, die andere schaut in seine Richtung. Da sie allerdings sehr klein und nur andeutungsweise dargestellt sind, ist nicht auszumachen, ob sie den Betrachter auch ansieht oder an ihm vorbeiguckt. Im rechten oberen Drittel kann man ein mehrgeschossiges, quadratisches und von kleinen Holzpfählen eingezäuntes Haus erkennen, an dessen rechter Seite sich eine Baustelle für ein weiteres Haus befindet. Die Holzstreben des Baugerüsts ragen noch empor und man erkennt lediglich Teile des Fundaments. Etwas mehr in den Hintergrund gerückt sieht man weitere Häuser, davon ein großes weißes Bauernhaus, das sich deutlich von den umstehenden dunklen Bäumen abhebt. Einige weitere Ziegelsteinhäuser schließen sich an, sind aber nicht detailliert erkennbar. Wieder einmal steht ein grauer Himmel über der ganzen Szenerie, doch Stellenweise reißt die Wolkendecke wieder auf und zeigt den blauen Himmel sowie einige weiße Lichteffekte auf den Wolken. Dieses noch einigermaßen frühe Werk des Künstlers ist deutlich farbenfroher als seine späteren



Abb. 10. „Kakteen Stilleben“, Öl auf Leinwand, 1932 (Antiquariat Storch)

Werke. Die Wolken sind an verhältnismäßig vielen Stellen durchbrochen, so dass der Betrachter eigentlich überall das Himmelsblau erkennen kann. Brandenburg scheint in diesem Bild einen großen Teil Hoffnung zeigen zu wollen, die sich gegen die dunklen Wolken der Hoffnungslosigkeit durchsetzt. Vielleicht die Hoffnung auf einen Neuanfang, der mit einem eigenen, selbstgebaute Haus einen Schritt näher kommt, vielleicht aber auch die Hoffnung, dass sich nach dem Ersten Weltkrieg mit der neuen Regierung alles ändert und besser wird, das Land wieder zu Reichtum kommt und jeder sein eigenes Heim errichten kann.

Im Gemälde „Traarer Ansicht“ (Abb. 9) ist inmitten des Bildes ein schlammiger Pfad zu sehen, der sich von der linken Bildseite kommend in das Bildzentrum windet und hinter Gebüsch oder Gestrüpp verschwindet. Anhand der Pfützen, die sich am Wegesrand gebildet haben, kann man davon ausgehen, dass es eine Landschaftsansicht nach einem Regenguss zeigt. Am rechten Rand des Pfades befinden sich einige Masten, deren Funktion auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist. Hinter dem ersten und dem Betrachter am nächsten gelegenen Pfeiler bewegt sich eine Gestalt, die aber nur sehr undeutlich zu erkennen ist. Es ist weder zu erkennen, ob es sich um eine männliche oder weibliche Figur handelt, noch, ob sie sich auf den Betrachter zubewegt oder ihm den Rücken zukehrt. Am linken Rand kann man einen von dünnen Bäumen und Gestrüpp umrankten kleinen Fluss erkennen, der parallel zum Weg verläuft. Auf dem Weg sind Straßenbahnschienen zu erahnen, die der Straßenbahnlinie Krefeld – Moers zugehörig sind. Die Masten am Wegesrand sind die dazugehö-

rigen Stromleitungen. Am rechten Rand des Pfades, noch hinter den Masten, schließt sich eine große Wiese an, die sich bis zum rechten Bildrand zieht. Auf der Wiese befindet sich ein kleines einstöckiges Häuschen, weiß verputzt, vermutlich nur ein Zimmer, eine schäbige und abgenutzte Holztür davor. Der Putz bröckelt schon an diversen Stellen ab und zeigt die blanke, braune Mauer. Neben der Holztür ist ein kleines, unförmiges Fenster eingelassen, das mit einigen Holzstreben ausgestattet ist, aber in dem sich vermutlich kein Glas befindet. Schräg hinter der Baracke, bereits in den Hintergrund gesetzt, sind weitere Gebäude zu sehen, die sich aber in einem Dunstschleier verlieren. Der Himmel über der ganzen Szene ist regengrau und wirkt eher bedrückend. Am oberen rechten Bildrand klart es sich allerdings wieder etwas auf und es ist stellenweise wieder etwas Blau zu erkennen. Auch bei diesem Bild ist eine spezifische regionale Einbindung nicht möglich. Vom Privatbesitzer wird es „Traarer Ansicht“ genannt, doch Brandenburg selber gab dem Bild keinen Titel. Die zu erkennende Architektur und die sich auf dem Boden befindlichen Straßenbahnschienen der ehemaligen und zu dieser Zeit noch existenten Straßenbahnlinie Krefeld – Moers, sprechen aber für den Titel. Was der Künstler mit diesem Werk ausdrücken wollte, ist schwer zu sagen. Es könnte sein, dass Brandenburg die Vereinigung von Technik und Natur darstellen wollte, die definitiv keine schlechte ist. Die Strommasten der Straßenbahn fügen sich keineswegs störend in das Gesamtbild ein, wirken eher wie junge Birken. Auch die Schienen sind äußerst zurückhaltend in die Landschaft eingefügt. Der Künstler zeigt also ein harmonisches Zusammenspiel von Fortschritt und Natur, über dem allerdings ein drückend

grauer Himmel schwebt, als wäre diese Harmonie zum Scheitern verurteilt.

Das Kaktus-Stilleben (Abb. 10) Brandenburgs ist, wie bereits erwähnt, ein vollkommener Gegensatz zu dem, was der Künstler zum größten Teil sonst anfertigte. Es zeigt einige sich in einem Topf befindlichen, großen grüne Kakteen vor einem schwarzen Hintergrund. Die Kakteen füllen in der Höhe fast das gesamte Bild aus, ebenso in der Breite. Durch den sich in der Mitte befindlichen, stärksten Trieb der Pflanze, wird hier ganz eindeutig die Vertikale betont. Ganz anders als sonst malt Brandenburg in diesem Gemälde äußerst detailliert allerdings noch mit einem deutlich zu erkennendem Pinselduktus. Das völlige Schwarz im Hintergrund hebt die verschiedenen Grüntöne noch deutlicher hervor und sorgt dafür, dass der Betrachter sich nur auf die Kakteen konzentriert und nicht auf eine ablenkende Umgebung. Dies zeigt sich auch an dem nur angedeuteten Topf, in dem sich die Pflanze befindet. Anders als sonst, scheint Brandenburg bei diesem Gemälde keinen Wert auf eine tiefgründige Bedeutung zu legen, sondern „nur“ die Natur darstellen zu wollen ohne störendes Beiwerk.

Wie gezeigt werden konnte ist an den Bildern Brandenburgs ein einheitlicher Stil, aber auch eine deutliche Entwicklung zu erkennen. Seine Gemälde wandeln sich von einfachen Landschaftsdarstellungen und Stilleben über tiefgründige Naturansichten zu einheitlich düsteren, depressiv wirkenden Wald- und Wiesengemälden. Ob diese Entwicklung auch der seelischen Verfassung des Künstlers entspricht, ist zwar nicht faktisch belegt, aber nach einer näheren Betrachtung seines

Lebensweges durchaus wahrscheinlich. Viele Geschehnisse in seinem Leben – der frühe Tod seiner Frau, die Erlebnisse an der Front im Ersten Weltkrieg und nicht zuletzt die Ereignisse im und um den Zweiten Weltkrieg – haben den Künstler sicherlich belastet. Die Frage, warum allerdings die „depressive Phase“ mindestens 20 Jahre nach diesen Ereignissen einsetzt, während er sich vorher stets der Idylle und der Stille widmete, ist bislang ungeklärt und noch weiter zu verfolgen. Bemerkenswert bleibt darüber hinaus, dass Wilhelm Brandenburg zwar durchaus Talent und Tiefgründigkeit besaß und er sein Fach verstand, er aber durch die Welle der Aufsehen erregenden neuen Kunstrichtungen, die ab den frühen 1950er Jahren wieder populär wurden, wie die Neue Sachlichkeit, Pop-Art oder den Surrealismus, vollkommen überspült wurde. So verwundert es nicht, dass Brandenburg insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr in Vergessenheit geriet. Seine Stellung zur Zeit des Nationalsozialismus hat eindeutig dazu beigetragen, dass seine Popularität zunehmend schwand. Seine Beteiligung in der NSDAP wurde ihm nach dem Ende des Nationalsozialismus sicherlich mit Recht nachgetragen. So kam es wohl lange Zeit zu Äußerungen von Kollegen, die ihn als „alter Nazi“<sup>47</sup> betitelten. Inwiefern Brandenburg tatsächlich – auch aus heutiger Sicht – als typischer Vertreter nationalsozialistischer Kunst einzustufen ist, oder ob er lediglich einer Kunstrichtung angehörte, die seit den 1930er Jahren von den Nationalsozialisten vereinnahmt wurde, der er sich aber auch bereitwillig anschloss, kann hier durchaus als Hypothese formuliert werden, muss letztlich jedoch einer weiter reichenden Untersuchung vorbehalten bleiben.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Peter Betthausen, Thomas Häntzsche, Ulrike Krenzlin, Detlef Rößler: Europäische Kunstgeschichte in Daten, Dresden o. J., S. 547.

<sup>2</sup> Betthausen, Häntzsche, Krenzlin, Rößler, ebd.

<sup>3</sup> Unbekannter Autor in: Rheinische Post, Krefeld 20.12.1969

<sup>4</sup> Hans Volmer (Hrsg.), Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, 20. Jahrhundert, Erster Band A-D, Leipzig 1999.

<sup>5</sup> Karl Heinz Brandenburg in: Begeleitheft zur Ausstellung „Wilhelm Brandenburg 1889 – 1975“, Galerie G. Palfrath, Düsseldorf Februar – März 1976.

<sup>6</sup> Unbekannter Autor in: Westdeutsche Zeitung, Krefeld 21.12.1966.

<sup>7</sup> Unbekannter Autor ebd.

<sup>8</sup> Zu Junghanns s. Gudrun Wessing: Julius Paul Junghanns – Skizzen und Gemälde aus dem Nachlass, Bielefeld 1995.

<sup>9</sup> Stadtarchiv Essen, Personalsakte Brandenburg der Volkswang – Schule Essen

<sup>10</sup> Unbekannter Autor in: Siehe Anmerkung Nr. 5.

<sup>11</sup> Unbekannter Autor, ebd.

<sup>12</sup> Unbekannter Autor, ebd.

<sup>13</sup> Unbekannter Autor in: Siehe Anmerkung Nr. 3.

<sup>14</sup> Nieuwe Rotterdamse Courant, o. O. 8.3.1934, Abendblatt D.

<sup>15</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>16</sup> Saur: Allgemeines Kunstlexikon

<sup>17</sup> Georg Opdenberg, in memoriam 2005, in: „Die Heimat“ 77, 2006, S. 27.

<sup>18</sup> Georg Opdenberg, ebd., S. 26

<sup>19</sup> Georg Opdenberg, ebd., S. 27

<sup>20</sup> Georg Opdenberg, ebd., S. 27

<sup>21</sup> Otto Brües, Kölnische Zeitung, 21.5.1935

<sup>22</sup> Wie Anmerkung Nr. 9.

<sup>23</sup> Wie Anmerkung Nr. 5.

<sup>24</sup> Ernst Hoff, Rheinische Post, 21.12.1974.

<sup>25</sup> Unbekannter Autor in: Westdeutsche Zeitung, Krefeld 24.11.1975

<sup>26</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>27</sup> Wie Anmerkung Nr. 24.

<sup>28</sup> Hans H. Molts in: Rheinische Post, Krefeld 19.12.1959.

<sup>29</sup> Otto Brües, Kölnische Zeitung, 21.5.1935.

<sup>30</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>31</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>32</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>33</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>34</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>35</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>36</sup> Unbekannter Autor in: Siehe Anmerkung Nr. 6.

<sup>37</sup> Otto Brües, ebd.

<sup>38</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>39</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>40</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>41</sup> Wie Anmerkung Nr. 14.

<sup>42</sup> Harald Olbrich (Hrsg.): Geschichte der deutschen Kunst 1918 – 1945, Leipzig 1990, S. 332.

<sup>43</sup> Harald Olbrich, ebd.

<sup>44</sup> Zitat: Wilhelm Brandenburg in: Siehe Anmerkung Nr. 6.

<sup>45</sup> Wie Anmerkung Nr. 25.

<sup>46</sup> Paul Ciemen (Hrsg.): Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz – Kreis Geldern, Düsseldorf 1891.

<sup>47</sup> Zitat: Wilhelm Brandenburg in: Siehe Anmerkung Nr. 6.

# Geordnete Welten

Eine Ausstellung im Stadtarchiv Krefeld im Rahmen von KIK, Kunst in Krefeld, vom 31. August bis 24. Oktober 2008

von Christian Krausch

Geordnete Welten sind ein Traum, eine Vision, ein (eher hoffnungsloses) Bestreben, der allgegenwärtigen Unordnung zu begegnen. „Ordnung ist das halbe Leben, Lerne Ordnung, übe sie, Ordnung spart dir Zeit und Mühe“. Oder auch nicht! Denn die Zeit, die zum Ordnung halten benötigt wird, fehlt an anderer Stelle. Das ist vielleicht nicht wissenschaftlich belegt, aber in der Praxis, in vivo, erprobt. Natürlich ist es eine Erleichterung, wenn Anzahl und Aufenthaltsort der Dinge des Alltags bekannt sind. Zumindest im Prinzip. Denn Fakt ist, sie sind dann meistens doch nicht da. Zumindest dann nicht, wenn mehrere Menschen zusammen sind. Und das ist oft so. Aber – nicht schlimm! Sagte nicht bereits Picasso: „Ich suche nicht, ich finde!“ Das lässt hoffen.

Ausnahmen bestätigen die Regel. Das Stadtarchiv Krefeld ist so eine Ausnahme. Obwohl, bzw. gerade weil hier mehrere Menschen zusammen arbeiten, hat jedes Ding seinen Platz. Und das nicht erst seit gestern. Wer suchend kommt, der findet. Oder ihm „wird gefunden“. Zuverlässig, und das sicher auch nicht nur noch morgen. Einer, der 2009 20 Jahre maßgeblich mitgeordnet hat, ist der Archivdirektor Herr Schulte. Ihm verdanke ich zwei lehrreiche Jahre (1996 – 1998) in Sachen Archivwesen, das überraschenderweise mehr eine Kunst des Vernichtens ist. Klingt seltsam, ist es auch, dient aber dazu, eine repräsentative Auswahl jener Informationen zu treffen, die stellvertretend für andere im Archiv verbleiben. Herrn Schulte verdanke ich auch viele aufschlussreiche Informationen sowie Gespräche zur zeitgenössischen Kunst in den besagten Jahren bis heute. Zusammen platzierten wir 1997 das Stadtarchiv erstmalig als Teilnehmer des Galerisonntages, heute „KIK – Kunst in Krefeld“ benannt. Anfänglich noch „als Gast“, später dann regulär als gleichberechtigte Institution, der weitere städtische Einrichtungen, etwa die VHS, folgen sollten. Idee war (und ist), Kunst jenseits gängiger Ausstellungsorte an untypischer Stelle zu präsentieren, um den Blick auf sie unabhängig von Galerien oder Museen zu schärfen. Einzige Vorgabe an die beteiligten Künstler blieb dabei über die Jahre die thematische Anbindung an die Inhalte und Aufgaben des Stadtarchivs, woraus bis 2007 elf sehr unterschiedliche Ausstellungen

## Stadtarchiv Krefeld Geordnete Welten



Titel: Brigitta Heidtmann

Martin, Lersch  
Elke Schmees  
Brigitta Heidtmann  
Jan Kalff  
Rudolf Löhr  
Hubertus Gojowczyk  
Bart Koning  
André Schweers  
Hiltrud Lewe  
Renate Georgi  
Monika Nelles  
Georg Janthur

31. August bis 24. Oktober 2008  
Ausstellung im Rahmen von „Kunst in Krefeld“

Ausstellungseröffnung 31.08.2008 • 15 Uhr  
Einführung: Dr. Christian Krausch

Kunst in Krefeld  
14.09.2008 • 11 bis 18 Uhr

Gespräch der Künstler mit Dr. Christian Krausch  
25.10.2008 • 18 Uhr

### Öffnungszeiten

Montag bis Mittwoch:

8.30 bis 12.30 – 14 bis 16 Uhr

Donnerstag

8.30 bis 12.30 Uhr

und von 14 bis 17.30 Uhr

Freitag:

8.30 bis 12.30 Uhr

Girnesgäß 120/Hinter dem Stadthaus  
47803 Krefeld,  
Tel. 0 21 51-86 27 00  
Fax 0 21 51-86 27 10,  
e-mail:stadtarchiv@krefeld.de

Abb. 1. Plakat zur Ausstellung



Abb. 2. Georg Janthur, „Archivkarton“, 2008. Holz, massiv, Farbe; 15 x 14 x 60 cm

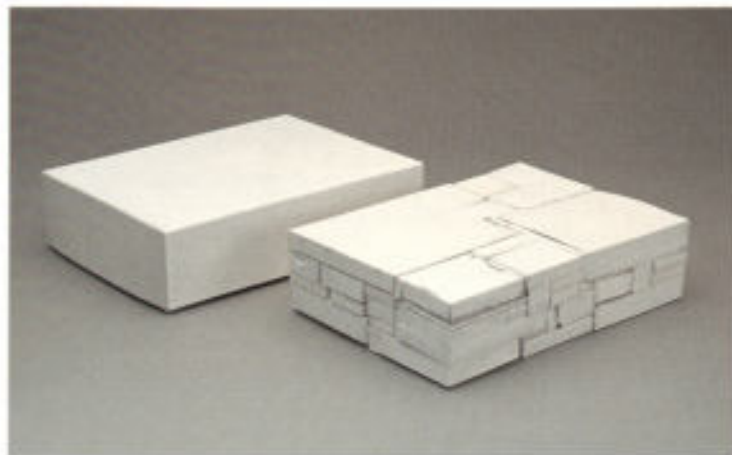


Abb. 3. André Schweers, „Geordnete Welten“, 2008, 2-teilig. Verschiedene Pappschachteln, gestapelt, je 15 x 40 x 60 cm



Abb. 4. Brigitta Heidtmann, „Mein kleines Kunstarchiv“, 2008, 2-teilig. Archivkarton bemalt und mit diversen Objekten gefüllt; je 15 x 40 x 60 cm



Abb. 5 a. Bart Koning, „le dossier sublime et futile“, 2008. Ölfarbe auf Leinwand; 50 x 90 cm



Abb. 5 b. Bart Koning, „Archivkarton“, 2008. Verschiedene Materialien; 50 x 90 x 5,5 cm



Abb. 6. Renate Georgi, „einlassen“, 1999/2008. Unbearbeiteter Archivkarton; 15 x 40 x 60 cm. Filzmatte 1 x 40 x 57 cm, gebrannte Lehrscherbe, 1999, ca. 2 x 20 x 38 cm. Die Scherbe ist mittels Prägedruck leicht in die Filzmatte „eingelassen“.



Abb. 7. Rudolf Löhr, „Mein privates Gellep“, 2008, 2-teilig. Knochen auf Holz, Datumstempel, in Archivkarton gelegt; je ca. 39 x 59 x 3 cm

mit insgesamt 12, meist Krefelder Künstlern, resultierten. Jede Ausstellung wurde im jeweils folgenden Krefelder Jahrbuch „Die Heimat“ publiziert und dadurch – natürlich – im Stadtarchiv für spätere Auswertungen dokumentiert.

Mit dem Projekt „Geordnete Welten“ beteiligte sich das Stadtarchiv 2008 nunmehr zum letzten mal am Galeriensonntag, zumindest unter der Leitung von Herrn Schulte und meiner kuratorischen Begleitung. (Abb. 1) Idee war, alle einstmals beteiligten Künstler, na-



Abb. 8. Jan Kalff, „Auf den Hund gekommen (Schlafende Hunde soll man nicht wecken)“, 2008. 2-teilig. Farbe und Seidenstoffe in Archivkarton; je ca. 15 x 40 x 60 cm

mentlich Martin Lersch (1997), Elke Schmees (1998), Brigitta Heidtmann (1999), Jan Kalff und Rudolf Löhr (2000), Hubertus Gojowczyk (2001), Bart Koning (2002), André Schweers (2003), Hiltrud Lewe (2004), Renate Georgi (2005), Monika Nelles (2006) und Georg Jantthur (2007), aufzufordern, erneut eine Arbeit zu erstellen, die abermals auf das Stadtarchiv Krefeld Bezug nehmen sollte. Ausgangspunkt war dabei jener beinahe (aber auch nur beinahe!) unzählige Male im Magazin vorhandene Archivkarton in den Maßen 15 x 40 x 60 cm. Erfreulicherweise haben sich alle Künstler an dem Projekt beteiligt, wofür ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt sein soll.

Wie zu erwarten sind die unterschiedlichsten Arbeiten entstanden, die beispielsweise, wie bei **Georg Jantthur**, die Form des Kartons aufgreifen. Jantthur hat ihn komplett durch einen gleich großen, bemalten Holzklötz ersetzt, dessen deutliche Sägespuren die Außenhaut zum wesentlichen Inhalt machen. Der an sich unscheinbare Karton wird dadurch als Form zum „Ding“ und so zur eigentlichen Archivalie. (Abb. 2) **André Schweers** dagegen akzentuiert durch Verweißung der Hülle ihre Austauschbarkeit, die er zugleich durch eine in Blockform gebrachte Addition kleinerer Schachteln relativiert. Er reflektiert damit überdies die für ihn typischen Themen „Öffen und Geschlossen“ sowie „Sammeln und Bewahren“. (Abb. 3) Dieses Thema greift auch **Brigitta Heidtmann** durch ihren Beitrag „Mein kleines Kunstarchiv“ auf, indem sie den Karton mit einer Sammlung kleinerer Werke sowie inhaltlichen Versatzstücken ihrer Arbeit als Künstlerin füllt. (Abb. 4) **Bart Koning** wiederum hinterfragt das Prinzip Ordnung, indem er den Archivkarton ordentlich in seine Einzelteile aus Pappe und Metallklammern zerlegt, nachdem er ihn vorher ordentlich naturalistisch gemalt hat. (Abb. 5a+b) Überlegungen zum „Triumph der Malerei“ (in einen gemalten Karton passt genauso wenig



Abb. 9. Hubertus Gojowczyk, „BV 884, Geordnete Welten“, 2008. 2-teilig. Front einer Karteischublade (Holz/Schilderrahmen und Griff aus Metall), Karteikarten, blaues Tonpapier, Archivkarton; 15 x 40 x 60 cm

wie in einen zerstörten Karton) wie auch zur „Ordnung als Mittel gegen die Vergänglichkeit“ bieten sich an, letztere auch Thema von **Renate Georgi**. Gemäß ihrer langjährigen Idee, dem unscheinbaren Zer- oder Gebrochenen einen adäquaten Raum zu geben, bietet sie einer alten Tonscherbe von 1999 im Archivkarton einen gebührenden Platz. Der Titel „Einlassen“ wird dabei sowohl in der Lagerung der Scherbe in und auf grauem Filz reflektiert, als auch im Spiel des Wortes mit Begriffen wie „sein-lassen“ und „los-lassen“, die auf die Arbeit des Archivars verweisen. (Abb. 6) Vergleichbar lagert auch **Rudi Löhr** unter dem Titel „Mein privates Gellep“ scheinbar unwesentliche Knochen wohl geordnet und durch Stempel inventarisiert auf einer Holzplatte in dem Karton, wodurch sie direkt in ihrer Bedeutung gewinnen. (Abb. 7) Zugleich ironisieren die Knochen, nicht zuletzt durch ihre einheitliche Verweißung, die Arbeit des Archäologen, der, wie am Beispiel des römisch-fränkischen Gräberfeldes Gellep in Krefeld nachvollziehbar, kulturelle, soziologische und politische Rückschlüsse aus dem Fundus der Knochen und Grabbeigaben schließt. Ironisch begegnet auch **Jan Kalff** einem weiteren Markenzeichen von Krefeld, indem er unter dem Titel „Auf den Hund gekommen“ den geöffneten Archivkarton einerseits wohl geordnet mit „Samt und Seide“ bestückt. (Abb. 8) Zugleich erinnert anderer-



Abb. 10. Monika Nelles, „Und das Warten darf nie aufhören, weil die Zeit dabei so schön vergeht“, 2008. Archivkarton, Farbe, Kohle, Glühbirne, Eislöffel an Bindfaden; 15 x 40 x 60 cm (oben)

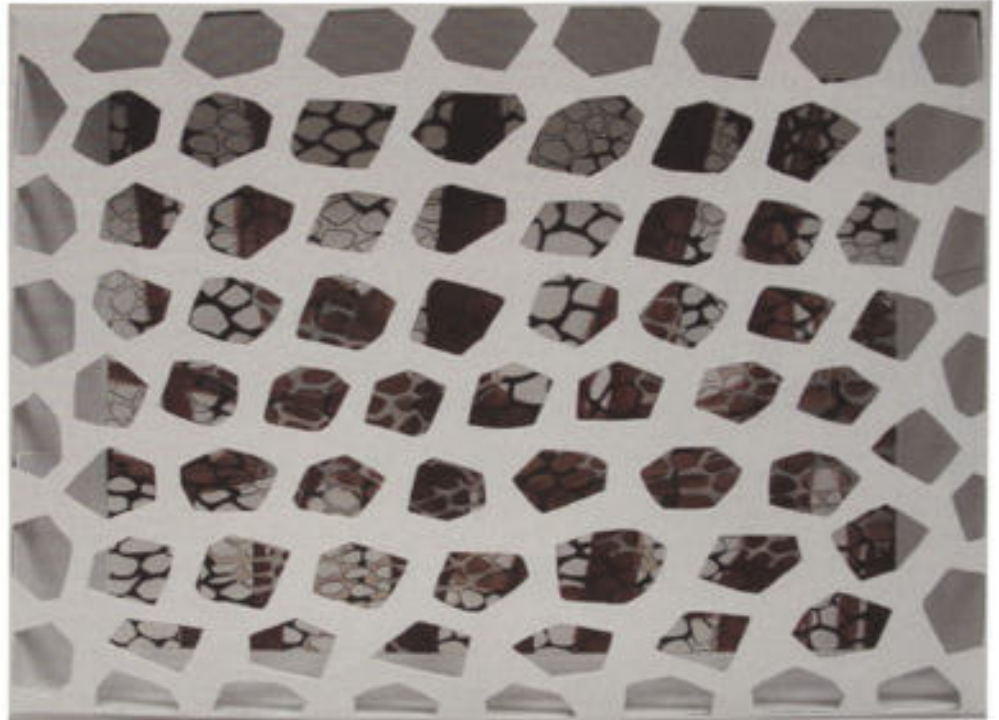


Abb. 11. Hiltrud Lewe, „Ein Stück Natur“, 2008. Archivkarton, Pigmente, Tusche, Gouache auf Papier; 15 x 40 x 60 cm (rechts)

seits das sichtbare Bildnis eines schlafenden Hundes (In alten Aussteuertruhen auf den Boden gemalt ein Zeichen für Verarmung!) den tatsächlichen Ist-Zustand der Stadt. Hier scheint kein Ausweg in Sicht, was sich auch im Werk von **Hubertus Gojowczyk** abzuzeichnen scheint. (Abb. 9) Seine labyrinthischen Wege aus alten Karteikarten der

Stadtbücherei Krefeld führen innerhalb des Archivkartons nicht wirklich zum Ziel (der Vorderfront einer ehemaligen Archivschublade), auch wenn der Titel den Eindruck der „Geordneten Welten“ suggerieren will. Doch die Hoffnung bleibt und mit ihr die Sehnsucht, wie sie **Monika Nelles** in ihrem poetischen Beitrag „Und das Warten darf nie aufhören, weil die

Zeit dabei so schön vergeht“ zum Ausdruck bringt. (Abb. 10) Dabei ist es die Absicht, einen flüchtigen Moment zu konservieren, etwas nicht Greifbares, was auch Merkmal der Arbeit „Ein Stück Natur“ von **Hiltrud Lewe** ist. (Abb. 11) Der Blick sucht sich seinen Weg durch den in eine Membran umgewandelten Deckel des Archivkartons auf dahinter



Abb. 12. Elke Schmees, „mind's eye“, 2008. Videoprojektion in Archivkarton



Abb. 13. Martin Lersch, „Geordnete Welten“, 2008. 2-teilig. Mischtechnik auf Graupappe (auseinander gefalteter Archivkarton); je ca. 90 x 70 cm

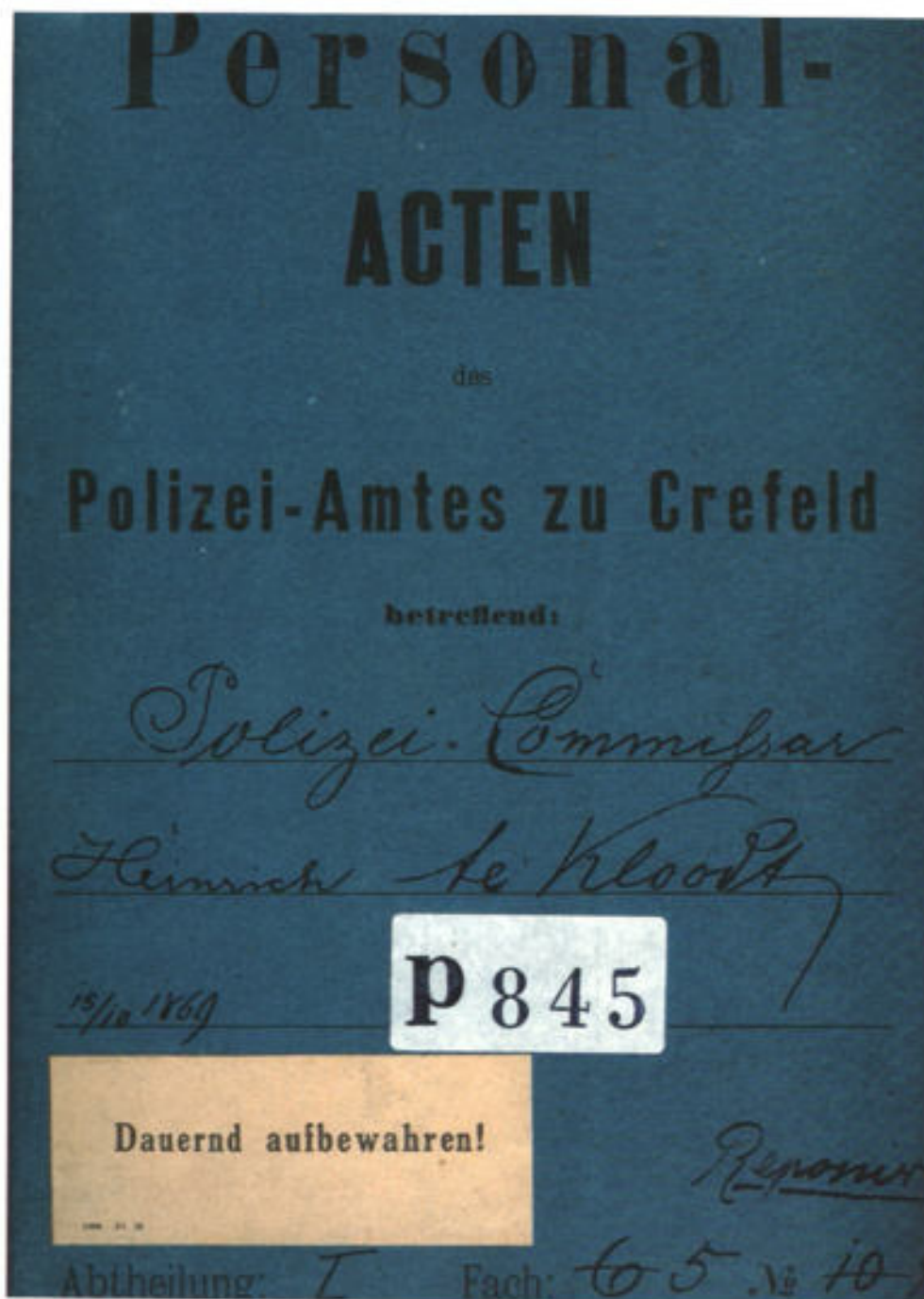


Abb. 14. Deckblatt des Schachtelkataloges „Geordnete Welten“, 1869/2008

gemaltes, stilisiertes Astwerk, was zu einer irritierenden Perzeption beider Ebenen führt. Der Betrachter taucht ein in ein Spiel von Wahrnehmungen, wie es insbesondere auch **Elke Schmees** mittels der Videoprojektion „mind's eye“ in den geöffneten Archivkarton auslotet. (Abb. 12) Dabei beschäftigt sich die Arbeit mit dem Ineinanderblenden bewusster und unbewusster Wahrnehmungsinhalte, was scheinbar so vertraute Ordnungen plötzlich aufbricht. Denn nichts ist, wie es scheint, was auch die verschiedenen Wirtshaussze-

nen, die **Martin Lersch** nach Vorlagen aus der Kunstgeschichte auf die Zwickel des auseinander gefalteten Kartons gemalt hat, beweist. Was hier so geordnet erscheint, endet in Wahrheit, spätestens nach dem x-ten Absinth, meistens im Chaos. (Abb. 13)

Zur Ausstellung „Geordnete Welten“ ist eine Publikation entstanden, die sich, anlässlich des Ausscheidens von Herrn Schulte im Sommer 2009, als Zusammenfassung jener elf Ausstellungsjahre versteht. Eine langjähri-

ge Phase der Ordnung findet damit ihr Ende, um einer folgenden Phase Platz zu machen. Den Gedanken vom „Sammeln und Bewahren“ aufgreifend, fand sich für die Publikation die Form der Schachtel, deren innenliegendes Deckblatt augenzwinkernd die Bedeutung des Kataloges unterstreicht. Die Reproduktion einer alten Personalakte animiert durch den authentischen Aufkleber „Dauernd aufbewahren!“ die folgenden 12 Doppelseiten mit allen neuen Arbeiten sowie kurzen Statements der Künstler in Ehren zu halten. (Abb. 14) Die Doppelblätter folgen dabei dem Alphabet, doch können sie dazu verleiten, ihrer (scheinbaren) Ordnung entbunden zu werden. Denn nichts ist auf Dauer, was es vorgibt, zu sein. So lassen sich aus dem direkten Vergleich der unterschiedlichen Werke der jeweiligen Künstler immer wieder neue Erkenntnisse ziehen, ähnlich der Möglichkeiten, die die Arbeit in einem Archiv gewährt. Überdies erscheint mancher frühe Text aus dem Krefelder Jahrbuch in Bezug zum aktuellen Werk ein wenig fremd, da sich die Arbeitsweise des Künstlers im Laufe der Zeit sehr gewandelt hat.

Geordnete Welten sind und bleiben folglich eine Vision, ein (hoffnungsloses) Bestreben, der allgegenwärtigen Unordnung zu begegnen. Dem Stadtarchiv Krefeld, namentlich Herrn Schulte und seinem Team, das diese Ausstellung sowie die der vergangenen elf Jahre begleitet haben, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihren Einsatz gedankt. Denn jeder von ihnen hat durch seine Arbeit im Archiv dazu beigetragen, dass 12 Künstler auf einen geordneten Fundus an Informationen zurück greifen konnten, um ihn auf unterschiedlichste Art für sich selbst zu nutzen. Und das macht Sinn, denn es zeigt, dass in dem Zusammenspiel aus Ordnung und Chaos eine Kraft verborgen ist, die, gleich einer Triebfeder, den menschlichen Geist in seiner Kreativität fordert.



# Die Katholische Regionalstelle Krefeld – Meerbusch 1962 – 2004

Teil 2

von Norbert Heinrichs

Im Dezember 1985 endet die Amtszeit von Regionaldekan Karl Reger. Sein besonnener und engagierter Einsatz für die Region prägt ein Grundsatz: „Der erste Weg der Kirche ist der Mensch“.<sup>20</sup> Mit fester Überzeugung trägt er mit dem Leiter der Jüdischen Kultusgemeinde Johann Schwarz und mit Oberbürgermeister Dieter Pützhofer dazu bei, dass die ehemaligen Krefelder Juden, die den Holocaust überlebt haben, zu einem Besuch eingeladen werden. Ein jahrelanges Engagement des evangelischen Pastorenehepaares Renate und Helmut Starck führt damit zum Erfolg.

Seinen Nachfolger, Dr. Adolf Düppengießer, führt Bischof Klaus Hemmerle am 6. Januar 1986 mit einem feierlichen Gottesdienst in St. Dionysius ein. Vor dem Bischof liegt ein ereignisreiches Jahr. Denn im September begrüßt er als Gastgeber die Besucher des 89. Deutschen Katholikentages und der gleichzeitigen Aachener Heiligtumsfahrt. Sie stehen unter dem Leitwort „Dein Reich komme!“. Er wünscht sich dringend die Umsetzung des Schwerpunktes Kirche und Arbeiterschaft: „Wenn Arbeitnehmer sich bei uns nicht wohl und aufgenommen fühlen, dann stimmt bei uns etwas nicht.“ Eine Projektgruppe auf Bistumsebene fasst die bisherigen Erfahrungen aus den Pfarrgemeinden zusammen,



Abb. 14: Das Team der Regionalstelle im Jahre 1987 (von links): Karl-Heinz Hermanns, Bärbel v. Bracht, Norbert Heinrichs, Adelheid Voigt, Nelly Müllers, Irene Gennep, Erwin Mühlenhaus, Dorothee Hurdalek, Dr. Adolf Düppengießer (†), Johannes Brüggemann, Dr. Gießen, Anni Verstappen, Helmut Keymer, Sigrid Tiessen, Gertrud Tschackert, Gottfried Porstner (†).

wertet sie aus und formuliert praxisnahe Perspektiven. In Krefeld startet der Versuch mit der Gründung einer Holzmanufaktur GmbH – Arbeiterselbsthilfebetrieb, dem leider kein

langer Atem geschenkt ist. Am Tag vor Heiligabend hören nicht nur Katholiken in Krefeld mit Freude von der Ernennung des Domkapitulars Karl Reger zum Weihbischof in Aachen. Seine Weihe findet am 7. Februar 1987 im Aachener Dom statt.



Abb. 13. Weihbischof Karl Reger und Regionaldekan Adolf Düppengießer bei einer Veranstaltung im Seidenweberhaus; 1993

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich unter den in aller Welt lebenden ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern Krefelds die Nachricht, sie seien an den Niederrhein eingeladen. Die Zahl derer, die ihr Kommen anmelden, wächst ständig. Aus den erwarteten 40 – 45 Personen werden letztlich über 200. In vielen Schulprojekten findet eine gründliche inhaltliche Vorbereitung der jüngeren Generation statt. Auch die freiwilligen Gastgeber aus der Bürgerschaft bereiten sich vor, um einen herzlichen Empfang zu ermöglichen. Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Krefeld erhält den Auftrag, den Besuch zu organisieren und zu begleiten. Ihr Vorsitzender, der Bildungsreferent in der Regionalstelle, und der Leiter des Presseamtes der Stadt schaffen die enorme, zusätzliche Arbeit nur durch die Mithilfe der Verwaltung in der Regionalstelle und der Stadt.<sup>21</sup>

Für die Öffentlichkeitsarbeit entsteht mit dem Lokalfunk unter dem Dach „Rundfunk NRW“ ein neues Medium. In der Veranstaltergemeinschaft sind auch die Kirchen vertreten. Nur kurz erwähnt die Chronik der Regionalstelle ihr 25-jähriges Bestehen. Zu diesem Anlass schreibt Gottfried Porstner: „Die Vertrauensbasis für eine gute Zusammenarbeit von Gemeinden, Verbänden und Einrichtungen in der Region und mit der Region ist auch in der für alle Anliegen offenen Arbeit der Regionalstelle gelegt worden. Ein besonderer Dank gilt hierfür den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ihre Arbeit war gerade in den ersten Jahren des Aufbaus oft nicht leicht. Das Vertrauen zueinander ist eine gute Voraussetzung für eine hoffnungsvolle künftige Arbeit.“<sup>22</sup> – Der Wallfahrtsort Kevelaer putzt sich aus einem historischen Anlass besonders heraus: Papst Johannes Paul II. macht auf seinem zweiten Besuch in Deutschland am Niederrhein Station.

Aus der Medienstelle wächst eine „Regionalbücherei“, für die die neue Leiterin Ursula Giesbertz einen Namen findet: Schatzkiste. Er macht neugierig auf Spiele, Medien und Bücher für Kinder. In der Schneiderstraße 40 finden seit 1988 die Katechetinnen / Katecheten und Religionslehrerinnen/-lehrer ihre Materialsammlung. Sie müssen nicht mehr allzu lange auf die Ausleihe des Katechetischen Instituts in Aachen warten. Neben diesem erweiterten Dienst wächst dem Bildungswerk eine Aufgabe für die Gemeinden zu: die Begleitung der Pfarrgemeinderäte. Es geht darum, Ehrenamtliche zu befähigen, Sitzungen zu leiten, sachliche Gespräche zu führen, Konflikte zu benennen und auszutragen.

Die Bischöfliche Akademie im Bistum Aachen blickt auf 20 Jahre Präsenz im Papst-Johannes-Haus zurück. In der Außenwahrnehmung der Bevölkerung gilt sie als Treffpunkt der Katholischen Kirche in der Stadt. Dr. Adolf Düppengießler legt nach dreijähriger Vorarbeit

den zweiten Band zur Geschichte der Katholischen Kirche in Krefeld vor.<sup>23</sup> Eine Krefelder Tageszeitung betitelt ihre Besprechung: „Le-sebuch und Nachschlagewerk“. Vergleichbares habe noch keine Stadt des Bistums bisher zustande gebracht.<sup>24</sup>

Nach mehr als zwei Jahrzehnten gehören auch Stabwechsel auf verschiedenen Planstellen in der Verwaltung zur Normalität. Im Vorjahr lösten Gisela Worthmann in der Buchhaltung Nelly Müllers und Elisabeth Schaaf im Bildungswerk Adelheid Voigt ab. Am 1. März 1989 übernimmt nach drei Geschäftsführern und dem ersten Regionalstellenleiter Hans-Georg Liegener die Verantwortung für das Haus der Region. In Theologie und Psychologie ausgebildet und in der Pastoral erfahren, kehrt der gebürtige Uerdinger aus Limburg nach Krefeld zurück. Überzeugend und eindeutig in seinen Plänen verfolgt er das Ziel, mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine professionelle Dienstleistung für die Gemeinden in der Region zu gewährleisten. Förderung und Qualifizierung jedes Einzelnen gewinnt einen hohen Stellenwert. Im so genannten „Wendejahr“ nach dem Fall der Berliner Mauer, in dem auch viele Aussiedler aus Osteuropa nach Krefeld kommen, verstärkt sich die Eigenständigkeit im Bezug auf die regionalen Belange. Die Fachkompetenz auf regionaler Ebene steht im kritischen Dialog mit den kategorialen Diensten im Generalvikariat. Der regionale Pastoralrat erneuert seinen Beschluß vom 23. November 1985 zum Bau des „Zentralen Jugendhauses“. Hans-Georg Liegener wird zum engagierten und profilierten Protagonisten dieses Plans. Hans Opdenberg findet in Johannes Nienhaus einen Nachfolger als Verwaltungsleiter. Und Dieter Marx wird mit seinen handwerklichen Fähigkeiten bald unersetzbar.

Am ersten Fastensonntag hören die Gläubigen einen ungewöhnlichen Fastenhirtenbrief ihres Bischofs. Er beginnt so: „Nicht ich ha-



Abb. 16. Hans-Georg Liegener wird 1989 neuer Regionalstellenleiter (bis 2000); 1991

be ihnen in erster Linie etwas zu sagen. Vielmehr bitte ich um Ihr Wort und Ihren Rat“ (KA 59, S. 1-3). Seine Kernfrage lautet: Wie wird es in dieser (Ihrer) Gemeinde im Jahr 2000 aussehen? Seine Analyse der Situation lässt nur den Schluss zu, „einen Lebensstil des Teilens“ zu entwickeln, für den die Weggemeinschaft in jeder Gemeinde und zwischen mehreren Gemeinden charakteristisch wird. Der Aachener Bischof legt in diesem Brief das geistliche Fundament offen, auf dem das notwendige Umdenken und die Neuorientierung für das kirchliche Handeln in einer pluralistischen Gesellschaft wachsen kann. „Sie (die Laien) wirken so mit an dem, was uns als gemeinsame Verantwortung aufgetragen ist: Weggemeinschaft gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes zu werden, in deren Mitte der Herr selber uns in die Zukunft führt.“ Der angestoßene Prozess kommt nur mühsam in Gang. Nur ein Jahrzehnt später wird sein Nachfolger die strukturelle Weggemeinschaft in Form der „Gemeinschaft der Gemeinden“ verordnen müssen. Mit dem Diözesanrat der „Neuen geistlichen Gemeinschaften“ (18. September 1988) unterstrich Bischof Klaus Hemmerle, wie sehr ihm an der spirituellen Erneuerung seiner Kirche liegt. Dem Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung möchte die „Europäische ökumenische Versammlung“ zu Pfingsten in Basel neue Schubkraft geben. Das Aachener Friedenskreuz begleitet unter der Obhut von „Pax-Christi“ im Bistum Aachen das „Ökumene-Schiff gegen den Strom“ von Rotterdam nach Basel.

Intensiv bemüht sich das Referat „Arbeiter- und Betriebsseelsorge“ um die Kontakte zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der



Abb. 15. 1988 erscheint der zweite Band „Katholisches Krefeld“

Unternehmen, die von der Schließung (z. B. Zeche Pattberg, Moers-Rapellen) oder von Massenentlassungen (Bayer-Werke, Uerdingen) bedroht sind. Im Aachener Raum sieht es beim Bergbau nicht anders aus. In dieser wirtschaftlichen Lage bekommt die Erinnerung an den „Volksverein für das Katholische Deutschland“ und seine Gründung vor 100 Jahren in Mönchengladbach aktuelle Bedeutung. Das NS-Regime hob den Verein zwar 1933 auf, aber der wesentlich durch ihn initiierte Aufbruch des Sozialkatholizismus hinterlässt dauernde Wirkung. Seine Ideen müssen neu bestärkt werden; denn Glaube und soziale Verantwortung sind nicht zu trennen. Der Aachener Bischof schreibt: „Neue Partnerschaft miteinander, Gestaltung der Gesellschaft aus dem Geist des Evangeliums, Eintreten für jene, die an den Rand geraten; das ist nicht eine unzulässige Politisierung des Glaubens, sondern sein Ernst und seine Konsequenz“ (KA 60, S. 130-131). Im Jahr der Bundestagswahlen geht diese Stimme gegen den Trend unter. Die im Eiltempo sich vollziehende Einigung Deutschlands nach dem Fall der Berliner Mauer bestimmt das Tagesgespräch.

Kirchengeschichte durch Anschauung vermitteln die sonntäglichen Kirchenführungen des Katholischen Bildungswerkes, bei denen auch manche wertvollen Dokumente aus den Pfarrarchiven zum Vorschein kommen. Zahlreiche wertvolle Unterlagen bleiben für die Verfassung einer Stadtgeschichte unzugänglich, weil sie als Quellen nicht zugänglich sind. Ein praktischer Vorschlag führt zu dem Plan, ein Sammelarchiv anzulegen, das zentral eingesehen werden kann. Gerade Familienforscher richten zahlreiche Anfragen an die Pfarrbüros, die zeitintensives Suchen der Unterlagen verursachen. Um sie zu entlasten, können Pfarrgemeinden ihr Archiv in ein Regionalarchiv an der Schneiderstraße überführen, das dort unter sachkundiger Mithilfe von Dr. Dieter Kastner entsteht. Bei dieser Aktion wird z. B. das wertvolle Archiv von St. Matthias, Hohenbudberg, wieder zusammengeführt. Die Krefelder Initiative führt auch dazu, dass endlich das Bistum eine verbindliche „Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Katholischen Kirche im Bistum Aachen“ in Kraft setzt (KA 61, S. 114-125).

Die Wendejahre 1989/1990/1991 schenken nicht nur Freude über den begonnenen Einigungsprozess der beiden Teile Deutschlands nach dem kalten Krieg. Sie bringen auch mit dem Jugoslawienkrieg einen neuen Schrecken über Europa. Eine Stimme lautet: „Gewöhnen wir uns nicht an diesen schrecklichen, Menschheit und Schöpfung abgründig gefährdenden Krieg“ (Klaus Hemmerle). Zahlreiche Flüchtlinge und Asylbewerber suchen in Krefeld ein Unterkommen. Für ihr Aufenthaltsrecht setzt sich der Katholikenrat ein, während der Seelsorger sich insbesondere um die Katholiken anderer Muttersprachen kümmert.



Abb. 17. Stadtplan „Katholische Kirche in Krefeld“; 1991

Unermüdlich wirbt Bischof Klaus Hemmerle auf den Regionalkonferenzen für seinen Grundgedanken von der Weggemeinschaft. Der Rückblick auf die erste Sozialzyklika von Papst Leo XIII. „Rerum Novarum“ von 1891, in der er die Arbeiterfrage ausdrücklich zum Thema macht, gibt dem Bistumsschwerpunkt neuen Aufwind. – Am Rande sei vermerkt, dass die Deutschen Bischöfe in ihrem Erinnerungsschreiben bereits den Dialog mit den Muslimen und dem Islam als notwendig bezeichnen (KA 61, S. 59).

Die Regionalstelle betritt drei neue Wege in die Öffentlichkeit: Ab dem 1. Januar 1991 erscheint „Regionalstelle aktuell“, ein Nachrichtenblatt, das monatlich kurz und bündig aus der und für die Region informieren will. Auf einem Stadtplan „Katholische Kirche in Krefeld“ finden Neuzugezogene die Anschriften aller Pfarrgemeinden und der vielfältigen Dienste der Katholischen Kirche. Zum Start des Lokalfunks „Welle Niederrhein“ gehört auch der Nachrichtenteil, den Johannes Nienhaus als Verantwortlicher für die Pressearbeit in der Regionalstelle zusammenstellt. Lokalreporter erfahren von ihm den Veranstaltungskalender. Das Bistum richtet eigens in Viersen ein „Studio K“ ein, das auch die Einführung und Fortbildung von Rundfunkredakteuren übernimmt. Aus dem Plan eines neuen Jugendhauses wird Realität. Nach

zählen Verhandlungen sichert die Stadt im Nachtragshaushalt die notwendigen Mittel. Jetzt kann der Baubeginn festgelegt werden. – Zwei Mitarbeiterinnen verabschieden sich: Claire Müller, die seit 1966 die ganze Aufbauphase mitgetragen hat und noch erlebt, wie aus ihrer kleinen Mediensammlung für Katechese und Religionsunterricht eine beliebte „Schatzkiste“ geworden ist. Und Elisabeth Erlenmann scharft nicht mehr die Katechetinnen um sich. Ihre Stelle wird nicht neu besetzt. Das Aufgabengebiet soll mit geringem Beschäftigungsumfang nebenamtlich betreut werden. Margret Bräunl übernimmt die Abrechnungen für die Bildungsveranstaltungen in den Pfarrgemeinden, als Nachfolge von Frau G. Tschackert.

Auch in der Regionalleitung vollzieht sich ein Stabwechsel. Weihbischof Karl Reger hatte als Pfarrer von St. Gertrudis und Regionaldekan in seinem Nachbarn aus der Schutzengelgemeinde Oppum, Pfarrer Johannes Brüggemann, den Weggefährten für die Gemeindegemeinschaft in der Region mit 39 Gemeinden gefunden. Ihn löst im September 1992 Pfarrer Norbert Lucht, St. Stephan, Krefeld-Mitte, ab. Zur Verabschiedung von Regionalpfarrer Johannes Brüggemann lesen wir: „Er wirkt als Mann des Ausgleichs, der nicht um des Friedens willen harmonisiert, sondern mit klaren Zielen den Weg der Menschen sucht und sich für sie einsetzt.“ (A 1992, S. 9). Sein letztes Jahr stellt ihn mit Regionaldekan Adolf Düppengießler



Abb. 18. Regionaldekan Adolf Düppengießler bei der Verabschiedung von Regionalpfarrer Johannes Brüggemann; September 1992



Abb. 19. Norbert Lucht, Regionalpfarrer von 1992 bis 1995; um 1993

pengießer vor sehr schwierige Aufgaben. Es liegt nämlich die Diskussionsvorlage auf dem Tisch: „Perspektiven für Leben und Dienste in den Gemeinden des Bistums Aachen“, die der Priesterrat erstellt hat. Die theologische Begründung und die angedachte praktische Umsetzung des Prinzips „Weggemeinschaft“ kann jeder in diesem umfangreichen Papier nachlesen.<sup>25</sup> Von der Region sollen z. B. gefördert werden:

- Bewusstseinsbildung in den Dekanaten und bei den Dechanten
- Fachberatung bei Aufbau von Gemeinschaften in und zwischen Pfarrgemeinden
- Vakanzberatung (d.h. bei Pfarren ohne Priester).

Des Bischofs Schlagwort auf dem Regionaltag (8./9. Mai 1992) lautet: „Gemeinde für morgen heute beginnen“.

Schwindende personelle Ressourcen bereiten der sich wandelnden Volkskirche große Sorgen. Viel Widerspruch erfährt sie aus der Gesellschaft. Dieser verstärkt sich selbstverständlich, wenn das pädophile Verhalten eines Priesters öffentlich wird und zu Schlagzeilen führt. In der Krefelder Pfarre St. Joseph führt dieses Vergehen zu einer schweren Krise und sogar zur Spaltung von Gruppen. Die Kirchenleitung in Aachen reagiert mit einer Fortbildung „Sexuellen Missbrauch an Kindern und Jugendlichen erkennen – aufdecken – verhindern“. Konkret sind Hilfen für haupt- und ehrenamtlich Tätige angebracht. In der Regionalstelle beginnen Überlegungen für ein „Krisenmanagement“. Es stellt sich heraus, dass es umfangreicher angelegt sein muss als nur für diesen Konfliktfall.

Empörung braust in Krefeld auf, als die Absicht der Provinzialleitung der Kapuziner bekannt wird, das Kapuzinerkloster am Inrath zu schließen. Bischof, Regionaldekan und Regionalstellenleiter setzen alle Hebel in Bewegung, die Patres von ihrem Vorhaben abzubringen. Am 23. September 1992 soll eine Unterschriftensammlung den Widerstand gegen die Auflösung verstärken. Folgende Information, die zu dem Brief des Regionalstellenleiters an die Pfarrer der Region gehört, belegt, wie stark die Region an dem Fortbestand des Klosters auch mit neuen Perspektiven interessiert ist.<sup>26</sup>

Werner Fleuren, neuer Referent für Arbeiter- und Betriebsseelsorge, ergreift mit dem Katholikenrat Partei für die Beschäftigten der Edelstahlwerke, die gegen eine Fusion mit Krupp in Duisburg demonstrieren. Gleiches geschieht bei der Aktion „Tolerantes Krefeld“, die auf die wachsende Ausländerfeindlichkeit aufmerksam macht. Ein Aufruf zur „Flüchtlingshilfe Jugoslawien“ verhallt nicht im Weghören. Das Jahr endet für die Region

mit einem Lichtblick: am 10. Dezember 1992 wird der Grundstein für das Jugendhaus an der Felbelstraße gelegt.

Im Blickpunkt des neuen Jahres 1993 steht Lateinamerika. Seine Entdeckung und Christianisierung liegen 500 Jahre zurück. In den meisten seiner Länder bereiten Lebensverhältnisse und diktatorische Herrschaftsformen der Welt große Sorgen. Technischer Fortschritt und rasante industrielle Entwicklung fordern ihren Preis zu Lasten der Rechtlosen und Armen. Die von den Deutschen Bischöfen ins Leben gerufene Aktion „Adveniat“ macht jedes Jahr darauf aufmerksam. Die Ereignisse im europäischen Osten lassen die Kirche in Deutschland nicht in Ruhe. Sie gründet die Hilfsaktion „Renovabis“, um „den Menschen in Mittel- und Osteuropa bei der Erneuerung der Gesellschaft in Gerechtigkeit und Freiheit beizustehen“ (KA 63, S. 55f.). Mit seinem letzten Hirtenbrief lädt Bischof Klaus Hemmerle zur Heiligtumsfahrt im Juni nach Aachen ein. Gezeichnet von seiner schweren Erkrankung hält er am 10. Dezember 1993 auf dem Spar-

**REGION KREFELD IM BISTUM AACHEN**
4150 Krefeld,  
Dionysiusplatz 24  
Tel.: 02131/ 6291-

---

**DAS KAPUZINERKLOSTER KREFELD - MIT NEUEN PERSPEKTIVEN**

... was bisher nur wenige Insider wußten ...

Seit dem Kapuzinerkloster die Schließung droht, geht eine Welle der Empörung durch die ganze Stadt. Viele Briefe und Petitionslisten mit über 5.000 Unterschriften liegen bereits vor. Zwei Drittel davon kommen von außerhalb Inrath, und das leuchtet ein. Denn in seiner langen Geschichte gingen von diesem Kloster viele Aktivitäten und Impulse aus, weit über das Inrath hinaus in die Stadt und bis ins Hinterland. Erinnert sei nur an die Hochschulgemeinde, die Christliche Hilfe, die Telefonseelsorge. Es hatte nicht nur Ausstrahlung, sondern auch Anziehung, als Trauungs-, Beicht- und Beratungskloster.

Seit der Schließung der philosophischen Hochschule wurde es zu einem offenen Haus der Begegnung. 6.000 bis 7.000 Besucher und Besucherinnen gingen jährlich im Erdgeschoß des Klosters aus und ein.

Was aber den wenigsten bisher bekannt ist - es liegen bereits Pläne vor, das Kloster für einzelne, für Gruppen und Pfarrgemeinden noch interessanter zu machen:

Das komplette Obergeschoß sollte mit 20 Betten und entsprechenden Nebenräumen bald dem katholischen Krefeld zur Nutzung zugeführt werden.

Natürlich bedürfte es dazu gewisser Umlauten und einer gründlichen Sanierung des ganzen Hauses. Aber das alles steht bereits in einem festen Plan und Kostenrahmen fest. Die Mittel hierfür waren auch schon so gut wie gesichert. Leider hat sich durch das Erdbeben im Frühjahr dieses Jahres die Zuweisung von Bistumsmitteln um ein Jahr verschoben, sonst hätte man einvernehmlich mit dem Orden bereits schon angefangen mit dem Bauen, bevor nun Ende Juni der Beschluß der Aufhebung völlig überraschend kam, und zwar entgegen allen bis dahin getroffenen Vereinbarungen zwischen dem Bistum und dem Orden.

Verständlich, daß dieser einseitige Aufhebungsbeschluß auch bei der Bistamsleitung Enttäuschung und Empörung ausgelöst hat, ein Beschluß, den man nicht un widersprochen hinnehmen will. Denn es droht - gerade auch mit Blick auf die neu erstellten Nutzungsperspektiven des Klosters - ein empfindlicher Verlust an pastoralen Möglichkeiten für ganz Krefeld.

**Stadtnah und doch ein Stück abgeschieden in gesanfter klösterlicher Atmosphäre und Ruhe:**

- ... für Tage im Kloster und Selbstbesinnung für einzelne;
- ... Helferkurse für die Sakramentenkatechese;
- ... Einkochtage oder Wochenenden für Pfarrgruppen und -gruppen;
- ... Fachkonferenzen für Hauptamtliche in kirchlichen Diensten;

mit der Möglichkeit der religiösen und kommunikativen Teilnahme am Leben der Klosterbrüder (soweit von Seiten der Gäste erwünscht) und dennoch gruppeneigener Atmosphäre und mit Vollverpflegung.

Das alles war bereits zum Greifen nahe Wirklichkeit, mit der Vision hautnah erlebbarer Kirchlichkeit und Tradition direkt vor Ort.

Soll das nur ein Traum gewesen sein!

Abb. 20. Informationsbrief der Regionalstelle zur Schließung des Kapuzinerklosters am Inrath; 1992

kassenforum in Krefeld vor 650 Gästen seinen Vortrag: „Das menschliche Maß und der menschliche Auftrag der Wirtschaft – Bemühungen zum Problem Wirtschaft und Ethik“. Er stirbt am 23. Januar 1994 in Aachen.

Die Umstrukturierung der Bistumsverwaltung auf allen Ebenen ist längst nicht abgeschlossen. Von diesen Prinzipien soll sie geprägt sein: Partizipation – Funktionalität – Subsidiarität – Transparenz (KA 63, S. 72). Dabei kann ein der Gemeindeberatung zugedachtes Papier dienen, das aus der Praxis heraus eine Strategie entwirft: „Die Krise als Chance – Krisenberatung als ein regionales Angebot für Pfarren und Dekanate“. <sup>27</sup> In der Einleitung findet der Leser eine Situationsbeschreibung der Kirche am Ort:

„Der soziale Wandel, der zu einer Individualisierung, Bürokratisierung, Differenzierung und Pluralisierung der Gesellschaft führte, hat nun auch unsere Gemeinden erreicht. Viele Konflikte, die auf persönlicher Ebene oder zwischen Gruppen ausgetragen werden, sind auf dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungsprozesse zu verstehen. Bisherige pastorale Konzepte alleine reichen nicht mehr aus, um konstruktiv und zukunftsweisend mit den schwierigen Situationen in den Gemeinden umzugehen. In Stichworten soll hier auf innerkirchliche Krisen eingegangen werden:

- Rückgang der Kirchlichkeit
- Mangelnde Akzeptanz kirchlicher Aktivitäten
- Rückgang der Ehrenamtlichkeit
- Personalmangel, nicht nur, aber vor allem Priestermangel
- Konflikte zwischen Personen und Gruppen“.

Die „Woche für das Leben“ wird in diesem Jahr im Auftrag des Bistums mit zahlreichen Veranstaltungen in Krefeld durchgeführt. Zum Leitthema „Leben im Alter“ weiß Dieter Hüsich auf seine rheinische Art im Seidenweberhaus nachdenklich und fröhlich zu machen. Einer Initiative der Frauenreferentin gelingt es, den Asylbewerberinnen an der Emil-Schäfer-Straße Aufmerksamkeit und Hilfe zu schenken. Ohne ungezählte ehrenamtlich tätige Frauen und Männer wären viele diakonische Schritte nicht möglich. Dem Ehrenamt widmet sich wegen der Dringlichkeit ein Podium im Papst-Johannes-Haus. Breites Interesse finden auch die Kirchenführungen, bei denen am Sonntagmorgen die Besucher mit der Geschichte, der Architektur, den Kunstschatzen und der liturgischen Funktion der Kirchen neu oder erinnernd bekannt gemacht werden. Darunter gehört auch der Besuch in St. Elisabeth von Thüringen, die zum Jahresende nicht mehr als Klosterkirche der Kapuziner dient. Denn am 12. Dezember 1993 wird das Kloster nach 99 Jahren aufgelöst. Es wurde am 6. November 1894 gegründet. Zwei Patres bleiben der

Pfarrgemeinde verbunden und unterstellen sich dem Bischof von Aachen.

## Weggemeinschaft – ein unverzichtbares Wagnis

„Erzähle mir von Gott“ schreibt Bischof Klaus Hemmerle über seinen letzten Fastenhirtenbrief für das Jahr 1994. Diese Aufforderung meint nicht nur das Nacherzählen biblischer Geschichten. Ein Fingerzeig verbirgt sich dahinter, wenn die Bitte in die Frage umgewandelt wird: Bei wem erzählt das Leben vom Atem Gottes? Von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Kirche erwarten die Menschen eine glaubwürdige Antwort. Sie mischen sich an Brennpunkten in der Stadt ein: z. B. im Arbeitslosenzentrum, das jetzt zehn Jahre besteht; bei den Asylsuchenden; den Arbeitnehmern in den Betrieben; in der Erwachsenenbildung; im Sozialwerk Krefelder Christen; bei den Alleinerziehenden; den Religionslehrern; in der Beratung der Gemeinden und bei der Fortbildung verschiedener ehrenamtlicher Dienste (Lektoren, Kommunionhelfer, Begleitung Kranker und Sterbender). Umfangreiche Unterstützung erfahren die regionalen Räte mit ihren Arbeitskreisen und Sachausschüssen. Die Regionalstelle hat sich zu einer Art Drehscheibe entwickelt, über die in die Gemeinden und in die Stadt hinein Dienste, Kooperationen und Informationen über konkrete Personen erreichbar sein können. Am Dionysiusplatz lassen sich Ansprechpartner finden. Wenn beim Neujahrsempfang am 9. Januar 1994 rund 180 Gäste anwesend sind, spricht dies für die öffentliche Akzeptanz der Kirche.

Im Innenraum der Kirchengemeinden verlangen die Veränderungen erhebliche Anstrengungen. Der Aufruf zum Tag der Pfarrgemeinderäte unter dem Thema: „Jetzt ist die Zeit. Gemeinden ändern sich“, zählt sie auf:

- Immer mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen vor einem großer werdenden Berg von Herausforderungen;
- die sozialen Belastungen vieler Stadtbezirke stellen die Gemeinden vor schwierige Aufgaben;
- der Personalmangel, nicht nur, aber vor allem der Priestermangel, führen dazu, dass immer mehr Gemeinden kooperieren müssen;
- der Abschied von der versorgten Gemeinde steht an, aber es ist noch unklar, was danach kommt (A 1994, 4).

In diesen Sätzen schwingt Unsicherheit mit. Bei einem Reflexionstreffen zum Jahreswechsel 1994/1995 soll das 1989 begonnene Gespräch auf Regionalebene fortgesetzt werden. Die Zeichen der Zeit erkennen, – dazu rief das II. Vatikanische Konzil vor 30 Jahren auf. In den Beschlüssen der deutschen Synode vor 20 Jahren fanden Bischöfe, Priester und Laien den Mut, sie beim Namen zu nennen.

Das Konzil hatte den Diakonat für verheiratete Männer wieder eingeführt. Die Zahl ihrer Berufungen kann nicht die Lücke der fehlenden Priesterberufe schließen. Papst Johannes Paul II. versucht in einem Dekret die Diskussion um den Zölibat endgültig zu beenden. <sup>28</sup> Ein Pfarrer schützt und fördert die Einheit seiner Gemeinde. Er ist in seiner Person auch Mitglied seiner Gemeinde und benötigt für seine Aufgaben die aktive Mitarbeit von Laien. Sie ist nicht „kostenfrei“ zu erwerben, sondern mit Achtung vor den verschiedenen Begabungen und deren konkretem Einsatz. Ein Beispiel, wie überlegtes Vorgehen Veränderungen ernst nimmt, gibt die Gemeindeanalyse für die Innenstadtpfarre St. Stephan. Ein Ergebnis daraus fordert heraus: In der Innenstadt leben mehrere hundert allein erziehende Mütter und Väter. Mit dieser Erkenntnis ist der Anstoß für eine Begegnungsstätte dieses Personenkreises gegeben, für die sich insbesondere die Frauenreferentin einsetzt. Weiter schärft die Analyse den Blick für die Obdachlosen. Die Gemeinde richtet Winter-Schlafplätze für Nichtsesshafte ein.

Fragen der christlichen Ökumene haben einen Platz im Themenbereich des Bildungswerkes. Von hier kommt die Anregung an die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Krefeld zu einem Ökumenetreffen in Traar. Daraus wächst der jährliche Krefelder Ökumenetag. In Elfrath findet die Einweihung des „Gemeinsamen Hauses“ statt (19. Oktober 1994), das die Evangelische und Katholische Ortsgemeinde zusammen für diesen Ortsteil einrichten. Im gleichen Zuge sei noch an die Telefonseelsorge erinnert, die bereits 1969 im Kapuzinerkloster für die Bereiche Mönchengladbach/Rheydt – Krefeld – Viersen begonnen hatte.

Die altkatholische Gemeinde in der Dreikönigenstraße feiert am 19. Juni 1994 ihr hundertjähriges Bestehen. – Offenheit zeichnet die Regionalbücherei „Schatzkiste“ aus. Nach Ursula Giesbertz und Beate Bister baut Christiane Bindl den Dienst mit einer Videothek weiter aus. Vierzehn Ehrenamtlerinnen helfen ihr, inzwischen 2 500 Leserinnen und Leser zu betreuen, auf deren Konto 29 000 Ausleihen gehen. Insgesamt stehen 11 500 Bücher, Videos, CD's und Spiele zur Verfügung. Mit der Rubrik „zum Sonntag“ finden die Zeitung „Extra – Tip“ und damit die Kirchen aufmerksame Leser. Die Vermittlung der Beiträge geschieht über das Referat Öffentlichkeitsarbeit. Aus ihm kommt auch zum ersten Mal das neue Informationsblatt des Katholikenrates „klar raus“. Es macht darauf aufmerksam, dass die Deutsche Bischofskonferenz und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland zu einem Konsultationsprozess aufrufen, in dessen Mittelpunkt die wirtschaftliche und soziale Lage der Menschen in Deutschland steht. Das Ergebnis liegt in einem Grundlagenpapier vor, das über alle politischen Grenzen hinweg große Beachtung findet, aber schon bald aus der innenpolitischen Diskussion



Abb. 21. Informationsblatt „klar raus“ des Katholikenrates der Region Krefeld; 1994

der Kirche darf es keinen Platz und keine Zustimmung für Judenfeindschaft geben“ (KA 65, S. 47f.). Die Jüdische Gemeinde in Krefeld nimmt anerkennend wahr, dass der neue Aachener Bischof seinen ersten offiziellen Besuch außerhalb seiner Bischofsstadt ihr abstattet und in der Synagoge den Tagesabschnitt aus der Thora in der hebräischen Sprache vorliest. Die Krefelder Bürger erinnern sich an die Besetzung ihrer Stadt durch die Alliierten am 5. März 1945. „Befreit zur Hoffnung“ steht über dem Gedenkgottesdienst der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen zum Kriegsende am 8. Mai 1945. Nicht wenige Bürgerinnen und Bürger möchten das Erinnern angesichts der wachsenden Armut der sozial Schwachen und der steigenden Arbeitslosigkeit verdrängen. Beängstigende Zahlen präsentiert das Arbeitslosenzentrum in der Jägerstraße. Mit einer neuen „Zeitung für Arbeit und Menschenwürde“ (ZAM) versucht das Referat in der Regionalstelle die Vernetzung der Initiativen des Schwerpunktes Kirche und Arbeiterschaft voranzubringen. Eine enorme Spendenfreudigkeit der Krefelder Bevölkerung trägt dazu bei, dass am 9. Juni 1995 am Klinikum Krefeld das Gebäude für die Herzchirurgie eingeweiht werden kann. Weniger Aufsehen, aber viel Freude bei den Beteiligten und Betroffenen bereitet die offizielle Eröffnung des Jugendhauses neben der Familienbildungsstätte an der Felbelstraße (19. Dezember 1995).

Sie gehört in die Erfolgsbilanz von Regionaldekan Dr. Adolf Düppengießer und des Regionalstellenleiters Hans-Georg Liegener. Damit endet auch die zehnjährige Amtszeit des Dekans. Mit dem Titel „Doctor humoris causa“ bleibt er treffend charakterisiert. Mit Herz und Verstand, Bildung und Kontaktfreudigkeit gibt er der Kirche in der Region Krefeld ein Gesicht, das allerorten willkommen ist. Im Mitteilungsblatt der Region ist zu lesen: „...Hinter diesem Erscheinungsbild verbirgt sich der Priester Adolf Düppengießer, der unerschrocken die Aufgaben im pastoralen Feld der Region übernahm, das ihn als Religionslehrer über Jahrzehnte nur am Rande berühren konnte. Hier hat er in den zehn Jahren seiner Amtszeit die Ärmel aufgekrempt und für seine Region Krefeld/Meerbusch, für die Gemeinden, für die Menschen auf verschiedenen Ebenen unermüdlich gekämpft. Seine Art des Arbeitens zeichnete sich dadurch aus, dass er auf Menschen und Gruppen zuzug und allen Einladungen, wenn irgend möglich, gerne nachkam.“ (A 1996, S. 1). Nachfolger als Regionaldekan wird Pfarrer Franz Josef Radler, St. Martin Krefeld.

Mit ihm wird auch Regionalpfarrer Norbert Lucht verabschiedet. „Er übernimmt den Stab von Pfarrer Johannes Brüggemann zu dem Zeitpunkt, als Bischof Klaus Hemmerle mit Nachdruck das pastorale Konzept Weggemeinschaft umzusetzen versucht. Es bleibt nicht nur bei den Besuchen in den Pfarrgemeinderäten, Dekanatsräten und bei den

ausgeblendet wird. – Auf dem Regionaltag in Forstwald am 11./12. November 1994 tragen Dr. Adolf Düppengießer und Hans-Georg Liegener die Überlegungen aus den Dekanaten zusammen: Pastorale Verantwortung im Dekanat – Zusammenarbeit zwischen den Pfarrgemeinden.

Am 11. Februar 1995 empfängt Dompropst Prälat Dr. Heinrich Musinghoff aus Münster im Aachener Dom die Bischofsweihe. In seinem ersten Hirtenbrief übernimmt er programmatisch die Zielsetzung der Weggemeinschaft von seinem Vorgänger. „...Wie kann jede Gemeinde eine Weggemeinschaft werden...? Wie können wir uns eine Weggemeinschaft zwischen mehreren Gemeinden vorstellen, in der wir Aufgaben, Leben und Dienst, auch priesterlichen Dienst miteinander teilen? Wie könnte eine ‚positive Armut‘ aussehen?“ (KA 65, S. 49). Er richtet eine Leitungsgruppe „Kirchliche Verwaltung auf allen Ebenen“ ein und stattet sie mit weitreichenden Kompetenzen aus (a. a. O. S. 116f.). Die Beratung des Kirchensteuerrates zu Jahresbeginn über die Finanzsituation führt zu kritischen Ergebnissen. Das Ergebnis spürt

die Regionalbücherei bei der Streichung einer Stelle mit 75 % Beschäftigungsumfang. Nach der Verabschiedung von Gertrud Tschackert muss die Leiterin ihr Beratungs- und Veranstaltungangebot weitgehend einstellen. Mit dieser Entscheidung wird das Ende zahlreicher Dienste der Regionalstelle aus finanziellen Gründen eingeläutet. In den Gemeinden wächst die Unsicherheit darüber, welche Ziele in Zukunft noch verfolgt werden können. Auf dem Pfarrgemeinderatstag fallen folgende Stichworte: „Effektive Verwaltung des volkswirtschaftlichen Apparates – Gut funktionierende Verwaltung der Dienstleistungen, insbesondere der Sakramente – Förderung der Begabungen und Neigungen von Frauen und Männern einer Gemeinde – Aufbau von Gemeinschaften in einem Stadtbezirk als Antwort auf die sozialen Fragen vor Ort.“ (A 1995, S. 7/8).

Der Blick wendet sich fünfzig Jahre zurück. Im Konzentrationslager Auschwitz werden am 27. Januar 1945 die Überlebenden befreit. In ihrem Gedenkwort wiederholen die Deutschen Bischöfe das Eingeständnis der Schuld unseres Landes und der Kirche. „In

Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern im pastoralen Dienst. Er beginnt selbst mit dem Kooperationsmodell St. Stephan/St. Elisabeth. Mitlieben heißt sein Wort. Und diese Erfahrung wird zum unschätzbaren Wert in der Zusammenarbeit mit Regionaldekan und den Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern in der Regionalstelle. Zur Gestaltung der Gemeinde von Morgen braucht die Kirche Bergsteiger mit Kondition. Dazu gehört nicht nur der Sport, sondern auch das Training im Lesen der Heiligen Schrift, den Quellentexten zu unserem Glaubensbekenntnis und das Beten mit der Gemeinde beim täglichen Gotteslob.“ (a. a. O.).

An der Eupener Straße in Aachen, unweit des Grenzübergangs nach Belgien, liegt das Bischöfliche Pius Gymnasium. Mehr als 200 Frauen, Männer und junge Erwachsene beginnen hier am 19. April 1996 den „Bistumstag“. Die Versammlung entspricht nicht einer Diözesansynode, die für den Bereich eines Bistums rechtsverbindliche Beschlüsse fassen kann, sondern ist zusammengerufen, „um den Bischof zu beraten“ (KA 66, S. 78f.). Der erste Teil zieht Bilanz aller Schritte zur Neuorientierung der Kirche seit 1989. Die Industriegesellschaft wandelt sich zu einer Dienstleistungsgesellschaft, die Erwartungen und Verhalten der Menschen erheblich ändert. Anhand von umfangreichen Befragungen in den Regionen liegen Ergebnisse auf dem Tisch, die je nach der Perspektive der Wahrnehmung zu unterschiedlichen Handlungsschritten führen können. „Diakonische Pastoral“ lautet ein Schlüsselwort, das die Geister scheidet. Aus der Region Krefeld nehmen neun Personen auf Grund ihrer Mitgliedschaft in diözesanen Gremien und zehn Frauen und Männer durch Wahl des regionalen Pastoralrates teil (A 96, S. 3). Regionalstellenleiter H.-G. Liegener bringt seine besondere Fähigkeiten für Planung und Organisation des Bistumstages ein. Die Fachreferate in der Regionalstelle tragen die inhaltlichen Vorbereitungen mit. Auf der Regionalversammlung am 11. Mai 1996 berichten die Teilnehmer über die Vielfalt kirchlichen Lebens im Bistum Aachen und bereiten den zweiten Teil vor, der vom 8. – 10. November 1996 stattfindet. Die Ergebnisse sind veröffentlicht.<sup>29</sup> Der letzte Beschluss lautet: „Im Herbst 2000 findet eine Nachfolgekonferenz statt. Dabei soll überprüft werden, ob bzw. wie weit die Beschlüsse der Bistumstage 1996 realisiert wurden. Aus den Ergebnissen der Projekte sind Konsequenzen zu ziehen“ (a. a. O. S. 144). Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Bistumstages wenden sich an alle katholischen Christinnen und Christen im Bistum Aachen mit einem offenen Brief. Er fasst die Erfahrungen aus dem Dialog zusammen und benennt auch die Streitpunkte. Im Blick auf die Zukunft hält er fest: „Mit noch unabsehbaren Veränderungen in unseren Gemeinden, in unserem Bistum und in der ganzen Kirche müssen wir rechnen. Eine neue Gestalt kirchlichen Lebens ist zu ahnen: Wir sind überzeugt, dass ein gemeinsames Bemühen im Dienst an den Menschen die



Abb. 22. Der neue Regionaldekan Franz-Josef Radler (Mitte), Pressereferent Johannes Nienhaus (Mitte-links) und Regionalstellenleiter H.-G. Liegener (rechts) im Gespräch mit WZ-Chefredakteur Frank Hänschen (links); 1995

Chance ist, unsere persönliche und kirchliche Identität zu gewinnen.“ (a. a. O., S. 7 – 8).

Mit vereinten Kräften der Innenstadtgemeinden, dem Sozialdienst Katholischer Frauen und dem Frauenreferat gelingt die Einrichtung der „Begegnungsstätte für Alleinerziehende“ am Albrechtsplatz. Die Eröffnung findet am 27. Juni 1996 statt. – Für die Leitung der Region bindet Regionaldekan Radler die Berufsgruppen der Gemeindefereferentinnen/-referenten und Pastoralreferentinnen/-referenten ein. Sie sind durch Caroline Braun und Christian Hohmann vertreten. Als neuen Regionalpfarrer gewinnt er Pfarrer Heinz Herperts, der hauptberuflich mit zwei weiteren Mitbrüdern im nicht-christlichen Milieu das Evangelium zu leben versucht. Vom Jugendhaus aus beginnt die KRETA (Kreativtage) ihre Projekte für Kinder und Jugendliche auch in die Stadt zu tragen.

Schon 20 Jahre liegen die Änderungen des Paragraphen 218 StGB vor. Seine Handhabung sorgt weiter für Diskussion über den Wert des ungeborenen Lebens. Mit den „Richtlinien für die katholischen Konfliktberatungsstellen“ reagieren die deutschen Bischöfe und engen den Entscheidungsspielraum der Beraterinnen und Berater ein. Eine neue Beratungsinitiative „Donum vitae“ entsteht parallel. Sie stellt gegebenenfalls den vorgesehenen Beratungsschein aus. Nicht im Sinne der Kirchen fällt das so genannte „Kreuz-Urteil“ des Bundesverfassungsgerichts aus, aufgrund dessen beim Einspruch eines Elternteils das Kreuz als Symbol für den christlichen Glauben aus dem Klassenzimmer

entfernt werden muss. – Zum Jahresende erinnert die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen daran, dass am 11. Dezember 1946 Christen aller Konfessionen in Krefeld durch die zertrümmerte Innenstadt zogen. Die Bitte um Versöhnung und Frieden bleibt aktuell. Am 4. April 1997 tragen sie das Aachener Friedenskreuz wieder durch die Innenstadt.

Die Umsetzung der Beschlüsse des Bistumstages benötigt vereinte Kräfte. Der Vorsitzen-



Abb. 23. Pfarrer Heinz Herperts

de des Katholikenrates und der Regionaldekan machen sich beim Neujahrsempfang 1997 angesichts der sozialen Probleme für die Leitlinie „Diakonische Pastoral“ stark. Es bedarf offenkundig der Koalitionen, um eine Richtung anzugehen, wie es bei der Regionalversammlung am 1. März 1997 deutlich wird. Auf Bistumsebene wird ein „Gemeinsamer Ausschuss Bistumstag“ eingesetzt, dem aus Krefeld u. a. Regionaldekan Franz Josef Radler und Pfarrer Paul Jansen angehören. Wenig später zeigt sich auf dem Regionaltag in St. Nikolaus, Osterath, welche Wolken über die Kirche von Aachen ziehen. Der Prozess „Weggemeinschaft“ und das Projekt „Kirchliche Verwaltung auf allen Ebenen“ stehen in keinem spannungsfreien Verhältnis, stellt der Bischof schon am Schluss des Bistumstages fest. In seiner Tendenzmeldung an gleicher Stelle heißt es: „Die Entwicklung der kirchlichen Finanzen im Bistum Aachen in den vergangenen Jahren verlangt unabwiesbar rasche und tief greifende Entscheidungen.“<sup>30</sup>

Der Vorschlag, sofort eine lineare Kürzung des Bistumshaushaltes von 10% für 1998 vorzunehmen, greift bereits mit der entsprechenden Verfügung zu kurz. Auch die Festschreibung der Personalkosten wird nicht die notwendige Wirkung erzielen. Denn der Kirchensteuerrat muss bei einem Defizit von 50 Millionen DM und einem Ausfall von Kirchensteuer in Höhe von 29 Millionen DM einen zweiten Nachtragshaushalt beschließen. Eine Haushaltssperre folgt als Konsequenz. Zu diesem Zeitpunkt nehmen die Themen Geld und Personalabbau das innerkirchliche Taggespräch in Anspruch. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bewegen sich auf unsicherem Boden. Erfahrungen mit Mittelkürzungen seitens der öffentlichen Hand und des Bistums sammeln die Verantwortlichen im Bildungsbereich seit Jahren. Von hier kommt auch der erste konzeptionelle Vorstoß, durch einen „Institutionellen Wandel“ – d.h. durch Fusionen von Einrichtungen auf Regionalebene – Synergieeffekte zu erzielen und dadurch Kosten

zu senken. So beginnen die Gespräche über die Zusammenlegung der Katholischen Familienbildungsstätte Krefeld mit dem Katholischen Bildungswerk der Region Krefeld im Bistum Aachen. Sie führen im Jahr 2000 zur Fusion in Trägerschaft des Bistums.

Über die Grenzen des Bistums hinweg bereiten sich die Kirchen auf die 2. Europäische Ökumenische Versammlung in Graz vor unter dem Thema: „Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“. (KA 67, S. 97). – Zum Jahreswechsel vollzieht sich der Wechsel im Frauenreferat. Annemarie Brehmer-Frohn übernimmt die Aufgabe von Anni Verstacken, die ein wirkungsvolles und dichtes Netz von Kontakten mit den Frauen in den Gemeinden geknüpft hat.

Der Kassensturz des Bistums löst Turbulenzen aus, die den Dienstgeber herausfordern. Man könnte sagen, die Katholische Soziallehre mit den Grundpfeilern Solidarität und Gerechtigkeit



Arbeitsbereiche und Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen  
(Stand Dezember 1998):

- Regionaldekan**  
Franz Josef Radler
- Regionalpfarrer**  
Heinz Herpers
- Regionalleitung (berufen)**  
Caroline Braun  
Regina Hulmen
- Regionalstellenleiter**  
Hans-Georg Liegener
- Sekretariat /  
Telefonzentrale**  
Sigrid Tiesen

Gemeindearbeit	Bildung
<b>Frauenarbeit</b> Annemarie Brehmer-Frohn	<b>Bildungswerksleiter</b> Norbert Heinrichs
<b>Arbeiter- und Betriebspastoral</b> Werner Fleuren	<b>Päd. Mitarbeiter</b> Helmut Keymer
<b>Kirchenmusik</b> Josef Schwalbach *	<b>Sachbearbeitung Bildungswerk</b> Margret Bräunl
<b>Sakristane</b> Werner Schneiders *	<b>Sekretariat Bildungswerk</b> Elisabeth Schaaf
<b>Religionspädagogik</b> Pauli Keller *	<b>Regionalbücherei „Schutzkiste“</b>
<b>Erzieherinnen</b> Bernadette Parlow *	<b>Leiterin</b> Christiane Bindl
	<b>Verwaltung</b> Ingrid Hähnen
	plus ehrenamtliche Mitarbeiterinnen

Jugendhaus Felbelstraße	Verwaltung
<b>Regionaler Jugendpfleger</b> Franz-Josef Unland	<b>Verwaltungsleiter / Öffentlichkeitsarbeit</b> Johannes Nienhaus
<b>Regionaler Jugendseelsorger</b> N.N.	<b>Haushalts- / Rechnungswesen</b> Gisela Wortmann
<b>Sekretariat Jugendbüro</b> Veronika Kisters	<b>Sekretariat Verwaltung</b> Irene Gennepfer
Zivildienstleistender	<b>Druckerei</b>
<b>Päd. Mitarbeiter KRETA/MOBIFANT</b> Lukasz Katajczak	Erwin Mühlenhaus Zivildienstleistender
<b>Verwaltung KRETA/MOBIFANT</b> Gertrud Machren	<b>Hausmeister</b> Dieter Marx
<b>Techn.Mitarbeiter MOBIFANT</b> N.N.	<b>Reinigungskraft</b> Annemarie Brocker
<b>Zivildienstleistender MOBIFANT</b>	ehrenamtliche Mitarbeiterin für den Krankenhausmeldedienst Irmgard Schlösser
<b>Offene Jugendeinrichtung (KOT)</b>	
<b>Päd. Leiter</b> Rodger Ody	
<b>Päd. Mitarbeiter</b> Gundula Brychcy	
Zivildienstleistender	
<b>Hausmeister</b> Joachim Wagner	
<b>Reinigungskräfte</b> Gabriele Bangel	
<b>Maria Hein</b>	

Abb. 24. Organigramm der Regionalstelle; 1998



keit stehe auf dem Prüfstand. Ausgerechnet in diesem Jahr 1998 erinnert die Region an deren Anfänge. Denn vor hundert Jahren fand die „45. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands“ (heute: Katholikentag genannt) in Krefeld vom 21. – 25. August 1898 statt. Bischof Josef Homeyer, Hildesheim, ergrift in der Josephskirche zum Thema „Zivilgesellschaft und öffentliche Verantwortung“ das Wort. Das jüngste Sozialwort der Bischöfe „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“, das maßgeblich von ihm verantwortet wird, scheint in seinem Vortrag durch. Dr. Reinhard Feinendegen referiert über den Krefelder Katholikentag; Dr. Adolf Düppengießer zeichnet das Lebensbild des früheren Krefelder Kaplans Dr. Heinrich Brauns, Arbeitsminister in der Weimarer Republik, nach. Dr. Wolfgang Löhr ergänzt den Rückblick mit: „August Pieper und der Sozialkatholizismus in Krefeld“.

In der kirchlichen Verwaltung beginnt ein Anpassungsprozess, der den binnenkirchlichen Arbeitsmarkt aufmischt. Arbeitsplätze sind gefährdet oder werden gestrichen. Der Abbau soll sozial verträglich erfolgen. So richtet der Generalvikar eine Stellenbörse für die kirchlichen Anstellungsträger und ihre Einrichtungen sowie ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein, an der sich die Betroffenen beteiligen können (KA 68, S. 147f.). Wen diese Maßnahme im Haus der Region betreffen kann, geht aus einem Organigramm hervor.<sup>31</sup>

Die jetzt anstehende Rationalisierung der Arbeitsplätze geschieht nach dem Denkmodell „Pfarrgemeinde als Betriebseinheit“. Viele Pfarrgemeinden haben ihren „Betriebsleiter“ = Pfarrer bereits verloren. Im Bildungswerk entsteht eine Arbeitshilfe „Vorübergehend ohne Pfarrer?“. Auf dem Bistumstag diskutierte die Teilnehmer ein anderes Modell: Gemeindeleitung in Gemeinschaft (berufene Laien übernehmen die Verantwortung mit Unterstützung eines Priesters). Ein solches Ehrenamt erfordert nicht nur einen hohen Zeitaufwand. Die Pfarrgemeinde Maria Waldrast, Krefeld-Forstwald, erprobt dieses Modell. Vor dem Start bedarf es einer sachkundigen Vorbereitung und mit Beginn eine Begleitung, die der Regionalstellenleiter bietet. Ein Seminar „Gemeinde leiten lernen“ lädt zu diesem Neubeginn ein. Hoffnungsvoll klingt die Feststellung vom Mai 1998: Die Umsetzung der Beschlüsse des Bistumstages vom November 1996 ist in vollem Gange. Dazu gehört auch die Anregung zur Förderung der Ökumene, in der Osternacht mit der Evangelischen Nachbargemeinde die Osterkerze auszutauschen ebenso wie die Durchführung eines Ökumenetages. Einen solchen praktizieren die Christen in Krefeld seit 1993. Die Verschärfung der Verwaltung beginnt im Generalvikariat mit der Auflösung der Hauptabteilung „Grundsatzfragen“ und später der Hauptabteilung „Koordination“.

Außerhalb der Kirchengrenzen beschäftigt die Bundestagswahl 1999 die Bürgerinnen



Abb. 25. 3. Krefelder Ökumenetag, von links: Klaus Schilbach und Norbert Heinrichs (Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen), Evmenios Tamiolakis (Griechisch-Orthodoxer Bischof), Peter Beier (Präses der Rheinischen Landeskirche), Heinrich Mussinghoff (Bischof von Aachen); 1996

und Bürger mit den Dauerthemen: Einigung Deutschlands, individuelle und gesellschaftliche Werteordnung, wirtschaftliche Leistung und soziale Sicherung sowie der europäische Einigungsprozess. Der 60. Jahrestag der Einnehmensnacht bietet die Chance, Erinnern als Blick für die Zukunft zu verstehen.

Papst Johannes Paul II. bereitet mit seiner Verkündigung „Das Geheimnis der Menschwerdung“ das Jubiläumsjahr 2000 vor (KA 69, S. 65-72) und begründet seine Ziele in einem eigenen Apostolischen Schreiben. Mit großer Aufmerksamkeit nimmt die Öffentlichkeit seine Äußerung wahr: „Da ist vor allem das Zeichen der Reinigung des Gedächtnisses: es verlangt von allen einen mutigen Akt der Demut, nämlich die Verfehlungen zuzugeben, die von denen begangen wurden, die den Namen Christen trugen und tragen“ (KA 69, S. 70). Angesichts der Schuldenlast der Entwicklungsländer wird ein Erlassjahr gefordert, weil Entwicklung Entschuldigung braucht.

Auf der regionalen Ebene hat die Regionalleitung alle Hände voll zu tun, um die drastischen Veränderungen den Verantwortlichen in den Pfarrgemeinden verständlich zu machen: Institutioneller Wandel im Bildungsbereich, Gemeindeleitung in Gemeinschaft, Altersteilzeit für die Beschäftigten, Schlüsselzuweisungen für die Haushalte. Mitglieder aus den Kirchenvorständen nennen ihre Probleme: „Die Einführung dieser Schlüsselzuweisung fällt zusammen mit der Notwendigkeit, Leistungen einsparen zu müssen. Das Gespräch zeigt, dass die Mehrzahl der Gemeinden ihren Haushalt nicht mehr ausgleichen kann, so dass Kürzungen im Personalbereich überlegt werden müssen. Die Kirchenvor-

standsmitglieder äußerten hohe Erwartungen, Entlastung und Klarheit in ihrer Situation zu erhalten. ... (und) machen deutlich, dass sie Entscheidungen treffen müssen, die auf eine Reduzierung der Beschäftigungsverhältnisse hinauslaufen. Dies träfe Frauen und Männer und ihre Familien in den Gemeinden, die ihren Dienst als Musiker, Küsterin, Hausmeister, Verwaltungsangestellte usw. leisten und evtl. nicht wie bisher angestellt werden können“ (A, 1999, S. 4). Der Abschluss des institutionellen Wandels kündigt sich im gemeinsamen Programm der beiden Krefelder Bildungseinrichtungen an. Nach achtjähriger Plan- und Bauzeit öffnet am 5. Juni 1999 die Ökumenische Begegnungsstätte in Hüls. Ein Meilenstein im Ökumenischen Gespräch gelingt dem Lutherischen Weltbund und dem Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen mit der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre 1997“, die am Reformationstag 1999 in Augsburg unterzeichnet wird. Die Evangelische Kirche im Rheinland kann sich dieser Erklärung nicht anschließen. Auf dem Sprödenalplatz bieten die Kirchen den Besuchern anlässlich der Landesausstellung wieder den „Treffpunkt Kirche“, der im geschäftlichen Treiben einen willkommenen Ruhepunkt darstellt.

Das neue Jahrtausend begrüßen die Menschen rund um den Erdball mit enthusiastischen Feiern, Feuerwerken und riesigen Straßenfesten. Die katastrophalen Lebensverhältnisse an vielen Orten treten für Stunden in einen dunklen Schatten. Mit festlichen Gottesdiensten danken gläubige Menschen Gott für die ihnen geschenkte Zeit, ohne ihre Nöte und Zukunftsängste zu verschweigen.



Abb. 26. Karl-Heinz Hermanns, 1982 – 1991 Referent für Arbeiter- und Betriebspastoral in der Regionalstelle. Ab August 2000 deren letzter Leiter.

Über dem Papst-Johannes-Haus hängen schwarze Wolken. Kann die Bischöfliche Akademie im Bistum Aachen das Haus halten? Nicht nur der Region, sondern auch der Stadt Krefeld liegt an dem Treffpunkt an der St.-Anton-Straße. Die Regionalleitung entwickelt einen neuen Nutzungsplan. Die Regionalstelle, die fusionierten Bildungseinrichtungen und andere kirchliche Träger könnten dort Platz finden. Regionalstellenleiter Hans-Georg Liegener lässt keinen Schritt unversucht, das Zentrum mitten in der Stadt weiter kostenneutral nutzen zu können. Das Konzept gewinnt Zustimmung. Zum 1. August 2000 wechselt Liegener sein Arbeitsfeld und wird Geschäftsführer des Caritasverbandes für die Region Krefeld e.V. „Er war nicht nur die rechte Hand für die Regionaldekane...“, sowie Mitglied der Regionalleitung und Geschäftsführer des Regionalpastoralrates, sondern hat vor allem inhaltlich wie organisatorisch viele Veränderungen im katholischen Leben bewirkt“ (A 2001, S. 6/7). An seine Stelle tritt ein „alter Bekannter“, Karl-Heinz Hermanns, der 1982 – 1991 Referent für Arbeiter- und Betriebspastoral in der Regionalstelle war. Am 9. November 2000 wird Regionaldekan Franz-Josef Radler in seinem Amt für weitere fünf Jahre bestätigt. In die pastorale Mitarbeit der Regionalleitung beruft er neben Pfarrer Heinz Herpers, Caroline Braun, Regina Huhnen, Karl-Heinz Hermanns, Johannes Nienhaus und Peter Schmidt.

Das Bistum feiert in Aachen, Kornelimünster und Mönchengladbach das Jubeljahr mit den Heiligtumsfahrten. Den Beitrag der Region

Krefeld bietet das Deutsche Textilmuseum in Linn mit der Ausstellung „Der gute TUCHte Klerus“ (10. Dezember 2000 – 31. März 2001).<sup>32</sup> Über Jahre hatten die Kirchenführungen des Bildungswerkes auf Kirchenschätze in den Sakristeischränken aufmerksam gemacht. Paramente (Messgewänder) von seltenem Wert kamen zum Vorschein. Krefelder Paramentenwebereien hatten ihre Kultstücke in die ganze Welt geliefert. Der Leiter des Katholischen Bildungswerkes verabschiedet sich mit dieser Präsentation aus dem aktiven Dienst.

Auf Bistumsebene gehen die Bemühungen um das Projekt „Weggemeinschaft“ in eine neue Phase. Der Bischof hält in seiner Einladung zum Bistumstag 2001 fest, dass Klarheit über den richtigen Weg zu finden sei. Denn die Rahmenbedingungen haben sich in der kurzen Zeit seit 1996 schon erheblich geändert (KA 70, S. 279). Zur Vorbereitung des vorausgehenden regionalen Klausurtagess verläutet die Pressestelle der Region: „Dieser soll als Teil des geregelten Dialogs der Verständigung über Schwerpunkte kirchlichen Handelns im Bistum Aachen dienen und Partizipation der gesamten Diözese an der Entwicklung pastoraler Leitlinien und an Entscheidungen von pastoraler Relevanz gewährleisten“ (A 2001, S. 1). Der seit 1994 diskutierte Strukturplan der Diözese hat bereits Gültigkeit. Ein Umdenken ist angebracht: „Das Evangelium zeigt uns, dass wir einen Perspektivwechsel brauchen, eine andere Sichtweise, als wir sie bisher hatten. ...Wir müssen unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Schwach- und Fehlstellen, auf die Defizite in der Kirche richten, sondern eher ausgehen von der Wahrnehmung dessen, was gut ist und was gelingt, was möglich ist“ (KA 70, S. 63).

Hoffnung auf den Erhalt des Papst-Johannes-Hauses keimt auf, als Bistumsleitung und diözesaner Priesterrat entscheiden, das Tagungshaus der Akademie im Bistum Aachen für eine künftige Nutzung durch die katholische Kirche in der Region Krefeld frei zu geben. Ein Finanzierungskonzept liegt vor. Die Regionalstelle mit ihren Einrichtungen FORUM und Schatzkiste sollen einziehen. Bis zum Umbau können Gruppen die Räumlichkeiten im Haus nutzen. Diese Chance nutzen aus dem Jugendhaus KRETA und MOBIFANT für einen riesigen Kinder-Winterspielplatz an den letzten Januar-Wochenenden 2001. Etwa 1500 Kinder mit ihren Eltern nehmen daran teil. Vom Konsultationstreffen am 3. März nehmen die Krefelder Delegierten einen positiven Motivationsschub mit auf den Bistumstag. Betont wird besonders: „Es ist eine einmalige Chance miteinander das Leben der Kirche vor Ort zu gestalten“ (A 2001, S. 3). Von dieser Chance erfahren Menschen z. B. beim Bemühen, eine Gemeinschaft von Gemeinden zu bilden. Mit Vorrang müssen solche Gemeinschaften entstehen. Immer häufiger finden am Sonntag Gemeindegottesdienste

ohne Priester statt, für die der Bischof Regelungen trifft (KA 71, S. 304ff.). Vorausblickend beginnt eine Initiativgruppe „Citypastoral“ mit Überlegungen für die Krefelder Innenstadt.

Der Terroranschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September markiert ein historisches Datum mit weltpolitischen Folgen. In der Bevölkerung geraten generell Muslime in den Verdacht, einen globalen Angriff auf die westliche Welt zu planen. Angst vor dem oder den Fremden erweist sich als kein vernünftiger Ratgeber. Das zeigen die Wogen der Entrüstung, als die Pläne für den Bau einer Moschee an der Viersener Straße/Erkelenzer Straße bekannt werden. Im regionalen Pastoralrat findet der Plan im Sinne unserer Verfassung und der in ihr verankerten Religionsfreiheit Zustimmung. Regionalstelle und Jüdische Gemeinde nutzen das Papst-Johannes-Haus zu einer Ausstellung „Die Kraft der Vergebung“ mit Werken der israelischen Künstler Nadav Bloch und Nechama Levendel. – Im Land streiten die Arbeitnehmer und Arbeitgeber um „Arbeitszeitmodelle“, die einen Schritt aus der Misere am Arbeitsmarkt bedeuten könnten. Bischof Heinrich Mussinghoff stellt sich auf der Versammlung der Betriebsräte am Standort der Städtischen Werke Krefeld den Fragen der Betroffenen.

Nach dem Kapuzinerkloster schließt am 31. Juni 2002 auch die Niederlassung der Herz-Jesu-Priester endgültig ihre Tür. 90 Jahre, seit dem 14. Juni 1912, hatten sie am Blumenplatz ihre Missionsprokura betrieben und die Seelsorge in der Pfarrgemeinde St. Norbertus und später auch in St. Michael, Lindental übernommen. – Die Pfarrkirche St. Norbertus wird 2006 als erster katholischer Kirchenraum in Krefeld geschlossen werden. Im ehemaligen Kloster befindet sich heute ein Hospiz. – Trotz aller radikalen Sparmaßnahmen bleibt die Hoffnung auf den Erhalt des Papst-Johannes-Hauses. Im Internet kann jeder Interessierte die Umbaupläne einsehen, die ab Juli 2003 umgesetzt werden. 23 Vertreterinnen und Vertreter aus Pfarrgemeinden, Verbänden und kirchlichen Einrichtungen repräsentieren am 13. Juli 2002 die Region Krefeld beim Bistumstag in Aachen, der Leitlinien für die Pastoral und Handlungsvorschläge ausarbeiten will. Zu den eigenen Problemen wächst ein fundamentales, das die Kirchen herausfordert: Das Gespräch mit den Menschen, die anderen Religionen angehören.

Mit größter Besorgnis verfolgt die Welt die Absicht der Vereinigten Staaten von Amerika, einen Krieg gegen den Irak zu führen. Papst Johannes Paul II. verurteilt das Vorhaben mit aller Schärfe. Und Bischof Heinrich Mussinghoff stellt lapidar fest: „Krieg gehört in die Mottenkiste der Geschichte. ... es geht heute nicht mehr um die Frage, ob es einen gerechten Krieg gibt, sondern wie man zu einem gerechten Frieden kommt“ (A, 2003, S. 2).

1982 hatte der Papst mit dem Friedensgebet in Assisi einen Meilenstein für das Gespräch der Religionen gesetzt. In diesem Jahr veranstaltet die Römische Gemeinschaft von Sant' Egidio zum ersten Mal in Deutschland das Friedensgebet von 7. - 9. September 2002 in Aachen: „Zwischen Krieg und Frieden: Religionen und Kulturen begegnen sich“. Im Haus der Region bereitet Regionaldekan Fr.-J. Radler mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern den Regionaltag am 2. Mai 2003 in Gartenstadt vor. Mehr als hundert Männer und Frauen entwickeln für die Region konkrete Handlungsschritte. „Neben der City-Pastoral, die am Beispiel des Papst-Johannes-Hauses und dessen künftiger Konzeption erläutert wurde, ging es um die Bereiche ‚Menschen auf der Straße‘, Trauerpastoral, Spiritualität und Jugendarbeit, Familienarbeit konkretisiert am Beispiel der Begegnungsstätte für Alleinerziehende, sozialpastorale Arbeit ‚vor Ort‘ sowie um eine Spiritualität des Friedens oder auch um ethische Geldanlagen“. Das

Resumée des Bischofs lautet: „Krefeld hat ein gutes Modell geliefert, wo an die Leitlinien angeknüpft werden kann. ...Wir gestalten Kirche vor Ort. Kirche vor Ort sind wir alle“ (A 2003, S. 5). Das Treffen verbreitet eine Aufbruchstimmung. In der Innenstadt und in Linn beginnt für die Gemeinden eine neue Zeit. Es entsteht die Pfarrgemeinde „Heilig Geist“ aus den ehemaligen Gemeinden St. Antonius, St. Franziskus, St. Stephan und St. Elisabeth. Die Gründungsfeiern der Gemeinden am 10. Januar 2004 werden mit einem festlichen Gottesdienst eröffnet. Pfarrkirche im juristischen Sinne bleibt St. Stephan an der Luisenstraße. Am 28. August 2003 werden die katholischen Kirchen- und Pfarrgemeinden St. Margareta und Maria Himmelfahrt in Linn aufgelöst und zu einer neuen Gemeinde vereinigt. Pfarrkirche bleibt St. Margareta.

Der Kassenwart des Bistums hat in seinem Haushaltsvoranschlag 2003 für die acht Regionen Personalausgaben in Höhe von

€ 1.393.000 und für den Verwaltungs- und Betriebsaufwand € 2.655.000 stehen (KA 73, S. 36). Anfang Juli muss Regionaldekan Radler mitteilen, dass in seinem Regionalhaushalt allein 40 % der Personalkosten einzusparen seien. Nach den Kürzungen zuvor bedeutet diese Entscheidung das nahe Ende der Regionalstelle. Die Diözese erwartet zusätzliche Ausfälle bei den Kirchensteuereinnahmen in Höhe von jährlich € 20 Millionen. Bischof Heinrich Musinghoff muss erklären, dass der bisherige Sparkurs nicht ausgereicht hätte. Und Generalvikar von Holtum beschreibt die Dramatik so: „Dieser Brief (an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bistums) wird Sorgen und Unruhe auslösen, auch mit Blick auf die eigene Zukunft (...). So erfreulich die niedrigen Steuersätze für die Bürger sind, so belastend sind sie für die Kirchen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“ (A 2003, S. 7/8). Der Stellenabbau beginnt. Die Druckerei im Haus der Region wird geschlossen und die Maschinen veräußert. Eine Kommis-

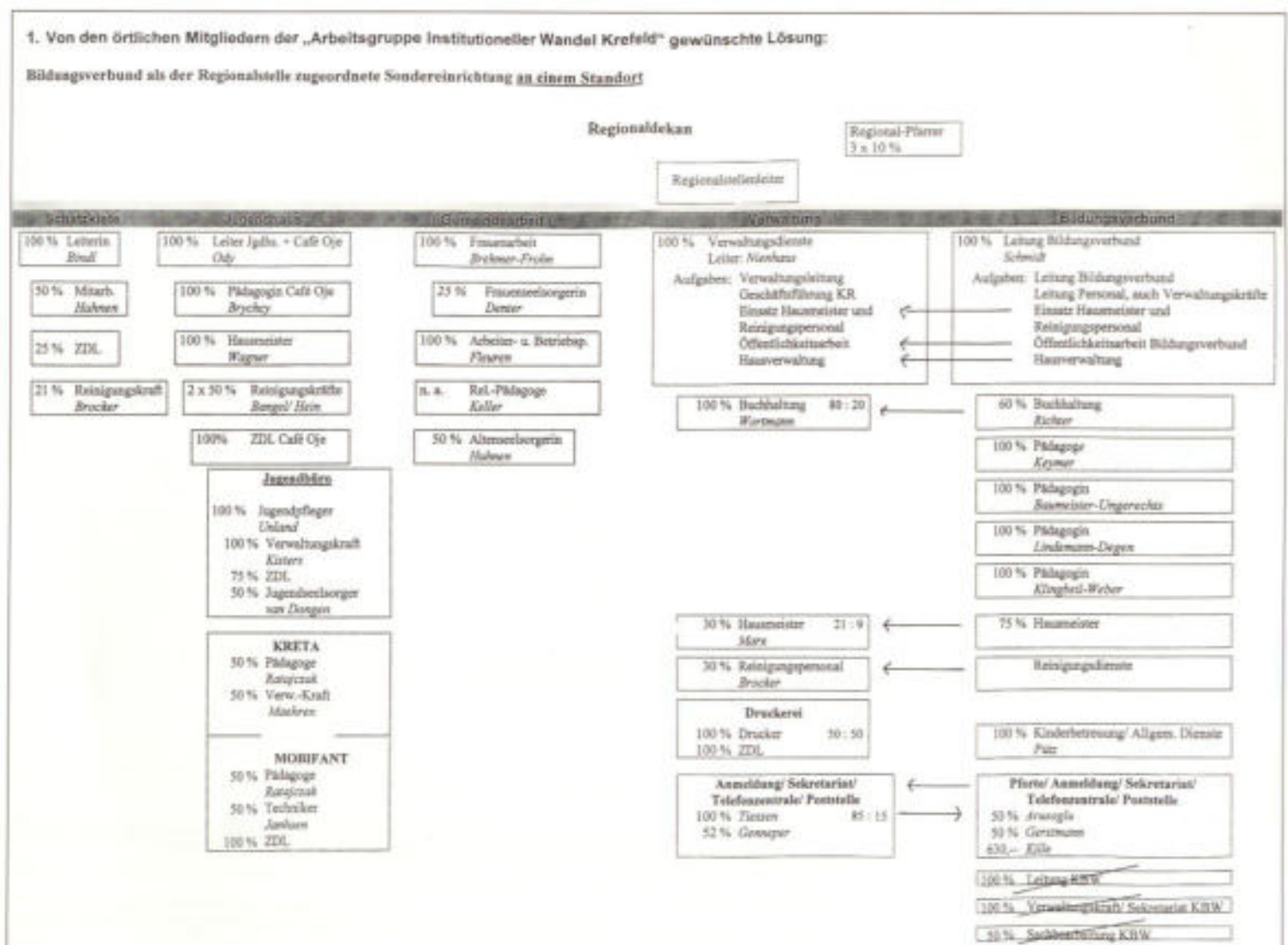


Abb. 27. Angestrebte Lösung zur Nutzung des Papst-Johannes-Hauses (Regionalstelle, Bildungsverbund und Schatzkiste unter einem Dach)

# Volksbank kauft Papst-Johannes-Haus

Das gesamte Karree wird für eine neue Zentrale überplant. Das Pfarrbüro zieht womöglich in die Kirche.

Von Dagmar Groß und Martina Nickel

Die Spatzen hatten es bereits seit einiger Zeit von den Innenstadtdächern gepfeifen - jetzt scheint der Handel perfekt zu sein: Die Volksbank kauft das Papst-Johannes-Haus und die anliegenden Grundstücke, um dort eine neue Zentrale zu errichten. Der Kirchenvorstand hat sein Einverständnis gegeben. Über den Kaufpreis wurde Stillschweigen vereinbart.

Ziel der Volksbank, so Vorstandsvorsitzender Klaus Geurden, ist die Zentralisierung der Verwaltungsaufgaben am neuen Standort. Dazu ist eine Vergrößerung nötig, die nun am neuen Standort in die Realität umgesetzt werden soll: „Ein klares Bekenntnis zum Standort Krefeld“, wie der Vorstandschef betont. Mit Zugängen von der Fußgängerzone und der St.-Anton-Straße wird das Gebäude für die Kunden attraktiv. Gleichzeitig erhöht sich die Bank auf Dauer niedrigere Verwaltungskosten. Ein Stellen-

abbau sei damit nicht verbunden, betonte Geurden.

Detaillierte Pläne existieren noch nicht. „Wir haben bislang lediglich ein Anforderungsprofil erstellt, Kennzahlen ermittelt und eine Grobplanung gemacht“, sagt der Volksbank-Chef. So sei auch noch nicht klar, ob das gesamte Grundstück bebaut wird. Nun werde man zunächst eine Änderung des Bebauungsplans beantragen, dann in die Planung einsteigen. Für die Bauphase selbst rechnet Geurden mit rund zwei Jahren. Ziel sei, „in den nächsten fünf Jahren im Schutz der Dionysiuskirche das Projekt abgeschlossen zu haben“.

Vor dem Hintergrund, dass man noch völlig am Beginn des Projektes stehe, sei man für Gespräche mit weiteren Interessenten offen. Wie die WZ berichtete, hatte unter anderem Projektentwickler BCE Interesse an dem Gebäudekomplex gezeigt. Und die Stadtverwaltung sucht nach wie vor Büroräume im Innenstadtbereich. Das bisherige Gebäude der Volksbank an der



Die Volksbank kauft das Papst-Johannes-Haus. Über die Summe wird geschwiegen.

Foto: Jochmann

Friedrich-/Ecke Carl-Wilhelm-Straße soll nach dem Umzug verkauft werden.

Die Pfarre St. Dionysius mit Büro, Citypastoral und Pfarrsaal muss sich dann auch nach einer neuen Bleibe umschauen. Karl-Heinz Hermanns, zuständig für die Citypastoral, plädiert dafür, die Büros in der Kirche selbst zu

installieren. „Das hätte den Vorteil, dass wir die Kirche länger offen halten könnten, wir einen direkteren Draht zu den Menschen hätten.“ Eine Option, die bereits mit dem Kirchenvorstand besprochen ist. Etwaige Kosten müssten aber noch mit einem Architekten abgeklärt werden.

Vielleicht auch eine Chance für

die fehlende Dio-Spitze. Deren Unterbau müsste für eine Sanierung der Haube zunächst überholt werden. Allein, derzeit fehlt das Geld. Mit dem Verkauf der pfarreigenen Häuser am Dionysiusplatz, das Papst-Johannes-Haus gehört dem Bistum, fließt aber wieder Geld in die klemme Kasse der Gemeinde.

Abb. 28. Das Papst-Johannes-Haus wird verkauft; 2006

sion durchforstet alle Arbeitsbereiche (nach welchen Kriterien?), um nach verzichtbaren Aufgaben zu suchen. Abstimmungen mit der Regionalleitung finden offenkundig nicht statt. Ungeachtet dieser prekären Situation geht aber der Umbau des Papst-Johannes-Hauses weiter. Das soll ein Signal dafür sein, dass mit diesem Zentrum die Katholische Kirche der neuen Entwicklung gerecht wird. Auch ein neuer Name ist gefunden: „Papst-Johannes-Haus/Katholische Kirche Krefeld“. Als Termin für die Einweihung durch Bischof Heinrich Mussinghoff steht Mittwoch, der 23. Juni 2004 fest (A 2003, S. 7/8 - A 2004, S. 1). In den frei gewordenen Räumen der 3. Etage des Hauses der Region eröffnet die „Krefelder Krisenhilfe“ ihre Arbeit für Menschen in existentieller Not. Ihre Träger sind Region Krefeld, Caritas Verband und Alexianer-Krankenhaus. Der Geldmangel bringt auch die Begegnungstätte für Alleinerziehende auf der Hubertusstraße in Bedrängnis, auch wenn es heißt, sie sei ein unverzichtbares Angebot der Kirche. Der Ökumenische Kirchentag in Berlin (28. Mai - 1. Juni 2003) ruft allen zu: „Ihr sollt ein Segen sein“. Eine Kirche in äußerster Geldnot wird die lebensnahe Übersetzung auf neuen Bahnen suchen müssen. Pfarrer Karl Borsch, geboren in Hüls, wird neuer Weihbischof von Aachen.

Eine Hiobsbotschaft beunruhigt die Mitarbeiterschaft: 150 Planstellen der direkt beim Bistum Beschäftigten sollen wegfallen. Die Kirchengemeinden als Zuschussempfänger stehen vor dem Problem, betriebsbedingte Kündigungen vornehmen zu müssen. Aus dem Kreis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entsteht ein „Bündnis für Menschenwürde und Arbeit für das Bistum Aachen“, das Lösungen des Problems suchen und aufzeigen will. Sie sind bereit, zur Vermeidung von Kündigungen eigene finanzielle Beiträge zu erbringen (A 2003, S. 12).

Für diese Bekundung der Solidarität findet sich im Sanierungskonzept offenkundig kein Platz. Denn der Beschluss, alle Regionalstellen zum 31. Dezember 2004 zu schließen, scheint unvermeidbar. Dies bedeutet, „dass die 39 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Regionalstelle am Dionysiusplatz, in der Schatzkiste, im Jugendhaus an der Felbelstraße und im Katholischen FORUM zum Jahresende von Entlassung bedroht sind. ... Die vielfältigen Aufgaben der Regionalstelle als Dienstleistungseinrichtung, Ansprechpartner und Interessensvertretung der Menschen vor Ort, der Gemeinden, Einrichtungen und Verbände können dann nicht mehr wahrgenommen werden. Der Einzugsbereich der

Region umfasst die Stadt Krefeld und das Dekanat Meerbusch. Hier leben rund 274 000 Menschen, davon 126 000 Katholiken in 40 Pfarrgemeinden. Zu den regionalen Einrichtungen gehören die Regionalstelle als eine Verwaltungs- und Servicestelle mit inhaltlichen Angeboten und Fachreferaten sowie die Regionalbücherei „Schatzkiste“, das Jugendhaus in der Felbelstraße mit katholischem Jugendbüro, offener Jugendeinrichtung Café Ojé, der Kreativ-Etage KRETA und die Spielaktion MOBIFANT. Erhalten bleiben sollen über den 31. Dezember 2004 hinaus einige Aufgaben, die an das Katholische Forum und die Caritas verteilt werden, die Jugendeinrichtung Café Ojé sowie eine kleine Organisationsform mit Regionaldekan und zwei bis drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern“ (Sonderausgabe A, 18. Februar 2004). Die Entscheidungen überschlagen sich jetzt. Alle Vorüberlegungen für die neue Nutzung des Papst-Johannes-Hauses werden zur Makulatur, als der Investitionsstopp verfügt wird. Ein neues „Haus für Krefeld“ wird es nicht geben. Die Reaktionen aus der Mitarbeiterschaft fallen sehr bitter aus. Ihre hohe Identifikation mit der Kirche von Aachen bedeutet ein unverzichtbares Kapital. Sie fühlen sich verletzt, da sie in die Entscheidungsprozesse nicht eingebunden werden. Die Katholiken-

räte in den Regionen und die Regionaldekane äußern Unverständnis „wenn man zudem bedenkt, dass der Haushalt aller 8 Regionen nur einen Umfang von 1,5% des gesamten Bistumshaushalts ausmacht, können wir im Vorgehen der Bistumsverwaltung nur eine bewusste politische Entscheidung sehen“ (a. a. O.).

Da die Regionalbücherei „Schatzkiste“ in das neue Zentrum an der St.-Anton-Straße zum festgelegten Termin ziehen soll, kündigt das Bistum den Mietvertrag zum 30. Juni 2004. Jetzt steht sie vorzeitig auf der Straße. Es ist tatsächlich ihr „Aus“. Ein Restbestand der Materialien für die Katechese und den Religionsunterricht wird in das neue FORUM verlagert und stundenweise von einigen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen betreut.

Der Katholikenrat der Region teilt in einem Schreiben an den Bischof mit, dass er die Regionalstellenentscheidung zumindest für

die „Stadtregion“ Krefeld nicht nur für falsch, sondern auch für ein katastrophales Signal halte: Die Katholische Kirche verabschiede sich auf der Ebene Region/Stadt damit zu einem großen Teil aus der Schnittstelle Kirche/Gesellschaft. Er fordert dazu auf, die regionale Ebene als Handlungsebene in eigener Verantwortung zu erhalten (A 2004, S. 3). Die Mahnwachen der Mitarbeiterschaft und die Kundgebung auf dem Katschhof neben dem Aachener Dom am 14. Mai 2004 führen vor Augen, welche Ängste und Nöte diese Betriebsstilllegung auslöst. An der Verfügung vom 8. September 2004, die Regionalstelle aufzulösen, ändert sich nichts. Die Regionen bleiben erhalten und die Aufgaben der Regionaldekane werden neu umschrieben. Allerdings wird der Dienstsitz des Krefelder Dekans nach Viersen verlegt. Im Unterschied zu Aachen und Mönchengladbach besteht in der dritten Großstadt des Bistums keine Anlaufstelle mehr. Nahezu zeitgleich verabschiedet sich Regionaldekan Franz Josef

Radler aus seiner Pfarrgemeinde und beendet seine Dienste in der Region. Fast neun Jahre hat er sich für die Ortskirche in Krefeld eingesetzt. Er praktizierte eine kollegiale Leitung. Die rasanten Umbrüche erlebte er aus der Sicht der Betroffenen. Den unauffälligen Weg mit den kleinen Leuten werden seine Gemeindeglieder und alle Weggefährten in der Regionalstelle in guter Erinnerung behalten. Sein Nachfolger wird der Pfarrer von St. Anna, Johannes Sczyrba.

Das „Haus der Region“ wird geschlossen, als einer seiner Bauherrn, Gottfried Porstner, seinen irdischen Lebensweg beendet. In diesem Jahr wählen die deutschen Bischöfe in der Erinnerung an den 1250. Todestag des Hl. Bonifatius als Titel für ihren Hirtenbrief ein Wort von P. Alfred Delp SJ aus dem Jahre 1941: „Wir sind Missionsland geworden.“ (KA 74, S. 204.) In einem Missionsland zählt nicht die Verwaltung, sondern die Gemeinde als praktische Hoffungsinsel.

#### Anmerkungen

<sup>19</sup> In guter Erinnerung an alle, die die Regionalstelle geleitet und in ihr gearbeitet haben.

<sup>20</sup> Vgl. Reinhard Feinendegen, Karl Reger, in: Katholisches Krefeld 2, Krefeld 1988, S. 463 ff.

<sup>21</sup> Vgl. Norbert Heinrichs, *Erinnern für die Zukunft*, in: *die Heimat*, Jg. 59 (1988), S. 12-25 und Renate Starck, *Krefelder Juden berichten von ihrem Leben*, ebd.: S. 26-39

<sup>22</sup> Falblatt „25 Jahre Regionalstelle Krefeld“, S. 7

<sup>23</sup> *Katholisches Krefeld 2 – Streiflichter aus Geschichte und Gegenwart*, Krefeld 1988

<sup>24</sup> Rheinische Post vom 07.12.1988 (Hans Martin Freese)

<sup>25</sup> Diözesanpriesterat des Bistums Aachen März 1992. Vorlage beim Regionalen Pastoralrat 4/92/4

<sup>26</sup> Brief vom 23.09.1992

<sup>27</sup> Hrsg. Region Krefeld im Bistum Aachen – Regionalstelle. Verfasser: Norbert Lucht, Helmut Keymer, Krefeld 1993

<sup>28</sup> „Ordinatio sacerdotalis“ vom 22.05.1994

<sup>29</sup> Bistumstag 96 – Dokumentation, Herausgeber: Bistum Aachen, Weggemeinschaft – Bilanz und Perspektiven / 2. Teil: 08.-10. November 1996, Aachen 1997

<sup>30</sup> Bistumstag 96, S. 143

<sup>31</sup> Regionalstelle Krefeld, *Kleine Schrift Nr. 1* „Die katholische Kirche in der Region Krefeld – Aufgaben – Institutionen – Leitung“, Dezember 1996, S. 16f.

<sup>32</sup> Deutsches Textilmuseum Krefeld/Regionalstelle Krefeld im Bistum Aachen, *Der guteTUCHte Klerus*, Wochenkalender 2001, Krefeld 2000

# Eine niederrheinische Korrespondenz aus der Familie Besouw 1943 – 1945

Teil 3 (Schluss)

Zusammengestellt und erläutert von Winfried Dolderer (1. und 2. Teil in den Jahrgängen 78, S. 106 ff., und 79, S. 101 ff.)

## 156. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 6. November 1944

(...) Gestern waren wir in Tönisberg. (...) Thei und auch Hoffmanns sind notdienstverpflichtet. Sie müssen dreimal in der Woche vier Stunden schaufeln, um Panzergräben auszuheben. Nächsten Sonntag sollen alle unverheirateten Frauen in Tönisberg ebenfalls zum Schaufeln antreten. Meine Schülerinnen der siebten Klasse, Mädchen von zum Teil noch nicht 16 Jahren, sind bei der Straßenbahn langfristig notdienstverpflichtet.<sup>62</sup> Täglich neun Stunden Dienst. Je nach Diensterteilung müssen sie schon morgens um viertel nach vier am Depot antreten. (...) Die Straßenbahn hält tagsüber nur bei akuter Luftgefahr. Die Mädchen sind also allerhand Gefahren ausgesetzt. (...) Selbst Beerdigungen können kaum ungestört durchgeführt werden. Heute morgen habe ich Dr. Luxemburger,<sup>63</sup> den Musterungsarzt von Krefeld, begraben. Bei der Ansprache am Grabe in der Ferne Bordwaffenbeschuss. Es war unheimlich. (...)

## 159. Heinrich an Irmgard Besouw, Wanfried, 12. November 1944

(...) Hier werden längs der Bahn Einmannlöcher zum Schutz gegen Tiefflieger ausgehoben. Dazu muß sonntags die Jugend antreten. Zum Schanzen sind viele Wanfrieder nach Westen. (...) Alle vier Wochen kommen andere dran. (...)

## 162. Käthe Jennen an Heinrich Besouw, Kempen, 15. November 1944

(...) Wie ich Ihnen schon mitteilte, haben wir vergangenen Mittwoch einen schlimmen Angriff gehabt. Davon haben wir uns noch nicht erholt. Dabei kommen fast immer Tiefflieger und schießen in die Häuser. Zwei Nächte haben wir jetzt ruhig schlafen können. Es ist wieder ein neuer Funkspruch aufgefangen, wonach Kempen und Krefeld Angriffsziele sind. (...) Unsere Pfarrkirche hat sehr viel mitbekommen. Ein Bild des Grauens. Ebenso der Kirchplatz und der Markt. Der Gottesdienst ist augenblicklich im Krankenhaus. (...) Wenn wir nur nicht fort brauchen. Wir sind alle nervös und verängstigt. Heute ist eine Schlacht bei Venlo,<sup>64</sup> und ist die Front nur noch 16 Kilometer von uns entfernt. Abends ist sie oft taghell erleuchtet mit grünen und roten Lichtern. Abends kommt oft ein Feind-

flieger ohne Alarm, schießt in die Häuser und verschwindet. Sie glauben wohl, daß wir dann schnell aus den Betten können und auf den Tommy schimpfen. (...)

## 164. Irmgard an Rudolf Besouw, Wevelinghoven, 15. November 1944

Meine Rückreise verlief etwas kompliziert. (...) Mit der Straßenbahn kam ich bis zum Handweiser. Da hatte die Stadt Neuss eine Stromstörung, und man durfte zu Fuß gehen. Ab Neuss fuhr der Zug erst um zwei Uhr. Da habe ich mich auf die Straße gestellt und vorbeifahrenden Autos „gewunken“. Ich bekam noch allerlei Gesellschaft. Schließlich wurde ich bis Vierwinden mitgenommen, mit einem anderen Wagen bis Kapellen und tippelte dann mit einer Evakuierten aus Hückelhoven nach Wevelinghoven. (...)

## 165. Ludwig Szajkowski an Heinrich Besouw, Hüls, 16. November 1944

(...) Jeder verlangt nach Frieden, der nicht kommen will. Ich halte die schwere Zeit für eine Fügung von oben, denn man kann überall den Finger Gottes merken, der die Welt regiert, und woran niemand etwas ändern kann. Schon die alten Griechen sagten lange vor Christus, daß der Kampf mit den Göttern selbst dem Glück schwer zu stehen kommt. Die Folgerungen können sich diejenigen, die den Haß predigen anstatt der Nächstenliebe, selbst fabrizieren. (...)

## 169. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 17. November 1944

(...) Seit gestern nachmittag klirren hier fast unaufhörlich die Fensterscheiben. Es fängt an, sehr mulmig zu werden. Und dazu hat sich nun richtiger Winter eingestellt. (...)

## 174. Irmgard an Rudolf Besouw, Wevelinghoven, 21. November 1944

(...) Durch den letzten Angriff auf Jülich sind meine Nachrichten überholt. Pelzer waren am Samstag noch einmal dort. Jülich war einmal! In der Linnicher Straße und in der Neusser Straße stehen noch ein paar Häuser (ohne Menschen), sonst nur Schutthaufen weit und breit. Die Toten lagen auf der Straße, ohne daß sich einer darum kümmerte. Selbst die Zitadelle hat nicht standgehalten. (...) Die Bauern verlassen auch alle die Dörfer. (...)

Evakuierungsbefehle sind nicht mehr notwendig. Die Engländer vertreiben uns mit ihren Bombenteppichen. Sonntag war bei uns Alarm von morgens acht bis abends fünf, meistens Vollalarm. Die Tiefflieger ließen uns keine Ruhe. Heute ist es ähnlich. Dabei ist schwere Flak hier aufgestellt worden. Das Haus wackelt. Der ganze Ort liegt voll Militär. Eß- und Herrenzimmer sollen beschlagnahmt und mit Stroh belegt werden. (...)

## 178. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 26. November 1944

(...) Die Stimmung war hier in den letzten Tagen so, daß bestimmt angenommen wird, am nächsten Sonntag seien wir weg. Gusdorf, Gindorf und Neurath bekamen die Aufforderung zur Räumung, weil unsere schweren Geschütze dort aufgestellt werden sollen. Ja, es hat keinen Zweck, sich Illusionen vorzumachen, einmal sind wir auch dran – wenn nicht ein Wunder geschieht, auf das wir schon fünf Jahre vergeblich warten. Die meiste Angst habe ich vor den Bombenteppichen, mit denen man die Frontstädte belegt. (...) Flüchtlinge raten, nur nicht bis zuletzt zu bleiben. Es sei furchtbar. Aber solange man sein Heim noch hat, entschließt man sich schwer. (...) Was werden das erst für Ängste bei einer Flucht werden? Leere Wohnungen werden sofort mit Militär belegt. Und die Vorräte an Kohlen, Kartoffeln und Eingemachtem? Es muß ja rechtsrheinisch zu einer Hungersnot kommen. (...) Die Eltern weigern sich hier, ihre Kinder in ein Kinderlandverschickungs-Lager zu schicken. Sie wollen mit ihnen sterben. (...)

## 180. Maria Schumacher an Heinrich Besouw, Krefeld, 28. November 1944

(...) Heute haben wir wieder einen sehr bewegten Tag hinter uns. Den ganzen Tag Tiefflieger und Bordwaffenbeschuss. Es gab viele Tote und Schwerverletzte. Alles fast in der Bahnhofsgegend. (...) Vorige Woche hatten wir wieder einmal zehn Fensterscheiben kaputt, und vom Closett war der halbe Türrahmen mit heraus gerissen. Alles ist soweit wieder heil. (...) Wissen Sie schon, daß Kaplan Pardun vor fast 14 Tagen in Düren angekommen ist? Und Familie Weidenbusch in Solingen mit sieben Personen? (...) Die Front hört man heute so gut, als wenn hier den gan-

zen Tag die Flak schießen würde. Man soll oft glauben, die Scheiben fielen davon heraus.

**182. Getrud an Heinrich Besouw, Aldekerk, 29. November 1944**

(...) Wir werden gegenwärtig von den Fliegern schwer bedrängt, aber es hat Gott sei Dank noch immer gut gegangen. (...) Heute ist es etwas ruhiger, gestern hörten wir den ganzen Tag das Schießen von der Front, so deutlich, als ob es von Nieukerk käme. Es ist in letzter Zeit viel von Räumen gesprochen worden, die Schuhmacher nehmen keine Arbeit mehr an, in 14 Tagen müßten wir ja doch fort. Dann kam auch jeden Abend eine Schwester zu uns aufs Zimmer, dann wurde immer von Räumen gesprochen, wenn man dann nur den Kanonendonner in der Nähe hört, dann bekommt man doch Angst. Nun hat man uns heute gesagt, wir brauchten nicht zu räumen, der Räumungsbefehl für Geldern und Kevelaer ist zurückgenommen worden. (...) Soeben war die Schwester hier. Die sagte nun: Der Räumungsbefehl wäre nur bis zum 15ten für Geldern und Kevelaer zurückgenommen worden, dann müßte ja doch geräumt werden. Was soll es denn nur geben, wenn die Reihe an uns kommt? Die Schwester sagt, wer sich unterbringen könnte, solle damit nicht warten. Die Schwestern werden in anderen Klöstern untergebracht, was es mit uns gibt, davon wird nicht gesprochen. (...)

**186. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 3. Dezember 1944**

(...) Kürzlich war im Heeresbericht zu lesen, daß frontnahe Städte schwer angegriffen worden seien. Es handelt sich um die Städte Düren, Jülich, Heinsberg. In Düren ist Kaplan Pardun – wahrscheinlich mit seiner Mutter – unter den Trümmern geblieben. In Heinsberg soll noch ein Haus stehen, die Deutsche Volksbank. Vom Seltkantdom steht nur noch der Turm. Welch eine Heimsuchung kommt doch über unser geliebtes Rheinland. Und was wird noch übrig bleiben. Man kann heute den Advent doch ganz anders feiern wie früher. Ich habe gestern bei Dr. Horster einen weitere Zahlung von 3500 RM beim Kriegsschädenamt beantragt. Mir kommt das zwar sehr komisch vor. Denn es geht hier doch nur noch um das nackte Leben. (...)

**189. Clara Onnertz an Heinrich Besouw, Neuwied, 4. Dezember 1944**

(...) Frau Hens war am Montag mit ihrem Mann, der in Urlaub war, nach Krefeld. (...) Sie sind Dienstag morgen zurück. Der Bahnhof voller Menschen, kein Alarm, und mit einem Mal wurden sie von Bordwaffen beschossen. Es wäre eine fürchterliche Panik entstanden, ein Schreien, Frauen mit kleinen Kindern (Flüchtlinge), die Kugeln hätten hinter ihnen hergerollt. Soviel sie wußten zehn Tote und sehr viele Schwerverletzte. Beine ab und schwere Kopfschüsse. Wie alles vorüber war, gingen sie in Bunker und haben bis elf Uhr gewartet. Die ganzen Bahngleise sind

total zerstört, es konnte keiner mehr weg.<sup>65</sup> (...) Dann sind sie bis Fischeln mit der Elektrischen gefahren, dann wieder eine Strecke zu Fuß, dann ein Auto angehalten und so weiter. Kamen dann abends um elf Uhr mit schwerem Gepäck todmüde und ganz erschöpft hier an. (...)

**190. Heinrich an Irmgard Besouw, Wanfried, 4. Dezember 1944**

(...) Hier hört man zwar, der Krieg würde in vier Wochen (14 Tage, die schon herum sind) ein anderes Gesicht bekommen. Da die letzten Verträge nicht eingetroffen sind, bin ich sehr skeptisch. (...) Die hier vielfach zu hörende Ansicht, das Rheinland würde in eine Wüste, in ein Niemandsland verwandelt, scheint, so grausig der Gedanke ist, zur Tatsache zu werden. Wir können das Verhängnis leider nicht abwenden. (...)

**193. Max Ley an Heinrich Besouw, Erpel, 7. Dezember 1944**

(...) Ich habe immer feststellen können, daß die Soldaten usw., die von der Front kamen, mehr Vertrauen auf ein gutes Kriegsende hatten als die Leute in der Heimat. Ein sachverständiges Urteil über den Ausgang all der schwebenden Dinge können wir uns ja doch gar nicht erlauben; dafür ist der Kreis dessen, was der Öffentlichkeit bekanntgegeben wird, viel zu eng gezogen. Ich hoffe immer auf ein siegreiches Kriegsende; sonst würde ja auch das, was wir jetzt an Sorgen und Entbehrungen durchmachen, ein Kinderspiel sein im Vergleich zu dem, was dann folgen würde. (...) Nachts lasse ich mich durch die Flieger nicht mehr aus dem Bett treiben, wie das in Krefeld fast allwöchentlich geschah. (...)

**196. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 11. Dezember 1944**

(...) Wenn noch mal ein kleines Paket kommen sollte, ist es für Euch. (...) Es wird aber wohl nichts mehr kommen, denn der Transport wird immer schwieriger. Die letzten Pakete sollen 14 Tage hier und 14 Tage in Grevenbroich gelegen haben. Es verkehren ja keine Züge. (...) Vorläufig gibt man uns nicht frei, und darum fällt die Überlegung: Sollst du abhauen oder nicht? für mich weg. Ich hielte es auch nicht für richtig, von mir aus Schritte zur Änderung der Lage zu tun. Wie heißt es doch: „Mit all eurer Sorge könnt ihr eurem Leben keine Elle zumessen“. (...) Morgen helfe ich der jungen Frau Cremer im Haus packen. Sie fährt Mittwoch mit einem Transport in den Harz ab Düsseldorf, bis dahin im Omnibus, ebenso die junge Frau aus dem Flügel mit ihrem drei Wochen alten Kind. Wahrscheinlich kann ich Ende nächster Woche wieder mit dem Auto nach Krefeld fahren. (...)

**200. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 13. Dezember 1944**

(...) Gestern abend war ich bei Korting auf der Kölnerstraße. Da Alarm war, ging ich in den Postkeller Feldstraße. Die Beamten er-

zählten mir, daß Sonntag vor acht Tagen auf Amt 2 ein Postmann namens Seifert durch Tiefflieger angeschossen worden sei. Am Nikolausabend habe ich in diesem Keller, der öffentlicher Luftschutzraum ist, den heiligen Mann gemacht und die Kinder der Kölnerstraße erfreut. Auch für die Postbeamten habe ich einige liebevolle Worte gefunden, worüber sie sich sehr freuten. (...) Tante Traut schickte 140 RM. (...) Vielleicht hätte sie das Geld besser gehalten. Denn wer weiß, wann Aldekerk von der Räumungswelle erfaßt wird. Geldern ist bereits geräumt. (...)

**205. Heinrich an Rudolf Besouw, Wanfried, 21. Dezember 1944**

(...) Nach unserem Durchbruch an der Westfront ist die Gefahr der Räumung für Krefeld und alle Orte, die davon noch nicht betroffen wurden, wohl gebannt. Hoffentlich wird dadurch auch die Fliegertätigkeit etwas eingeschränkt. (...)

**206. Gertrud an Heinrich Besouw, Aldekerk, 22. Dezember 1944**

(...) Das schöne Kapuzinerkloster in Inrath ist nun auch den Bomben zum Opfer gefallen. Leider ist dabei ein Pater zu Tode gekommen, während er die heilige Messe las, ist alles am Montag morgen passiert, es war sehr schlimm. (...) Die Klever haben ja jetzt kein Heim, ihr Haus ist unbeschädigt geblieben, ebenso die drei anderen Häuser, welche die Söhne sich gebaut haben, und doch müssen sie Kieve verlassen, ist ja alles sehr schwer, aber in Tönisberg sind sie sehr willkommen. (...) Vergangenen Sonntag morgen kam eine lange Prozession von Holländern hier durch, jeder trug ein Bündel auf dem Rücken, das sah traurig aus. Hoffentlich bleibt uns die Heimat erhalten. Wir wollen hoffen und beten, daß wir Aachen wieder bekommen, sonst würde der Bischof, wie Rudolf sagt, an die Wand gestellt,<sup>66</sup> weil er Aachen nicht verlassen hat, das wäre Landesverrat. (...)

**207. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 24. Dezember 1944**

(...) Am letzten Montag ist hier allerhand passiert. Gott sei Dank war der Angriff nicht auf den Stadtkern gerichtet. Das Kapuzinerkloster hat nun den Rest bekommen. Pater Rudolf<sup>67</sup> war gerade bei der heiligen Messe. Er muß wohl bis kurz vor der Opferung gewesen sein, als die Mine auf die Klostermauer niederging. Ein Splitter ist ihm ins Gehirn gedrungen. Er war sofort tot. Am Donnerstag haben wir ihn auf dem Klosterfriedhof bestattet. Der Bruder, der ihm diente, hat einen komplizierten Armbruch erlitten. Eine andere Mine ist in die Herz-Jesu-Kirche geschlagen und hat hier ganze Arbeit getan. Trümmerhaufen! Um Tönisberg sind 35 Bomben gefallen. Bei Hülsen hat es gebrannt. Bei dem Alarm heute nachmittag ist eine Flakgranate in den Speicher der Liebfrauenkirche niedergegangen, kreperte dort, hat einen Teil der Lichtkabel und an mehreren Stellen das Gewölbe

durchschlagen. Eine Stunde vor der Mette, die trotzdem sehr stark besucht war. (...)

**214. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 31. Dezember 1944**

(...) Die Mängel in der Postzustellung gehören zu den kleinen Übeln, die wir eher ertragen können. Die Belastungen des Luftkrieges sind doch erheblich größer, man möchte fast sagen zu groß, um von Menschen ertragen zu werden. Heute waren wir viermal im Keller. Um viertel nach fünf Uhr fing es schon an, dann um viertel nach elf Uhr, heute nachmittag um halb drei und halb sieben Uhr. Jedesmal eine Stunde! Bei den Tagesangriffen waren jedesmal Verbände gemeldet auf einer Frontbreite von Emmerich bis hinter Bonn. Vor Tisch hat auch Krefeld wieder was abbekommen; die Kirche in Oppum durch Volltreffer zerstört, ebenso der Bahnhof, das Ausbesserungswerk getroffen. Auch in Uerdingen sind Bomben gefallen. (...)

**215. Maria Schumacher an Heinrich Besouw, Krefeld, 1. Januar 1945**

Es ist elf Uhr, und wir haben bereits den ersten Alarm in diesem Jahre. Bei dem herrlichen Wetter ist es wohl auch ein Vergnügen, so über die verschneite Landschaft hinweg zu fliegen. Der Doktor glaubte, sie hätten sich gestern so „besoffen“, daß sie wenigstens 14 Tage nicht kommen könnten. Dem ist also nicht so. In der Ferne ist sogar schon Vollalarm. (...) Vor einigen Wochen wollten unsere Hilde und Irmgard nach Fulda. (...) Sie fuhren mit dem Leipziger D-Zug morgens kurz nach sieben Uhr in Mönchen-Gladbach ab. Er hatte allerdings fast zwei Stunden Verspätung. Der Zug war dort schon überfüllt. (...) Um halb zwölf war der Zug endlich bis Krefeld gekommen. Und da hieß es: „Alles aussteigen, der Zug fährt wegen der Luftlage nicht weiter.“ Seitdem ist er ganz ausgefallen. Es waren in Mönchen-Gladbach viele Leute mit dem Fuhrwerk an die Bahn gekommen, damit sie recht viel mitnehmen konnten. Die standen nun nachher hier mit ihrem Gepäck und wußten nicht, wohin und woher. Unsere sind dann mittags mit ihrem Gepäck wieder nach Dülken gefahren. In Dülken kann man nichts mehr aufgeben. Die Strecke wird nicht mehr befahren, so kaputt ist sie bis Viersen. Von Köln bis Frankfurt soll die Strecke 70 Mal unterbrochen sein. Ein Herr von hier wollte nach Bonn. Er fuhr morgens halb sechs hier fort und war abends, ich glaube um neun Uhr, dort. Aber zwischendurch immer stückweise zu Fuß. (...) Die meisten Züge halten ja bei Vollalarm auf der Strecke, und dann muß alles heraus und sich hinlegen. (...)

**216. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 1. Januar 1945**

Nun will ich Euch noch erzählen, wie ich das alte Jahr beschloß und das neue begann. An beiden Tagen brauchte ich nicht zu arbeiten. Es wurde nicht geschant. (...) Wir haben hier noch immer einen wunderschönen Gottes-

dienst. In Grevenbroich ist die alte Kirche noch immer ohne Fenster. Vor Weihnachten wurde das Material angeliefert, dann aber die Instandsetzung verboten. (...) Meinen Rest Cognac hatte ich schon in eine kleine „Fluchflasche“ umgefüllt. Da ich aber hoffte, daß unsere Flucht nicht mehr in den Winter fällt, habe ich einen getrunken. (...) Mein Fahrrad scheint Euch doch große Sorgen zu machen. Damit Ihr versteht, warum ich es mitnehmen will, schicke ich Euch die beigegefügte Karte. Diese Karten sind natürlich noch nicht ausgeteilt.<sup>68</sup> Wir mußten vorsichtshalber an der Räumkartei arbeiten. Bei dem Flüchtlingsgut in Eisenbahnwagen wird es sich um das Gepäck der Transporte handeln, die noch fahren konnten. Die Leute aus unserem Haus sitzen heute nach drei Wochen bei Magdeburg noch ohne ihr Gepäck, weil der Waggon irrtümlich nach Wernigerode ging. (...)

**217. Heinrich an Irmgard Besouw, Wanfried, 2. Januar 1945**

(...) Mit Freude vernahmen wir am 18. 12. die Nachricht von dem Durchbruch im Westen. Nun ist die Räumungsfrage für Euch nicht mehr akut, denn unser Stoß ist den Amerikanern bestimmt in die Parade gefahren. Leider besteht die Fliegergefahr, von der wir glaubten, auch sie werde nachlassen, fort. (...)

**222. Maria Schumacher an Heinrich Besouw, Krefeld, 7. Januar 1945**

(...) Eine Wäsche von sieben Wochen ist bei dem Wetter (...) kein Vergnügen. Und dann das wenige Waschpulver. Ich habe eineinhalb Paket und alleine acht Betttücher. (...) Bald verkommen wir im Dreck. Es gibt kein Scheuerpulver Ata usw. mehr zu kaufen. Ich weiß nicht, womit ich Waschbecken, Spülstein und den Steinboden reinigen soll. Nach links-rheinisch wird nichts mehr geliefert. (...) Die Lebensmittel-Versorgung beginnt hier böse zu werden. (...)

**224. Hermann Neufert an Heinrich Besouw, Lippspringe, 10. Januar 1945**

(...) Da in Hinsbeck alte Leute und Kinder evakuiert wurden, zogen wir mit einem Sonderzug nach hier, waren 24 Stunden bis Paderborn unterwegs. Anfahrt Lobberich mit Planwagen unter Schnee, Regen, Hagel, Sturm, Zug ungeheizt, von Fliegern umkreist, bei Bönninghardt/Nörh nachts wurde ein Flieger, der unsere Maschine unter Feuer nahm, von in der Nähe stehender Flek unter viel Getöse abgeschossen, so daß wir ihn brennend abstürzen sahen, was für alle eine große Genugtuung war. Acht Uhr ab Lobberich, zehn Uhr Grefrath, elf Uhr Geldern, das ganz in Trümmer lag (Bahnhof), 4.20 Uhr in Wesel und so weiter. Mutter hat hier eine Kur mit Verlängerung. Unser Aufnahmegebiet ist sonst Magdeburg. Hoffentlich können wir hier bleiben, bis wir wieder nach Hinsbeck können, wo es doch besser war wie hier in der Fremde. (...) Gebe Gott, daß der Krieg bald zu Ende geht, und wir wieder ins alte Gleise

kommen, denn für uns Alte sind die Strapazen fast zu groß.

**225. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 11. Januar 1945**

(...) Die Landschaft ist herrlich hier. Da möchte man eine Wanderung machen. (...) Aber einmal habe ich nicht viel Zeit, und dann wagt man sich heute kaum noch ins Freie. In Krefeld ist es schon immer schwierig, ungeschoren zum Friedhof zu kommen. Am dritten Weihnachtstag landete ich mit Tante Titti in dem Keller der Wäscherei (die neben uns die Heißmangel hatten). Da fielen am Lutherplatz ein paar Bomben. (...) Morgen muß ich zu einer Besprechung wegen der großen Sammelaktion. Unser Kreisleiter ist der Meinung, bei einer Flucht hätten wir auch nur ein kleines Bündel mitnehmen können, also müsse man abgeben. Es genüge, wenn ein Mann einen Anzug hätte. Hoffentlich billigt man uns nur mehr Hemden zu. Sonst geht es uns wie manchen armen Soldaten, die „stief van Lüs“ sind. So hat sich Frau Böhm durch ihre Einquartierung massenhaft Kleiderläuse, hat sich einmal 30 von der Steppdecke gefangen, gestern hatte Vincenz-Maan noch welche im Bett. Im Keller halte ich mich immer in gemessener Entfernung. Flohstiche hatte ich in der vorigen Woche. In der Nordschule liegen 170 Holländer, die auch kein Zeug zum Wechseln haben. Und wenn wir kochen, machen sich so Leute vom Stubendienst schon mal etwas in der Küche zu schaffen, um etwas zu erben. (...) Heute abend grüßt die Front wieder die Heimat. Hoffentlich können wir den Winter hier überstehen; bei diesem Wetter käme ich erfroren in Neuss an. (...)

**238. Josef Schumacher an Heinrich Besouw, Dülken, 22. Januar 1945**

(...) Anscheinend haben sie Post von hier und Krefeld nicht erhalten; das ist auch nicht verwunderlich, da hier im Westen fast alle Bahnhöfe und Bahnanlagen zerstört sind. Es fährt kaum noch ein Zug. Von hier nach Düsseldorf zum Beispiel ist fast eine Tagesreise. Ich habe aber nicht gehört, daß die Krefelder ihre Post nicht erhalten haben. Vom Reich nach hier geht besser als umgekehrt. Machen Sie sich aber da drüben nur keine allzu großen Sorgen wegen uns und Krefeld. (...) Wohl hatte Krefeld vor gut zehn Tagen einen Tagesangriff auszuhalten, und vieles, was noch stand, wurde zerstört. Hauptsächlich der Bahnhof wurde getroffen. In der Wohnung auf der Graf Hässelerstraße ging wohl das Dach fliegen, und Türen und Fenster mußten daran glauben – aber den Insassen war nichts geschehen. (...) Das Leben hier geht im Allgemeinen seinen gewohnten Gang. Die Tommys und Yankees besuchen uns mit ihren Flugzeugen zwar oft, doch hoffen und bauen wir auf Gottes Schutz. An eine Evakuierung denken wir vorläufig noch nicht und hoffen, daß diese auch nicht notwendig wird. Allerdings so eine schöne Ruhe, wie Sie in Wanfried genießen, wünschten wir uns wohl auch einmal. Wir hausen hier



auch viel im Keller. Einige schlafen dort auch nachts. Am ersten Adventssonntag hatten wir einen Angriff auf Dülken. Das HJ-Heim wurde getroffen.<sup>69</sup> Circa 60 Jungen im Alter von 16 Jahren blieben tot. Wir alle beten zu Gott, daß dieser scheußlichste aller Kriege doch bald zu Ende geht. Von dem, was der Westen, zumal der Niederrhein, zu leiden hat, weiß man im Reich wohl nicht. Da erfindet man nur das Märchen von den „starken Herzen“. Schade, daß man sich nicht mündlich austauschen kann. (...)

**239. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 23. Januar 1945**

(...) Nur fällt auch noch jeder persönliche Briefwechsel fort, der einzige Halt und Trost sovieler Getrennten.<sup>70</sup> Man begreift nur nicht, welche Entlastung dadurch der Post und Bahn zufällt. An Elisabeth können wir unter „Feldpost“ ja noch Briefe schicken. (...)

**244. August Harff an Heinrich Besouw, Kampshof/Süchteln-Windberg, 27. Januar 1945**

(...) Die Notwendigkeit der Räumung stand in den Wochen vor Weihnachten nahe bevor. Es hat sich aber zum Guten gewendet. Ob unsere Soldaten die Front halten können, ist zu hoffen. (...) Die Ernte ist hier gut verlaufen, und der Ertrag ist befriedigend. Der liebe Gott hatte für gutes Wetter gesorgt und mir auch die notwendigen Arbeitskräfte geschickt, so daß auch wir (...) mit unserer neuen Maschine auf dem Hofe den Drusch zum Zug durchführen konnten. (...) Das Obst ist im allgemeinen bei uns gut gediehen, namentlich Apfel. (...) Auf meinen Feldern sieht es wüst aus. Kreuz und quer sind dort Schützengräben angelegt, und die Äcker mit Stacheldraht überzogen. Der Grenzwall nach Dornbusch zu hat noch einen tiefen Graben bekommen. Manche Stücke sind ganz mit Draht belegt, andere können nur auf Umwegen erreicht werden. Mein Birkenwäldchen an der Kiesgrube ist ganz umgehauen. Ein großer Teil meines Landes wird in diesem Frühjahr wie eine Wüstenei aussehen. Das sind zwar Opfer, die mit den großen Kriegsoffern nicht zu vergleichen sind und doch nach dem Kriege viele Jahre nachwirken werden. (...) Drei Monate haben wir ohne Hilfe arbeiten müssen. Mit Ach und Krach haben wir Runkelrüben ernten können. Zwei Karren Heu sind verdorben, und einige Fuhren Steckerüben stehen noch auf dem Felde. Ich habe mich sofort bemüht um eine neue Arbeitskraft. Erst Anfang Dezember, als die Beststellungszeit vorbei war, habe ich einen neuen Franzos bekommen, aber einen, der dem ersten das Wasser nicht reichen kann. Unsere Feinde stehen dicht vor der Grenze. Gelingt ihnen der Durchbruch, dann hat auch unsere Stunde geschlagen, wie Kaldenkirchen, Lobberich und Hinsbeck (Lobberich hat noch einmal bleiben können). Möge Gott uns davor behüten! (...) Wie wir durch Nachfrage wiederholt haben feststellen können, haben Feindflieger in Krefeld

zwar häufig schlimm gehaust, deine Straße ist aber verschont geblieben. Auch bei uns hat es in letzter Zeit gut gegangen. Nur werden wir zeitweilig am Tage von Feindfliegern bedroht, die fast von unserem Hofe aus im Tiefflug die Front bei Venlo angreifen, dann bekommen wir eine Musik, die uns in den Keller treibt. Heute ist es so ziemlich gleichgültig, wo man sich befindet. Unser Volk wird behandelt wie das Wild auf der Treibjagd, alle Gauen des einst so schönen Vaterlandes, und sind die Entfernungen noch so groß, werden von den Feindfliegern heimgesucht. Nirgends ist Schutz und Sicherheit. Drum hat Flucht vor den Bomben nur wenig Vorteil. (...) Wir werden unser Schicksal tragen müssen und in Ruhe das Ende abwarten. Ich meine, es könnte nicht mehr lange dauern. Greifbare Anzeichen sind zwar auf keiner Seite noch zu sehen. Es wäre aber auch nicht angemessen, wenn in letzter Stunde die Flinte ins Korn geworfen würde. Ich gebe das Geschick des Vaterlandes in Gottes Hand. Er mag uns einen Frieden schenken, der dem deutschen Vaterlande und seinem ganzen Volke zum Heile gereicht. (...) Inzwischen ist in unserer Zeitung unter den Nachrichten ein Artikel erschienen, der von der Änderung bei der Briefbeförderung handelt. Ob das amtlich sein soll, ist nicht zu erkennen. Unterschrift der Behörde und Beginn der Neuerungen fehlen, Drum schicke ich meinen Brief ab. Vielleicht gelingt es noch.

**247. Maria Schumacher an Heinrich Besouw, Krefeld, 29. Januar 1945**

(...) Im Schlafzimmer des Doktors ist das Fenster fertig und auch seit Samstag schon verglast. Ebenfalls die Küche. Die teils abgefallene Decke stört uns nicht. Die Heizung brennt noch nicht, und daher ist es lausig. Allerdings steht in der Küche ein kleiner Ofen, den ich vor acht Tagen kaufte. Er brennt ganz gut. (...) Aber warm wird es bei der Kälte doch nicht. Vorne in den Zimmern sind vier Grad Kälte. Ich hoffe, daß morgen doch die großen Türen zugemacht werden. Die Löcher werden mit Holz zugenagelt, denn die Rahmen sind vollständig hin. Die kleinen Fenster sind auch schon fertig. In der Türe zum Herrenzimmer wird das Glas durch Pappe ersetzt. (...) Die Türen (...) waren fast alle mit den Rahmen heraus. Der Heizkörper im EBzimmer ist abmontiert. Morgen kann die Heizung gemacht werden, denn wir haben wieder Wasser. (...) Die großen Zimmer werden ja nicht warm werden, solange der große Heizkörper fehlt. Aber die Kälte im Haus läßt dann doch nach. Ich war froh, daß der Doktor den Angriff nicht mitgemacht hat. Er hat in Tönisberg noch genug davon mitbekommen. In Dülken haben die es sogar am Luftdruck gespürt. (...) Wir haben (...) auch wieder Strom. (...) Oben sieht es in unseren Zimmern noch recht böse aus. In dem Zimmer vom Sohn ist die ganze schräge Decke abgefallen, man sah so in den Himmel, jetzt sieht man die Dachziegel. Ich habe dem Herrn vom RWE, der hier war, um

sich den Schaden anzusehen, gesagt, daß Herr Schöller doch schlafen müsse, wenn er käme, und nun wird das Zimmer auch gemacht, allerdings nur mit Pappe. In meinem Zimmer muß die Außenwand ganz neu aufgemauert werden (von innen), da kann ich nicht schlafen. Die zwei anderen Zimmer haben weniger mitbekommen. Wohl große Stücke aus den Wänden heraus. (...) Heute nach dem Essen hatten wir wieder einen Angriff. Es war nur ein Teilverband.<sup>71</sup> Der Güterbahnhof und die Bahnanlagen bis Oppum und Linn sind getroffen. Wir hatten große Angst. Wir hörten die Bomben fallen und fühlten den Luftdruck sehr gut. (...) Gestern wurde Uerdingen und der Verschleiebahnhof Hohenbudberg angegriffen. Da waren wir von viertel nach elf bis fast zwei Uhr im Keller. Sie schreiben wegen Kohlen bei Knops und Müller.<sup>72</sup> Der Kohlenplatz ist bei dem Angriff am 11. 1. wie umgeflügt. Es waren dort drei Tote. (...)

**250. Heinrich an Rudolf Besouw, Wanfried, 31. Januar 1945**

(...) Von Onkel Max erhielt ich heute wieder einen Brief. (...) Er möchte von Düsseldorf fort und fragt an, ob er hier irgendwo unterkommen könne. Da Kurhessen für Düsseldorf aber nicht Aufnahmegau ist, würde er kaum die Aufenthaltsgenehmigung bekommen. Ich habe ihm daher geraten, sich durch die NSV nach Thüringen, dem zuständigen Aufnahmegau, verschicken zu lassen. Vielleicht könne er es sogar erreichen, in einem Ort an der Strecke Eisenach-Treffurt untergebracht zu werden. Wir könnten uns dann häufiger treffen. (...) Herr und Frau Neufert sind in Lippspringe. Es ist aber fraglich, ob sie dort bleiben können. Aufnahmegau für Hinsbeck sei Magdeburg. (...)

**251. Irmgard an Heinrich Besouw, Krefeld, 2. Februar 1945**

Gestern bin ich nochmal bis hierher gekommen. Von Wevelinghoven bis Neuss-Handweiser in einem Militärlastwagen gehalten, von Handweiser bis Belsenplatz in der Straßenbahn gestanden, von Belsenplatz bis Dießem in der Straßenbahn gesessen und dann zu Fuß. Nun graut mir natürlich vor der Heimreise, die ich am 6. Februar unternehmen will. Dabei hieß es gestern im Drahtfunk am Nachmittag und am Abend: „Starke Feindtätigkeit zwischen Neuss und Grevenbroich“. Wenn ich auch noch alles verlieren sollte, käme ich ja am liebsten nach Wanfried. Aber die Reise ist inzwischen fast unmöglich geworden. Also halten wir die letzte Stellung, bis wir in irgendeiner Weise befreit werden. (...) Letzte Nacht hat Rudolf in der Küche geschlafen, ich in Rudolfs Bett. (...) Von Schlafen konnte zwar nicht viel die Rede sein, da fortwährend einzelne Flieger da waren und irgendwo Bomben warfen. (...) Hier ist der Schnee nun glücklich fort. Heute weht sogar ein Frühlingslüftchen. (...) Man sehnt sich ja nach Sonne und Wärme, aber wegen der Flieger dürfte die Sonne uns nicht mehr scheinen. Aber vielleicht ist

der Krieg nun bald zu Ende. In der nächsten Woche muß ich wieder kochen für 120 Volkssturmlaute. (...)

**256. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 8. Februar 1945**

(...) Hier im Westen tut sich was.<sup>73</sup> Seit gestern abend unaufhaltsam Frontschießen. Dazu heute sehr starke Jagdbombertätigkeit. (...) In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch ist Petrus Canisius abgebrannt, ohne Feindeinwirkung.

**259. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 9. Februar 1945**

(...) Ihr wißt ja wohl auch inzwischen, daß man Briefe bis zu 20 Gramm weiterhin schreiben darf. (...) Die genaueren Nachrichten von Krefeld werdet Ihr erhalten haben. Die Stadt bietet einen trostlosen Anblick. Wenn es auf der Graf-Haeseler-Straße<sup>74</sup> schon so bliebe wie jetzt! Küche, Schlafzimmer und Badezimmer haben heute nicht viele Leute. (...) Meine Rückfahrt verlief folgendermaßen: Um sechs Uhr morgens marschierte ich bis Dießem (...), fuhr mit der K-Bahn zum Belsenplatz. Als ich auf die 16 wartete (die nur bis Handweiser fährt), hielt plötzlich ein Omnibus der Wehrmacht, der in Neuss am Bahnhof Arbeiter holen mußte. Zu Fuß mußte ich dann durch das furchtbar zertrümmerte Neuss bis zum Goetz-Weber-Platz. Nach längerem Warten kletterte ich in einen LKW, der über Hemmerden nach Grevenbroich fuhr. Von Elsen aus mußte ich zu Fuß gehen. Auf diesem Weg habe ich meine Wohnung beschrieben. Ich habe neben Schutthäufen kein unbeschädigtes Haus gesehen. Auch in Wevelinghoven hatten die Zerstörungen begonnen. Die ersten vier Todesopfer waren zu beklagen. Die Angriffe in meiner Abwesenheit müssen schrecklich gewesen sein. Die meisten Leute haben seit vorigen Donnerstag die Kleider nicht mehr ausgehabt. Wer die Möglichkeit hat, schläft im Keller. Es handelte sich um geräuschlose Flugzeuge, die Kettenbomben – 20 – warfen. Seit gestern bin ich nun auch bang. Wir hatten ununterbrochen Vollalarm von halb neun bis halb fünf. Um die Mittagszeit bekam (gerade wieder ging ein Blindgänger los, dann böllert die Front, dann brummt der Flieger) Wevelinghoven den ersten Bombenteppich, heute den zweiten. Beide Male war ich noch nicht im Keller. Heute wankten die Wände. Ich drückte mich in eine Ecke und schrie: „Frau Faßbender, Frau Faßbender!“ Sie lag nämlich mit Grippe. Sie kam gestürzt und drängte mich herunter. Ich wollte nicht, weil ich es bei dem Klirren der Scherben für zwecklos hielt. Als wir unten ankamen, war es vorüber. Danach haben noch lange Aufklärer gekreist. Darum hat man jetzt keinen Mut, ins Bett zu gehen. Die meisten Bomben sind an der Erft in die Wiesen gefallen. Wann kommen sie auf die Häuser? Wenn nicht die nächsten Tage eine Erlösung bringen, werden wir unser Leben kaum behalten. Aber sorgt Euch nicht und quält Euch nicht, wenn einer von uns um-

kommt. Vielleicht haben die Überlebenden das schwerste Los zu tragen. (...)

**261. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 13. Februar 1945**

(...) Der Krieg rückt uns immer näher auf den Pelz. Goch ist sehr stark mitgenommen. Am Sonntag wurde Kevelaer bombardiert, Samstag nachmittag hat ein Jabo-Verband Kempen angegriffen.<sup>75</sup> Viersen hat vorige Woche den ersten Terrorangriff erlebt. Könnte man doch mal so viel von der Zukunft wissen, daß man jetzt schon die richtigen Entschlüsse fassen kann. (...) Heute ist Fastnachten. Darum etwas zur Erheiterung. Köbes: Doë jieht als wiër die Durene. Pitter: Datt hitt doch Sirene! Köbes: Watt, doë soll ech vör dat domme Deng noch „Sie“ sägge?<sup>76</sup> Wir haben bald halb drei. Die Durene geht schon seit halb zehn.

**264. Irmgard an Heinrich Besouw, Wevelinghoven, 18. Februar 1945**

Nach ein paar verhältnismäßig ruhigen Tagen verliebe ich heute einen nebligen friedlichen Sonntag. Wie atmet man da auf und möchte glauben, es könnte doch noch einmal alles gut werden. Aber gerade habe ich die Torheit begangen, mit dem Atlas in der Hand die Zeitung zu studieren. Dann packt einen das Grauen. Nach der Zerstörung Dresdens gibt es nun wohl kaum noch eine erhaltene deutsche Stadt. Reiseerinnerungen sind Märchenbilder geworden. Grevenbroich hat in dieser Woche wieder furchtbare Tage und Nächte erlebt. Wir kamen mit der Todesangst davon. Die Bahnanlagen sind nun so zerstört, und auch zum Teil die Hauptverkehrsstraßen, daß wir auf Ruhe hoffen. Manche sind der Ansicht, in drei Wochen hätten wir alles überstanden; aber die Rurüberschwemmung<sup>77</sup> wird das Ende doch verzögern. In dieser Woche sollte noch ein Transport ins Bergische Land gehen, aber der Platzmangel ließ ihn ins Wasser fallen. (...) Wir haben (...) noch immer kein Gas. Und das wird ein Zustand für Kriegsdauer, da das Gaswerk – zum Teil wieder geflickt – in dieser Woche fünf Volltreffer bekam. (...) Habt Ihr keine Angst vor den Russen? (...)

**265. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 18. Februar 1945**

(...) Die Lage ist hier nach wir vor gespannt. Die Straße Geldern-Nieukerk liegt bereits unter Beschuß. Tante Traut schrieb von unruhigen Nächten. Am 14.2. bin ich in Tönisberg gewesen. (...) Zweimal habe ich Deckung genommen vor Tieffliegern. Nach Aldekerk traue ich mich bei klarem Wetter nicht mehr hin. (...)

**267. Maria Schumacher an Heinrich Besouw, Krefeld, 20. Februar 1945**

(...) Wir sind ja hier noch kaum 40 Kilometer hinter der Hauptkampflinie. Das zu wissen, ist nicht sehr angenehm. Aber wir sind ja nicht die einzigen. In der Nachbarschaft ist noch

keiner fort. (...) In der Liebfrauenkirche ist schon feste gearbeitet worden. Heute war ab acht Uhr dort der Gottesdienst. Da noch nicht alle Fenster verschalt sind und die Verdunkelung fehlt, ist vorläufig sonntags und werktags die Sieben-Uhr-Messe noch im Pfarrhaus. Jeden Tag ist um fünf Uhr Kriegsandacht. Aber gepredigt wird da seit dem Angriff gar nicht mehr. Deshalb war ich heute um fünf Uhr nochmals in Dionysius. Fastenpredigten sind aber dort auch keine. (...)

**251. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 24. Februar 1945<sup>78</sup>**

(...) Gestern war ich wieder in Tönisberg, wo ich eine Flasche Milch gehamstert habe. In der Stadt gibt es alle drei Wochen einmal Magermilch; wenn es nicht so gefährlich wäre, würde ich noch einmal nach Rahm fahren. Bei klarem Wetter kann man es nicht machen. Letzten Mittwoch sind allein auf der Straße Hüls-Tönisberg fünf Autos abgeschossen worden. Lobberich hat dieser Tage eine schlimme Heimsuchung erlebt. Auf das Hotel Kessel ging V1 nieder. Alle Bewohner, Gäste, Personal tot! Eine erhebliche Zahl. Agnes Janssen aus Asperden schrieb mir von Obrighoven bei Wesel, wo sie nach dem Weggang aus Asperden Zuflucht gesucht haben. Asperden durch Raketenbomben zerstört. Goch ausradiert. Xanten sehr stark mitgenommen, der Dorn mehrere Volltreffer. Die immer wiederholten Angriffe auf Wesel waren zuletzt entsetzlich. Man konnte es im Drahtfunk fast nicht mehr mit anhören. Unsere arme niederrheinische Heimat! Gott muß sich erbarmen. (...)

**269. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 26. Februar 1945**

(...) Die Wohnung ist wieder wie vor dem 11.1. (...) Dazu haben wir jetzt herrliche Musik, nachdem das Radio repariert worden ist. Drahtfunk haben wir jetzt auf unserem Gerät. (...)

**270. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld, 28. Februar 1945**

(...) In den letzten zwei Tagen hat sich das Bild hier wesentlich gewandelt. Die Offensive bei Linnich<sup>79</sup> hat die Front wieder in Bewegung gebracht. Der Feind rückt näher. Er steht schon in der Nähe von Mönchengladbach. Seit der letzten Nacht liegen Viersen, Süchteln und Dülken unter Artilleriebeschuß. (...) Wir werden uns in Krefeld wohl auch auf unruhige Tage gefaßt machen müssen. (...) Bis jetzt ist hier von Räumung keine Rede. Wohl ist Kempen gestern geräumt worden, das heißt, vor allem Frauen und Kinder mußten sich auf die benachbarten Ortschaften und Höfe zurückziehen. Heute abend hört man den Geschützdonner der deutschen Artillerie, die wohl nicht allzu weit von Krefeld aufgestellt ist, sehr lebhaft. Wir werden uns an diesen Lärm gewöhnen müssen. (...)

**272. Rudolf an Heinrich Besouw, Krefeld,  
1. März 1945**

(...) Unserem abrückenden Einquartierungs-soldaten gebe ich diese Karte mit. Dülken hat es schon überstanden. Auch Osterath. Hier noch alles in Ordnung. (...) Es ist doch schneller gekommen als wir dachten. Wenn diese Karte bei Euch ankommt, liegen die Tage banger Erwartung schon hinter uns. (...)

**276. Heinrich an Rudolf Besouw, Wanfried,  
6. Juni 1945**

Am 11. Mai hatten wir Gelegenheit, Krefelder Mädchen, die bisher hier bei einem heimatischen Betrieb beschäftigt waren, nun aber wegen seiner Stilllegung heimwanderten, einen Brief an Dich mitzugeben. (...) In den nächsten Tagen soll wieder ein Treck, darunter eine Familie Hox (Mann und Frau), die am Westbahnhof wohnt, abgehen. Die Gesellschaft hat zwei Pferde und einen Wagen für die Gepäckbeförderung gekauft, muß aber selbst den Weg zu Fuß zurücklegen. Frau Hox will diesen Brief mitnehmen. (...) Über die Einnahme von Krefeld waren wir schnell unterrichtet, schon am 1.3. abends hörten wir, daß die Stadt erreicht sei, tags darauf, sie sei eingenommen, 120 000 Einwohner sei-

en darin zurückgeblieben.<sup>60</sup> Alle hätten ihre Wohnungen verlassen müssen und wären in 21 Bunker untergebracht worden. Hoffentlich ist das nur ganz vorübergehend gewesen, und habt ihr bald wieder die Wohnung beziehen können. Die Meldungen über die Kämpfe um den Brückenkopf Neuss haben uns sehr aufgeregt. Wir dachten mit großer Sorge an Irmgard, da Wevelinghoven doch sicher dazu gehörte. (...) Überraschend schnell kam dann das Verhängnis näher. (...) In den ersten Tagen der Besatzung wurden die Ausgehzeiten für Einheimische auf acht bis zehn und drei bis fünf festgesetzt. Das ist jedoch bald gemildert worden. Jetzt ist nur noch nachts (von elf bis halb fünf) Ausgangssperre. Leider dürfen wir uns aber nur bis sechs Kilometer im Umkreis bewegen, wobei die Kreisgrenze nirgends überschritten werden darf. (...) Für den Besuch des Hülfensberges<sup>61</sup> werden jedoch keine Schwierigkeiten gemacht. Am 28. Mai konnten wir uns dort sogar mit Tausenden von Wallfahrern aus dem Eichsfeld vereinigen. Man war frei von jeglichem Druck! Der Fronleichnamstag konnte wieder feierlich begangen werden. Es wurde die Feier der Erstkommunion, die am zweiten Ostertage ausfallen mußte, nachgeholt. Die Prozession fand daher am darauf folgenden

Sonntag statt. Bewegten Herzens sah man an der Kirche und am Pfarrhaus wieder kirchliche Fahnen wehen (in der Prozession aus Heiligenstadt bei der Wallfahrt am 28. Mai war sogar die katholische Jugend wieder mit ihrem Banner vertreten). Wo waren wir doch zwölf Jahre lang? (...) Die Erklärung, daß der deutsche Staat nicht mehr besteht, hat mich erschüttert. Wo bleiben jetzt die „Staatsdiener“, wozu ich auch gehöre? Gott sei Dank bin ich nicht vorbelastet und würde nicht zu den Beamten gehören, denen der Stuhl vor die Tür gesetzt wird. Aber wer zahlt die Bezüge, nachdem die Quelle, aus der sie fließen, verstopft ist? (...) Hinzu kommt, daß ich von hier aus auch den Mieneinnahmeausfall beim Kriegsschädenamt in Krefeld nicht beantragen kann. Selbst der für Januar bis März dieses Jahres rechtzeitig beantragte Betrag ist mir nicht zugegangen. Ich will nun bei der nächsten Gelegenheit dieserhalb beim Kriegsschädenamt in Eschwege vorstellig werden. Da die Akte -B 202737- aber in Krefeld geführt wird, kann man mir wohl nicht helfen. Am besten würdest Du Dich wegen der Zahlung einmal persönlich an das Amt in Krefeld wenden. Du könntest den Betrag (...) abheben und (...) damit wirtschaften. (...)

Anmerkungen

<sup>62</sup> Vgl. Rembert, Aus der Bombenzeit vor 10 Jahren, S. 237 (Eintrag vom 5. August 1944): „Die letzten Kraftreserven der Straßenbahn (Aufseher, Fahrer und Schaffner) werden zum Militär einberufen. Auf den Fahrten nach Linn sehe ich Mädchen des RAD (Reichsarbeitsdienst), BDM und Schülerinnen des Lyzeums, von denen viele außerdem bei der Hilfsflak tätig sind, als Schaffnerinnen fungieren; seit längerer Zeit bereits als Schaffnerinnen eingestellte Frauen betätigen sich mit Erfolg als Fahrerinnen. Indessen – mit Kindern läßt sich ein Krieg nicht gewinnen!“ Ferner S. 240 (Eintrag vom 6. November 1944): „16jährige Mädchen des Lyzeums dienen als Schaffnerinnen.“

<sup>63</sup> Maxim Luxemburger, Arzt, Lutherplatz 39 (Krefelder Adreßbuch 1942).

<sup>64</sup> Bezieht sich auf die britische Offensive gegen den westlich der Maas verbliebenen deutschen Brückenkopf zwischen Venlo und Roermond, die am 14. November 1944 begann und bis zum 3. Dezember das linke Maasufer vollständig in alliierte Hand brachte; Bosch, Der Zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas, S. 174.

<sup>65</sup> Zu dem Vorfalle am 28. November 1944: Vogt/Brenne, Krefeld im Luftkrieg, S. 380, wo die Rede von vier Toten ist; Rembert, Aus der Bombenzeit vor 10 Jahren, S. 241: „Der Bahnsteig III unseres Hauptbahnhofes wurde getroffen; man spricht von zehn Toten.“ Vgl. auch Nr. 189.

<sup>66</sup> Bischof Johannes Josef van der Velden hatte sich im Oktober 1944 der Evakuierung Aachens entzogen und die Einnahme der Stadt durch US-Truppen abgewartet; vgl. Trippen, Das Schicksal der westdeutschen Bischofsstädte im Winter 1944/45, a.a.O., S. 192. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß der Verfasserin bei der Niederschrift dieses Satzes vermutlich eine Unachtsamkeit unterlaufen ist; es hätte wohl heißen sollen: „Wir wollen hoffen und beten, daß wir Aachen nicht wieder bekommen.“

<sup>67</sup> Rudolph Kaibach (Straßburg 7. Juni 1887 – Krefeld 18. Dezember 1944), 1905 Eintritt in den Franziskanerorden, 1911 Priesterweihe, seit 1928 Lehrer an der Ordenschule in Krefeld.

<sup>68</sup> In Beilage: „Familienkartei Marschhaus nur befristet gültig für die Familien der geräumten linksrheinischen Ortsgruppen“.

<sup>69</sup> Zu dem Vorfalle am 3. Dezember 1944: Schirmacher, Gunar: Dülken 1939 – 45. Alltag im 2. Weltkrieg (masch.), S. 162 – 176; Brocher, Josef: Dülken im zweiten Weltkrieg, in: Heimatbuch des Grenzkreises Kempen-Krefeld, Jg. 14, 1963, S. 79 – 85, hier S. 80; Kaiser, Auferstanden aus Ruinen..., in: Der Niederhein, Jg. 56, 1988, S. 223; vgl. auch Rembert, Aus der Bombenzeit vor 10 Jahren, S. 242 (Eintrag vom 11. Dezember 1944): „Immer noch Aufmärsche der HJ, dabei kamen in Dülken im Freien zahlreiche Jungen durch Jabos ums Leben.“ Die Notiz spiegelt womöglich ein nach dem Angriff kursierendes Gerücht wider, er habe einer Kolonne des Volkssturms gegolten, die zu diesem Zeitpunkt am Vormittag des ersten Adventssonntags durch Dülken gezogen sein soll. Die Jungen des Geburtsjahrgangs 1928 waren zu einer Übung mit der Panzerfaust ins HJ-Heim bestellt. Aus den Trümmern wurden zunächst 42 Opfer tot geborgen; weitere erlagen im Krankenhaus ihren Verletzungen. Im Dezember 1962 wurde am Ort des Unglücks eine Gedenktafel enthüllt; vgl. Rheinische Post, 10. Dezember 1962: „...damit wir den Frieden haben“, als Faksimile abgedruckt bei Schirmacher, S. 174.

<sup>70</sup> Am 23. Januar 1945 wurde der zivile Personenverkehr in Schnell- und Eilzügen über Entfernungen, die weiter reichten als 75 Kilometer, in ganz Deutschland eingestellt. Ausnahmen waren zu „dringend kriegswichtigen“ Zwecken und „gegen Bescheinigung“ zulässig. Im Zusammenhang damit untersagte am 24. Januar das Postministerium die Beförderung von Privatbriefen außer im „Ortsverkehr“ und im „Verkehr mit verkehrsgünstig gelegenen Nachbarorten“. Zur Beförderung über weitere Strecken war „bis auf weiteres nur die gewöhnliche Postkarte zugelassen“, wiederum abgesehen von aus „kriegs- oder lebensnotwendigen Gründen“ erforderlichen Ausnahmen“, Westdeutsche Zeitung, 21. 23., 25. Januar 1945; vgl. auch Rembert, Aus der Bombenzeit vor 10 Jahren, S. 246 (Eintrag vom 24. Januar 1945): „Die Privatkorrespondenz muß sich jetzt auf Postkarten beschränken.“

<sup>71</sup> Zum Angriff auf Krefeld am 29. Januar 1945: Vogt/Brenne, Krefeld im Luftkrieg, S. 265 – 266, S. 391.

<sup>72</sup> Brennstoffhandlung Knops und Müller (gegr. 1887), Hansastr. 79 (Krefelder Adreßbuch 1942).

<sup>73</sup> Am 8. Februar 1945 begann mit dem britisch-kanadischen Vorstoß aus dem Raum Nijmegen in südöstliche Richtung (Operation „Veritable“) die alliierte Offensive am linken Niederrhein; Bosch, Der Zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas, S. 190, S. 246; Kaiser, Auferstanden aus Ruinen..., in: Der Niederhein, Jg. 57, 1990, S. 101.

<sup>74</sup> Gemeint ist die damalige Wohnung Rudolf Besouws, Graf-Haessler-Straße 1 (bei Heinrich Schöller); heute Doppelfeldstraße.

<sup>75</sup> Zu dem Angriff am 10. Februar 1945, dem schwersten des Zweiten Weltkrieges auf Kempen: Kaiser, Bomben auf Kempen, S. 1 – 2, S. 15 – 18.

<sup>76</sup> Vgl. Rembert, Aus der Bombenzeit vor 10 Jahren S. 240 (Eintrag vom 9. November 1944): Der Tünnies in Köln „will die Rene nicht mehr mit Sie anreden, sie nur noch durch das vertrauliche Du auszeichnen und statt Sirene jetzt Durene (Durcheinander) sagen.“

<sup>77</sup> Der eigentlich für den 10. Februar 1945 geplante Vorstoß der 9. US-Armee aus dem Raum Aachen-Heinsberg (Operation „Grenade“), der die britisch-kanadische Operation „Veritable“ zu einer Zangenbewegung ergänzen sollte, verzögerte sich um zwei Wochen, weil die Deutschen durch Sprengung der Rur-Talsperren das Frontgebiet unter Wasser gesetzt hatten. Bosch, Der Zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas, S. 246; Kaiser, Auferstanden aus Ruinen..., in: Der Niederhein, Jg. 57, 1990, S. 101.

<sup>78</sup> Bei dem folgenden Textauszug handelt es sich um einen Nachtrag zu einem Schreiben vom 3. Februar 1945; deshalb wurde die Nummer 251 beibehalten.

<sup>79</sup> Der amerikanische Vorstoß über die Rur erfolgte am 23. Februar 1945; Bosch, Der Zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas, S. 246 – 248.

<sup>80</sup> Vgl. dazu u. a. Müller, Carl: Krefeld in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges, in: Die Heimat, Krefelder Jahrbuch Jg. 25, 1954, S. 255 – 264.

<sup>81</sup> Der Hülfensberg bei Döringsdorf ist ein Wallfahrtsort im Thüringer Eichsfeld. Ursprünglich zisterziensisches Nonnenkloster; seit 1860 von Franziskanern besiedelt. Kirche 1367 geweiht.

# Archäologische Untersuchungen an der mittelalterlichen Landwehr (Hückelsmay)

von Christoph Reichmann

Im späten Mittelalter war fast das ganze Land durch sogenannte Landwehren gegliedert. In der Regel bestanden diese Landwehren aus einem System von Gräben und Erdwällen, die mit Hilfe einer dichten, heckenartigen Bepflanzung den unkontrollierten Durchschlupf von Mensch und Vieh zu unterbinden hatten. Der Verkehr zwischen den einzelnen Territorien und Gemarkungen sollte dadurch nach Möglichkeit auf die offiziellen, meist mit Schlagbäumen gesicherten und bewachten Übergänge beschränkt werden. Der Bau von Landwehren diente zunächst der Sicherung des Landfriedens. Er war eine Reaktion auf das sich im späten Mittelalter zunehmend ausbreitende Fehdewesen sowie den Umtrieb von Räuberbanden und Landstreichern. Schließlich diente er in manchen Bereichen aber auch dem Schutz der Nutzungsrechte der Anlieger an der gemeinen Mark, den gemeinschaftlich genutzten und noch nicht parzellierten Außenflächen, denn er verhinderte den unerlaubten Viehtrieb sowie den Diebstahl von Holz usw. Allerdings folgte die Landwehr wegen ihrer besonderen Sperraufgaben nicht immer genau den festgelegten territorialen Grenzen, sondern räumte nicht selten der Gunst des Geländes den Vorzug

ein und nutzte sumpfige Niederungen oder auch Abkürzungsmöglichkeiten. Natürlich ermöglichte der Bau von Landwehren – sozusagen im Nachgang – vielerorts auch die Erzielung von Nebeneinnahmen, z. B. durch die Erhebung von Wegegeldern. So musste man noch im 18. Jahrhundert am Niederrhein auf etwa 50 km durchschnittlich drei bis vier Zollschranken passieren.<sup>1</sup>

Bauherr – zumindest der ersten Landwehren – war in der Regel der jeweilige Landesherr, in unserer Region vor allem der Erzbischof von Köln. Krefeld – eine Exklave der Grafschaft Moers – war deswegen ganz von Landwehren umgeben, von denen heute allerdings nur noch geringe Reste erhalten sind.<sup>2</sup> Das älteste urkundliche Datum bezieht sich auf das Jahr 1372.<sup>3</sup> Damals bestimmte der Kölner Erzbischof Friedrich III. von Saarwerden (1370-1414), dass die „lantwere ind slosse, die gegraven ind gemacht synt tusschen den landen van Kempen ind van Creyvelt“ zum Gebrauch und Schutz des Kölner Erzbischofs und des Grafen von Moers dienen sollen.<sup>4</sup> Ob Friedrich den Bau auch begonnen hat, muss wegen der kurzen Zeitspanne zwischen seinem Amtsantritt und der Ausstellung der

Urkunde offen bleiben, doch wurde das Werk offensichtlich zu seiner Zeit vollendet.

Besser erhalten als die gegen Krefeld weisende Landwehr sind größere Teile der von Westen anstoßenden Landwehr zwischen den Ämtern Linn und Kempen. Zwar handelt es sich in beiden Fällen um kurkölnische Ämter, doch war Linn lange Zeit in Händen der Grafen von Kleve. Erst 1388 (endgültig 1392) – und damit vermutlich nach dem Bau der Landwehr auch in diesem Bereich – fiel es an Köln zurück. Früher befand sich hier die „Große Heide“ oder auch St. Töniser und Willicher Heide.<sup>5</sup> Heute gehört das Gebiet zu Krefeld, auch ist es keine Heide mehr, sondern Wald (Forstwald).

Die ausgedehnten Heideflächen luden indes immer wieder zu großen Heerlagern ein. So lagerte hier, teilweise durch die Landwehr gedeckt, im Januar 1642 – also während des 30jährigen Krieges – ein kaiserliches Heer unter dem Feldherrn Lamboy.<sup>6</sup> Jedoch bot die Landwehr nicht genügend Schutz, um eine vernichtende Niederlage gegen die vereinigte Streitmacht von Weimaranern und Franzosen unter Guébriand und Hessen



Abb. 1. Blick auf den Grabungsschnitt an der Hückelsmay von Norden



Abb. 2. Hückelsmay. Schnitt durch den nördlichen Außengraben.

unter Eberstein zu verhindern. Zwar konnte Lamboy einen ersten, von Süden gegen die Landwehr vorgetragenen Angriff abwehren, doch gruben sich die feindlichen Fußtruppen weiter westlich „mit Hacken und Schaufeln einen Durchgang durch die Landwehr.“<sup>7</sup> Auch drangen sie durch die Schlagbäume „an der Hückelsmey“ und „am Stock“ nach Norden vor. Die Hessen nahmen nachmittags 3.00 Uhr die kaiserlichen Geschütze, „die den Wällen der Landwehr so nahe standen, dass sie eine Wirkung nicht haben konnten“, durchstießen anschließend die Reiterei der Kaiserlichen und vollendeten damit den Sieg der Allianz.<sup>8</sup>

Ähnliches geschah im Jahre 1758 während des Siebenjährigen Krieges, als sich diesmal die Franzosen auf den Schutz der Landwehr an ihrer Nordseite verließen, jedoch von einer preußischen Abteilung im Westen umgangen und überraschend im Rücken sowie in der Flanke angegriffen wurden. Allerdings waren die Heere diesmal ungleich größer. Während 1642 rund 9000 Kaiserliche 8700 Soldaten der Allianz gegenüber standen, traten diesmal 47000 Franzosen und 33000 Preußen sowie Verbündete gegeneinander an. Die Ortsangaben sind indes die gleichen: „gegen die Landwehr zwischen Hückelsmey und Stock ließ Ferdinand (von Braunschweig, der Kommandeur der Preußen) den Scheinangriff mit wütender Kanonade richten, um selber von St. Tönis aus die entscheidende Umgehung der linken französischen Flanke in einem Marsch über Groß Lind und Vorst nach Berschelsbaum zu leiten.“<sup>9</sup>

Im Prinzip ist die Landwehr als sogenanntes „obertägiges“ Denkmal (im Unterschied zu unter dem Boden verborgenen archäologischen Denkmälern) im Wald gut geschützt, doch wird der Forstwald nicht nur von Spaziergängern und Freizeitsportlern intensiv genutzt, sondern auch von spielenden Kindern und Jugendlichen, die in den Erdwällen ein interessantes Feld z. B. für Mountainbikefahrten sehen. Der Einbau von Sprungschanzen führte dabei in der Vergangenheit zu einigen Beschädigungen. Im Verfahren zur Neugestaltung und Sicherung des Landwehrraums wurden nun 2007 in Abstimmung mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege sowie dem Fachbereich Grünflächen und der Abteilung Denkmalpflege der Stadt Krefeld an zwei Stellen archäologische Untersuchungen an der Landwehr vorgenommen. Die erste Stelle lag unmittelbar im Forstwald an der obertägig erhaltenen Landwehr. Um den Umfang der Zerstörung durch die Grabung möglichst gering zu halten, wurde dabei ein alter Wegeeinschnitt genutzt. Geklärt werden sollte der Aufbau der Landwehr, insbesondere die ursprüngliche Form der Gräben. Der zweite Untersuchungspunkt lag im freien Feld westlich des Forstwaldes unmittelbar neben dem Stockshof, der seinen Namen von dem hier früher befindlichen Schlagbaum hat.<sup>10</sup> Obertägig ist nur ein einfacher Graben mit Hecke

sichtbar, so dass zu klären war, ob es sich dabei um Überreste der mittelalterlichen Landwehr handelt oder die Landwehr früher über den Hügel nördlich des Hofes eine Abkürzung genommen hat, wie der Anschluss im Westen auf Willicher Gebiet nahezulegen scheint.

Von Osterholt hat im Kempener Archiv zahlreiche Belege, insbesondere aus dem 15. Jahrhundert zusammengetragen, in denen von Arbeiten an der Landwehr in der Honschaft Vorst, zu der auch unser Abschnitt gehört hat, die Rede ist.<sup>11</sup> Mehrfach genannt sind die Jahre zwischen 1441 und 1447. Er vermutet daher, dass die Landwehr ursprünglich nur aus einem einfachen Graben mit Wall bestanden hat und erst später auf die heutigen drei Gräben und vier Wälle erweitert wurde.

Der Grabungsbefund zeigte jedoch, dass dies nicht zutrifft und die Landwehr – mindestens im untersuchten Abschnitt an der Hückelsmey – von Anfang an aus drei Gräben und vier Wällen bestanden hat. Allerdings erfolgte deren Anlage in zwei Arbeitsschritten. Nachdem man die Trasse der Landwehr anscheinend in Form einer Linie markiert hatte, wurde zunächst dieser Linie folgend der Mittelgraben ausgehoben und dabei die Erde nach beiden Seiten in breiten Wällen aufgeworfen. Diese wurden aber anscheinend noch nicht hergerichtet und bepflanzt, so dass sie auch nicht für eine erste eigenständige Landwehr in Anspruch genommen werden konnten. Vielmehr scheint man im unmittelbaren Anschluss daran auf ähnliche Weise die beiden Seitengräben ausgeworfen zu haben. Durch den von zwei Seiten übereinander aufgetürmten Auswurf entstanden dabei die beiden hohen Innenwälle, während die beiden ohnehin weniger stark eingetieften Außengräben nur die Hälfte des Aushubes für die zwei kleinen Randwälle übrig hatten. Die Randwälle sind deswegen heute an vielen Stellen auch nur noch schwach wahrnehmbar, insbesondere gilt dies für den Wall auf der Nordseite. Inter-

essant ist, dass im südlichen Innenwall Holzkohleschichten angetroffen wurden, die wohl auf ausgerodete Baumstubben zurückgehen. Sie zeigen an, dass die „Große Heide“ im späten Mittelalter offenbar nicht völlig baumlos war, sondern durchaus noch die eine oder andere Baumgruppe aufgewiesen hat.

Interessant ist ferner, dass die nach Norden und damit nach Kempener weisende Landwehr im Außengraben keinerlei Spuren von späteren Nachbesserungen zeigte, obwohl die Urkunden im 15. Jahrhundert gerade für diese Seite mehrfache Nachbesserungen belegen. Entweder betrafen diese damit wirklich nur die in den Urkunden genannten Stellen oder beschränkten sich auf eine Pflege der Bepflanzung. Auf der gegen das Amt Linn gewandten Südseite hingegen zeigten sich überaus deutliche Spuren von sogar mehrmaligem Nachschneiden des Grabens. Wie oft genau er nachgeschnitten wurde, ließ sich allerdings nicht mit Sicherheit ermitteln, da die ältesten Nachbesserungsspuren vollständig ausgeräumt wurden, denn die gesamte Grabenkontur ist hier tiefer und breiter als im Norden. Sicher fassbar waren daher nur zwei jüngere Nachschnitte. Der erste fiel dadurch auf, dass er insgesamt die Grabenkontur leicht nach Süden verschoben hat, dabei aber nicht bis zur alten, mittlerweile durch eingeflossenes Erdreich aufgefüllten Sohle herabreichte. Er wurde auch vom letzten Nachschnitt nur unten gestört, da dieser Nachschnitt wesentlich schmaler ausfiel und nur die Sohle tiefer herabreichte. Von der Linner Seite her nachgebessert wurde anscheinend aber nicht nur der Außengraben, sondern auch der Mittelgraben, mindestens an seiner südlichen Böschung. Warum diese Pflegemaßnahmen so einseitig erfolgten, konnte nicht geklärt werden. Denkbar wäre, dass die Pflege ganzer Abschnitte jeweils nur einer Anliegerseite zugeteilt wurde. Ausgeschlossen werden kann dagegen wohl, dass die beobachteten Nachschnitte keine echten Nachbesserun-



Abb. 3.  
Hückelsmey.  
Freilegung  
des tiefen  
Mittelgrabens.

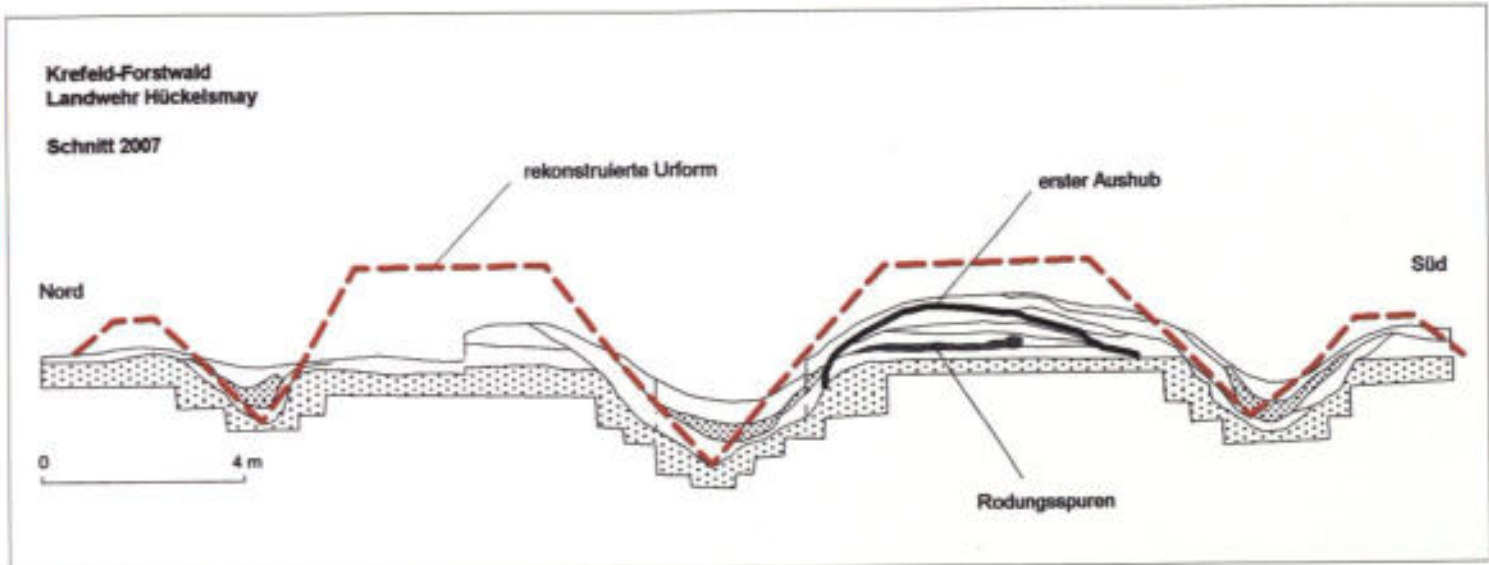


Abb. 4. Hückelsmay. Idealisierter Schnitt durch die Landwehr. Rekonstruktion der ehemaligen Oberfläche rot.

gen waren, sondern während der geschilderten Schlachten durch Soldaten, etwa der sich 1758 auf der Südseite verschanzenden Franzosen, herbeigeführt wurden, denn in diesem Falle würden sie sicher anders aussehen. Im Prinzip waren die jeweiligen Anlieger jedenfalls bis mindestens zum Ende des 17. Jahrhunderts verpflichtet, die Landwehr zu pflegen und zu unterhalten, wie aus verschiedenen landesherrlichen Bestimmungen eindeutig hervorgeht,<sup>12</sup> doch wird man sich in späterer Zeit überwiegend auf die Pflege der Bepflanzung beschränkt haben.

Spuren oder Funde, die den beiden Schlachten hätten zugerechnet werden können, wurden im – zureichend eng begrenzten – Grabungsschnitt an der Hückelsmay nicht gemacht. Allerdings gibt es nicht weit entfernt südlich der Landwehr im Wald einen gebogenen Grabenabschnitt, auf den Georg Opdenberg aufmerksam gemacht hat, da er im Volksmund als „Franzosenschanze“ gilt.<sup>13</sup> Weitere Hinweise geben zahlreiche Kleinfunde, die seit Jahren durch mehrere Sondengänger von den umliegenden Feldern gesammelt wurden. Meist handelt sich um Gewehr oder Pistolenkugeln, aber auch um Uniformknöpfe sowie kleinere Beschlagteile von Waffen und Ausrüstung der Soldaten. Bemerkenswert ist u. a. der Fund eines Maria Theresienthalers von der preußischen Seite der Landwehr oder der durch einen Treffer zusammengebackene Kugeltascheninhalt von der Südseite. Auch aus dem 17. Jahrhundert fanden sich Knöpfe und andere Kleinteile, darunter der charakteristische Bronzehahn eines Schnapsfasses, wie er jüngst ganz ähnlich auch auf dem Schlachtfeld von Lützen gefunden wurde. Insbesondere die Verteilung der Kugeln scheint einen guten Einblick in die räumliche Entwicklung des Schlachtgeschehenes von 1758 zu geben. Der Interessent

findet im Übrigen bei der Gaststätte an der Hückelsmay einen vom Bürgerverein Forstwald betreuten Raum, in dem die Schlacht u. a. mit Hilfe eines großen Zinnfiguren-Dioramas dargestellt ist.

Die zweite Grabungsstelle lag im freien Feld an der Ostseite des Stockshofes, dessen Landwehrdurchlass – wie wir gesehen haben – auch jedes Mal in den Schlachtberichten auftaucht. Der Durchlass selbst lag am Stockweg und damit auf der gegenüberliegenden westlichen Seite des Hofes. Der zu Beginn des 19. Jahrhunderts angefertigten Karte von Tranchot und Müffling nach setzt sich die im Forstwald erhaltene Landwehr nach Westen in einem Streifen fort, der in einem sanften Bogen um die Südseite des Stockshofes herumführt. Diese Trasse besteht heute nur aus einem Graben und einer leichten Hecke, die

östlich des Stockshofes auf dem Grund einer leichten Talung verläuft. Um mögliche weitere Grabenverfüllungen aufzuspüren, wurde nun auf der Nordseite im rechten Winkel dazu ein Grabungsschnitt angelegt. Dieser erbrachte allerdings keinerlei Spuren früherer Landwehrgräben, stattdessen aber Spuren von Zaun- und Grenzgräbchen, die in Nord-Süd-Richtung verliefen und daher vermutlich mit älteren Bauzuständen des Stockshofes in Verbindung zu bringen sind. Zwar blieben die unteren Teile der Gräbchen weitgehend fundleer, doch fanden sich darüber einige Scherben. Die ältesten von ihnen reichen bis in das 14. Jahrhundert zurück, so dass man vermuten darf, dass der Stockshof mindestens seit Errichtung der Landwehr an dieser Stelle bestanden hat. Vermutlich oblag dem Inhaber von Anfang an die Sicherung des hier gelegenen Durchganges.



Abb. 5. Hückelsmay. Schnitt durch den nördlichen Hauptwall.

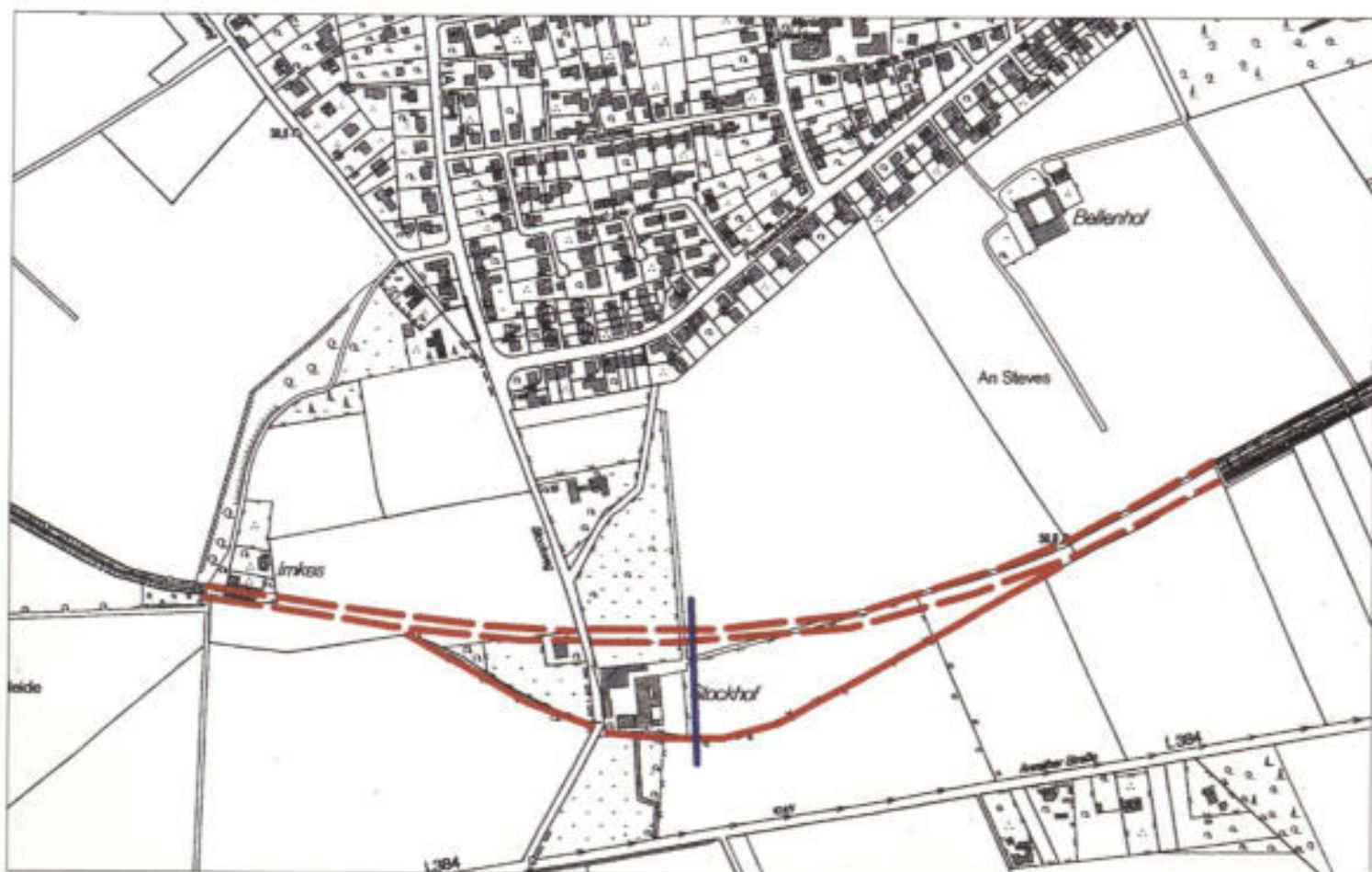


Abb. 6. Verlauf der Landwehr am Stockshof. Grenzverlauf: durchgezogene Linie. Mutmaßlicher Verlauf der alten Landwehr: gestrichelt.

Da sich keine Landwehrgräben gezeigt hatten, wurde der Grabungsschnitt durch eine Reihe von Bohrungen zunächst nach Süden in die Niederung hinein und dann auch auf das höhere Gelände im Norden verlängert. Während sich im Süden keinerlei Hinweise auf weitere Gräben finden ließen, zeigten sich im Norden auf der Höhe starke Unregelmäßigkeiten im Untergrund. Zweifellos gab es hier früher tiefere Eingrabungen. Da diese teilweise mit Bauschutt gefüllt waren, können allein aufgrund der Bohrungen abgegangene, ehemals unterkellerte Gebäude oder Lehmentnahmegruben nicht ausgeschlossen werden, zumal unmittelbar westlich alte Geländeabtragungen nachgewiesen sind. Doch legt das Fehlen von Gräben im Süden und der merkwürdig nach Norden abbiegende Verlauf der Landwehr weiter westlich den Schluss nahe, dass die mittelalterliche Landwehr wahrscheinlich über die Höhe verlief, jedenfalls nicht im Süden durch die Niederung. Der Stockshof hätte damit ursprünglich auf der Linner und nicht auf der Kempener Seite der Landwehr gelegen. Dies hindert allerdings nicht daran, den exakten Grenzverlauf schon für das Mittelalter auf der Südseite des Hofes anzunehmen. Jedenfalls entspräche dies auch der Urkundenlage, die den Stockshof

der Honschaft Vorst und damit dem Amt Kempen und nicht dem Amte Linn zuweist.<sup>14</sup> Oben wurde ja bereits darauf hingewiesen, dass die Landwehren ursprünglich nicht immer dem exakten Grenzverlauf folgten, sondern gelegentlich leichter zu bauende Abkürzungen genommen haben. Dieser Fall scheint hier vorzuliegen. Erst als die Landwehr ihre Funktion weitgehend verloren hatte – vermutlich nach der Schlacht von 1758 und vor 1806 – scheint man die alten Wälle nördlich des Hofes abgetragen zu haben, so dass nun nur noch der eigentliche Grenzverlauf südlich davon mit seiner Kennzeichnung durch einen einfachen Grenzgraben zurückblieb.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> P. Rolloff: Landwehren und Bergfrieden. In: die Heimat 1, 1921, S. 11-16, hier S. 11.

<sup>2</sup> Von Osterholt: Anmerkungen zur Geschichte der Landwehr bei St. Tönis-Vorst. In: die Heimat 6, 1927, S. 271-272; A. Steeger: Orts- Hof- und Flurnamen an Grenzen und Landwehren des Niederheins. In: die Heimat 19, 1940, S. 125-157, bes. S. 135ff.; G. Löwe: Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes 3. Kreis Kempen-Krefeld, Düsseldorf 1971, S. 64ff.; H. Sallmann: Die Krefelder Landwehren (Krefeld 2004); Ders.: Der Forstwald (Krefeld 2006) S. 47-53.

<sup>3</sup> Lacomblet Urk. 6. III. Nr. 720.

<sup>4</sup> Vgl. Rolloff (Anm. 1) S. 11 und Sallmann (Anm. 2) 2006

S. 50 mit vollständigem Text der Urkunde.

<sup>5</sup> G. Odenberg: Spuren im Forstwald. In: die Heimat 62, 1991, S. 60-97.

<sup>6</sup> E. von Schaumburg: Die Schlacht auf der St. Töniser Heide (17. Januar 1642), und die Einnahme von Oedt, Neuss, Kempen und Linn. In: Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein 38, 1882, S. 50-86, bes. S. 67-71.

<sup>7</sup> Von Schaumburg (Anm. 6, S. 70) bezieht diese Angabe anders als Rolloff auf die Landwehr weiter östlich an der Tackheide und hält sie sogar insgesamt für unsicher.

<sup>8</sup> Vgl. Rolloff (Anm. 1) S. 13.

<sup>9</sup> Vgl. Rolloff (Anm. 1) S. 13.

<sup>10</sup> Von Osterholt (Anm. 2), S. 272: „Adam Stock, Baumschleifer am Stock hat 20 Morgen.“ Vgl. auch Steeger (Anm. 2).

<sup>11</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>12</sup> So in einer 1695 erneut abgeschriebenen Dienstordnung aus dem Jahre 1655 für das Amt Linn, die im Kölner Stadtarchiv aufbewahrt wird (bzgl. wurde). Vgl. H. Keussen: Fuhrdienste für die kurkölnische Keilnerei Linn im 17. Jahrhundert. In: die Heimat 5, 1926, S. 162-165, hier S. 164 „Gleicher gestalt seynd auch die freye Güter an dem Rheindienst, landwehren und heerstrassen alle notwendigkeiten verbessern zu helfen [...] schuldig.“ In der Keilnereiordnung von 1500 heißt es noch genauer, dass die Landwehr „jährlich“ ausgebessert werden solle. Vgl. B. Vollmer: Eine Burg und Keilnereiordnung von Linn vom Jahre 1500. In: die Heimat 17, 1938, S. 106-108, hier S. 107.

<sup>13</sup> Odenberg (o. Anm. 5) zur Lage siehe Plan Abb. 6 („Schanze“) und zu den Details S. 95ff.

<sup>14</sup> Von Osterholt (Anm. 2) S. 272.

# Bilder aus dem Forstwald von Eberhard Gollner

*Prof. Eberhard Gollner, seit langem in Krefeld zuhause und tätig, wurde am 12. Februar 1929 in Chemnitz geboren. Nach seinem Abitur nahm er 1947 ein Studium an der Staatlichen Kunstakademie und Werkseminar in Düsseldorf auf, 1952 bestand er die Lehramtsprüfung. In den Jahren von 1952 – 1954 war er Meisterschüler von Otto Pankok, 1952 – 1960 Mitglied der Gruppe „Junge Realisten“ in Düsseldorf, 1975 – 1991 Mitglied in der „Gemeinschaft Krefelder Künstler“, deren Vorsitzender er von 1981 – 1991 war. Gollner arbeitete von 1958 – 1991 als Kunsterzieher am Krefelder Fichte-Gymnasium, 1989 erhielt er den Titel „Honoris Causa of Professor in Humanistic Discipline, USA“.*

*Eberhard Gollners Arbeiten waren in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen zu sehen, seine Bilder befinden sich in Privatbesitz und im Bestand von Museen (unter anderem des Kaiser-Wilhelm-Museums). Er erhielt 1988 den „Kunstpreis der Accademia Italia“, 1989 den „Preis von Europa, Cremona“. Eberhard Gollner publizierte über Georg Muche und Otto Pankok, er trat insofern auch als Autor der Heimat mehrfach in Erscheinung.<sup>1</sup>*

CD



Abb. 1. Siegerhof mit blühenden Bäumen, ca. 1950

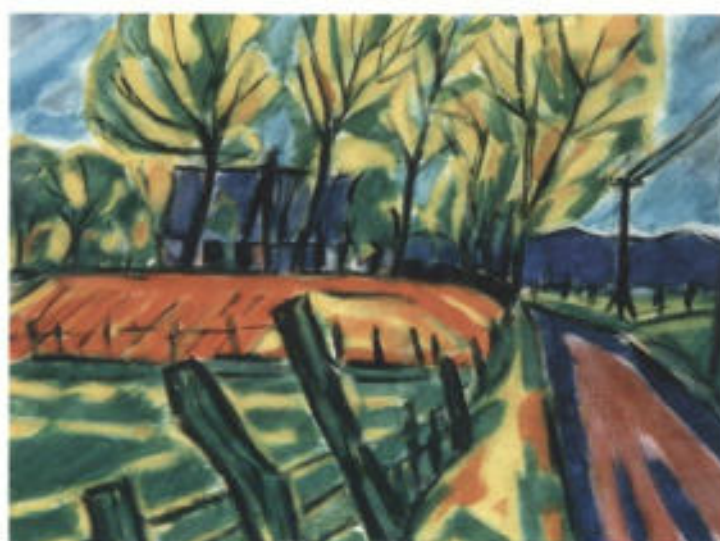


Abb. 2. Aquarell eines inzwischen abgerissenen Bauernhofes südlich des Forstwaldes



Abb. 3. Forstwald – Waldrand von Süden, Öl auf Leinwand, 80 x 100 cm, 1952



Abb. 4. Felder nach der Ernte, ca. 1950





Abb. 5. Buchenstämmen und Landwehrgräben, Kohlezeichnung auf Papier, 45 x 60 cm, 1953



Abb. 6. Buchenstämmen und Landwehrgräben, Aquarell auf Papier, ca. 45 x 60 cm, 1953

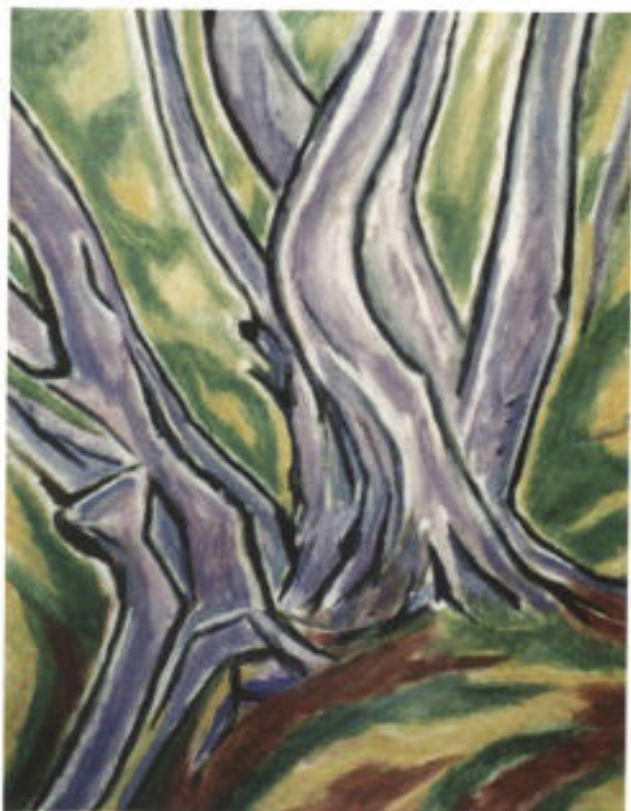


Abb. 7. Buchenwald-Graben, 80 x 65 cm, 2002



Abb. 8. Der Graben – Forstwald, 90 x 70 cm, 1995



Abb. 9. Helmhold'sche Ziegelei, Kohlezeichnung auf Papier, 45 x 60 cm, ca. 1950



Abb. 10. Helmhold'sche Ziegelei, Kreidezeichnung auf Papier, 45 x 60 cm, ca. 1950



Abb. 11. Helmhold'sche Ziegelei, Aquarell auf Papier, 45 x 60 cm, ca. 1949

Anmerkung

<sup>1</sup> Eberhard Gölner: Georg Muche und seine Fresken in der Volkshochschule Krefeld. In: Die Heimat 71, 2000, S. 37 - 40. Eberhard Gölner: „In einer anderen Welt“ – Künstler im Forstwald 1947 - 1951. Rede zur Eröffnung der Ausstellung „in memoriam“ im Krefelder Kunstverein, Buschhüterhaus, am 22. November 2002. In: Die Heimat 74, 2003, S. 135.

# Das Bodendenkmal Landwehr im Krefelder Forstwald

Informationen über die Sicherung ihres Bestandes

von Helmut Sallmann

## Die Sicherung der Landwehr ist eingebettet in das Konzept für den Forstwald

Der Forstwald, ein im Südwesten von Krefeld liegendes Naherholungsgebiet, wird zunehmend von den Krefeldern und Bewohnern der angrenzenden Städte und Gemeinden als Freizeitareal genutzt. Dies führt unter anderem wegen der zunehmenden Verkehrsdichte zu Problemen. Maßnahmen mit dem Ziel der Verbesserung der Situation müssen hier zudem die Historie berücksichtigen, die diesen Ort von jeher prägt. Auf Initiative der Bezirksvertretung West wurden von den zuständigen Ämtern unter der Bezeichnung „Forstwald-Konzept“ Vorschläge zur nachhaltigen Gestaltung erarbeitet, in der auch Anregungen und Wünsche der Bürgerschaft im Forstwald eingearbeitet wurden.

Der erste Bereich, die Umgebung des Forsthauses, muss verkehrlich neu gestaltet werden. Der zweite, die Alleen, waren Bestandteil des von Gerhard Schumacher um 1830 angepflanzten Forstwaldes. Diese Alleen wurden durch Abholzung stark ausgedünnt, sind aber jetzt auf Grund abschnittsweiser Neupflanzungen und Freistellungen wieder eine Bereicherung des Erholungswaldes. Der dritte zu sichernde Bereich ist das Bodendenkmal Landwehr, eine historische Hinterlassenschaft aus dem späten Mittelalter, die ebenfalls durch äußere Einflüsse stark beschädigt ist. Hier musste vor Beginn der Planungen die Stadt Krefeld Kontakt mit dem Bodendenkmalamt Bonn aufnehmen. Anfang 2006 wurde das Konzept zur Sicherung des Bestandes der Landwehr dem Bodendenkmalamt vorgestellt. Das Vorhaben wurde von dort mit Auflagen genehmigt. Unter anderem

hatte das Bodendenkmalamt angeregt, dass ein archäologischer Schnitt quer durch die Landwehr gelegt werden soll, um die Struktur dieses 650 Jahre alten Denkmals zu erforschen. Diese Arbeit wurde von den Linner Archäologen mit Sachkenntnis erledigt und konnte bereits abgeschlossen werden. Durch einen ungeklärten Materialverlust musste der angeschnittene Wall später nachmodelliert werden.

## Die Landwehren sind historische Schutz- und Grenzwälle aus dem späten Mittelalter

Etwa um 1350 wurde ein Grenzwall errichtet, der von Süchteln/Niers kommend bis Linn verlief. Er passierte die damaligen Dörfer

Die Landwehr von ihrer schönsten Seite



Abb. 1. Landwehrgraben



Abb. 2. Wälle und Graben



Abb. 3. Infotafel für die Landwehr



Abb. 4. Im Stich der „Schlacht an der Hückelsmay“ von 1642 von Merian sind die Landwehren im Krefelder Westen wahrscheinlich zum ersten Mal dargestellt. Die Heerhaufen stehen sich an der Landwehr gegenüber, der Durchbruch erfolgte an den Durchlässen (links und rechts).



Abb. 5. In der Karte aus dem 17. Jahrhundert liegt Crevelt im südlichen Teil der Grafschaft Moers (gelb) und das Kurkölnener Amt Kempen (grün) ist unmittelbar benachbart. Die Grenzen dieser Fürstentümer wurden im Westen Krefelds durch Landwehren markiert (rote Linien).



Abb. 6. Die Engelbronner Karte von 1723 zeigt die Landwehren südlich und westlich von Crefeld (dunkle Linien im Kartenausschnitt). Die untere Linie ist identisch mit der heutigen Gladbacher Straße/der Unter- und Obergath.

„Creyvelt“ und „Vischeln“ in Höhe der Gaststätte Korf und war eine Grenzziehung innerhalb des Kurfürstentums Köln. Die Lage dieser Landwehr ist dokumentiert: Sie verlief im heutigen Krefeld über die Achse Forstwald, Gladbacher Straße, Unter- und Obergath bis Linn. Von diesem mehrgliedrigen Erdwall ist noch ein Teilstück im Forstwald erhalten geblieben, bedingt durch die Aufforstung des Geländes ab 1830. Der Verlauf von Unter- und Obergath mit den leichten Schwingungen im Straßenverlauf zeigt noch den historischen Ursprung dieser Trasse.

Der Bau einer zweiten Landwehr westlich von Krefeld resultiert aus der 1372 vollzogenen Grenzziehung zwischen dem Kurkölnener Amt Kempen und der „Herrlichkeit Creyvelt“, die Teil der Grafschaft Moers war. Sie verlief von Hüls kommend durch Benrad über die heutige Straße „Am Behringshof“ und stieß dort auf die südliche Landwehr, identisch mit der heutigen Gladbacher Straße. Auch von dieser Landwehr ist noch ein Reststück in der Ortmannsheide vorhanden. Die Engelbronner Karte von 1723 (Abb. 6) zeigt die Lage der beiden Landwehren südlich und westlich von Krefeld präzise in ihrem Verlauf, sie sind im Straßenverlauf noch nachweisbar. In der Karte sind auch die Durchgänge in den Landwehren markiert, denn nur dort war eine Passage möglich. Die Durchgänge an belebteren Straßen waren bewacht und wurden nur gegen Entgelt geöffnet.

## Die Sicherung des Bestandes der Landwehr

Zur Sicherung des Bestandes des ältesten und größten Bodendenkmals Krefelds, aber auch der Region, wurde ein neuer Anlauf genommen. Das Bemühen um die Sicherung der Landwehr hat schon Tradition. Schon vor fast 100 Jahren haben sich Menschen um das Verschwinden der Landwehr Sorgen gemacht. Uns liegt ein Leserbrief aus dem Jahre 1913 in der damaligen Krefelder Zeitung vor: Ein Leser beklagt wortreich die stückweise Einebnung der Landwehr im „Forstwalde“. Der damals zuständige Bürgermeister von Vorst verspricht dann aber, eine weitere „Vernichtung“ würde es nicht mehr geben!!

Bemerkenswerter Weise wurde sowohl in der Erstausgabe der „Heimat“ 1921 von P. Roloff in einem Beitrag über „Landwehre und Bergfrieden“ berichtet, als auch in der ersten Ausgabe des Organs des 1952 gegründeten Bürgervereins Forstwald, vom ersten Vorsitzenden Wilhelm Riemann, die Landwehr und ihre Bedeutung für den Stadtteil herausgestellt und für deren Erhalt geworben.

Mit diesen drei Zitaten komme ich zur Gegenwart, die besseres verspricht. Die Landwehr ist in Teilen schwer geschädigt, wie einige Fotos zeigen. Bevor 2005 Entscheidungen über Maßnahmen zur Bestandsicherung ge-



Bestand	
	Gehölze
	krautige Vegetation
	liegende Baumstämme und Äste
	Wege
	stark befahrene Bereiche
	vegetationslose Bereiche

Abb. 7 – 11

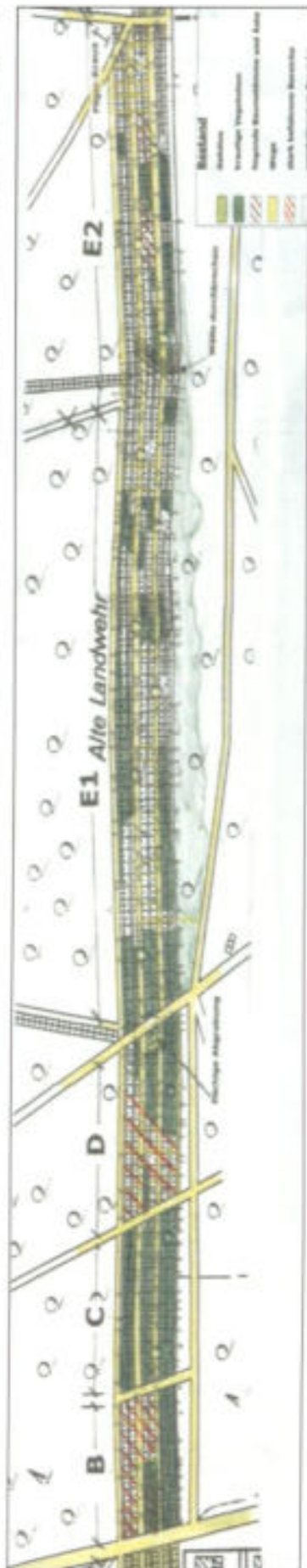




Abb. 12. Gesamtansicht des archäologischen Schnittes



Abb. 13. Die Grabungsstelle



Abb. 14. Der Wall wurde wieder hergestellt.



Abb. 15. Dieser Teil des Bodendenkmals wurde aus Unkenntnis beschädigt.



Abb. 16. Die Spielfläche wurde 2008 wieder hergestellt.

troffen wurden, hat der Fachbereich Grünflächen der Stadt Krefeld die Schäden kartiert und gemeinsam mit dem Bodendenkmalamt Bonn eine Vorschlagsliste erarbeitet, die letztlich von der Bezirksvertretung West auch politisch verabschiedet wurde. Die vorgesehenen Maßnahmen werden im weiteren noch vorgestellt.

### Ein archäologischer Schnitt wird 2007 quer durch die Landwehr gelegt

Einer der Vorschläge des Bodendenkmalamtes Bonn war das Anlegen eines archäologischen Schnittes, um Abweichungen vom ursprünglichen Verlauf der Landwehr festzustellen. Dieser wurde vom Linner Archäologen-Team mit Sachkenntnis ausgeführt und dokumentiert.

Rückschläge und sporadisch auftretende Störungen an der Landwehr: Dieses Teilstück der Landwehr (E2 in der Abb.12) ist von je her

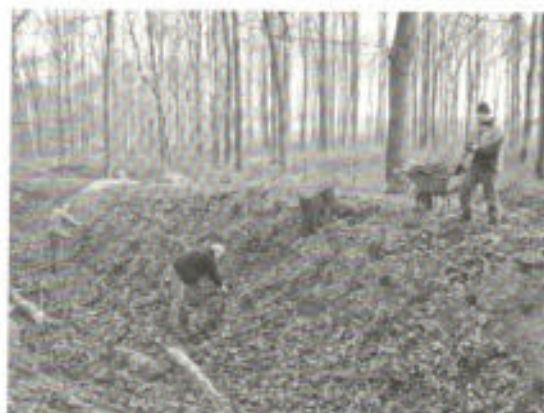


Abb. 17 – 19. Pflanzarbeiten an der Landwehr

### Planung






-  historischer Zustand wiederhergestellt
-  Spielen/Fahrrad fahren
-  Unterpflanzen  
Durchforstung und flächige Unterpflanzung mit  
Sträuchern  
(Sicherung durch Baumstämme in Gräben)
-  Krautige Vegetation (Brombeeren, Farne)  
belassen
-  Wegeführung

Abb. 20.



die Spielfläche und Radfahrroute für die Kinder. Dieser Bereich wurde zuletzt 2008 durch nicht spielgerechte Nutzung in eine Kraterlandschaft verwandelt. Nach Einsprüchen aus der Bevölkerung wurde die ursprüngliche Kinderspielfläche wieder hergestellt. Diese Störungen müssen eigentlich nicht sein. Die Vorschriften des Landschafts- und Denkmalschutzes reichen völlig aus, um diesen Vorkommnissen vorzubeugen. Seitens der Unteren Denkmalbehörde sollte mehr für den Erhalt dieses Denkmals getan werden. Bisher fehlt z.B. jeglicher Hinweis, etwa in Form einer Infotafel. Die Nutzer kennen die Denkmalstrukturen nicht und wissen auch nicht um ihren historischen Wert.

### Sicherung des Bestandes und Stabilisierung durch Bepflanzung der Wälle mit Ilex

Zwischen der Stadt Krefeld und dem Bodendenkmalamt in Bonn wurden Maßnahmen zur Bestandsicherung der Landwehr vereinbart, diese sind in einer Gesprächsnotiz vom 26. Januar 2006 festgehalten. Vor dem Beginn der Arbeiten sollte von der Stadtarchäologie ein archäologischer Schnitt durch die Landwehr gelegt werden. Dieser ist auch bereits angelegt worden. Die Bestandsicherung sieht vor, die Landwehr in Teilen mit Ilex zu bepflanzen. Als weitere Maßnahme sollten Baumstämme in die Gräben gelegt werden, die ein Durchfahren verhindern. Es wurde auch vereinbart, dass in Zukunft eine regelmäßige Kontrolle des Zustandes der Landwehr durch die zuständigen Fachbereiche und das Bodendenkmalamt durchgeführt werden soll.

Die Bepflanzung mit Ilex wurde zwar seit Ende 2007 begonnen. Bisher konnten aber nur etwa 250 Meter der Landwehr bepflanzt werden (siehe Abb. 17 – 19). Viele der Pflanzen wurden leider schon niedergedreten, sodass der angestrebte Schutz noch nicht eingetreten ist. Weitere Maßnahmen wurden bisher nicht durchgeführt. Es fehlen zudem sowohl auf, als auch an der Landwehr Informationstafeln, die den Besuchern die geplanten Maßnahmen erläutern. Auch sollten die Benutzer mit in die Landwehrsicherung einbezogen werden. Viele der geschilderten Schäden hätten vermieden werden können, da sie aus Unkenntnis verursacht wurden. Das Landwehrsicherungskonzept bedarf der Überarbeitung und einer zügigeren Umsetzung.

# Dr. Arthur Bluhm – Oberrabbiner in Krefeld 1927 bis 1939

von Ingrid Schupetta

In der Reihe der Krefelder Oberrabbiner ist Dr. Arthur Bluhm (1899 – 1962) der letzte, der diesen Titel führte.<sup>1</sup> Über ihn war auch bisher schon etwas mehr bekannt als über seinen direkten Vorgänger Dr. Joseph Levi (1865 – 1930, Amtszeit 1904 – 1928).<sup>2</sup>

Die Cousine der Rabbinergattin Johanna Bluhm (1906 – 1979), Gerda Haas, hatte nämlich der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld bereits 1994 einen amerikanischen Roman mit biografischen Zügen des Ehepaares Bluhm geschenkt.<sup>3</sup> Gerda Haas schrieb dazu, dass der Text „nichts Erfundenes“<sup>4</sup> enthielte, soweit es die Tatsachen betraf. Als Quelle aber war der Roman in seiner untrennbaren Mischung aus reiner Fiktion, Alias-Namen und -Ortsbezeichnungen, aber auch nicht gekennzeichneten Auszügen aus Interviews und bereits schriftlich fixierten Erinnerungen Dr. Bluhms nur mit Vorbehalt zu verwenden.

Ein Fund verlässlicher Quellen ermöglicht jetzt allerdings einen Abgleich und damit ein verhältnismäßig gesichertes Porträt Arthur Bluhms. Recherchen im Internet führten die Autorin vor zwei Jahren in das Leo-Baeck-Institut in New York. Es stellte sich heraus, dass dort der Nachlass Dr. Bluhms aufbewahrt wird. Stichproben vor Ort erwiesen sich als sehr viel versprechend. Eine Kopie des Materials war im vergangenen Jahr in der Berliner Zweigstelle im Jüdischen Museum einsehbar, so dass inzwischen eine Auswertung erfolgen konnte.

Ein weiterer Impuls ging von Dr. Susanne Heim aus. Die Politikwissenschaftlerin fragte für eine Edition von zeitgenössischen Quellen zur Judenverfolgung nach Details zum Leben des Oberrabbiners in Krefeld bei der NS-Dokumentationsstelle an. Aus dem Kontakt ergab sich der Hinweis, dass Arthur Bluhm 1940 eine Autobiografie geschrieben hatte, die in einem Exemplar in Cambridge (Massachusetts) erhalten geblieben ist.<sup>5</sup> Eine Kopie dieser Autobiografie konnte für diesen Aufsatz ausgewertet werden. Einige Unsicherheiten in der Datierung von Dr. Bluhms Neuanfang in Amerika konnten von der Archivarin Merle Branner in Glencoe, Illinois, geklärt werden. Spuren in Amarillo, Texas, wurden hingegen bislang nicht gefunden.



Abb. 1. Paßbild von Dr. Bluhm aus seiner Krefelder Zeit.

Als zusätzliche Hilfe bei der Einschätzung der Rabbinerpersönlichkeit halfen der Autorin die Erinnerungen ehemaliger Krefelderinnen und Krefelder, namentlich Rolf Gompertz (\*1927), der seine ersten Lebensjahre in Krefeld verbrachte, mit seinen Eltern Oskar und Selma Gompertz 1939 aus Deutschland floh und heute in Kalifornien lebt.

## Frühe Jahre, Studium und Ausbildung zum Rabbiner

Arthur Bluhm wurde am 23. Oktober 1899 als Kind jüdischer Eltern in Westpreußen geboren. Die Ortschaft hieß Polnisch Cekzin (Cekcyn) im Kreis Tuchel (Tuchola). In dem kleinen Ort waren die polnischen Katholiken deutlich in der Mehrheit.<sup>6</sup> Es gab nur drei jüdische Familien. Arthur Bluhms Vater betrieb einen Krämerladen. Die Mutter war Hausfrau, aber des Lesens und Schreibens kundig – im Gegensatz zur Mehrheit der Einwohner. Sohn Arthur war ein Einzelkind. Mit sieben

Jahren erlebte Arthur Bluhm, was Pogromstimmung bedeutet. Als ein verhasster preußischer Regierungsbeamter nach Jahren der Unterdrückung endlich abrückte, vergriff sich die Masse der Einwohner ersatzweise an dem Eigentum eines jüdischen Ladenbesitzers, der für die Deutschen als Zuträger gearbeitet hatte. Bei anderer Gelegenheit wurde er mit dem Ritualmordvorwurf konfrontiert. Die fühlbare Bedrohung kam in der Gestalt eines dem Jungen eigentlich vertrauten Scherenschleifers. Er kündigte glaubhaft an, dass man „bereit“ sei, falls zu Pessach Christen verschwinden würden ...

Obwohl dem jungen Bluhm der Minderheitenstatus früh bewusst war, hatte er schon vor seiner Bar Mitzwah, seiner religiösen Reife, den Gedanken, Rabbiner zu werden. Er wollte sich ganz der Religion widmen, was den Wünschen vor allem seiner Mutter entsprach. Über Kindheit und Jugend ist ansonsten wenig bekannt. Die Eltern unterstützten die Ambitionen des Jungen, indem sie ihm eine gute Schulbildung ermöglichten. Sie zogen sogar in die Stadt, damit er eine höhere Schule besuchen konnte. Dort wurde der junge Bluhm mit einem antisemitischen Lehrer konfrontiert, der ihn fast so weit brachte, den Schulbesuch abzubrechen. Allerdings konnte der Schüler Bluhm sich auf die Unterstützung seiner Mitschüler verlassen. Das Abitur machte Arthur Bluhm am (katholischen) Gymnasium in Konitz (Chojnica) im Jahr 1919. Weil die Stadt nach dem Krieg dem polnischen Staatsgebiet zugeschlagen wurde, ging Arthur Bluhm nach Berlin. Er wollte seine deutsche Staatsbürgerschaft nicht verlieren.

Ein Studium begann Arthur Bluhm zum Wintersemester 1920 an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin. Nach zwei Jahren hatte er genug vom hektischen Großstadtleben, dem ständigen Aufruhr und den sonstigen Begleiterscheinungen der Inflation. Er wechselte in das wesentlich ruhigere Würzburg. Seine Studienfächer waren Philosophie und orientalische Philologie (unter anderem syrische Grammatik und Neupersisch). Eigentlich wäre Alte Geschichte seine erste Wahl gewesen, aber man bedeutete ihm, dass der zuständige Hochschullehrer ein persönlicher Freund eines gewissen Hitler wäre und dass er Juden im Examen grundsätzlich durchfallen lassen



würde. Mit einiger Verwunderung akzeptierte der Student die bayerischen Verhältnisse. Zum Abschluss seiner Würzburger Studien promovierte er am 24. März 1924 zum Doktor der Philosophie. Das Thema seiner Dissertation war „Das Kind in der Bibel“.

Im Anschluss setzte er seine Studien mit einer Ausbildung zum Rabbiner an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin fort. Diese von Staat und Gemeinde unabhängige Institution war in der Kaiserzeit von deutschen Wissenschaftlern jüdischen Glaubens gegründet worden. Sie wollten die Erforschung und Darstellung des Judentums auf anerkannte wissenschaftliche Grundlagen stellen.<sup>7</sup> Der Schwerpunkt der Einrichtung hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr in Richtung Rabbinerausbildung verlagert. Sie war die erste Ausbildungsstätte speziell für Rabbiner mit Universitätsniveau. Den liberalen Geist, der an der Hochschule herrschte, erkennt man daran, dass sie das Frauenstudium zuließ. Zur gleichen Zeit, in der Arthur Bluhm dort studierte, erhielt auch die erste Rabbinerin Regina Jonas ihre Ausbildung (Studienzeit 1924 – 1930).<sup>8</sup>

Da seine Eltern ihr Vermögen durch die Inflation verloren hatten, gab Dr. Bluhm neben seiner Ausbildung Religionsunterricht an verschiedenen Berliner Gymnasien und predigte in einigen Gemeinden. Als er 1925 von einer Erkrankung des Danziger Rabbiners Dr. Robert Kälter hörte, bewarb er sich auf eine zeitlich befristete Vertretungsstelle. Für den Winter 1925/26 unterbrach Dr. Bluhm deswegen sein Studium. Die schwierigen Verhältnisse in der Stadt Danzig waren ihm dadurch vertraut, dass er in dem deutsch-polnischen Spannungsfeld aufgewachsen war. In der „Freien Stadt Danzig“ hatte sich, bedingt durch die Grenzziehung nach dem Versailler Vertrag und ihren Folgen, die Zusammensetzung der jüdischen Gemeinde zu Beginn der 1920er-Jahre rapide geändert.<sup>9</sup> 1923 standen 2500 Danzigern 4800 aus Polen und der Sowjetunion zugewanderte Juden gegenüber. Sie brachten eigene religiöse Traditionen mit. In der Konsequenz wurde 1923 ein orthodoxer, jiddisch sprechender „Dajan“ (Rabbinats-Assessor bzw. rabbinischer Richter) eingestellt, Jakob Meir Sagalowitsch.

Der seit 1909 in Danzig tätige Rabbiner Dr. Robert Kälter brauchte aber dringend weitere Unterstützung. Er hatte sich stark engagiert, um von Pogromen und schlechten Lebensbedingungen bedrohten polnischen und russischen Juden die Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Die Freie Stadt Danzig mit ihrem Hafen war eine Art Nadelöhr, durch das die Auswanderungswilligen mussten, da das Deutsche Reich seine östlichen Grenzen praktisch dicht gemacht hatte. Kälters Sohn Wolfgang erinnerte sich 2006, dass die Familie den großen Flur der Wohnung, in dem häufig Hilfesuchende warteten, scherzhaft den „polnischen Korridor“ nannte.<sup>10</sup> Die Situation

in der Gemeinde wurde aber nicht einfacher, denn zu den religiösen Unterschieden kamen noch politische Gegensätze. Die alleingewesenen Juden teilten den zionistischen Eifer der Neuankömmlinge nicht.

So kam es, dass Dr. Bluhm in Zeiten der Abwesenheit Dr. Kälters einen Teil der Verpflichtungen des Rabbiners übernahm. Über den „Kantor Jakob Klein“<sup>11</sup> habe er dann Johanna Heimann kennengelernt. Die junge Frau aus gutem, und keineswegs orthodox-jüdischem Hause – sie war 1906 in dem gutbürgerlichen Vorort Oliva geboren worden – nahm bei einem Musikerkollegen Gesangsunterricht. Der Aushilfsrabbiner war nicht nur von der Stimme seiner neuen Bekanntschaft sehr beeindruckt. Es gab Gelegenheit, sich näher zu kommen. Und auch so hatte Johanna Heimann bald eine Verbindung nach Berlin: Sie siedelte über und nahm dort Gesangs- und Schauspielunterricht. Wenn man der Darstellung in dem Roman von Margaret Abrams glauben darf, war Johanna Heimann sehr lebenslustig und hatte Bedenken, die Frau eines Rabbiners zu werden.

Vom 15. August 1925 bis zum April 1926 arbeitete Dr. Bluhm in der jüdischen Gemeinde Danzig als Religionslehrer.<sup>12</sup> Gelegentlich hielt er auch vertretungsweise Predigten. Das freundliche Zeugnis des Synagogenvorstandes vom 10. April 1926 hebt sein „liebenswürdiges“ Wesen hervor und bestätigt: „Seine Unterrichtstätigkeit hat die schönsten Erfolge bei der Jugend gezeitigt.“<sup>13</sup> Bluhm verließ Danzig, um in Berlin seine Studien zu beenden.

Am 24. Januar 1927 bestätigte der Vorstand der jüdischen Gemeinde in Berlin, dass Dr. Arthur Bluhm seit dem Jahre 1922 an hohen Festtagen als Prediger mitgewirkt und auch wiederholt Gemeinderabbiner vertreten habe.<sup>14</sup> Zu dieser Zeit wohnte er in der Schönhäuserstraße 50, im Berliner Bezirk Mitte. Von dort war es nicht weit zur Synagoge in der Oranienburger Straße und auch nicht zur Hochschule in der Artilleriestraße 14 (heute Tucholskystraße 9).

Der 8. März 1927 war ein wichtiger Tag für Arthur Bluhm. Er legte sein Rabbinatsexamen an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums ab. Die Noten der schriftlichen Arbeiten waren nicht gerade herausragend: „noch gut“ bzw. „genügend“. Die mündlichen Prüfungen bestand er im Schnitt mit „gut“, was auf eine stärkere Begabung im Umgang mit Menschen hinweist. Der „Rabbiner Dr. Baek“ prüfte Dr. Bluhm in Religionsgeschichte, Methodik des jüdischen Religionsunterrichts und Theorie und Geschichte der jüdischen Predigt.<sup>15</sup> Für den 27-jährigen wurde es mit diesem Abschluss Zeit für eine feste Stelle. Da kam ein Angebot aus Krefeld, wo der bisherige Amtsinhaber Dr. Joseph Levi ernsthaft erkrankt war, gerade recht.

## Stelle in Krefeld

Vom 10. April 1927 bis zum Jahresende wirkte Arthur Bluhm in Krefeld zunächst als zweiter Rabbiner – neben dem offiziell noch im Amt befindlichen Joseph Levi. Das „Israelitische Familienblatt“ meldete am 1. Dezember 1927, dass der 62-jährige Dr. Levi nunmehr „wegen geschwächter Gesundheit sein Rücktritts-Gesuch eingereicht“ habe.<sup>16</sup> Dr. Bluhm übernahm zum 1. Januar 1928 das Amt des Krefelder Oberrabbiners. Damit hatte er ein festes Einkommen und konnte an eine Eheschließung denken. Dr. Arthur Bluhm und Johanna Heimann heirateten am 2. Januar 1928 in Danzig. Johanna Bluhm geb. Heimann meldete sich am 11. Januar 1928 in Krefeld an. Das Ehepaar zog drei Monate später von Bluhms Junggesellenwohnung in der Nordstraße 165 in eine Wohnung an der Bismarckstraße 80, die nun etwas weiter entfernt von der Synagoge an der Marktstraße war.

Am Vormittag des 8. Februar 1928 fand ein Festgottesdienst zur Einführung des neugewählten Oberrabbiners Dr. Bluhm statt. Die „Niederrheinische Volkszeitung“ berichtete am 9. Februar zweispaltig über das gesellschaftliche Ereignis. Zugegen waren die Rabbinerkollegen aus Düsseldorf und aus Aachen, aber auch Vertreter des Staates, der Justiz, der Düsseldorfer Behörden und der Stadt Krefeld. Der Polizeipräsident Wilhelm Elfes war anwesend, genauso wie der oberste Katholik Krefelds, Dr. Gregor Schwaborn. Die Begrüßung erfolgte durch den Vorsitzenden des Gemeindevorstandes. Damals hatte Gustav Cohn dieses Amt inne. Bei der eigenen Ansprache hob der neue Oberrabbiner auf die Wichtigkeit der Religion und der Religionsfreiheit ab. Die Zeitung zitierte sein Bekenntnis zum Patriotismus: „Wir fühlen mit unserem deutschen Vaterlande. Seine Not ist unsere Not. Sein Geschick ist unser Geschick. Wir haben keinen sehnlicheren Wunsch als [als] freie deutsche Bürger zu gelten und beachtet zu werden und mit allen in Frieden und Eintracht zu leben.“<sup>17</sup>

Dr. Levi hinterließ seinem Nachfolger im Wortsinne eine schwierige Baustelle. Die große Synagoge an der Petersstraße musste in der Zeit zwischen 1927 und 1930 generalüberholt werden, wobei es an allen Ecken und Enden und immer dringender an Geld fehlte. Ursprüngliche Entwürfe hatten vorgesehen, die äußere Hülle der Synagoge von allem Stuck und Putz zu entschlacken, um aus dem alten Tempel ein modernes Backsteingebäude zu machen. Von den radikalen Ansätzen blieb eine gemäßigte Ausführung, bei der das Modernste die Umgestaltung des Innenraums – einschließlich der Fenster – nach Entwürfen von Johan Thorn Prikker war.<sup>18</sup> Der Rechtsanwalt und Gemeindevorstand Josef Wilczek (1877 – 1943) dankte dem Architekten Max Sippel am 22. September 1930 für den erfolgreichen Umbau.<sup>19</sup> Das sollte nun der neue

Rahmen werden, in dem Dr. Bluhm fast 9 Jahre lang wirkte.

Die Aufgaben des Oberrabbiners waren zunächst die üblichen: die Seelsorge in der Gemeinde und die Unterweisung der Kinder und Jugendlichen, wozu auch der Schulunterricht in Religion für die jüdischen Schülerinnen und Schüler der Krefelder Gymnasien zählte. Erwartet wurde ferner die Mitwirkung bei der Betreuung der Armen, Bedürftigen und Kranken. Für die jüdischen Gefangenen war er Gefängnisseelsorger. Auch seine junge Frau wurde reklamiert. Die Vorsitzende des „Israelitischen Frauenvereins“ Johanna Levy-Bruckmann lud „Frau Oberrabbiner Dr. Bluhm“ gleich zur Generalversammlung ein. Hauptanliegen des Vereins war die Wohltätigkeit gegenüber den Kranken und Armen. Als die Organisation am 3. Mai 1931 ihr hundertjähriges Bestehen feiern konnte, hielt „Herr Oberrabbiner Dr. Bluhm“ die Predigt, „Frau Dr. Bluhm“ sang anschließend das Solo „Dank sei Dir, Herr“.

Die Jugendarbeit war Dr. Bluhm auch schon vor seiner Ernennung zum Oberrabbiner ein Anliegen gewesen. Im November 1927 organisierte er gemeinsam mit Dr. Ernst Levy einen Informationsabend des Jüdischen Jugendbundes, in dessen Vorstand er vertreten war. Für den künstlerischen Rahmen sorgten Kurt Rahmer (Gesang), Dr. Luise Leven (Klavier)<sup>20</sup> und Kurt Abt (Violine). Ein Ankündigungszettel aus dem April 1931 zeigt umfangreiche Aktivitäten des Jugendbundes: Vorträge, Spiele- und Leseabende, eine Wanderung zu rheinischen Wasserburgen.<sup>21</sup>



Abb. 2. Der Innenraum der von Thorn Prikker neu gestalteten Synagoge, ca. 1930.

Am 4. Juli 1930 schrieb Dr. Bluhm den Nachruf auf seinen Vorgänger als Oberrabbiner. Er hob die Verdienste des „Heimgegangenen“ bei der Arbeit mit den Jugendlichen hervor, seine Rolle als Vorbild in der Gemeinde, seine Liebe zur Literatur. Mit seiner württembergischen Heimat wäre Dr. Joseph Levi besonders verbunden gewesen, die Dialektfärbung habe sich in seiner Sprache erhalten. Mit Levis Bekenntnis zu Deutschland zeigte sich Bluhm einverstanden: „Sein besonderes Ideal war die Vereinigung von Deutschtum und Judentum. Er wollte die jüdische Allgemeinheit nicht als eine Sondergemeinschaft. Eine Blume sollte sie sein im Beete des deutschen Vaterlandes, verwurzelt mit dem deutschen Heimatboden. Deutsche Sprache, deutscher Geist und deutsche Kultur waren ihm Heimat seines Geistes und seines Herzens. Während ihm sein Judentum Heimat in der Welt verlieh, in des Lebens Fragen und Aufgaben, so gab ihm sein Deutschtum die Heimat auf der Erde.“<sup>22</sup>

Das Ehepaar Bluhm wurde in Krefeld heimisch und fand gute Freunde außerhalb und sehr gute Freunde innerhalb der Gemeinde. Es gab unter den Krefelder Juden einige engagierte Intellektuelle, mit denen Dr. Bluhm in geistigem Austausch stand. Dies betraf vor allem den fünf Jahre älteren Juristen Dr. Kurt Alexander (1892 – 1962), der auf nationalem Parkett für jüdische Belange eintrat. Auch an die rheinische Lebensart scheinen sich die Bluhms gewöhnt zu haben. In Krefeld war es offenbar nicht ungewöhnlich, dass sich Jüdinnen und Juden im Karneval vergnügten. Der Rabbiner lernte die Teilnahme seiner Gemeindemitglieder am sehr katholischen lokalen Brauchtum mit Gelassenheit zu betrachten.

In seiner Autobiografie berichtet Dr. Bluhm, dass er als Oberrabbiner ganz selbstverständlich zu offiziellen und gesellschaftlichen Anlässen eingeladen wurde. Selbst bei der Ernennung von Schulleitern und Lehrern habe er ein Wort mitzureden gehabt. Judenfeindliche Misstöne hätten sich erst durch einzelne Personen eingeschlichen. Der erste bedenkliche Zwischenfall ereignete sich nach den Erinnerungen von Dr. Bluhm im Jahr 1932. Eine Gruppe von Stahlhelm-Anhängern demolierte die Thorn Prikker-Fenster der Synagoge an der Marktstraße. Die Übeltäter wurden von Zeugen beobachtet. Als diese aussagen wollten, wurden sie von Nazis und Stahlhelm-Leuten mit dem Tod bedroht. Polizei und Justiz stellten daraufhin der jüdischen Gemeinde frei, ob sie von einer Strafverfolgung absehen wollte. Der Gemeindevorstand beschloss den Verzicht, weil er das Leben Unschuldiger nicht gefährden wollte.

### Wirken 1933 bis 1938

Nach der „Machtergreifung“ änderten sich Stellung und Tätigkeitsfeld des Oberrabbi-

ners allmählich. In der Autobiografie lässt sich das Schleichende dieser Prozesse gut nachvollziehen. Dr. Bluhm berichtete, dass man in Krefeld die nationalsozialistische Machtergreifung zunächst nicht sonderlich ernst nahm. Man wick den Parteileuten aus, so gut es ging. Wenn sie nicht zu umgehen waren, machte man die spitzen Bemerkungen, wenn sie die Gesellschaft verlassen hatten. Doch er registrierte auch, dass die Repräsentanten des Systems an Macht zunahmten. Je mehr sich die Leute einschüchtern ließen, desto herrischer konnten der Kreisleiter Erich Dietelkamp, ein gelernter Lehrer, und seine Parteigänger von der NSDAP auftreten.

Als unmittelbare Reaktion auf die Änderung der politischen Lage lud der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Ortsgruppe Krefeld, zu einer großen Veranstaltung im Saale der Industrie- und Handelskammer am 14. Februar 1933 ein. Immerhin war es noch möglich, den Saal der IHK zu bekommen. Durch die Beziehungen des Gemeindegliedes Dr. Kurt Alexander konnten auch zwei prominente Redner gewonnen werden: Dr. Julius Brodnitz, Vorsitzender des Zentralvereins und Arthur Sandelowsky, Mitglied des Hauptvorstandes. Sie sprachen über das Thema, das alle interessieren musste: Die Zukunft der deutschen Juden.

Auch wenn man diese Zukunft noch nicht als verloren ansah, so waren doch die Auswirkungen der neuen Verordnungen drastisch. Die für die Ausübung erst bestimmter, dann fast aller Berufe benötigten Ariernachweise entzogen vielen Gemeindegliedern die Existenz. Ihnen blieb praktisch nur die Auswanderung als Lösung. Dem Oberrabbiner, der im Verhandeln mit den Behörden geübt war, wuchs daraus eine neue Aufgabe zu: Er vermittelte zwischen den deutschen Behörden, den jüdischen Hilfsvereinen und den Botschaften und Vertretungen potentieller Aufnahmeländer. Dass dies durchaus in das Aufgabenfeld eines Rabbiners fallen konnte, war ihm schon durch die Tätigkeit in Danzig vertraut.

Durch die Auswanderung verlor die Gemeinde zahlungskräftige Mitglieder, obwohl ihr neue Aufgaben zuwuchsen. Im „Israelitischen Familienblatt“, für das Dr. Bluhm häufiger schrieb, beklagte er sich: „Es ist ja für uns alle ein schwieriges Problem, wie lange unsere Vereine und Institutionen weiter ihre Aufgaben erfüllen können. Die Einnahmen der einzelnen Vereine verringern sich von Jahr zu Jahr, die Ansprüche, die an sie gestellt werden, werden dagegen immer größer.“<sup>23</sup> Der optimistische Ausklang des Artikels, dass sich immer Menschen finden würden, die der Idee der jüdischen Menschen dienen wollten, klingt eher wie eine an sich selbst gerichtete Ermunterung in ziemlich hoffnungsloser Zeit.

Die Jugendarbeit unterlag neuen Regeln. Die jüdischen Kinder und Jugendlichen wurden

aus allen nicht-jüdischen Organisationen ausgeschlossen und mussten sich separat organisieren. Besondere Aktivitäten waren zu melden. So musste Hans-Arthur Hertz als verantwortlicher Leiter der jüdischen Pfadfindergruppe "Schwarzes Fähnlein" für die Wanderungen rund um Krefeld beim Polizeipräsidium vorstellig werden.<sup>24</sup> Ab August 1933 musste für die Jugendlichen der Gemeinde ein Kopfbeitrag gezahlt werden. Die Anordnung des „Jugendführers des deutschen Reiches“ argumentierte, dass er größere Beträge benötigte, die weder aus der Staatskasse noch aus den Mitteln der Hitlerjugend aufzubringen wären. Auch wenn die jüdischen Jugendlichen von diesem „Aufbauwerk“ nichts hatten, wurde vom Konto der Gemeinde ein Reichspfennig pro Kopf und Monat abgebucht.

Aus diesen Unterlagen ist zu ersehen, dass in der Gemeinde zu diesem Zeitpunkt 35 Jugendliche gezählt wurden. Sie alle hatten einen Revers zu unterzeichnen, dass sie nicht politisch tätig sein würden: „Ich verpflichte mich, solange ich der religiösen Arbeitsgemeinschaft angehöre, mich nicht kommunistisch oder marxistisch zu betätigen und mich innerhalb und außerhalb der Gemeinschaft des Betragens zu befleißigen, das jede Gefährdung der Arbeitsgemeinschaft ausgeschlossen wird. Insbesondere verpflichte ich mich, auf allen Veranstaltungen der Gemeinschaft keinerlei politische Gespräche zu führen und weder kommunistische oder marxistische Zellen zu bilden oder für solche zu werben.“<sup>25</sup> Soweit lesbar, wurden solche Zettel an erster Stelle von Dr. Bluhm und dann von folgenden Jugendlichen unterschrieben: Betty [...], Sally Kaufmann, [...], Erwin Rosenthal, Karl [?] Reiss, [Ilse?] Goldschmidt, Edith Zanders, Paul Frankfurt, Kurt Fürst, Erich Stahl, Dagobert Benima, Walter Cahn, Sidonie (Sidi) Levy, Erwin Klein, Berthold Bruckmann, Danny Winter, Lilly Deutscher, Kurt Bruckmann, Edith Leven, Gerda Willinger [?], Marga Isacson, Else Levy, Hilde Meyer, Charlotte (Lotte) Hirtz, Hans Seelig, [...] Leyens, Helmut Hertz, Leopold (Leo) Marx, Elly Michelsohn, Gertrud Gompertz, Lotte Gompertz, Ruth Salomon, Lore Marks, Ilse [...], Kurt Berkley, Erich Levy, Hans-Arthur Hertz, Werner Davids, [...] und [M. Baruchs?]. Als Helfer bei der jüdischen Jugendarbeit gab Dr. Bluhm den Referendar d. D. Otto Conrad Strauß, den Dr. jur. Richard Hertz, Sidonie Levy und Edith Zander an. Die Fluktuation in der Jugendgruppe war allerdings beträchtlich und es ist kaum anzunehmen, dass noch eine kontinuierliche Arbeit möglich war.

Unter den herrschenden Verhältnissen gewann der Zionismus auch in Krefeld an Bedeutung. Es bildete sich eine zionistische Ortsgruppe unter Leitung von Berthold Bruckmann. Für den 1. März 1936 lud die Gruppe in die Räume der Niederrhein-Loge ein. Es sprach der Rabbiner Dr. Max Nussbaum aus Berlin über das Thema „Hilfe durch Aufbau

– die Antwort des Zionismus“. Eine größere Bewegung wurde die Auswanderung nach Palästina trotzdem nicht. Berthold Bruckmann zum Beispiel wanderte im Mai 1939 nach Großbritannien aus, wo er zunächst interniert wurde.

Die immer repressiver werdenden Verordnungen und Gesetze gegen die Juden führten dazu, dass viele in Konflikt mit dieser neuen Ordnung kamen. Dies beanspruchte auch den Oberrabbiner. War er als Gefangenenseelsorger in den ersten Amtsjahren kaum in Anspruch genommen worden, so wurde ihm nun der dienstliche Umgang mit Justiz und Polizei alltäglich. Obwohl er als Rabbiner keinen Rechtsanspruch auf Gefangenensuche mehr hatte, wurde ihm der Zugang in der Regel gewährt. Auch durch seinen Freund Dr. Kurt Alexander musste Dr. Bluhm erfahren, dass der Rechtsstaat sich allmählich auflöste. Er berichtete von skandalösen Tendenzurteilen und dem Druck, der auf das Rechtssystem ausgeübt wurde. 1935 hörte Dr. Bluhm zum ersten Mal einen unmittelbaren Augenzeugenbericht eines seiner jugendlichen Schützlinge, Kurt Mayer, der kurze Zeit in dem einen der Moorlager bei Papenburg festgehalten worden war.

Außergewöhnlich war, dass er im April 1937 selbst im Polizeigefängnis einsitzen musste. Das war im Zusammenhang mit Ermittlungen gegen die Niederrheinloge, deren Präsident er zeitweise war. Über diese Erfahrung hielt Arthur Bluhm im November 1941 einen Vortrag vor Logenmitgliedern in Amarillo. Bemerkenswert ist, wie er darin schildert, dass er den damaligen Leiter der Krefelder Gestapo Adolf Riekmann gegenüber einem auswärtigen Vorgesetzten in Schutz genommen habe und dass Riekmann danach sein „Freund“ geworden wäre. Riekmann wäre im Herbst 1938 in aller Stille nach Kleve versetzt worden, weil einer seiner Mitarbeiter ihn wegen dieser Freundschaft denunziert habe.<sup>26</sup>

Noch am 7. Februar 1938 erhielt der „Wehrpflichtige“ Dr. Arthur Bluhm einen Ausweis des Wehrbezirkskommandos, der ihn als tauglich für den Militärdienst einstuft.<sup>27</sup>

Ende September 1938 wurde Arthur Bluhm Zeuge eines Ereignisses, das bislang nicht dokumentiert ist.<sup>28</sup> Auf Anweisung der Gestapo in Düsseldorf waren in das Gefängnis Anrath etwa hundert jüdische Menschen aus dem Burgenland eingewiesen worden. Von ihnen erfuhr der herbeigerufene Oberrabbiner eine bizarre Geschichte: Deutsche Behördenvertreter hätten den Juden versprochen, wenn sie ihr gesamtes Vermögen abgeben würden, bekämen sie Geleit in die Niederlande und dort ein Schiff in die Vereinigten Staaten. In Rotterdam hätten die Beamten sie vor dem Schiffsbüro warten lassen und wären verschwunden. Die niederländische Polizei schob die gestrandete Gruppe nach Deutschland ab, wo sie nun im Gefängnis

Anrath festsaß. Dr. Bluhm und Dr. Alexander erreichten in Verhandlung mit Behördenvertretern in Düsseldorf die Freilassung und die Erlaubnis, dass die Menschen wieder nach Wien fahren durften.

Dieses war ein Wetterleuchten noch weit beunruhigenderer Ereignisse. Ende Oktober 1938 wurden alle polnischen Staatsangehörigen aus dem Deutschen Reich ausgewiesen. Das betraf vor allem aus dem damaligen Polen stammende Juden, die zum Teil schon in der zweiten Generation in Deutschland lebten. Während die Ausländerbehörden in anderen Städten kurzerhand Männer, Frauen und Kinder verhafteten, um sie abzuschieben, beschränkte sich die Krefelder Polizei nach Anweisungen des Polizeidezernenten Dr. Hürter zunächst auf erwachsene Männer.<sup>29</sup> Dieses geschah ohne Vorwarnung. Erst allmählich bekam der am 28. Oktober, einem Freitag, von den Frauen der Verhafteten alarmierte Oberrabbiner heraus, dass es sich um eine reichsweite Aktion handelte. Er versuchte in Verhandlungen mit der Polizei das Beste für seine Leute herauszuholen, musste sich aber letztlich damit zufrieden geben, dass die Frauen und Kinder wenigstens nicht mit Polizeigewalt zusammengeworfen wurden und dass die Gemeinde Vollmachten über das zurückgelassene Eigentum der Ausgewiesenen erhielt.

Die polnischen Juden wurden in einem Waggon deportiert, der an einen normalen Reisezug nach Berlin angehängt wurde. Dr. Bluhm reiste ihnen nach, konnte aber nichts erreichen. Er kehrte nach Krefeld zurück, wo er erfuhr, dass seine Mutter gestorben war. Die Trauerwoche wollte er in Berlin verbringen. Zurück in Krefeld kamen die Dinge noch schlimmer.

## Novemberpogrom und Konzentrationslager Dachau

Natürlich war auch in Krefeld bekannt, dass ein jüdischer Jugendlicher am 7. November einen Anschlag auf einen deutschen Botschaftsangehörigen in Paris verübt hatte. Dass es schon am Tage darauf zu einzelnen Ausschreitungen gegenüber Juden kam, wurde nicht so schnell verbreitet und war auch den jüdischen Organisationen in Berlin nicht gewärtig. Die Reaktionen der Juden schwankten zwischen „es wird schon nicht so schlimm werden“ und diffuser Furcht. Dr. Bluhm gehörte eher zu denen, die sich bedroht fühlten. In der Nacht vom 9. auf den 10. November wurde er durch einen Telefonanruf des Gemeindebeamten und Vorsängers Leo Halperin geweckt.<sup>30</sup> Die Familie Halperin bewohnte das kleine Haus an der Petersstraße direkt neben der Synagoge, in dem sich auch das Gemeindebüro befand. Er teilte mit, was die Bluhms dann auch aus den Gartenfenstern ihrer Wohnung am Nordwall 126 als

hellen Feuerschein sehen konnten: die Synagoge stand in Flammen. Vom Bett aus versuchte Dr. Bluhm, Verantwortliche bei Polizei oder Feuerwehr zu erreichen, was ihm nicht gelang. Schließlich machte er sich mit Dr. Kurt Alexander und Otto Meyer vom Gemeindevorstand auf den Weg, um zu sehen, was geschah. Doch auch vor Ort fand das Trio, dem es nun daran gelegen war, wichtige Unterlagen aus dem Büro zu retten, keine Unterstützung. Dr. Bluhm wurde erkannt und von einem jungen Mann tätlich angegriffen. Dass ihm nichts weiter passierte, verdankte er vier Uniformierten, die auf seine Aufforderung hin eingriffen.

Die Rabbinerwohnung wurde in dieser Nacht zwar nicht von SA und Pöbel überfallen, aber kaum war Dr. Bluhm wieder zu Hause, trafen Walter Kober und ein Angestellter der Gemeinde, wenig später auch Erwin Kober ein. Das Ehepaar Emilie und Erwin Kober betrieb, unterstützt von Sohn Walter und dem nicht namentlich bekannten Angestellten, das Gemeindehaus am Bleichpfad. Hier hatten SA-Männer alles kurz und klein geschlagen und Feuer gelegt. Auch telefonisch gingen unentwegt Schadensmeldungen ein. Nachrichten aus Krefeld und aus den Gemeinden der Umgebung deuteten das Ausmaß der Zerstörungen, Misshandlungen und Verhaftungen an.

Am Tag wurde Arthur Bluhm in seiner Wohnung von zwei Beamten abgeholt.<sup>31</sup> Dr. Bluhm und 31 weitere jüdische Männer wurden vorläufig im Polizeigefängnis an der Girmesgath eingesperrt – zusätzlich zu den „normalen“ Arrestanten. Zwölf Personen mussten sich eine Zelle teilen. Auch am nächsten Tag ging

die Verhaftungswelle weiter. Es traf weitere 31 Männer. Die 63 Juden saßen über das Wochenende fest. Am Montag ging die Gestapo wieder ans Werk. Die Beamten der Krefelder Außenstelle sollten in Listen zusammenfassen, wer für die Überführung in ein Konzentrationslager in Frage käme.

In dem Sonderzug, der schließlich am Vormittag des 16. Novembers aus Duisburg abfuhr, waren Juden aus verschiedenen Städten des Rhein/Ruhrgebietes und die abkommandierten Begleitmannschaften. Aus Krefeld fuhr der „Judenreferent“ der Gestapo Richard Schulenburg als Leiter des Begleitkommandos mit. Namentlich erwähnt Dr. Bluhm außerdem den Kriminaloberassistenten Herbert Braun. Die Fahrt ging zunächst in Personenwagen Richtung München – mit Stopps und der Einlieferung von weiteren Festgenommenen in Düsseldorf und Köln – und von dort aus weiter nach Dachau. Der ganze Transport dauerte deutlich länger als die veranschlagten zwölf Stunden, statt um 23 Uhr kam er erst gegen 2 Uhr am nächsten Tag an. In Dachau wurde von den Personenwagen in Güterwaggons umgestiegen, die quälend langsam die wenigen Kilometer zum Lager zurücklegten. Nach der Ankunft gegen 5.10 Uhr wurde zunächst einmal zwei Stunden Appell gestanden. Das übliche Eingangsritual verzögerte sich. Die Personalien waren aufzuschreiben, Häftlingsnummern und -anzüge zu verteilen. Zu dem üblichen Verfahren gehörte auch die Zwangsdusche und das Schneiden bzw. Rasieren der Haare und die erkennungsdienstliche Behandlung mit der Aufnahme von „Verbrecherfotos“ aus drei Blickwinkeln.

Das Eingangsbuch des Konzentrationslagers Dachau verzeichnet unter dem 17. November die Namen von 52 Krefeldern (darin eingeschlossen auch einige, die in den kleineren Ortschaften im Zuständigkeitsbereich der Gestapo Krefeld rund um die Stadt lebten), die mit Häftlingsnummern versehen wurden. Dr. Bluhm bekam die Nummer 30081, die allerdings – im Gegensatz zu späteren Gepflogenheiten – nicht eintätowiert wurde. Ein Teil der Häftlingsnummern für die Männer aus Krefeld und Umgebung folgt dicht aufeinander. Tatsächlich konnten sie als Gruppe zusammenbleiben und wurden auch in die gleiche, mit 800 Männern völlig überbelegte Häftlingsbaracke eingewiesen. Dr. Bluhm gab am 20. November 1938 auf einer Postkarte an seine Frau in der Anschrift „Block 21, Stube 4“ an.<sup>32</sup> Die vollständige Prozedur dauerte bis 19.30 Uhr.

Die Krefelder hielten sich fast alle an das von ihnen unterzeichnete Schweigegebot über die Zustände in Dachau. Der einzige bekannte zeitgenössische Bericht, der zeitnah veröffentlicht wurde, stammt von Arthur Bluhm. Kurz nach seinem Amtsantritt als Rabbiner in Texas gab er dem „Amarillo Sunday News Globe“ ein langes Interview, das am 17. August 1941 veröffentlicht wurde.<sup>33</sup> Zu diesem Zeitpunkt wollte Dr. Bluhm Amerika vor den deutschen Verhältnissen warnen, konnte sich aber nicht allzu deutlich äußern, da er seinen Vater und die Eltern seiner Frau noch in Deutschland wusste.<sup>34</sup>

So berichtete Dr. Bluhm vorsichtig, dass ihm persönlich nichts außergewöhnlich Schlimmes passiert wäre, obwohl er sah, wie seine Freunde, Bekannten und Kollegen von den Wachen geschlagen wurden und an Hunger und Krankheiten starben. Er hätte das Glück gehabt, in einem Block gewesen zu sein, wo der zuständige SS-Mann (one of the „better“ storm troopers) mehr dazu neigte, die Insassen zu schlagen, statt sie zu töten. Tote hätte es trotzdem bis zu 72 am Tag gegeben. Die Menschen wären allerdings eher an Krankheiten und Hunger gestorben als durch Schläge und Kugeln, was durch mangelnde Hygienemöglichkeiten, Fehlen ärztlicher Versorgung, Unterernährung und die Zumutungen des Lageralltags zu erklären sei.

Er habe nach der Ankunft die übliche Lagerkleidung verpasst bekommen. Er beschreibt sie als einem dünnen amerikanischen Sommerpyjama ähnlich. In dieser Kleidung hätte er dreimal täglich bei Wind, Regen und Kälte Appell stehen müssen. Mitunter wurden auch 8-Stunden-Appelle abgehalten. Dr. Bluhm bemerkte, dass man selbst die völlig durchnässte Bekleidung nicht habe ablegen dürfen, wodurch man zusätzlich an Körperwärme verlor.

Johanna Bluhm bemühte sich derweil um die Freilassung des Gatten. Das Ehepaar hatte



Abb. 3. Postkarte der Familie Kober – Gemeindehaus am Bleichpfad, um 1938. Reproduktion: Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus – Alte Synagoge Bonn e. V.

für den Fall der Fälle genaue Absprachen getroffen. Sie setzte Hilferufe ins Ausland ab. Wie ihr außerdem empfohlen worden war, hob Sie in einem Schreiben an die geheime Staatspolizei in Düsseldorf hervor, dass der Oberrabbiner für die Organisation der Auswanderung der Gemeindeglieder in Krefeld dringend benötigt wurde. Darüberhinaus wären schon Schritte zur eigenen Ausreise eingeleitet.<sup>35</sup> Tatsächlich gelang es Dr. Bluhm nach qualvollen drei Wochen, nach Krefeld zurückzukehren. Am 9. Dezember wurden er und 234 weitere Lagerinsassen entlassen. In München wurden sie von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in einem separaten Wartesaal verpflegt. Dr. Bluhm nahm den Nachtzug nach Krefeld, wo er am nächsten Morgen eintraf. Die Frauen müssen von den Entlassungen erfahren haben, denn sie erwarteten die Heimkehrer am Bahnhof.

## Emigration

Parallel zu dem Geschehen in Deutschland entstanden in den Vereinigten Staaten jüdische Hilfskomitees, die vorrangig die deutsch-jüdische Intelligenz, insbesondere die Rabbiner und ihre Familien, aus Deutschland herauszubringen versuchten. Man erreichte, dass diese Gruppe nicht wie die übrigen Einwanderer zahlenmäßig begrenzt wurde. Einzige Bedingung blieb, dass es Bürgen für den Unterhalt der Flüchtlinge geben musste.

Schon am 29. November 1938 – Dr. Bluhm befand sich noch in Dachau – traf sich das Kuratorium der jüdischen Gemeinde North Shore Congregation Israel (NSCI) in Glencoe, Illinois. Der dortige Rabbiner Charles E. Shulman hatte eine Sondersitzung einberufen lassen. Von einem Hochschullehrer, der selbst vor den Nazis geflohen war,<sup>36</sup> hatte Charles Shulman erfahren, dass der Krefelder Rabbiner Bluhm in einem Konzentrationslager einsaß. Shulman, der 1900 in der Ukraine geboren und mit seinen Eltern in die USA emigriert war, entschloss sich, Dr. Bluhm und seine Familie zu retten. Das Kuratorium folgte dem Vorschlag und beschloss, alle notwendigen Schritte zu unternehmen, um Dr. Bluhm und seine Familie von Deutschland nach Chicago zu bringen. Zusätzlich sicherte das Gremium zu, dass dies mit der Einrichtung der Stelle eines Hilfs-Rabbiners verbunden wäre, die Dr. Bluhm ein Jahresgehalt von 1 500 Dollar sichern würde.<sup>37</sup> Das war zwar im Vergleich zu den 12 000 Mark, die er in Krefeld verdiente, wenig, sollte jedoch nur das erste Überleben sichern.

Tatsächlich blieb Arthur Bluhm nach der Rückkehr aus dem Konzentrationslager keine vernünftige Alternative. Er musste seine Frau und sich selbst in das rettende Ausland bringen. Praktisch bis zum Tag der eigenen Abreise kümmerte er sich jedoch weiter um die Gemeindeglieder. Sie zurückzulassen,

muss ihm schwer gefallen sein. Aber anscheinend bekam er moralische Unterstützung durch den Gemeindevorstand. Am 18. November, da befand sich Bluhm gerade einen Tag im KZ Dachau, schrieben die noch in Krefeld verbliebenen Repräsentanten, darunter Dr. Hugo Kaufmann, ein sehr gutes Zeugnis. Darin heißt es „Das Schicksal, das ihm die Ausübung seines Amtes gegenwärtig unmöglich macht, bedeutet für uns einen unersetzlichen Verlust.“<sup>38</sup>

Sofort nach seiner Entlassung schrieb der Oberrabbiner serienweise Briefe an die Frauen anderer KZ-Häftlinge. Er bestellte Grüße und forderte die Frauen auf, bei den Behörden um Freilassung der Männer nachzusuchen. Als anzuführende Gründe nannte er die Notwendigkeit der Anwesenheit der Männer bei dem Verkauf von Hab und Gut, insbesondere der Liquidierung der Geschäfte und sonstigen Unternehmen, und die in kürzester Zeit bevorstehende Ausreise. Einen Tipp dazu hatte er parat: „Im Augenblick ist es verhältnismäßig leicht, ein Visum zur Dominikanischen Republik zu erhalten.“<sup>39</sup> Auch die Sorge um die Gemeindeglieder vor Ort ging weiter. Dr. Bluhm suchte die auf, die in Untersuchungshaft saßen, darunter zum Beispiel Hermann Koppel. Der alte Mann hatte Probleme mit der Einhaltung der neuen Regeln und wurde von den Nachbarn mehrfach denunziert. Der auf Dr. Bluhm ausgestellte Sprechzettel trägt das Datum 19. Dezember 1939.

Rolf Gompertz erinnert sich, dass das Ehepaar Bluhm in dieser Zeit bei seinen Eltern zum Essen eingeladen war. Der damals 11-jährige Junge vermied es auf Anweisung der Mutter, den Kopf des Rabbiners anzusehen. Dr. Bluhm trug noch die äußerlich sichtbaren Spuren seiner KZ-Zeit. Die in Dachau abrasiierten Haare waren in den wenigen Tagen nicht nachgewachsen, so dass Dr. Bluhm nur einen leichten Haarflaum auf dem kahlen Schädel hatte. Selma Gompertz wollte nicht, dass der Sohn ihren Gast anstarrte – er muss einen ziemlich schockierenden Anblick geboten haben.

Am 25. Dezember 1938, zwei Tage vor der Ausreise der Bluhms, schrieb der noch amtierende Vorsitzende der Synagogengemeinde Krefeld, Mitglied des Präsidialausschusses der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, stellvertretender Präsident des Jüdischen Centralvereins und Freund Dr. Kurt Alexander einen Empfehlungsbrief für Dr. Bluhm, der von sehr enger Verbundenheit zeugt: „Ich glaube, dass ich nie wieder einen Menschen finden werde, mit dem ich im jüdischen Willen so tief abgestimmt bin, dass ein solch inniges, den Interessen der Gemeinschaft dienendes Zusammensein möglich sein wird.“<sup>40</sup>

Die erste Station war kurz hinter der Grenze die Stadt Venio. In Venio erreichte die Bluhms im Februar die gute Nachricht, dass Dr. Bluhm als Rabbiner nach Amerika angefor-

dert worden war, als Non-Quota Immigrant. Persönlich bürgten: Dr. Fritz Bamberger aus Chicago (Illinois) und Dr. Fritz Kaufmann aus Evanston (Illinois) für ihn.<sup>41</sup> Die Schiffspassage führte direkt nach New York.

## Leben in Amerika

Über die erste Zeit des Ehepaars Bluhm in Amerika ist wenig bekannt. Bei der Jahresversammlung der North Shore Congregation Israel am 14. Mai 1939 wurde der gerettete Rabbiner der dortigen Gemeinde vorgestellt. Glencoe in Illinois liegt etwas nördlich des Stadtzentrums von Chicago am Michigan-See. Es ist eine weiße und wohlhabende Gegend mit einer Reform-Gemeinde. Es hätte wohl Bedarf an religiösem Beistand bei einer eher orthodoxen Minderheit gegeben, aber dafür war Dr. Bluhm nicht der richtige Mann. Die Gemeinde setzte ihn in der religiösen Schule ein, wo er zwei Lehrkräfte einsparte. Dr. Bluhm bot zusätzlichen Hebräischunterricht an und vertrat Rabbiner Shulman bei Abwesenheit. Die Protokolle loben ansonsten die Einsatzbereitschaft des Ehepaars Bluhm bei Gemeindeaktivitäten und verzeichnen ab 1940 Bemühungen Dr. Bluhms, eine Anstellung bei einer anderen Gemeinde zu finden.<sup>42</sup>

Das wichtigste für Arthur Bluhm war der Spracherwerb. Gefördert durch jüdische Einrichtungen bekam er die Möglichkeit eines Sprachstudiums. 1940 war er in der Lage, seine Autobiografie in englischer Sprache zu schreiben. Er nahm an einem Schreibwettbewerb teil, der durch die Harvard University gefördert wurde.<sup>43</sup> Das übergeordnete Projekt der Professoren Gordon Allport, Sidney B. Fay und Edward Y. Hartshorne war der Erforschung der Auswirkungen des Nationalsozialismus auf Individuen und Gesellschaft in Deutschland gewidmet. Die Teilnehmer wurden aufgefordert zum Thema „Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933“ zu schreiben. Dr. Bluhm tippte ein langes Skript.

Um die in Deutschland Verbliebenen musste man sich Sorgen machen. 1940 schickte der in Krefeld gebliebene Dr. Hugo Kaufmann einen Brief von einer jungen Frau mit dem Namen Olly Reich nach. Olly Reich, geb. Cohen, kannte Dr. Bluhm aus ihrer Zeit in Krefeld, wo sie mit ihm im Vorstand des Jugendbundes gearbeitet hatte. Sie war nach Stettin gegangen. Im Februar 1940 wurde sie samt Mann und 10-Monate altem Kind auf eine Reise nach Piaski bei Lublin gezwungen. Dieses Gebiet war damals zur Aufnahme von Juden aus dem ganzen Reich vorgesehen.<sup>44</sup> Die junge Frau schrieb mit Verzweiflung von ihrer Situation. Sie waren praktisch ohne Gepäck angekommen und benötigten dringend Kleidung für das Kind oder wenigstens etwas, aus dem sie Kinderkleidung machen konnte. „Falls es sie interessiert schreibe ich Ihnen gerne mal Näheres über das hie-

sige Ghetto, das uns zuerst völlig fremd war und das Lebensniveau dieser Juden das uns auch heute noch rätselhaft und unverständlich ist.<sup>45</sup> Im Jahr 1941 wurde Piaski eines jener Durchgangslager, von dem aus Juden aller Nationalitäten in die Vernichtungslager Belsec oder Sobibor transportiert wurden. Es ist also unwahrscheinlich, dass die junge Familie überlebt hat. Auch das Schicksal der Eltern Heimann und des Vaters Bluhm war ungewiß. Johanna Bluhm wusste, dass ihre Eltern im Warschauer Ghetto waren. Sie schickte Ihnen Pakete, von denen man nur hoffen konnte, dass sie die Adressaten erreichten. Erst nach dem Krieg erfuhr sie, dass ihr Vater im Warschauer Ghetto ums Leben gekommen, ihre Mutter aus dem Warschauer Ghetto zur Ermordung in das Lager Majdanek gebracht worden sein soll.<sup>46</sup>

Im August 1941 nahm Dr. Bluhm eine Stelle als Rabbiner in Amarillo, Texas, an. Das war eine kleine gemischte Gemeinde, ohne Leute mit Universitätsausbildung, und sie war weit weniger wohlhabend. Die Synagoge stammte aus dem Jahre 1929 und die Rabbiner hatten in den Vorjahren häufig gewechselt. Der Anfang des Ehepaares Bluhm in Texas war nicht einfach. Die Ein-Raum-Unterbringung war zunächst sehr provisorisch. Das Gehalt – im Roman wird es mit 150 Dollar beziffert – entsprach nicht dem Gewohnten. Auch die Erwartungen der Gemeinde an den neuen Rabbiner waren an den neuen Voraussetzungen orientiert als denjenigen, die Dr. Bluhm und seine Ehefrau mitbrachten. Man wusste, dass man einen Flüchtling engagiert hatte, dass

man aber einen hoch gebildeten und bestens ausgebildeten Mann bekam, damit hatten die Juden in Amarillo nicht gerechnet. In dem Abrahams-Roman wird unter anderem das Unverständnis geschildert, dass die Bluhms nicht jiddisch sprachen – nicht wenige Gemeindeglieder hatten ihre Wurzeln in Osteuropa – und die Texaner das frisch gelernte Englisch des Rabbiners nicht recht verstanden. Auf der anderen Seite findet Erwähnung, dass Johanna Bluhm erschüttert war, als die Frauen der Gemeinde zur Begrüßung mit Lebensmitteln erschienen. Das brachte sie, die früher solche Gaben an die Armen der Gemeinde verteilt hatte, in die Position der Bedürftigen.

Eine zusätzliche Schwierigkeit entstand durch die Bereitschaft Dr. Bluhms, öffentlich über die Diktatur in Deutschland zu sprechen. Schon 14 Tage nach seiner Ankunft gab er dem örtlichen Sonntagsblatt das bereits zitierte Interview. Daraufhin wurde er zu einem Vortrag in der Loge B'nai B'rith eingeladen. Im Anschluss an die Rede folgte ein Gesangsvortrag Johanna Bluhms. In dieser Kombination stellten sich die Bluhms auch in benachbarten Ortschaften vor. Nach dem Abrahams-Roman hielten einige der Gemeindeglieder diese Aktivitäten ihres Flüchtlingsrabbiners taktisch nicht für geschickt. Man wollte lieber nicht so auffallen. Antisemitismus war auch in Amerika nicht unbekannt. Die Kriegserklärung Deutschlands gegenüber den USA im Dezember 1941 führte glücklicherweise nicht zu einer Internierung der Bluhms, als registrierte „enemy aliens“ wurden sie nur in ihrer Reisefreiheit eingeschränkt. Dr. Bluhm be-

riet den Zivilschutz in Amarillo. Hanna Bluhm sammelte Spenden für das Rote Kreuz.

Für die nach Amerika ausgewanderten Krefelder Juden blieb die Verbindung zu ihrem ehemaligen Oberrabbiner bestehen, entsprechende Briefe künden davon. Als sich Helmut Hertz (damals in der US Army) im Juni 1945 um die jüdischen Friedhöfe kümmerte, erhielt Dr. Bluhm von ihm einen Durchschlag des Berichtes für Major Greenwood von der britischen Militärregierung in Krefeld.<sup>47</sup> In den Erzählungen der ehemaligen Krefelder finden Besuche in Amarillo Erwähnung. Der erste Junge, der in der Amtszeit Oberrabbiner Bluhms in Krefeld geboren und in die Gemeinde aufgenommen wurde, Rolf Gompertz, liess sich auch von Dr. Bluhm trauen. Die Hochzeit von Carol und Rolf Gompertz im April 1957 fand allerdings in Los Angeles statt. Rolf Gompertz ist immer noch im Besitz einer kleinen, gut 20 cm hohen Thorarolle, die einen hellgrünen Silbermantel trägt – ein Geschenk Dr. Arthur Bluhms, vielleicht zugleich von Johanna Bluhm, die es gerne gesehen hätte, wenn Rolf Gompertz ein Rabbiner in der Nachfolge Dr. Bluhms geworden wäre. Das Ehepaar Bluhm hatte keine eigenen Nachkommen.

Auch direkt nach Krefeld gab es in der unmittelbaren Nachkriegszeit Verbindungen. Fritz Leven, der erste Gemeindevorsitzende nach 1945, berichtete Dr. Bluhm, dass es in Krefeld nur noch 60 Mitglieder gab, meist alte Menschen. Nur alle vier Wochen trafe man sich zum Gottesdienst in einem Vortragsraum einer Schule an der Josefkirche.<sup>48</sup> Abhalten würde ihn Siegfried Simon, der in den Niederlanden im Versteck überlebt hatte. Die Bluhms schickten Pakete, deren Inhalt von Fritz Leven akribisch notiert wurde: Kleidung und auch haltbare Lebensmittel. Aus den Lebensmitteln entstanden Speisen für die Chanukka-Feier 1947, an der die Krefelder Gemeinde geschlossen teilnahm. Johanna Bluhm legte in jedes dieser Pakete ein Taschentuch, das sie mit ihrem Lieblingsduft parfümierte. Zu einem Besuch in Krefeld ist es aber wahrscheinlich nicht gekommen, obwohl Johanna und Arthur Bluhm 1957 eine große Europa-Reise machten, während der sie sieben Länder besuchten. 1959 fuhren die Bluhms nach Israel.

Mit der Zeit wurde das Ehepaar Bluhm in Amarillo wohl doch akzeptiert. Die Gemeindeglieder bauten für die Bluhms 1947 ein eigenes Haus. Die Gemeinde stabilisierte sich, in der Synagoge wurden feste Plätze eingeführt. Mit der Spende einer Hammondorgel hielt auch die Musik Einzug in den Gottesdienst. Das war ein äußeres Zeichen der Arbeit Dr. Bluhms, der die Gemeinde behutsam in Richtung einer Öffnung für alle Strömungen des Judentums führte. Heute ist sie Mitglied des Verbandes der Reformgemeinden in den USA. In den 1950er Jahre wurde auch mit der Planung einer neuen Synagoge



Abb. 4. Dr. Arthur Bluhm bei der Trauung von Carol und Rolf Gompertz in Los Angeles; 1957.

begonnen. 1960 wurde das Grundstück gekauft.

Dr. Bluhm war Mitglied zahlreicher Vereinigungen, unter anderem war er Mitglied des Rotary-Clubs. Zu seinen Aufgaben gehörte die Seelsorge für die jüdischen Soldaten des nahen Militärflughafens (Air Force Base Amarillo), der während des Korea-Krieges stark ausgebaut wurde. Die Nachrufe aus dem Jahre 1962 – Dr. Arthur Bluhm starb am 18. Juli – zeichnen das Bild eines freundlichen Mannes. Für die Kinder – und auch für manche verblüfften Erwachsenen – hätte er stets Süßigkeiten und gute Worte bereitgehalten. Die Jugendlichen hätten ihn wegen seines immensen Wissens respektiert, das er in anschaulicher Sprache zu vermitteln verstanden habe. Und auch die Erwachsenen hätten sich durch die Art seines Vortrages bereichert und angeregt gefühlt.

## Schlussbetrachtung

Von Polnisch Czekim irgendwo zwischen Polen und Deutschland bis nach Amarillo in Texas war es nicht nur im geografischen Sinne ein langer Weg. Und nur die Wegstrecke bis Krefeld, Arthur Bluhms Studienjahre in Berlin und Würzburg, seine ersten beruflichen Schritte in Danzig und Berlin, legte er freiwillig zurück. Der neue Oberrabbiner hätte in Krefeld ein würdiger Teil der Ahnengalerie der geachteten Amtsinhaber werden könnten – vielleicht nicht ganz so auf die Wissenschaft fixiert, wie einige seiner Vorgänger, dafür vielleicht etwas näher an den Mitgliedern der Gemeinde.

Ausreichend Gleichgesinnte mit einer bürgerlich-liberalen Grundeinstellung hatte er an seinem Wirkungsort gefunden. Die Beschreibung, die Dr. Bluhm 1930 für Dr. Levi fand, dürfte auch für ihn selbst gegolten haben: Deutschland war Vaterland für die emanzipierten Juden in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Deutsche Sprache, deutscher Geist und deutsche Kultur waren ihnen Heimat für Geist und Herz auf der Erde, das Judentum die Orientierung in der Welt.

Die nationalsozialistische Bedrohung untersagte den Juden die Vaterlandsliebe. Der überzeugte deutsch-jüdische Patriotismus der Kaiserzeit wurde in den Konzentrations- und Vernichtungslagern ausgelöscht. In den USA entwickelte sich ein neues Heimatgefühl aus der Dankbarkeit, Aufnahme in einem freien Land gefunden zu haben. Die schwierigen Zeiten dürften durch die innige Verbindung der Eheleute Bluhm etwas einfacher zu ertragen gewesen sein. Wie sehr Dr. Bluhm der intellektuelle Austausch der deutschen Bürgergesellschaft gefehlt haben mag? Keiner weiß es. Vielleicht ist dieses Fehlen der Grund für einen leicht melancholischen Zug in seinem Altersgesicht, das ansonsten Güte und Gelassenheit ausstrahlt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Der Titel Oberrabbiner wurde in Krefeld mit der Amtsvergabe an den ersten Oberrabbiner Löb Carburg im Jahre 1809 eingeführt. Vgl. Eleonore Stockhausen, Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Krefelds im 19. Jahrhundert, in: *Juden in Krefeld*, Stadt Krefeld (Hg.), Bonn 1981, S. 9 – 77, hier S. 33. Nach der Verkleinerung des Zuständigkeitsbereiches nach 1847 hätte den folgenden Rabbinern der Titel nicht mehr zugestanden. Er wurde trotzdem weiter benutzt.

<sup>2</sup> Von Dr. Levi ist kein gutes Foto überliefert. Teile seines Nachlasses, die im Leo-Baeck-Institute (im Folgenden: LBI) in New York liegen, enthalten Urkunden der Gemeinde aus dem 19. Jahrhundert und Manuskripte seiner wissenschaftlichen Forschungen, auch über die jüdische Gemeinde in Krefeld, aber keine persönlichen Dokumente.

<sup>3</sup> Margaret Abrams, *Awakened*, Philadelphia 1954. Hauptthema des Romans ist die Selbstfindung der jüdischen Gemeinde in Amarillo (Texas).

<sup>4</sup> Gerda Haas im Dezember 1994.

<sup>5</sup> Arthur Bluhm, *My Life in Germany before and after January 30th, 1933*, (Glencoe, Illinois) 1940, unveröffentlichtes Typeskript in der Sammlung der Houghton Library, Harvard University, Cambridge – MS Ger 91 (29). PD Dr. Heim stellte für diesen Aufsatz wichtige Passagen in deutscher Übersetzung zur Verfügung. Geplant ist eine Publikation unter dem Titel: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933 – 1945*, Bd. 2: *Deutsches Reich 1938 – August 1939*, bearbeitet von Susanne Heim, München 2009.

<sup>6</sup> In der Stadt Tuchel waren allerdings etwa ein Viertel der Einwohner jüdisch. Es gab dort eine alteingesessene jüdische Gemeinde. Vgl. Kazimierz Wajda, *Die Juden im südlichen Westpreußen (Regierungsbezirk Marienwerder) im 19. Jahrhundert*, in: *Zur Geschichte der Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen*, Michael Brocke und andere (Hg.), Hildesheim 2000, S. 343 – 358.

<sup>7</sup> Marianne Awerbuch, *Die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums*, in: *Geschichtswissenschaft in Berlin*, Reiner Hansen und Wolfgang Ribbe (Hg.), Berlin 1992, S. 517 – 551.

<sup>8</sup> Elisa Klapheck, Regina Jonas, *Die weltweit erste Rabbinerin*, Teetz 2003.

<sup>9</sup> Vgl. Grzegorz Berendt, *Die Danziger, Zoppoter und Gdinger Juden im 20. Jahrhundert*, in: *Zur Geschichte der Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen*, Michael Brocke und andere (Hg.), Hildesheim 2000, S. 187 – 201, hier S. 190.

<sup>10</sup> Die *Memoiren* Wolfgang Kaelters erschienen unter dem Titel: *Woli Kaeter, From Danzig. An American Rabbi's Journey*, Malibu 1997.

<sup>11</sup> Diese Person ist nicht identifizierbar gewesen. Die jüdische Gemeinde in Danzig beschäftigte nach den Unterlagen, die sich im Zentralen Archiv für die Geschichte des jüdischen Volkes in Jerusalem befinden, 1924/25 den Schächter und Kantor Herzka Landau und den Chor-dirigenten und Religionslehrer Bernhard Alt.

<sup>12</sup> Personalakten Arthur Bluhms befinden sich in den Beständen der ehemaligen Danziger Gemeinde (wie Anmerkung 11), wurden aber für diesen Aufsatz nicht ausgewertet.

<sup>13</sup> LBI, Arthur Bluhm Collection, ARR 1884, Series I, S. 10.

<sup>14</sup> LBI, wie angegeben, S. 15.

<sup>15</sup> LBI, wie angegeben, S. 17.

<sup>16</sup> *Israelitisches Familienblatt*, Nr. 48 vom 1. Dezember 1927, S. 3.

<sup>17</sup> *Niederheinische Volkszeitung*, Nr. 133 vom 9. Februar 1928.

<sup>18</sup> Fotografien des Innenraums befinden sich in der privaten Bildsammlung Pisarek, Berlin. Zweitausfertigungen der Fenster wurden 2008 in die neue Krefelder Synagoge an der Wiedstraße eingebaut. Vgl. Stan Mathias, *Das neue jüdische Gemeindezentrum in Krefeld ist Glaubensmittelpunkt für Juden vom gesamten Niederrhein*, in: *die Heimat* 79/2008, S. 16 – 21, hier S. 19.

<sup>19</sup> Stadtarchiv Krefeld, *Zeitgeschichtliche Sammlung*, 70/1088.

<sup>20</sup> Die Musikpädagogin Dr. Luise Leven (1899 – 1983) übernahm nach 1933 die Leitung des Synagogenchores

und spielte in der Synagoge die Orgel, als das dem christlichen Chorleiter und Organisten untersagt wurde. Dr. Leven emigrierte 1939 nach England.

<sup>21</sup> LBI, wie angegeben, Series IV, S. 8. Ein entsprechender Ausweis aus dem Jahre 1934 (mit Foto) ist Teil der von der Gestapo angelegten Personenakte Arthur Bluhm, heute im Landesarchiv NRW (Düsseldorf), RW 58-26149, Blatt 3.

<sup>22</sup> LBI, wie angegeben, Series III.

<sup>23</sup> Rabbiner Dr. Bluhm, *Juden in Krefeld*, in: *Israelitisches Familienblatt* vom 28. September 1938, Nr. 38, S. 19.

<sup>24</sup> *Personenakten der Gestapo zu Hans-Artur Hertz* im Landesarchiv NRW, RW 58-26265 und 28043.

<sup>25</sup> LBI, wie angegeben, Series IV, S. 13.

<sup>26</sup> Was schon deswegen recht unwahrscheinlich ist, weil Adolf Riekman dies bestimmt bei seiner Entnazifizierung angeführt hätte. Vgl. Ingrid Schupetta, *Die Geheime Staatspolizei in Krefeld. Von Polizisten und Schreibtischlättern*, in: *die Heimat* 76/2005, S. 115 – 127.

<sup>27</sup> LBI, wie angegeben, S. 29.

<sup>28</sup> Der Bericht über diese Ereignisse ist nicht datiert. Die Tatsache, dass er in englischer Sprache abgefasst ist, lässt darauf schließen, dass Arthur Bluhm ihn nach seiner Emigration in die Vereinigten Staaten geschrieben hat. Er ist Teil seiner Autobiografie von 1940. LBI, wie angegeben, S. 34.

<sup>29</sup> Wie Anmerkung 5.

<sup>30</sup> Auch dieser Bericht ist in der Quellenedition von Susanne Heim aufgenommen. Wie Anmerkung 5.

<sup>31</sup> Vgl. Ingrid Schupetta, *Die Verhaftung von Krefelder Juden während des Novemberpogroms 1938 und ihre Deportation in das Konzentrationslager Dachau*, in: *Gewalt in der Region. Der Novemberpogrom 1938 in Rheinland und Westfalen*, Hg. Arbeitskreis der Gedenkstätten NRW, Düsseldorf/Münster/Wuppertal 2008, S. 79 – 85.

<sup>32</sup> Wie Anmerkung 5.

<sup>33</sup> Ausschnitt LBI, wie angegeben, 48, 1/1.

<sup>34</sup> Margret Abrams hat sich von Rabbiner Bluhm offenbar die Umstände des Interviews schildern lassen. Dort wird die Angst um den Vater Bluhms angesprochen, wo es um die Ursachen der Todesfälle in Dachau geht. Abrams, wie *Artn.* 3, S. 37 – 45, hier S. 38.

<sup>35</sup> Schreiben von Johanna Bluhm an die Geheime Staatspolizei in Düsseldorf vom 19. November 1938. Landesarchiv NRW, RW 58-26149, Blatt 5.

<sup>36</sup> Leider gelang es bislang nicht, diesen Mann zu identifizieren.

<sup>37</sup> Protokoll der Sondersitzung vom 29. November 1938 in den *Ruthie und Bill Katz Archives der North Shore Congregation Israel*, Glencoe/Illinois. Mit Dank an Merle A. Branner für die Durchsicht und Reproduktion der Protokolle von 1938 bis 1941.

<sup>38</sup> LBI, wie angegeben, S. 32.

<sup>39</sup> LBI, wie angegeben, S. 37.

<sup>40</sup> LBI, wie angegeben, S. 33. Dr. Kurt Alexander emigrierte 1939 nach Großbritannien. 1949 ging er in die USA, wo er in New York lebte und 1962 auch starb. Der Rechtsanwalt kümmerte sich im Exil um die Entschädigungsansprüche der Überlebenden. Eine Kontaktaufnahme zu Dr. Bluhm in Amarillo ist bislang nicht nachgewiesen.

<sup>41</sup> LBI, wie angegeben, S. 46.

<sup>42</sup> So zum Beispiel im Protokoll der Sitzung vom 8. April 1940, wo von einem Kontakt nach Oshkosh in Wisconsin die Rede war. *Ruthie und Bill Katz Archives*, wie Anmerkung 37.

<sup>43</sup> Quellenangabe in Anmerkung 5.

<sup>44</sup> Vgl. Marion Brandt, *Ausbürgerung und Enteignung einer Stettiner Familie*, in: *„Halte fern dem ganzen Land jedes Verderben ...“*, Geschichte und Kultur der Juden aus Pommern, Hildesheim 1995, S. 473 – 484.

<sup>45</sup> Oly Reich an Arthur Bluhm am 28. Oktober 1940. LBI, wie angegeben, Series II, Varia.

<sup>46</sup> Über Julius und Ella Heiman finden sich keine Angaben in der Datenbank von Yad Vashem.

<sup>47</sup> Brief vom 18. Juni 1945. LBI, wie angegeben, Series IV, S. 22.

<sup>48</sup> Friedrich Leven an Arthur Bluhm am 16. Oktober 1946. LBI, Arthur Bluhm Collection, ARR 1884, Series II, S. 10.

# Ein Krefelder vor 90 Jahren als Internierter in der Schweiz

Die Schweiz in beispielloser humanitärer Verantwortung gegenüber deutschen Kriegsgefangenen in den Jahren 1916 – 1918

von Walter Goebel

„Die Unterbringung kranker oder verwundeter Kriegs- und Zivilgefangener in neutralem Auslande zum Zwecke ihrer Heilung ist eine der bedeutendsten Erscheinungen, die der Krieg auf charitativem Gebiet gezeigt hat. Während der Austausch der schwerverwundeten und schwerkranken Kriegsgefangenen schon in früheren Kriegen versucht worden war und im gegenwärtigen Kriege bereits im Januar 1915 zu einer ständigen Einrichtung wurde, bedeutet die Hospitalisierung im neutralen Lande, die durch die Genfer internationale Übereinkunft zwar in den Bereich der Möglichkeit gezogen ist, in ihrer praktischen Anwendung ein Novum der Kriegsgeschichte. Den toten Buchstaben zu segenspendendem Leben erweckt zu haben, ist das Verdienst Sr. Heiligkeit des Papstes Benedikt XVI. und der eidgenössischen Regierung, die in unermüdlicher Zusammenarbeit die Verwirklichung den kriegsführenden Mächten nahe legten und keine Mühe scheuten, die Hindernisse, die sich der Durchführung lange Zeit entgegenstellten, aus dem Weg zu räumen.“

Nach langwierigen Verhandlungen ist im Februar 1916 zwischen Deutschland und Frankreich das Abkommen über die Unterbringung verwundeter und kranker Kriegsgefangener in der Schweiz zustande gekommen, dem sich im Mai 1916 England anschloss. Da die deutschen Kriegsgefangenen, die der belgischen Armee in die Hand gefallen waren, Frankreich übergeben sind, wurden die belgischen Kriegsgefangenen in Deutschland in das Abkommen miteinbezogen. Die Grundlage des Abkommens bildet die Zusammenstellung, die in Kategorien alle Krankheiten und Gebrechen enthält, die zur Unterbringung in der Schweiz berechtigen. Die Auswahl der für die Hospitalisierung in Betracht kommenden Kriegsgefangenen geschieht in den Gefangenenlagern durch Kommissionen, die aus je zwei schweizerischen Ärzten und einem Militärarzt des Nehmerstaates zusammengesetzt sind. Jeder, der sich zur Vorstellung vor Dritte ein Antrag gestellt ist, wird untersucht. Die Ausgewählten werden an den Austauschstationen Konstanz und Lyon noch einer zweiten Kommission, die aus drei schweizerischen Ärzten und drei des Nehmerstaates besteht, zur Untersuchung vorgeführt. Diese Kommissionen entscheiden endgültig, ob der

Gesundheitszustand des Vorgeführten die Unterbringung in der Schweiz erfordert. Da die Überweisung der Kriegsgefangenen nach der Schweiz durch den Gesundheitszustand bedingt ist und nicht einen zahlenmäßigen Austausch darstellt, so weisen die Zahlen der Hospitalisierten der Nationalität nach ein Verhältnis auf, das den Gefangenenzahlen ungefähr analog ist.“

Mit unter den ersten Schwerverwundeten, die als „Kriegsgast“ in die Schweiz kamen, war der Krefelder Walter Goebel, damals



Abb. 1. Walter Goebel; 1916

wohnhalt Dießener Straße 31. Schwer verwundet geriet er schon am 14. August 1914 (kurz nach Beginn des 1. Weltkrieges) bei St. Blaise (La Roche/Plaine Dierbacher Höher/Elsass) in französische Gefangenschaft und wurde über die Austauschstation Lyon (vom 21. bis 23. November 1916) in die Schweiz transportiert.

„Und wo immer die Hospitalisierungszüge auf ihrer Fahrt halten, das gleiche Bild warmen Mitleids und ehrender Anerkennung. Überall sorgen sich Schwestern des Roten Kreuzes um sie, reichen ihnen milde Frauenhände Erfrischungen und längstentwöhnte Leckerbissen und sehen sie sich mit Fähnchen und Blumen geschmückt; überall grüßt sie das weiße Kreuz im roten Felde zum Zeichen, dass „Helvetia“ als gütige Pflegemutter sie unter ihren Schutz genommen hat. Das deutsche Hospitalisierungsgebiet gliedert sich in die Region Zentralschweiz, die den Vierwaldstätter See, Luzern und die Urkantone umfasst, die Region Davos mit Arosa und dem Graubündner Land, Glarus = Weesen, Chur und Umgebung mit Thufis, die Region St. Gallen = Appenzell, die den Landstrich zwischen Züricher- und Bodensee einschließt, mit Rogaz, und die Studienorte Basel, Zürich und Bern. Dem Armeestab ging in den vorbereitenden Arbeiten eine Kommission an die Hand, die sich aus Vertretern der Armee, des Roten Kreuzes, der Gesellschaft der Ärzte, des Verbandes der Bäder- und Kuranstalten und der Hotelbesitzer gebildet hatten. Und überall in den Hospitalisierungsorten regten sich in frohem Eifer die Hände zum Willkommen der Kriegsgäste.“

Vom 24. Dezember 1916 bis zum 19. Juli 1918 war der nun internierte W. Goebel im Kurhaus Oberwald bei St. Gallen untergebracht. Die Unterbringung war keineswegs spitalmäßig, vielmehr waren zwei bis vier Mann in einem freundlichen, hellen Zimmer untergebracht und mancher erlente sich sogar eines Einzelzimmers. Bei den älteren Unteroffizieren war das die Regel.

„Für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Disziplin ist das System der Selbstverwaltung weitgehend durchgeführt, mit dem ältesten deutschen Unteroffizier als Ortschef und deutschen Unteroffizieren als Anstaltschef,





Abb. 2. Grußadresse der deutschen Kolonie in St. Gallen

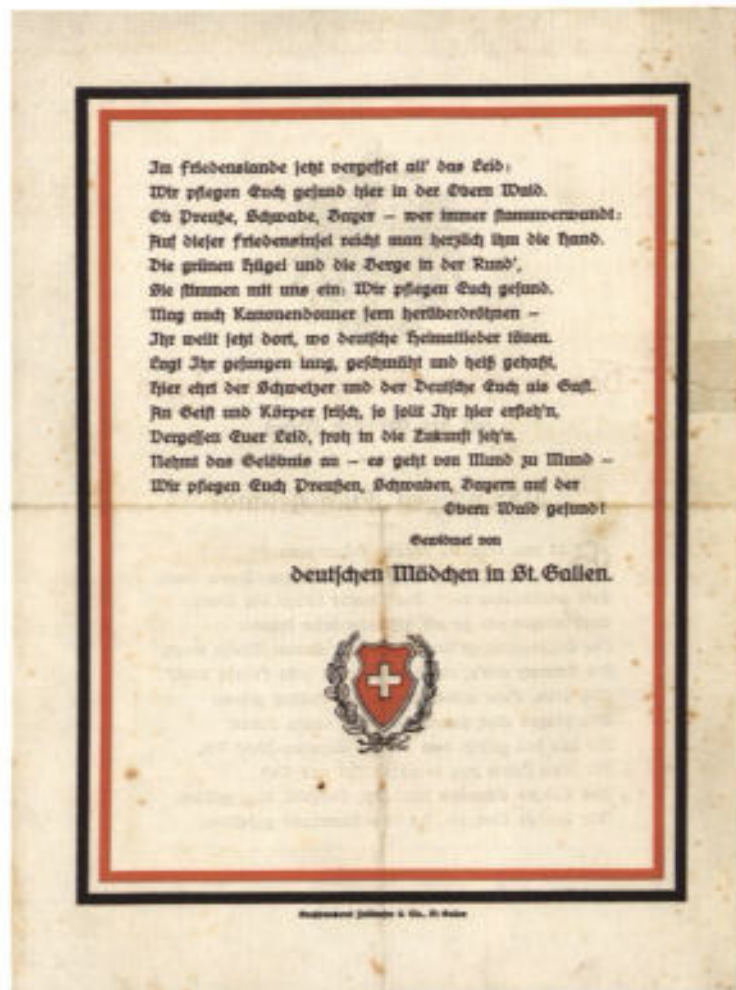


Abb. 3. Rückseite

Etagen- und Zimmerältesten. Sogleich nach seiner Ankunft in der Schweiz hat jeder Hospitalisierte aus dem deutschen Bekleidungsdepot in Zürich und Luzern eine neue Uniform, Mantel, Wäsche, Stiefel und Arbeitsanzug erhalten. Regelmäßige Kleiderappelle sorgen dafür, dass die Uniformen stets in tadellosem Zustand sind.

Bald zeigen die Hospitalisierungsorte das Bild kleiner deutscher Garnisonen. Da rückt die Abteilung über die Straße – ein Anstaltschef führt seine Abteilung zum Ortsappell oder zur ärztlichen Visitation – die Postordonnanzen holen die Post für die einzelnen Quartiere ab, auf einer Wiese turnt eine Abteilung oder übt wieder einmal richtige deutsche Ehrenbezeugungen. Abends sieht man die Mannschaften in tadellos sauberen Uniformen spazieren gehen, Landwehrlaute mit Frau und Kind, dazwischen einige Offiziere. Da die Heimatstaaten der Hospitalisierten die Verpflichtung übernommen haben, entflozene Hospitalisierte der Schweiz zurückzuliefern, ist von einer Bewachung abgesehen worden.



Abb. 4. Eingangstor zum Sanatorium Oberwald mit deutschen Internierten; 1917

Jeder kann sich im Hospitalisierungsort und einem festgesetzten Umkreis frei bewegen. Zum Verlassen des Umkreises oder zu Reisen in andere Hospitalisierungsorte ist Urlaub erforderlich. Die Hospitalisierten unterstehen den Gesetzen und Vorschriften, die für die eidgenössische Armee gelten. Für den inneren Dienst und für die militärischen Umgangsformen gelten jedoch die Bestimmungen der Armee, der der Hospitalisierte angehört. Es ist ein großes Verdienst der dirigierenden Sanitätsoffiziere, von Anfang an auf ihre genaueste Einhaltung gedrungen zu haben und sie durch geeignete ältere Unteroffiziere den Mannschaften immer wieder von Zeit zu Zeit in Erinnerung bringen zu lassen. Aus disziplinarischen Gründen erfuhr der Verkehr mit dem Publikum gewisse Einschränkungen, so ist vor allem das Betreten von Privathäusern

und das Annehmen von Einladungen nur mit Genehmigung gestattet. Der Wirtshausbesuch ist gleichfalls auf die Abendstunden beschränkt, ebenso die Abgabe alkoholischer Getränke in den einzelnen Quartieren. Zur festgesetzten Zeit hat jeder Mann in seiner Anstalt zu sein, wenn er nicht für einen Abend ausdrücklich Erlaubnis zu längerem Ausbleiben erhalten hat. Es ist erstaunlich, wie rasch sich die Hospitalisierten meistens erholen, dank der ausgezeichneten Pflege und sorgfältigen ärztlichen Behandlung.

Der Hauptfaktor für die oft erstaunlichen Heilerfolge ist vor allem das Psychologische Moment, die relative Freiheit, deren sich die Hospitalisierten erfreuen, das Wohlwollen und die Achtung, denen sie allseits begegnen, häufig auch die Freude des Wiedersehens mit

den so lange entbehrten Angehörigen." Auch Ludwig Goebel, Vater des Internierten, hatte die Möglichkeit, seinen Sohn in St. Gallen im Februar/März 1917 zu besuchen.

„Neben der sportlichen Betätigung regt sich in den Genesenden aber bald die Lust zur Arbeit. Jeder deutsche Hospitalisierte, der hinreichend gesund geworden ist, soll entweder arbeiten oder lernen, das ist seit dem Spätsommer 1916 als Lösungswort der Hospitalisierung von der schweizerischen und deutschen Regierung und von den Hospitalisierten selbst einstimmig ausgegeben, und es ist die Aufgabe einer weitsichtig angelegten Organisation, mit zunehmender Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Hospitalisierten die Beschäftigung langsam zur ersten nutzbringenden Arbeit überzuführen mit dem

Name: *Goebel* Vorname: *Karl* Grad: *Leutnant*  
 Internat-Ort: *Oberwald* Regiment: *R. 5. R. 99/14*

	Stück	Anzahl	Größe	Anzahl	Bemerkungen
Waffenrock	X	24.12.16	Mittel		
Taschloose	X	18.3.17	Mittel		
Mantel	X	24.12.16	Mittel		
Feldmütze	X	24.12.16	Mittel		
Halshinde	1	24.12.16			
Drillisch-Hose				24.12.16	
Drillisch-Jacke				24.12.16	
Schulterklappen-Rock	X	24.12.16	Mittel		
Schulterklapp.-Mantel					
Schneeschuhe	1	24.12.16			
Hauschuh	1	24.12.16			
Unterhosen	2	24.12.16			
Hemden	2	24.12.16			
Strümpfe	2	24.12.16			
Unif.-Trensen	1 X	20.4.17	Mittel		
Dek.-Köpfe	1				

Bemerkungen:

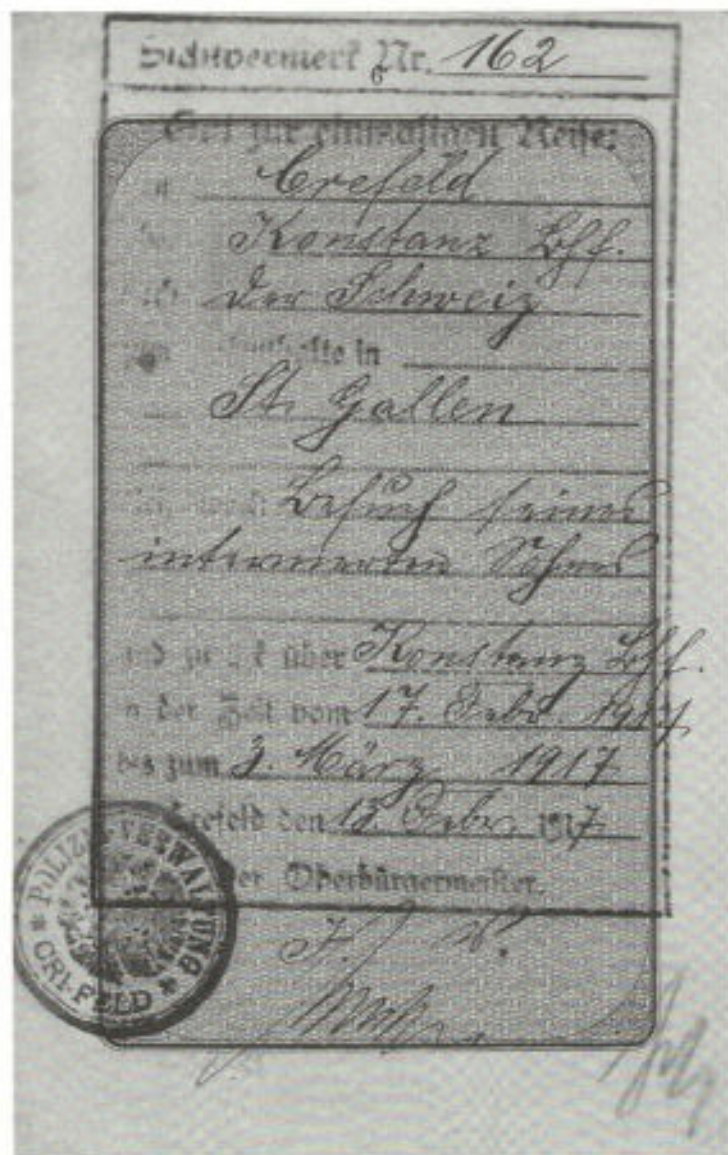


Abb. 5. Kleider-Uniformliste

Abb. 6. Reisepass von Ludwig Goebel zur Einreise in die Schweiz; 1917

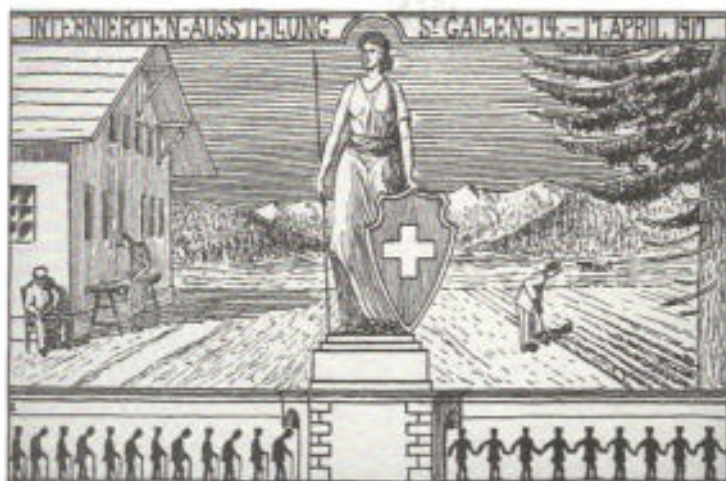


Abb. 7. Postkarte zur Internierten-Ausstellung; April 1917

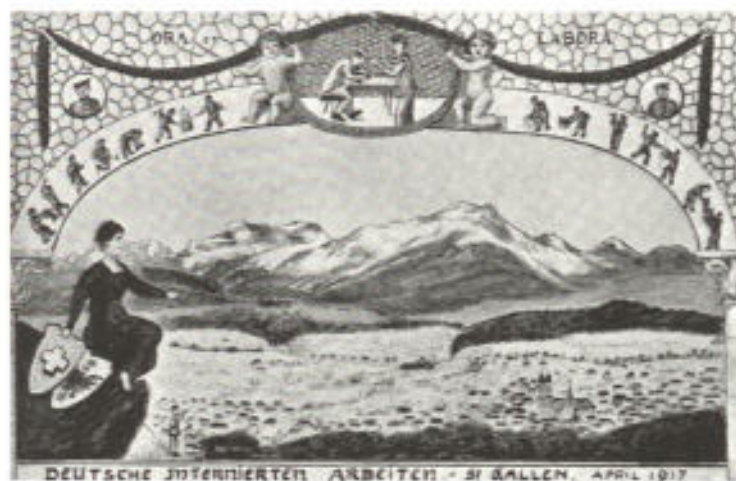


Abb. 8. Desgleichen

Zweck, möglichst viele als Vollarbeiter in ihrem Beruf später einmal dem Vaterland zurückgeben zu können.

Die Angebote zur Weiterbildung der Internierten, die seitens der Schweizerischen „Pro captivis“ in Zusammenarbeit mit der deutschen Gesandtschaft in Bern in kürzester Zeit bewerkstelligt wurden, waren so umfangreich, dass man sie hier nur in gekürzter Form wiedergeben kann.

Einen breiten Raum nahmen die Fortbildungskurse ein, die sich hauptsächlich auf Rechnen, Buchführung, Deutsch, Rechtschreibung, Geografie und Bürgerkunde, sowie auf Stenografie, Maschinenschreiben, Zeichnen und Fremdsprache erstreckten.

Des weiteren gab es Handwerkerschulen, Handels- und Realschulkurse und Studienkurse für Akademiker in Davos. In Zürich konnte man die Technikerschule für Maschinen- und Bautechnik und in Chur die Bergschule besuchen. In Luzern ging man zur Musikerschule und in Basel gab es eine Fortbildungsanstalt für deutsche Volksschullehrer und eine Postschule.

Selbst die Universitäten in Basel, Bern und Zürich sowie die Kantonsschule in Luzern hatten ihre Hörsäle für die Hospitalisierten geöffnet. Auch im Konservatorium in Zürich und der Handelshochschule in St. Gallen, der Kunstgewerbeschule in Luzern und der Landwirtschaftsschule in Strickdorf bei Winterthur, zählten Hospitalisierte zu den Schülern.

Im April 1917 gab es in St. Gallen eine Ausstellung der Internierten, in der sie die in den unterschiedlichsten Kursen gefertigten Arbeiten ausstellten. Auf zwei ebenfalls von einem Internierten entworfenen Postkarten wurde die Ausstellung angekündigt."

Großes Interesse fand ein Webkursus, an dem auch der Gefreite Goebel (auf dem Foto links außen) teilnahm. Von ihm wurde auch eine kleine Holztruhe gefertigt, auf der er die für ihn damals wichtigsten Embleme (Schweizer Wappen und Edelweiß) schnitzte.

„Wie kreativ die Internierten waren und welche Möglichkeiten ihnen geboten wurden, zeigen Fotos aus Holzbearbeitungsbetrieben im Raum von St. Gallen.“

Wie berichtet, gab es auch gemeinsame Konzert- und Theaterbesuche. Das Foto zeigt die Internierten bei einer Weihnachtsfeier 1917 in Oberwald/St. Gallen.

Im Juli 1918 konnte der Internierte W. Goebel die Schweiz verlassen und gelangte glücklich und weitgehend von seiner Verwundung ge-



Abb. 9. Webkurs in St. Gallen, ganz links Walter Goebel; 1917



Abb. 10. Holzkästchen, gefertigt von Walter Goebel während seiner Internierung; 1917



Abb. 11. Weihnachtsfeier der deutschen Internierten in Oberwald; 1917



Abb. 12. Gruppenbild der deutschen Internierten in Oberwald, aufgenommen im Eingangsbereich des Sanatoriums; 1917



Abb. 13. Titelvignette der „Deutschen Internierten Zeitung“, Bern

heilt und dankbar für die ihm in der Schweiz entgegengebrachte allseitige Hilfestellung, über Konstanz und Straßburg in seine Heimatstadt Krefeld.

Dr. Otto Reichel – Bern schrieb in der wöchentlich erscheinenden (Auflage 5000 Exemplare) „Deutschen Internierten Zeitung“ im Juli 1917 folgenden Artikel:

„Ein knappes Bild von dem Leben der in der Schweiz untergebrachten Kriegsgefangenen zu zeichnen, war die Aufgabe vorstehender Zeilen. Eine erschöpfende Darstellung der Hospitalisierung und ihrer Organisation ist damit keineswegs gegeben. Eines aber können auch diese Blätter bereits zeigen: Welch unauslöschbaren Dank die Kriegsführenden dem Schweizer Volk schulden für die Vielen, die das große schweizerische Liebeswerk vor dem körperlichen und geistigen Untergang gerettet hat. In seiner herrlichen Alpenwelt haben sich die Verbitterten und Niedergebrochenen wieder mit dem Leben ausgesöhnt, unter der fürsorglichen Pflege sind die Wunden vernarbt und die Krankheiten ausgeheilt und mit ruhiger, sicherer Hand sind sie ins werktätige Leben zurückgekehrt. Schlägt einmal die Stunde des Friedens, so kehren sie als gekräftigte, arbeitsfrohe Menschen in die Heimat zurück, die jeden wird gebrauchen können, um neu aufzubauen, was der Krieg in Trümmer geschlagen hat. Mit den entlassenen Hospitalisierten wird ein dankbares Deutschland die Erinnerung wahren, dass die Schweiz ihnen die Retterin war, die gütige Pflegemutter.

Helvetia benigna!

Bern, im Juli 1917

Dr. Otto Reichel\*

Die Zitate stammen aus:

Merkbuch für die deutschen Internierten in der Schweiz von Prof. R. Wolbrech, Bern, Verlag A. Francke, Bern 1917.

Die deutschen Kriegsgäste der Schweiz. Ein Gedenkblatt an die Hospitalisierung deutscher Kriegs- und Zivilgefangener, hg. von der Abteilung für Gefangenenfürsorge der kaiserlichen Deutschen Gesandtschaft in Bern, R. Piper, München 1917.

Prospekt der Kuranstalt Oberwald.

# Albert Vigoleis Thelen: Briefe an Werner Böcking, 1963 – 1964

Im letzten Jahrgang der „Heimat“ veröffentlichte Werner Böcking zwei Briefe des niederrheinischen Schriftstellers Albert Vigoleis Thelen (geb. am 28. September 1903 in Süchteln; gestorben am 9. April 1989 ebd.) an ihn. Thelen hielt sich zur damaligen Zeit, 1962, mit seiner Ehefrau Beatrice in der Schweiz auf. Es folgen hier nun vier weitere Briefe aus den Jahren 1963 – 1964. Red.

## 3. Brief

Blonay, 26. Februar 1963

Lieber Herr Böcking,

Ich bin viel krank gewesen, habe erneut Nierenbiestereien, die klinische Behandlung notwendig erscheinen lassen; und ich war auch 3 x klinisch auf Reisen, im vergangenen Jahr, zuletzt in Rom bei einem Augenprofessor, der, endlich, den Weg zur Besserung meiner Augenmisere gefunden zu haben scheint; daher mein Schweigen, ich komme mit der Korrespondenz nicht mehr nach, denn meine Leser-Freunde, das geht in die Hunderte, Clementia! Ratschläge für den Verkehr mit Verlegern, schiffen u. fischen? Sie, das bringt Sie weiter als darüber zu schreiben, – für Verleger. Beiliegend eine Korrespondenz, vertraulich, mit einem Leser. Daraus ersehen Sie, dass auch ein sog. arrivierter Autor von seinen Verlegern nach Hause geschickt wird, wenn er sich dem Markt nicht anpasst. Beide abgelehnten Mss. sind von sechs sehr zuständigen Leuten gelesen worden; sie sind des Rühmens voll. Es ist mehr als grotesk, dass meine Verleger mich zu Grabe tragen, zehn Jahre nachdem mein Stern am lit. Himmel des zweifelhaften dt. Reiches aufging. Ein junger Mann, Heiderhoff in Wülfrath, bringt die Gnostik heraus; Titel: Glis-Glis, ca. 90 pg., Luxus-Edition, nur 300 Expl., jedes wird über 200 DM kosten. Vigoleis for the happy few and the happy very very rich! Der Totenkopf ist im verg. Sommer schon fotografiert wurden, doch hat der Künstler mir noch keine Abzüge geschickt. Vielleicht bringt er sie in diesem Sommer, auf der Durchreise in den Süden, Leben Sie wohl; fischen Sie; schiffen Sie, und schreiben Sie nur für ein paar hochmögende Geister. Das rät Ihnen der vom Markt der Masse abgeschriebene

Vigoleis

## 4. Brief (von Beatrice Thelen-Bruckner)

Campagne La Colline,  
Blonay, den 12. Juli 1964

Lieber Herr Böcking,

Eigentlich wollte Ihnen Vigoleis schreiben, aber leider hat er sich eine Rippe gebrochen, die langsam am verheilen ist, und dann ist seine elektrische Schreibmaschine zur Reparatur außer Hause, so dass es noch lange dauern wird, bis er wieder zum schreiben kommen wird. Nun möchte ich Ihnen heute, in seinem Namen, unseren herzlichsten Dank sagen für das schöne Überraschungspaket, das Sie und Ihre Frau uns geschickt haben. Alles ist gut angekommen, und kein Zoll wurde uns abverlangt. Die beiden archeologischen Kostbarkeiten haben schon ihren Platz gefunden, aber nie wird daraus ein Aschenbecher. Der Kanonikus schmeckt ganz vortrefflich und wird uns jedes Mal bei seinem Genuss an den Geber erinnern. Dass Ihnen der „Runenmund“ so viel Freude macht, macht auch uns glücklich, doch darüber und noch über anderes wird Ihnen Vigoleis bei Gelegenheit selber schreiben, nur müssen Sie eben noch

etwas Geduld haben. Für heute verabschiede ich mich von Ihnen und wünsche Ihnen und Ihrer Familie das allerbeste.

Schönste Grüße, auch von Vigoleis,  
Ihre B. Thelen

## 5. Brief

Zum Brief seiner Frau vom 12. Juli 1964

Der Nudel-Pott (Foto) ist älter als Sie vermuten, doch lenkt mein eigener Schädel den Blick auch von ihm ab, wenn ich im Zimmer bin, und der stammt aus dem Jahre 1903 und ist noch nicht mal tot: wo ist die Grenze? Das älteste Stück meiner Schießbude ist ein in Portugal gefundenes Steinbeil, das sehr gut von einem Neanderthaler Emigranten nach Lusitanien verschleppt worden sein kann. Schön wäre es, wenn Sie dem maecenatischen Herrn Klüber ein paar Worte schreiben würden: solche Männer gibt es ja auch noch im Reich, wo P.G.'s Minister sind usw. –

Tschuß Ihr Vigoleis T.



Abb. 1. Der „Frankensohn Phrasamund“, von Werner Böcking 1962 an Albert Vigoleis Thelen geschickt



Abb. 2. Der Arbeitsplatz des Schriftstellers, von ihm „Herrgottswinkel“ genannt



Abb. 3. Thelens Ehefrau Beatrice, seine treue Begleiterin während der Exiljahre

## 6. Brief, 1965

Den Freunden Böcking:  
**Sic transit gloria Dei**  
**Zum Jahreswechsel**

Das Jahr schneuzt ab, es lässt sich nicht mehr halten,  
 Die Tage seines Wandels sind gezählt -  
 Wie auch die deinen, nur kannst du nicht schalten  
 Mit dem, was dir am Saldo-Vortrag fehlt.

- und in verwitterter Hütte  
 Ein verwünschertes Kind  
 Näßt schon die Schütte  
 Wie Esel und Rind.  
 Hirten, die beisammen im Felde sind,  
 Kommen und beten es an:  
 Weiß Gott, vielleicht ist's der kommende Mann -  
 Weise aus Morgenland bringen Geschenke:  
 Wollen wir wetten, an d e m Kind ist was dran!  
 Man munkelt sogar, es erlöse die Welt -  
 Das freilich hat sich als Märchen herausgestellt,  
 Der Kalender indessen, der gibt die Geburt des Knaben an,  
 Und du, Menschling Mensch, ziehst daran,  
 Ein Blatt jeden Tag -  
 Um ein Etmal, anno domini, minder  
 Wirst du bei diesem christtümelnden Spiel,  
 Dieweil das Kind aller Kinder  
 Im Lauf gegen die Zeit das Rennen macht,

Nein, nicht auf eigenem Gaul noch auf eigene Faust:  
 Wovor mir graust,  
 Das sind seiner seligen Armut Vertreter,  
 Die Gold-Popanzten und Macht-Anbeter,  
 Weiche, auf güldenen Thronen,  
 In Gott längst entfremdeten Häusern wohnen:  
 Und statt der schimpflichen, stechenden Dornenkronen  
 Wiegen sie eitel  
 Auf ihrem gesalbten Skalp  
 Ein paar Millionen  
 In Form der dreifach gestuften Tiere, Regnum genannt -  
 Doch auch das ist bekannt.  
 Und darunter, im heilig-sprechenden Munde  
 - davon ist historisch verbürgte Kunde -  
 Das Fleisch-Gewordene-Wort,  
 Jahraus, jahrein,  
 Selbst in dieses, in unser neues Jahr hinein -  
 Ach, es zeugt sich als Lüge fort,  
 Wie der Gallmück, der Kuckuck, der Aar,  
 Ein Jeglich auf seine Gebar  
 und nach seiner Manier:  
 Mit segnender Hand, mit Fusel, mit Bier,  
 Dieweil ich selber, im Bündnis mit der seligen Witwe Clicquot  
 Mich versteife, in unziemlicher Klarheit,  
 Auf mein vertracktes Bonmot:  
 Im Zweifelsfalle entscheide die Wahrheit -

Prosit Neujahr  
 Vigoleis

# Der Alte im Hülser Bruch – Rekonstruktion eines Mordfalls vor 100 Jahren

Am 7. November 1909 wurde der Jagdaufseher Wilhelm Ellmann ermordet

von Jürgen Schram

*„Der erste Rauhref hat über die Landschaft einen feinen Hauch gezogen. Die Tritte der drei Männer, denen die Sorge für Forst und Wald obliegt, markierten sich auf den sandigen Wegen. Eines jeden Standort war im voraus bestimmt und an diesem Morgen sollten die Wilderer gestellt werden. Im Osten kämpfte das Zwielficht mit dem leichten Nebel, der Tag versprach schön zu werden. Hier gabelt der Weg, rechts führt er den Berg hinan und links liegt die Mollenaarsche Waldvilla, in deren Richtung der jüngste der Jagdschutzbeamten sich anstellen musste. Seine Kameraden gingen weiter und nahmen ihre Plätze ein. Die Standorte waren leider zu gut gewählt...“*

Mit diesen fast poetischen Worten begann vor 100 Jahren ein Bericht von Heinrich Klee im *Generalanzeiger für Krefeld und den Niederrhein* über ein Verbrechen, dessen Kunde sich am Sonntagmorgen des 7. Novembers 1909 wie ein Lauffeuer in Krefeld verbreitete. Der fast allen Krefeldern bekannte Jagdaufseher Wilhelm Ellmann war um 7.15 Uhr bei dem Versuch, Wilderer zu stellen, erschossen worden. Die ihn begleitenden Jagdhüter Hohl aus Waldwinkel/Orbroich und Tenberg aus Hülse waren durch Schüsse schwer verletzt worden.

Um 6.00 Uhr hatten die drei Jagdaufseher Schüsse gehört, die nur von Wilderern stammen konnten, und sie hatten beschlossen, diese zu stellen. Tenberg war es, der die drei Wilderer, die mit Gewehren und Fahrrädern unterwegs waren, zunächst entdeckt und die Verfolgung aufgenommen hatte. Die flüchtenden Wilderer gaben auf ihn drei Schüsse ab, auf Kopf, Rücken und zuletzt Beine; sie verletzten den Forstschutzbeamten schwer.

Von diesen Schüssen gewarnt, eilten die beiden Forstaufseher Hohl und Ellmann vom Bahnhof am Hülser Berg heran, um ihrem Kameraden zu helfen. Nach einem kurzen Feuergefecht gelang es den beiden, zwei der Wilderer zu entwaffnen, während der dritte jedoch fliehen konnte. Noch während der Senior der Jagdaufseher, der fast 80-jährige Privatförster Wilhelm Ellmann in sein Notizbuch die Worte „Colonie Repelen“, als Ergebnis des Verhörs der beiden Gefangenen notierte, wurde dem Jagdaufseher Hohl von

dem geflohenen Wilderer aus dem Hinterhalt in den Kopf und danach in die Brust geschossen. Der Schütze hatte sich in einem Kiefernwaldchen an der Molenaarstraße (heute Haus Orbroich) versteckt.

Ellmann versuchte daraufhin, sich und die Gefangenen in eine mehr geschützte Deckung zu bringen – leider zu spät. Wilhelm Ellmann – und hier berichtet die Zeitung blumig weiter – „kam nicht weit, denn ein weiterer Schuss des feigen Mörders streckte auch ihn auf den taufrischen Waldboden. Ein Rauschen des Entsetzens strich durch die Föhren und erschreckt flogen die Vögel des Waldes. – Dann brach die alte Sonne siegreich durch die Nebelwand und leuchtete über den Mordplatz. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von der entsetzlichen Tat durch die Landschaft: Ein Jagdaufseher erschossen, zwei schwer verletzt.“

Die *Krefelder Zeitung* beschreibt den Mord mit weniger blumigen Worten. Dort „erhielt Ellmann aus einer Hecke einen vollen



Abb. 1. Der Privatförster Wilhelm Ellmann mit dem charakteristischen weißen Bart

*Schuss ins Gesicht, der ihn sofort tötete, da die Schrotkörner durch das Auge ins Gehirn drangen. Er fiel auf das Gesicht und blieb in dieser Lage liegen.“*

*„Es waren Fremde mit Rädern“* konnte der schwer verletzte Hohl weiteren durch die Schüsse herbei gelockten Helfern noch entgegen stammeln, bevor er bewusstlos wurde.

Der da tot auf dem Acker lag, war den Krefeldern gut bekannt. Es war der kinderliebe, immer freundlich und begeistert erklärende Jagdaufseher, der mit seinem markanten weißen Bart zum Hülser Bruch einfach dazugehörte (Abb. 1).

Noch 1977 erinnern sich in einem Artikel der *Westdeutschen Zeitung* Kinder, wie der zur Tatzeit zehnjährige Arthur Winkler: „Jedes Wochenende jagten wir aus der Stadt hierher. Wir Jungens hatten (...) Ellmann gern. Er war ein netter Herr und wahrhaft kein Kinderschreck!“

Bei diesem waren inzwischen neben allen Krefeldern Jagdaufsehern zahlreiche Gendarmen mit ihren blitzend polierten Helmen aufgetaucht. Die polizeiliche Untersuchung des Tatortes sollte schon bald zur Ergreifung der Täter führen.

Diese hatten zwei Fahrräder und zwei Gewehre am Tatort zurückgelassen. Die wirklich wichtigen Spuren aber wurden mit den damaligen „Hightech“-Methoden gefunden. Aus Hagen wurde der berühmte Polizeispürhund „Roland“ telegraphisch beordert. Aber es war der Krefelder Polizeihund „Friedel“ des Polizeinspektors Fimmers, der die wichtigen Spuren liefern sollte. Er wurde auf die Fährte des geflohenen Wilderers gesetzt. „Er nahm sie auf und hielt sie unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten bis zum Hauptweg, wo sie sich in eine Fahrradspur verwandelte und mit 100 anderen Radspuren zusammentraf. Der feinsinnige, treue Hund kam zurück und versuchte es von neuem. (...) und suchte den Tatort ab. Jetzt ging ein Ruck durch seinen Körper und die Nase fährt tiefer ins Gras. Er apportiert seinem Herren die Hülse einer frisch abgeschossenen Patrone. Ermuntert suchte der brave Hund weiter und fand einen Handschuh, dann wieder eine Hülse und jetzt



Abb. 2. Ellmann mit seinem treuen Begleiter

*steht er fest vor. Der Hund zittert; eine heftige Aufregung schüttelt seine Glieder; er fasst zu und bringt seinem Herrn den zusammengeknüllten Teil einer Zeitung."*

Diese zurückgelassene, durch Fett glasig gewordene *Moerser Zeitung*, die wohl aufgrund der Eindrücke zum Verpacken der Patronen gedient hatte, wurde zur wichtigsten Spur zu den Tätern. Auf ihr stand, von unbeholfener Kinderhand mit blasser Schultinte geschrieben, der Name „J. Gerhardt“.

In Verbindung mit der Notiz von Ellmann, dem Hinweis auf die Bergarbeitersiedlung Colonie Repelen, wurden die Täter Friedrich Gebhardt aus Asberg und die Brüder Karl und Hermann Oste aus Repelen noch am selben Tag gegen 17.00 Uhr gefasst. Hermann Oste war verletzt, er hatte bei dem Feuergefecht einen Schuss durch die Wade erhalten.

Alle drei waren Bergarbeiter, die mit der Wilderei versuchten, sich den Lebensunterhalt aufzubessern. Wahrscheinlich war ihnen die Situation am Sonntagmorgen außer Kontrolle geraten und dadurch bis zum Mord eskaliert.

Die Täter wurden eher gefasst, als die Leiche von Wilhelm Ellmann abtransportiert worden war. Er lag noch bis 18.00 Uhr und damit fast 10 Stunden auf dem Feld (Abb. 3).

Tausende entsetzte Krefelder machten den Tatort zum Ziel ihres Sonntagspazierganges. Aufgrund des Menschenandranges wurde

der Tatort am Nachmittag gegen 17.00 Uhr vollkommen abgesperrt. Bei professionellen Kriminaltechnikern wird heutzutage ein solcher geduldeter Volksauflauf am Tatort natürlich Unverständnis hervorrufen, aber zur damaligen Zeit ohne bildgebende Medien war das eine der wenigen Möglichkeiten, die Sensationslust der Menschen zu befriedigen. Jahrmärkte zeigten – für uns heute unverständlich unmenschlich – Menschen mit Abnormitäten, und Hinrichtungen waren Publikumsmagneten. Betrachtet man heutzutage, welche Quoten gerichtsmedizinische Sendungen in unseren Fernsehsendern erlangen und wie unsere Gesellschaft Bilder von Katastrophen in den Medien verschlingt, so muss uns das damalige Verhalten verständlicher erscheinen.

Der lange Zeitraum bis zum Abtransport der Leiche war Folge der damaligen politischen Situation. Auch wenn die Krefelder Polizei den Tatort sofort untersuchte und die Täter festnehmen konnte, erschien erst gegen 18.00 Uhr die zuständige Gerichtskommission aus dem sonntags so schlecht zu erreichenden „fernen“ Kleve, um den Tatort gerichtstechnisch zu untersuchen. Erst hiernach konnte die Leiche abtransportiert werden.

Die *Krefelder Zeitung* nahm dieses Ereignis zum Anlass, die Notwendigkeit einer Erweiterung des Landgerichtsbezirks Krefeld zu fordern. Wie bei der Kommunalreform der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts fühlte sich Bevölkerung durch eine damalige staatliche Grenzreform überrollt. „Vor den To-

ren der Stadt, ja man möchte sagen in der Stadt selbst – denn ringsum liegt städtisches Eigentum – geschieht ein Mord: Bei den verwickelten Grenzverhältnissen ist man sich zuerst nicht einmal darüber klar, auf welchem Gemeindegebiete die Tat geschehen ist. Das Landgericht Krefeld hat mit der Sache nichts zu tun, da Hüls und Benrad ... zum Landgerichtsbezirk Kleve gehören.“ Ähnliche Phänomene sind in unserer heutigen Gesellschaft in vielen Bereichen immer noch ein Problem. Sowohl in der Jurisdiktion als auch im Bildungswesen sind Landesgrenzen heutzutage noch mit fatalen Folgen behaftet. So sind Hochschulabschlüsse zwar europaweit – ja fast weltweit – einheitlich, während sie zwischen unseren Bundesländern nicht einheitlich bewertet werden.

Zwei der Täter wurden später in Kleve zu Haftstrafen, der Mörder jedoch zum Tode verurteilt und in Kleve durch das Fallbeil hingerichtet.

Die Familiengeschichte des Autors dieses Artikels, dessen Vorfahr Wilhelm Ellmann war, weiß in diesem Zusammenhang noch zu berichten, dass der zum Tode Verurteilte bei seinem letzten Gange noch einem Wächter ein Ohr abgebissen haben soll.

Wilhelm Ellmann wohnte am Albrechtsplatz 2. Hier befinden sich noch heute prächtige Häuser aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Sie waren gebaut worden, als das Wohnen im südlichen Teil der Stadt, vom Albrechts- über den Alexander- bis hin zum Corneliusplatz



Abb. 3. Der Tatort des sonntäglichen Verbrechens mit der Leiche des Jagdaufsehers



und zur Corneliusstraße noch von Wohlhabenden bevorzugt wurde. Inzwischen, nach 1905, hatten sich die Wohnungen der Wohlhabenden in das Bismarkviertel und andere Randbereiche der Stadt verlagert. Das Leben in der Innenstadt war nicht mehr modern. Die Familie Eilmann jedoch war dem Stadtleben treu geblieben.

Zur Flucht in die Natur gab es für den begehrtesten Jägers Wilhelm Eilmann ein Haus am Hülser Berg. Er hatte Verdienste und Vermögen im Brauwesen erlangt und hatte sich an seinem Lebensabend ganz der Tätigkeit des Jagdaufsehers – als Privatförster – gewidmet. Einer seiner Söhne wanderte als Braumeister nach England aus.

Viele der bekannten Honoratioren Krefelds zählte Eilmann zu seinen Freunden. Man traf sich unter Männern am Wochenende im Forsthaus im Hülser Bruch und augenscheinlich hatte man viel Vergnügen dabei. Bei der gemeinsamen Freizeitgestaltung wurden hier Netzwerke gepflegt und Seilschaften – wie sie bis heute in Krefeld üblich sind – gesponnen. Abbildung 4 zeigt Wilhelm Eilmann im Kreise seiner Freunde. Eilmann spielte in seiner sprichwörtlichen Bescheidenheit eine zentrale Rolle bei diesen Treffen. Die Sommerfrische hatte damals eine ähnliche Funktion wie heutzutage exklusive Sportarten.

Dem hohen Prestige des Forstaufsehers in der bürgerlichen Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg stand der Ruf der Wilderer entgegen. Seit dem Mittelalter stellten sie mit ihrem Tun

die gesellschaftliche Ordnung in Frage. Sie negierten in ihrem Tun die Besitzrechte der Adeligen an dem sonst allgemein zugänglichen Wald. Robin Hood, Garibaldi und viele andere „Sozialrebellent“ waren Wilderer. 1848 wird das Jagdprivileg des Adels abgeschafft – und dennoch bleibt die Wilderei eine Straftat. Die wird dabei weniger als Verstoß gegen den Naturschutz, sondern vielmehr als Angriff auf die Machtstruktur gesehen. Diese Tradition wird im ausgehenden 19. Jahrhundert in der deutschen Kunst oftmals wiedergespiegelt. Gerhard Hauptmanns Biberpelz wie auch die oftmals als „natürliche Helden“ dargestellten Gebirgs-Wildschützen sind Beispiele dieser Betrachtungsweise. Berühmte Zeitgenossen der Wilderer am Hülser Berg sind der als eine Art bayerischer Robin Hood verehrte Mathias Kneißl und Georg Jennerwein. In der Berichtserstattung über die Vorgänge am Morgen des 7. Novembers 1909 werden die Begriffe Wilderer, Arbeitersiedlung und Bergarbeiter besonders hervorgehoben gedruckt. Hier im Rheinland pflegt die öffentliche Meinung die damaligen Vorurteile der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber sozial Minderprivilegierten.

Nur durch diese Umstände wird verständlich, wie sehr dieses grausame Verbrechen, das sich in diesem Jahr zum hundertsten Male jährt, die Krefelder Bevölkerung schockiert. Trotz der schnellen Aufklärung hinterließ die Tat noch lange ihre Spuren.

Unter dem Titel „Der Alte im Hülserbruch“ wurde die Geschichte des Försters Eilmann in der damals üblichen Weise zu einer Mori-

tat, die sich rasch am Niederrhein verbreitete (Abb. 5):

Wer kennt ihn nicht, den lieben, treuen Alten,  
Den mit dem jugendfrischen, freien Blick,  
Der Wald und Wild geweiht sein sorglich Walten,  
Des trotz'ger Mut ihm schuf ein hart Geschick?

Im Bruch – Der erste Reif bedeckt die Zweige,  
Die Rehe zieht den Wechsel durchs Gestell,  
Der Mordbub späht und lauert tückisch, feige,  
Und streckt aufs Moos den alten Weidgesell.

Entsetzen lähmt des Waldes herblich Fluten,  
Ein Racheschrei durchgellt den jungen Tag,  
Den Mörder her! Der Feige muß verbluten,  
Der diesen treuen Lebensfaden brach.

Nicht endgültig geklärt werden konnte bisher die Autorenschaft des Textes. Die Initialen H.K. sowie die Wortwahl lassen jedoch den Journalisten Heinrich Klee, Urheber des obigen Zeitungsartikels, als Autor möglich erscheinen.

Wilhelm Eilmann wurde auf dem Krefelder Friedhof begraben. Sein Grab hatte lange Zeit zumindest einen treuen Besucher. Die Familiengeschichte des Autors berichtet unbelegt, dass der auf der Abbildung 2 dargestellte treue Hund des Försters fast täglich vom Albrechtsplatz entwich und zum Grab des Försters lief. Auf diesem soll er auch bald darauf gestorben sein.



Abb. 4. Bekannte Krefelder Honoratioren mit Wilhelm Eilmann (2.v.r.) am Forsthaus am Hülser Berg



Abb. 5. Moritatt auf Wilhelm Eilmann und seinen Tod

# „Exempla docent“<sup>1</sup>: Architektur mit Vorbildfunktion – damals wie heute

Krefelder Denkmalpreis 2008 – Wohnhaus von Bernhard Pfau (1902 – 1989), Moylandstraße 23

von Helmut Köhren-Jansen

Insbesondere seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts tat sich das Krefelder Großbürgertum – durch die boomende Textilindustrie zu Wohlstand gekommen – verstärkt als Mäzen für die aufstrebende Avantgarde junger Architekten hervor. Neben Privataufträgen für Wohnhäuser gab es Beauftragungen für Planungen von Fabrik- und Verwaltungsgebäuden sowie einen beschränkten Wettbewerb für die Textilingenieurschule. Krefeld besitzt daher aus dieser Zeit eine große Zahl wegweisender Gebäude. Sie stehen geradezu symbolhaft für den wichtigsten Wirtschaftszweig der Stadt Krefeld im 20. Jahrhundert.

Eine kurze Benennung der maßgeblichen Gebäude sei erlaubt, um die Bedeutung des preisgekrönten Hauses Vogelsang besser würdigen zu können: Hermann Lange und Josef Esters, die geschäftsführenden Direktoren der Vereinigten Seidenwebereien AG (Verseidag) in Krefeld, der damals bedeutendsten Firmengruppe dieser Art am Niederrhein, beauftragten im Jahre 1927 Ludwig Mies van der Rohe mit dem Bau ihrer beiden benachbarten Wohnhäuser an der Wilhelmshofallee.<sup>2</sup> Lange und Mies van der Rohe dürften sich über ihre Kontakte beim Deutschen Werkbund oder über die Messen der Deutschen Seidenindustrie kennen gelernt haben. Als Anschlussauftrag wurde Mies im Jahre 1930 mit der Planung der Fabrik- und Verwaltungsgebäude für die Seidenindustrie in Krefeld betraut. Bevor er in die USA emigrierte, stellte er noch das sogenannte HE-Gebäude mit den benachbarten Shedhallen an der Girmesgath fertig.<sup>3</sup>

Der Krawattenfabrikant Karl Heusgen gehörte wie Lange und Esters zu den wichtigen Vertretern der Krefelder Textilindustrie. In der Nachfolge der Direktoren der Verseidag ließ auch er sich 1932 am Hülsberg im Krefelder Norden ein großzügiges Wohnhaus errichten. Dessen Formensprache orientiert sich so eng an derjenigen Mies van der Rohes, dass ihm auch dieser Bau jüngst zugeschrieben worden ist.<sup>4</sup>

Das ebenfalls in der Textilbranche tätige Ehepaar Steinert wandte sich im Jahre 1929 an den Architekten Hans Poelzig, um sich von ihm in der Krefelder Kriedbruchstraße 69 ein Einfamilienhaus errichten zu lassen, das vor

über zehn Jahren gerade noch vor dem bereits genehmigten Abbruch gerettet werden konnte.

Wenige Jahre nach dem Ende des 2. Weltkriegs – Bernhard Pfau war gerade, wohl bedingt durch den Auftrag zum Bau des neuen Verwaltungssitzes der Glasindustrie, nach Düsseldorf in sein Architekturbüro zurückgekehrt – erhielt er seinen ersten Auftrag in Krefeld. Seine Affinität zum hochwertigen Möbelbau hatte Pfau im Jahre 1937 den Auftrag zur Planung des Standes der deutschen Seiden- und Samtindustrie auf der Ausstellung „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf verschafft: Dort knüpfte er – ähnlich wie Mies van der Rohe über ein Jahrzehnt zuvor – Kontakte zur Krefelder Textilindustrie, die sich Jahre später auszahlen sollten. So beauftragte ihn der junge Textilingenieur Richard Vogelsang, der aus einer altbekannten Krefelder Familie stammte, 1949 mit dem Bau seines Wohnhauses in der Krefelder Moylandstraße 23.

Mit diesem Bau festigte Bernhard Pfau zum einen seine Kontakte zur Krefelder Textilbranche und zum anderen seinen Ruf als Architekt zeitgenössischen Bauens. Und so nimmt es nicht wunder, dass er wenig später zusammen mit Egon Eiermann, der nahezu gleichzeitig das ehemalige Verwaltungsgebäude der Vereinigten Seidenwebereien AG, das heutige Stadthaus, am Konrad-Adenauer-Platz errichtete,<sup>5</sup> zur Teilnahme am Wettbewerb für die Textilingenieurschule am Frankenring 20 aufgefordert wurde. Mit seinem innovativen Entwurf insbesondere der Vorhangsfassade – konzipiert als Schaufenster der Krefelder Textilindustrie – konnte Pfau die Jury überzeugen. Der erste (und letzte) Bauabschnitt wurde zwischen 1952 und 1958 realisiert.<sup>6</sup> Mit dem Bau der Krefelder Textilingenieurschule reiht sich Bernhard Pfau in die Gruppe der wichtigsten Architekten des Rheinlands ein. Leider haben sich von ihm nur wenige Bauten als Zeugnisse der Architekturgeschichte der 1950er und -60er Jahre weitgehend original erhalten. Dazu zählt beispielsweise das bereits erwähnte Haus Vogelsang in Krefeld, das jüngst vorbildhaft instand gesetzt worden ist.

Gerade einem Teil der Pfau-Bauten in Düsseldorf ist es dagegen aus verschiedenen

Gründen schlecht ergangen. Die Fassaden des Freiherr-vom-Stein-Hauses, 1953 an der Düsseldorfer Friedrichstraße erbaut, sind so stark umgestaltet worden, dass das Gebäude nicht mehr wieder zu erkennen ist.<sup>7</sup> Das aus den 60er Jahren stammende Studienhaus in Düsseldorf am Fürstenwall wurde 1996/1997 abgerissen<sup>8</sup> und das Haus der Deutschen Glasindustrie, zu Beginn der 1950er Jahre ebenfalls in Düsseldorf errichtet, ist 1986 ohne Berücksichtigung denkmalpflegerischer Erfordernisse instand gesetzt worden.<sup>9</sup>

Unmittelbar an die Tradition der Krefelder Textilfabrikantenvillen Mies van der Rohes anknüpfend, aber dennoch zu einer eigenständigen und auch etwas bescheideneren Lösung kommend, errichtete Bernhard Pfau 1949 für Richard Vogelsang einen gestaffelten, zweigeschossigen, kubischen Baukörper mit ausragenden Wandscheiben und leicht geneigtem Flachdach.<sup>10</sup> Dieser hat sich weitgehend original erhalten und zeichnet sich durch ausgesprochen pfiffige Detaillösungen aus.



Abb. 1. Die Ostseite des Hauses mit den Schlafräumen. Über dem Hauseingang rechts ein großes Fenster aus Glasbausteinen.



Abb. 2. Blick zum großen Wohnraumfenster im Erdgeschoss mit darüberliegender Terrasse.



Abb. 3. Gesamtansicht von Westen. Terrassenbelag und Terrassenstirnseite in roten keramischen Platten ausgeführt, Betonunterzüge in stumpfem Grün.

Zur Erbauungszeit wies der mit einem hellen Trierer Kalkputz versehene Bau einige interessante Farbakzente auf, die die Konstruktion betonten und die räumliche Wirkung der frei stehenden Wandscheiben verstärkten. So war beispielsweise der flächenbündig in der Westfassade liegende Betonunterzug, der sich auch in der Südsicht unterhalb der Terrasse zeigt, in einem stumpfen Grün – der überall in Nuancierungen wiederkehrenden Lieblingsfarbe des Architekten – von den angrenzenden hellen Wandflächen abgesetzt. Die Stirnseite der über dem Wohnzimmer vorkragenden oberen Terrasse war mit roten keramischen Platten versehen, und die filigranen Stahlfenster waren sehr hell gehalten.

Die obere Terrasse schiebt sich im Obergeschoss loggienartig in den Baukörper hinein. Die schmale Küche im Erdgeschoss wird nur durch ein mit Ornamentglas versehenes Lichtband erhellt. Die Bedienstete, die somit von den Geschehnissen im Garten nicht von ihrer Arbeit abgelenkt werden konnte, stellte Geschirr und Speisen in einen vollständig als Durchreiche zum Esszimmer konzipierten Schrank, der eine Längsseite der Küche einnimmt. Zum Wohnraum hin ist dieser Schrank in quadratische, optisch reizvolle, diagonal gemaserte Kompartimente aus Mahagoni-Holz aufgeteilt. Ess- und Wohnzimmer sind ebenso wie das Schlafzimmer mit hochwertigen, noch immer vorhandenen Einbaumöbeln versehen. Eine Holzwand mit einer glatten Oberfläche aus reizvoll gemasertem Nussbaumfurnier, wie man sie ganz ähnlich auch in Haus Heusgen von Mies van der Rohe findet, trennt das Wohn- vom Arbeitszimmer. Das Fenster des Essbereichs ist als Vitrine für schöne Gläser ausgebildet. Das schlichte Treppenhaus wird durch eine Wand aus hochrechteckigen Glasbausteinen belichtet.

Nicht nur im Oeuvre Bernhard Pfau, sondern auch innerhalb der unmittelbaren Nach-

kriegsarchitektur stellt Haus Vogelsang in der Reinheit, Klarheit und Kompromisslosigkeit seiner architektonischen Aussage ein herausragendes, vorbildhaftes Beispiel dar, das – so wurde in zeitgenössischen Fachzeitschriften gejubelt – wegführt von der anheimelnden, „ländlich-bäurischen“ Architekturauffassung und wieder anknüpft an die wegweisende „Formgebung der Zeit um 1930“.<sup>11</sup> „Innerhalb des Vergleichsrahmens der Wohnhausarchitektur im Rheinland zu der Zeit ist kein Beispiel bekannt, das in so deutlicher Weise von der räumlichen Konzeption und den Merkmalen des Neuen Bauens der zwanziger Jahre bestimmt ist“, urteilt Julius Niederwöhrmeier in seiner Dissertation über Pfau zu Recht.<sup>12</sup> Das Gebäude erhält auf diese Weise „eine über ihre schlichte und unprätentiöse Zweckbestimmung hinausgehende erhöhte Bedeutung“<sup>13</sup> und ist mithin als eine Inkunabel der Architektur der Nachkriegszeit zu bezeichnen, an dessen Erhaltung höchste denkmalpflegerische Ansprüche gestellt werden müssen.

Die qualitätvolle Instandsetzung dieses Gebäudes ist 2008 abgeschlossen worden. Dem architekturgeschichtlichen Stellenwert dieses wichtigen Nachkriegsbaus entsprechend muss es als ein Glücksfall bezeichnet werden, dass die neuen Eigentümer, der engagierte Architekt Marcus Wrede und seine Frau, das Haus mit hoher Sensibilität, großer Detailtreue und in enger Abstimmung mit den Denkmalbehörden saniert haben. Dafür ist ihnen zu Recht im Herbst 2008 sowohl der Krefelder als auch der Rheinische Denkmalpreis verliehen worden.

Die Grundrissstruktur, die originalen Stahlfenster mit äußerst schmalen Profilen, die quadratischen Naturasphaltplatten des Bodens, die flächenbündigen Türen, das in die Treppenbrüstung eingearbeitete Blumenbeet sowie die Einbaumöbel in Wohn-, Ess- und

Schlafzimmer und auch das faltbare Garagentor und originale Außenlampen blieben erhalten und wurden aufgearbeitet.

In den vergangenen Jahrzehnten unsachgemäß reparierte oder erneuerte Details wurden im Sinne des ursprünglichen Erscheinungsbildes zurückgeführt. Die Glasbausteinwand, die das Treppenhaus belichtet, bestand einst aus hochrechteckigen Steinen, die durch unpassende quadratische Steine ersetzt worden waren. Der Eigentümer entfernte die technisch noch intakte Wand und baute sie – dem früheren Bild entsprechend – wieder mit hochrechteckigen Glasbausteinen auf. Da die neuen Steine geringfügig kleinformatiger sind als die ursprüngliche Variante, hat sich die Zahl der horizontalen und waagerechten Reihen leicht und unmerklich erhöht. Die nachträglich vorgehängten Regenrinnen wurden abgebaut und die noch vorhandenen, von außen nicht sichtbaren Kastenrinnen, die das Wasser des leicht geneigten Daches aufnehmen, wieder aktiviert. Vor dem veränderten Eingang befand sich ein überdimensioniertes Vordach, das zugunsten einer modernen Gestaltung abgebrochen wurde. Das Aussehen des bauzeitlichen Stufenbelags der Innentreppe war nicht bekannt, so dass eine dem Haus entsprechende neue Lösung gefunden wurde. Eine später eingebrochene Fensteröffnung zum Garten hin, die völlig fehl proportioniert war, wurde vermauert. Ein vorhandenes Aluminiumfenster in der Straßenfassade wurde durch einen getreuen Nachbau der bauzeitlichen Stahlfenster ersetzt.

Zur Verbesserung der sehr schlechten Wärmedämmwerte wurde eine optisch vertretbare, kaum auftragende Dämmung aufgebracht sowie das noch original vorhandene, eingekittete Walzglas in den Stahlfenstern durch Isolierglasscheiben ersetzt. Dadurch haben die großformatigen Fenster bzw. Fenstertüren zudem erheblich an Stabilität gewonnen.



Abb. 4. Ostseite des Hauses nach der Instandsetzung



Abb. 5. Blick von Südost nach der Instandsetzung

Der nachträgliche Umbau der Loggia im Obergeschoss zu einem Innenraum wird nicht zurückgeführt. Allerdings ist mittelfristig geplant, die unschöne Verglasung angemessen zu erneuern. In dem Zusammenhang soll auch das erhöhte Bodenniveau des Balkons korrigiert werden, das zu einigen störenden Anschlusspunkten gerade auch bei den wichtigen Ansichten und zur Erhöhung des Geländers geführt hat.

Der einzige Wermutstropfen bei dieser Instandsetzung ist das denkmalpflegerische

Zugeständnis zum Abbau und zur sachgerechten Einlagerung eines Kompartimentes der Schrankwand zwischen Küche und Esszimmer, um die ausdrücklich gewünschte Verbindung zwischen beiden Räumen zu erreichen. Dadurch wird die klare Raumstruktur in ihrer Wirkung beeinträchtigt. Allerdings ist diese Maßnahme ebenso reversibel wie die Entfernung des Ornamentglases im Küchenfenster und der Verzicht auf die Wiederherstellung der ursprünglichen Farbfassung des Äußeren.

„Exempla docent“: Haus Vogelsang war 1949 als Neubau vorbildhaft für die zeitgenössische Wohnhausarchitektur und ist heute nach der und durch die behutsame Instandsetzung vorbildhaft für den denkmalpflegerischen Umgang mit historischer Bausubstanz. Die Untere Denkmalbehörde der Stadt Krefeld und das LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland danken dem Ehepaar Wrede für ihr Engagement und sind erfreut, ein solches Kleinod für die nächsten Jahrzehnte wieder in guten Händen zu wissen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> RICHARD HEYKEN, Haus Vogelsang in Krefeld. In: *Architektur und Wohnform* 60, 1951/52, S. 153 – 160, hier S. 156.

<sup>2</sup> JULIAN HEYNEN, Ein Ort für die Kunst. Ludwig Mies van der Rohe, Haus Lange – Haus Esters. Krefeld 1995. – K. KLEINMAN, L. VAN DÜZER, Eisen und Mörtel. Anmerkungen zu Haus Lange und Haus Esters. In: *Bauwelt* 41, 2000, S. 16 – 19. WOLF TEGETHOFF, Museum Haus Lange und Haus Esters in Krefeld. Ludwig Mies van der Rohe. Reyman Architekten. In: *Baumeister* 97, 2000, S. 86 – 89. – HELMTRUD KÖHREN-JANSEN, Leserbrief zur Instandsetzung der Mies van der Rohe-Bauten in Krefeld. In: *Baumeister* 98, 2001, S. 4. – dies., Krefeld. Die Instandsetzung der Bauten von Ludwig Mies van der Rohe. In: *Denkmalpflege im Rheinland*, 18, 2001, S. 15 – 25. – dies.: Authentizität als Ziel denkmalpflegerischer Bemühungen. Die Instandsetzung der Häuser Lange und Esters von Ludwig Mies van der Rohe in Krefeld. In: *Das Denkmal als Bild. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland 2001*, Tagungsband. Halle 2002 (nur als CD).

<sup>3</sup> K.O. LÜFKENS, Die Vaseidag-Bauten von Mies van der Rohe (1933 – 1937). Ein Dokument der Architektur des XX. Jahrhunderts. In: *Die Heimat* 48, 1977, S. 57 – 61. – WOLF TEGETHOFF, Industriearchitektur und Neues Bauen. Mies van der Rohes Vaseidag-Fabrik in Krefeld. In: *Archithese* 13, 1983 S. 33 – 38; HELMTRUD KÖHREN-

JANSEN, Authentizität: Instandsetzung des HE-Gebäudes in Krefeld. In: *Bausubstanz* 17, 2001, S. 26 – 31.

<sup>4</sup> KARL AMENDT, Die Restaurierung von Haus Heusgen. In: *Der Niederrhein* 70, 2003, S. 90 – 92. – HANS-PETER SCHWANKE, Haus Heusgen in Krefeld – ein bislang unbeachteter Bau Ludwig Mies van der Rohes. In: *Denkmalpflege im Rheinland*, 20, 2003, S. 177 – 180. – CHRISTIAN WOLSDORFF, Haus Heusgen in Krefeld und Mies van der Rohe. In: *Der Niederrhein* 70, 2003, S. 86 – 90.

<sup>5</sup> HELMTRUD KÖHREN-JANSEN, Anspruch und Wirklichkeit. Über den denkmalpflegerischen Umgang mit Nachkriegsbauten in Krefeld. In: *Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege* (eine Veröffentlichung des Landschaftsverbandes Rheinland), Bd. 40, im Druck, erscheint im Herbst 2009 (dort die weiterführende Literatur).

<sup>6</sup> vgl. JULIUS NIEDERWÖHRMEIER, Das Lebenswerk des Düsseldorfer Architekten Bernhard Plau 1902 – 1989. Stuttgart 1997, S. 205 – 223, S. 398/399 (dort die weiterführende Literatur) und KÖHREN-JANSEN (wie Anm. 5).

<sup>7</sup> JÖRG SCHULZE, Veränderungsdruck bei Bauten der 50er Jahre. Ein Bericht über Erfahrungen in Aachen, Bonn, Düsseldorf, Köln und Krefeld. In: *Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover*, 2. – 4. Februar 1990 (Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 41), Bonn 1990, S. 170 – 189, hier S. 170.

<sup>8</sup> ULRICH STEVENS, Düsseldorf. Abbruch des Studienhauses geplant. In: *Denkmalpflege im Rheinland* 9, 1992, S. 45/46 und HARTWIG SCHMIDT, Der Umgang mit den Bauten der Moderne in Deutschland. Ein Überblick. In: *Konservierung der Moderne? Über den Umgang mit den Zeugnissen der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Congress Center Leipzig 31.10. – 2.11.1996. Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit mit der „denkmal '96“, der Europäischen Messe für Denkmalpflege und Stadterneuerung (ICOMOS. Heft des Deutschen Nationalkomitees XXIV). München 1998, S. 39 – 44, hier S. 39 (dort die weiterführende Literatur).

<sup>9</sup> SCHULZE (wie Anm. 7), hier S. 176/177.

<sup>10</sup> NIEDERWÖHRMEIER (wie Anm. 6), S. 150 – 157 u. S. 380 und KÖHREN-JANSEN (wie Anm. 5). Das Haus ist am 27.04.1992 in die Denkmalliste der Stadt Krefeld eingetragen worden.

<sup>11</sup> So RICHARD HEYKEN (wie Anm. 1), S. 153; vgl. auch ERNST ZIETZSCHMANN, Zwei Landhäuser und einiges vom Düsseldorfer Glashaus. In: *Bauwelt* 1954, S. 324 – 329.

<sup>12</sup> NIEDERWÖHRMEIER (wie Anm. 6), S. 153.

<sup>13</sup> HEYKEN (wie Anm. 1), S. 154.

# Der Kirchenerweiterungsbau in Krefeld-Traar 1929 – 1930; Architekt Bernhard Rotterdam

von Edgar Thiesbürger

Der rheinische Architekt und Kirchenbaumeister Bernhard Rotterdam wurde am 8. Februar 1893 in Langenfeld-Immigrath als Sohn eines Bauunternehmers geboren und verstarb am 7. Oktober 1974 in Bergisch Gladbach-Bensberg. Nach seiner bauhandwerklichen Ausbildung im väterlichen Unternehmen absolvierte er zunächst die Staatsbauschule in Köln. Es folgte ein Architekturstudium bei Professor Emil Fahrenkamp an der staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Bernhard Rotterdam zählt mit seinem umfangreichen Werk zu den bedeutenden Vertretern des neuen katholischen Kirchenbaus im Rheinland. Die Hauptstätten seines Wirkens waren das Bergische Land und Köln. Zu seinen frühen Bauschöpfungen zählen das ehemalige Priesterseminar in Bergisch Gladbach-Bensberg, die St.-Engelbert-Kirche in Leverkusen-Pattscheid und die Herz-Jesu-Kirche in Leverkusen-Wiesdorf.

Für die Erweiterung der katholischen Pfarrkirche St. Josef im Krefelder Ortsteil Traar war in den Jahren 1928/29 ein Wettbewerb ausgeschrieben worden, bei dem Bernhard Rotterdam den 1. Preis erhielt. Die originelle Lösung mit dem organisch eingefügten runden Chorturm, dem breit herabgezogenen Satteldach und der halbrund angefügten Sakristei ist als ideal zu bezeichnen. Der frontseitig von wabenartig durchbrochenen Schallöffnungen belebte Glockenturm ist den zylindrischen Turmwindmühlen am Niederrhein nachempfunden. Den oberen Turmabschluss bildet ein flach geneigtes Kegeldach aus Kupferblech mit Kreuzbekrönung. Das Motiv des von Steinlage zu Steinlage mehrfach vorgekrachten Dachansatzes an der alten Kirche ist ebenfalls in dem neuen Bau fortgeführt und kehrt am oberen Turmrand wieder. Im Halbrund legt sich außen um den Chorturm eine niedrige pultdachgedeckte Sakristei mit in ganzer Breite umlaufendem Fensterband, das horizontal umzogene Eisengitter sichern. Das tief herabgezogene Dach des Querschiffs mit seinem zweifachen Knick lässt ein Motiv bäuerlicher Bauweise anklingen: das Schlepplach alter Kotten. Die beiden Seitenschiffe erhalten ihr Licht durch je sieben dicht nebeneinander stehende Rundbogenfenster. Im Innenraum kontrastiert das Weiß der Wände zu dem Dunkelgrau des Fußbodens in Aachener Blausteine. In markanter Linie wölbt



Abb. 1. Pfarrkirche St. Josef von Südosten



Abb. 2. Die Turmseite mit den Erweiterungen; Ansichtskarte kurz nach der Erweiterung



Abb. 3. Seitenansicht von Süden; Zustand kurz nach der Erbauung

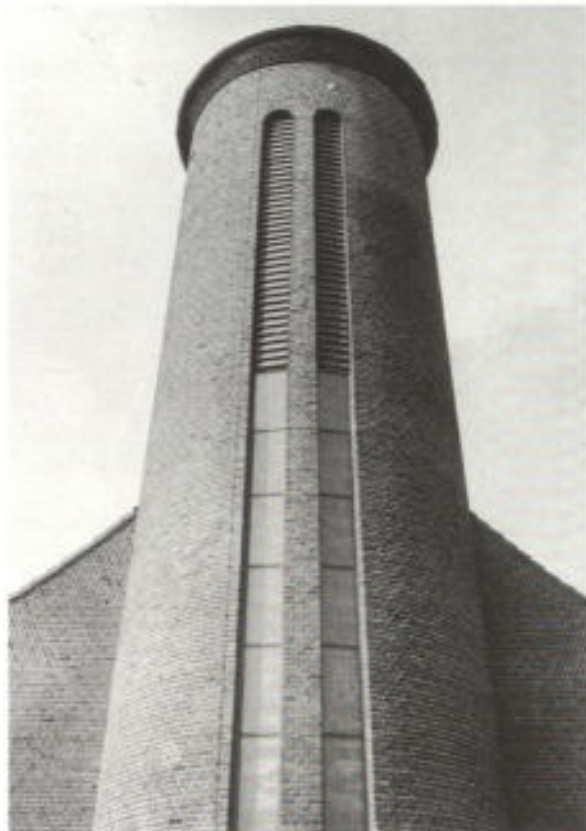


Abb. 4. Der Chorturm von Osten



Abb. 5. Die Chorfenster in der Turmrückwand



Abb. 6. Architekt B.D.A. Bernhard Rotterdam

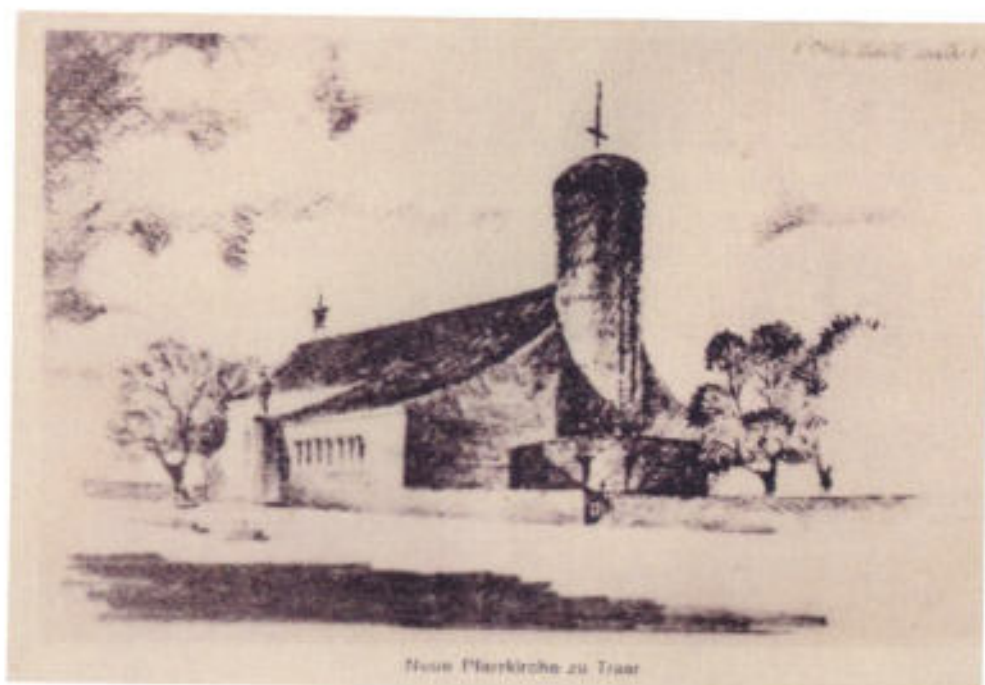


Abb. 7. Beilage zum preisgekrönten Wettbewerbsentwurf; Motto „Alt und neu“; Kreidezeichnung

sich der den Vorderteil des Turmes stützende Bogen in den Raum und konzentriert die Aufmerksamkeit auf den sakralen Mittelpunkt. Der neue liturgische Gedanke einer räumlichen Annäherung und Ausrichtung von Altar und Gemeinde findet hier seinen architektonischen Ausdruck. Die zwei hohen, schmalen Chorfenster in mehrfach nuancierten Blau- und Violett-Tönen mit den frühchristlichen Glaubenssymbolen Fisch und Pelikan, Lateinisches Kreuz und Christusmonogramm in intensiv leuchtendem Rot entwarf Wilhelm Derix, ein Schüler Professor Johan Thorn Prikkers an den Kölner Werkschulen für Kunst und Gestaltung. Sie wurden 1929 in den Werkstätten für Glasmalerei und Mosaik Kavelaer und Goch ausgeführt. Auf diese Weise hat die St.-Josefs-Kirche in Krefeld-Traar eine moderne Bauform erhalten, die sich von allen Seiten in schöner Geschlossenheit präsentiert. Am 19. März 1930 erfolgte die feierliche Konsekration des erweiterten Gotteshauses durch den damaligen Weihbischof von Köln, Dr. Sträter. Das Kölner Institut für religiöse Kunst hatte an dem wohlgelungenen Werk beratend mitgewirkt. Interessant ist, diese Kirche mit den beiden Kirchen-Neubauten, Herz-Jesu in Krefeld-Bockum und St. Martin

zu vergleichen, da sie um dieselbe Zeit entstanden und gleichfalls einer modernen Bauidee verpflichtet sind. Alle drei Bauten stehen unter Denkmalschutz.

Das Rheinland war in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ein Zentrum kirchlichen Bauschaffens. Hier arbeiteten berühmte Architekten, deren Entwürfe vorbildhaft für ganz Deutschland wurden, so vor allem Professor Dominikus Böhm, der 1926 als Leiter der Abteilung für kirchliche Kunst an die Kölner Werkschulen berufen wurde. Sein enger Kontakt zu dem Theologen Johannes van Acken, der als Rektor am Krankenhaus in Gladbeck/Westfalen wirkte, führte dazu, dass besonders am Niederrhein zahlreiche wegweisende katholische Kirchenneubauten möglich wurden. In van Ackens Broschüre „Christozentrische Kirchenkunst. Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ wurden 1923 zwei Projekte von Dominikus Böhm, „Lumen Christi“ und „Circumstantes“, als Beispiele christozentrischer Sakralbauten zum ersten Mal veröffentlicht. Seine auf Dramatik und Mystik angelegten Kirchenräume mit effektvollen Lichtführungen sind geprägt „aus der Stimmung, in der sie entstehen“, als Äuße-

rungen der Seele. Erich Mendelsohn sagte einmal von Böhm, er kenne unter den lebenden Architekten seiner Generation keinen, der ein solches Gefühl für die sakrale Wirkung eines Raumes habe. Die expressionistische Kirchenbaukunst bevorzugte scharfkantig gefaltete vom Fußboden aufsteigende Spitzbogengewölbe in Stahlbeton. Ihre wichtigste ästhetische Aufgabe war es, das Licht zu leiten und prismatisch gebrochene Flächen von unterschiedlicher Helligkeitsintensität zu erzeugen. Erwähnt seien weitere namhafte in den rheinisch-westfälischen Bistümern tätige Kirchenbaumeister: Rudolf Schwarz, Hans Herkommer, Edmund Körner, Josef Franke, ferner Clemens Holzmeister und Emil Fahrenkamp, der Lehrer Rotterdams, die beide an der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf lehrten.

#### Literatur

Bernhard Rotterdam. Mit einer Einleitung von Dr. Johannes Schumacher, Berlin-Leipzig, 1931. Monographienreihe Neue Werkkunst.

# Die alte Bibliothek des Gymnasiums am Moltkeplatz

von Manfred Wüst

Die „Scheuten'sche Bibliothek“ im Gymnasium am Moltkeplatz, geht auf den Gründer der Schule, Adam Wilhelm Scheuten zurück. Dieser hatte nämlich nicht nur die „Krefelder Lateinschule“ gegründet, sondern auch seine Bibliothek der Schule vermacht.<sup>1</sup> Mit den Jahren wuchs die Bibliothek um Lehrbücher, Schenkungen, aber auch um die Nachlässe aus weiteren Bibliotheken. Hieraus entwickelte sich um 1840 der „Historische Leseverein“, eine Vereinigung gebildeter Krefelder Bürger, der natürlich weitere Bücher anschaffte.

Bis heute wächst die Bibliothek des Gymnasiums weiter, aber der eigentliche „Altbestand“, die alte Bibliothek, das sind die Bücher bis zum Jahr 1900. Denn zu diesem Zeitpunkt hat jemand, man nimmt an ein damaliger Lehrer oder der Direktor der Schule, alle damals vorhandenen Titel handschriftlich in einem großen Buch, dem sogenannten „Findbuch“, aufgelistet.

Der Förderverein des Gymnasiums am Moltkeplatz hat es sich auf die Fahnen geschrieben, diese alte und wirklich kostbare Bibliothek (das älteste Buch datiert aus dem Jahre 1536, es gibt eine Reihe seltener Erstausgaben) neu zu katalogisieren.

Hierzu wurde der Bestand des Findbuches zunächst in ein Bibliotheksprogramm übertragen. Diese Arbeit wurde im Frühjahr 2007 abgeschlossen. Im Anschluss wurde damit begonnen, die noch vorhandenen Bücher einzeln zu sichten, zuzuordnen und die Daten im Programm zu vervollständigen. Jedes Buch erhielt eine neue, eindeutige Signaturnummer.

Vom Förderverein wurden neue Schränke angeschafft, die einen großen Teil der vorhandenen Bücher fachgerecht aufnehmen. Mittels der Computerverfassung und der Signaturnummer ist der Standort jedes vorhandenen Buches schnell und eindeutig zu bestimmen.

Leider ist die Sammlung der „Scheuten'schen Bibliothek“ heute längst nicht mehr vollständig. Laut dem „Findbuch“ umfasste die Bibliothek ca. 6000 Werke. Da aber ein Werk durchaus mehrere Bücher umfassen kann und im Falle der Lehrerbibliothek sogar ein

Werk mit rund 50 Bänden existiert hat, ist man wahrscheinlich nicht weit davon entfernt, die ehemalige Zahl der Bücher um das Jahr 1900 auf zehn- bis zwölftausend zu schätzen.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die Bibliothek auseinandergerissen. Dr. Albert Steeger entnahm ihr Bücher für sein geplantes Heimatmuseum. Während des II. Weltkrieges wurde ein großer Teil der Bücher in die Stadtbücherei ausgelagert.

Der Teil der Bücher, der im Gymnasium (zu dieser Zeit „Schäfer-Voss-Schule“) verblieb, wurde im Keller „in Sicherheit gebracht“, wo er 1947 gefunden wurde. Schüler, welche die Bücher aus dem Keller holten berichteten, dass die Bücher zunächst „wie Ziegelsteine ausgesehen hätten, von Staub und Mörtel bis zur Unkenntlichkeit entstellt“. Diese „Sicherheit“ im Keller hat den Büchern

nicht gut getan. Einbände wurden zerstört und Wasserschäden durch hohe Feuchtigkeit blieben nicht aus.

Die Bücher in der Stadtbücherei verteilten sich nach dem Krieg auf vier Stellen: sie wurden teilweise vom Kaiser-Wilhelm-Museum, teilweise vom Museum Burg Linn übernommen. Der größte Teil der Bücher wurde in das Gymnasium am Moltkeplatz zurückgeholt.

Ein kleiner Rest verblieb in den Kellern der Stadtbücherei. Als in den letzten Jahren die Bücherei abgerissen und als „Mediothek“ wieder aufgebaut wurde, mussten diese Bücher, zusammen mit anderen Altbeständen, ausgelagert werden. Nach Rücksprache mit Herrn Schroers, dem Leiter der „Mediothek“, wurden die ausgelagerten Kartons mit Büchern untersucht. Es fanden sich in mehreren Suchgängen in mehr als einhundertzwanzig



Abb. 1. Ein Abschnitt der alten Bibliothek des Gymnasiums am Moltkeplatz



Kartons über 50 Bücher der alten Scheuten'schen Bibliothek und weitere rund dreihundert Bücher, die der Lehrerbibliothek des Gymnasiums am Moltkeplatz zuzuschreiben sind. Auch die Bücher in den Museen wurden im Bibliotheksprogramm, unter Hinweis auf den jeweiligen Standort, erfasst.

Aber es geht nicht nur um die Erfassung des Bestandes. Der Landschaftsverband Rheinland ist an den Ergebnissen der Katalogisierung interessiert, da er sich Aufschluss über die ursprüngliche Bibliothek des Adam Wilhelm Scheuten verspricht, um so etwas über die Interessenlage dieses Mannes zu erfahren, der zwar recht bekannt ist, über den man jedoch sehr wenig weiß.

Darüber hinaus gibt es Bestrebungen, die „Scheuten'sche Bibliothek“ zu einem „Beweglichen Denkmal“ zu erklären. Ein Grund hierfür ist die damalige Nutzung und Erweiterung der Bibliothek durch den „Historischen Leseverein“. Dieser bürgerliche Leseverein gründete sich auf der Basis der Scheuten'schen Bücher um 1840 in der Bibliothek der damaligen Lateinschule. Er trug mit seinen „neu“ angeschafften Büchern wesentlich zur Erweiterung der Bibliothek bei. Anhand der alten Buchsignaturen lässt sich eindeutig bestimmen, welche Bücher dem „Historischen Leseverein“ zuzurechnen sind.

Damit wird diese Bibliothek zum besten Nachweis des „Deutschen Bildungsbürgertums“ in ganz Nordrhein-Westfalen, d. h. hier kann konkret festgestellt werden, womit sich das „Deutsche Bildungsbürgertum“ beschäftigte und was für die gebildete Öffentlichkeit interessant war. Also auch aus dieser Perspektive ist die „Scheuten'sche Bibliothek“ von historischer Bedeutung.

Nach der Erfassung der noch vorhandenen Bücher besteht einer der nächsten Schritte darin, nach fehlenden Büchern zu recherchieren, da es unwahrscheinlich ist, dass ca. 5.000 Bücher vernichtet wurden. So fehlt zum Beispiel die gesamte Sparte der Rechtswissenschaft mit ca. 300 Werken, sowie die komplette Abteilung der Land- und Forstwirtschaft mit rund 250 Werken, was darauf hindeutet, dass diese Werke durch gezielte

Maßnahmen an andere Orte verbracht wurden. Diese Recherche bleibt also weiterhin eine spannende Kleinarbeit, die wahrscheinlich niemals als abgeschlossen angesehen werden kann.

Ein weiteres Problem in der Bibliothek ist natürlich der Zustand der Bücher. Viele Bücher sind in einem tadellosen Zustand. Zum Glück hat der „Papierfraß“, der in den letzten Jahren bekannt geworden ist, in der „Scheuten'schen Bibliothek“ bislang keinen Einzug gehalten.

Doch gerade die dünneren Hefte und Bücher sind teilweise stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Bei dickeren Büchern fehlen Buchrücken und Deckel, weshalb ein weiterer Zerfall dieser Bücher bevorsteht. Bevor sie komplett zerfallen, ist bei vielen Büchern eine neue Bindung erforderlich. Einige der wertvollen Werke müssten von Fachrestauratoren überarbeitet werden.

Hierzu hat der Förderverein in diesem Jahr die Initiative „Bücher brauchen Ihre Hilfe“ ins Leben gerufen. Bei dieser Aktion geht es darum, Paten zu finden, für deren Spende ein- oder mehrere Bücher wieder hergestellt werden können. Hierbei können sich die zukünftigen Buchpaten das von Ihnen gesponsorte Buch selbst in der Bibliothek aussuchen.<sup>2</sup>

Ein Ziel der Arbeit an der Bibliothek ist es, diese, zumindest teilweise, den Schülern zugänglich zu machen. Um das Interesse der Schüler nicht nur für diese Bücher, sondern auch für Bücher im Allgemeinen wieder stärker zu wecken, wurde eine Buch AG gegründet. Interessierte Schüler treffen sich einmal in der Woche und beschäftigen sich, je nach Altersklasse auf unterschiedliche Weisen, mit den Büchern. Wir halten dies, gerade im Zeitalter der Computer, für eine sehr wichtige Aufgabe, die jedoch auf der Freiwilligkeit der Schüler basiert.

Ein weiteres Ziel des Fördervereins und der Schule ist es, die Bibliothek wieder öffentlich nutzbar, d. h. für die Wissenschaft erreichbar zu machen. Unter Berücksichtigung der notwendigen Sicherheitsvorkehrungen soll es möglich sein, Einsicht in die Bücher zu neh-



Abb. 2. Alte Bibliothek des Gymnasiums am Moltkeplatz

men. Deshalb ist auch geplant, den Bestand über den Karlsruher Bibliotheksverbund im Internet abfragbar zu machen.

Nicht zuletzt deshalb ist es notwendig, den wirklichen Bestand zu erfassen und einen lesbaren Zustand der Bücher herzustellen.

Denn Bücher wollen gelesen werden! Auch, oder gerade weil sie in die Jahre gekommen sind.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Siehe auch „Die Heimat“ 64/1993.

<sup>2</sup> Wenn auch Sie Buchpate werden wollen, wenden Sie sich bitte an: Manfred Wüst, Tel.: 0177/3920496 oder manfredwuest@unitedbox.de

# Historische Parkanlagen in Krefeld – Teil 5

## Der Schönwasserpark

von Almuth Spielberg

### Die Anfänge im 19. Jahrhundert: vom Bauernhof zum Gartenlokal

Auf der Grenze zwischen den Gemarkungen Oppum und Bockum in Krefeld liegt der Schönwasserpark. Ihren Ursprung und Namen hat diese Parkanlage, die ein wichtiges Bindeglied im Krefelder Grüngürtel darstellt, vom „Schönwasserhof“ erhalten. Bereits 1803 zeigt die unter Napoleon begonnene Karten-

aufnahme der Rheinlande die Hofanlage in der „Mairie de Oppum“ gelegen. Im Osten begrenzte der Oppumer Busch die Ackerflächen des Hofes. Aus dem „Diessemer Broich“ gespeist, floss der Fischelner Bach in einem Stück begradigten Bachlaufs direkt an den Hofgebäuden in Richtung Süden vorbei, um sich dann ungehindert in großem Bogen durch ein feuchtes Wiesental, das heute noch mit der Johansenaue und Crön im Stadtbild ablesbar ist, Richtung Linn zu schlängeln.

Vierzig Jahre später hat sich die Landschaft um Haus Schönwasser verändert. Die Preußische Uraufnahme von 1844 kennzeichnet Teile des Oppumer und Bockumer Busches bereits als gerodet, weitere Ackerflächen sind dort entstanden. Eine Allee, die heutige Schönwasserstraße, verläuft seitlich von Haus Schönwasser auf die Uerdinger Straße zu (s. Abb.1).



Abb. 1. Kartenausschnitt Preußische Uraufnahme 1844



Abb. 2. Historische Werbepostkarte; ca. 1891

Um 1802 kauft der Tabakfabrikant Johann Helgers den Schönwasserhof, um ihn ab circa 1825 als Landsitz zu nutzen. Durch Erbfolge fällt das Anwesen an Johann Friedrich Scheibler (1808-1862). Er erweitert das Haus und lässt es mit einem Landschaftspark umgeben. Wie die preußische Uraufnahme von 1844 aufzeigt, erstreckt sich der Hauptteil

des Parks damals noch von Haus Schönwasser nach Süden und Westen zur heutigen Straße Kuhleshütte hin. Nach Osten schließen sich weiterhin offene Ackerflächen und das Bachtal an. Später übernimmt Hugo de Greiff den Besitz. Leider sind keine Unterlagen über den Park und seinen Schöpfer aus jener Zeit erhalten.



Abb. 3. Grüngürtel mit ausgebautem Schönwasserpark, aus: Deutschlands Städtebau, 1928

Haus Schönwasser wandelte sich in der Folgezeit vom privaten Landsitz zum Ausflugslokal. 1888 wirbt der Pächter M. Hövel im Krefelder Adressbuch für sein neu eröffnetes Sommerlokal „mit großartigen Gartenanlagen inmitten eines 50 Morgen großen, alten Parks“. Neben exquisiter Küche und Weinkeller hebt er besonders die zahlreichen Militär- und Künstlerkonzerte sowie sonstige Festlichkeiten während der Sommersaison hervor. Für den Winter stellt er „durch Erweiterung des Gindholzaches eine 3,5 km lange Eisbahn als Attraktion im Etablissement selbst“ in Aussicht. Sein Lokal empfiehlt er als lohnendes und schönes Ausflugsziel für Familien, Gesellschaften und Vereine, das über schöne schattige Spaziergänge sowie den Bahnhof Oppum, von dem täglich 50 Züge nach allen Richtungen abfahren, bestens zu erreichen sei.

Trotz der angepriesenen guten Küche, gehobener Ausstattung und guter Erreichbarkeit wechselt bereits drei Jahre später der Betreiber. 1891 übernimmt Johann Bends die Restauration (s. Abb. 2).

Auch er kann den Niedergang als Ausflugslokal nicht aufhalten. 1910 erwirbt die Stadt die Gaststätte samt Park, den sie um 1912 der Öffentlichkeit übergibt.

In der Folgezeit entsteht im südlichen Teil des Parkgeländes auf Betreiben des Krefelder Realschullehrers Hans Höppner (1873-1942) ein kleiner Schulgarten zur Versorgung der Krefelder Schulen mit botanischem Unterrichtsmaterial.

### Zu Beginn des 20. Jahrhunderts – Volkspark und Rückgrat des „Krefelder Grüngürtels“

Mit fortschreitender Industrialisierung und Verstädterung nimmt die Bedeutung von Gärten und öffentlichen Grünflächen für die Erholung und Gesundheit der Bevölkerung auch in Krefeld immer weiter zu. Lagen Schmuckplätze und Parks anfangs noch isoliert im Stadtgebiet, verbindet man sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch konsequente Planung und Grundstückspolitik miteinander zu einem zusammenhängenden sogenannten Grünsystem: der Krefelder Grüngürtel entsteht. Eine städtebaulich weit vorausschauende Tat, von der Stadt und Bürger noch heute fast 80 Jahre danach profitieren: heute kann der Krefelder vom Stadtwald über die Vreed, durch Kleingartengelände, den Schönhausenpark, die Grünverbindung am Zoo und entlang des Grotenburgstadions und des Heimgartens immer durch Grünanlagen oder schmale Grünverbindungen bis zum Schönwasserpark spazieren. Über die Johansenaue und die Grünflächen der Crön gelangt er zum Burgpark Linn und Greiffenhorstpark bis zum Römersee – ein mehrstündiger Spaziergang



Abb. 4. Schrägluftaufnahme 1929



Abb. 5. Mit Hecken eingefasster runder Sitzplatz am Kastanienrondell; um 1930

durch Parks und Grünflächen. Nur das letzte Stück bis zum Rhein fehlt immer noch.

Neben der „Wohlfahrtswirkung“ öffentlicher Parkanlagen für die Gesundheit der Bevölkerung erkennt man in Krefeld bereits früh auch ihren Stellenwert als „weicher Standortfaktor“ im Wettbewerb der Industriestädte untereinander. 1928 wirbt die Stadt Krefeld in „Deutschlands Städtebau“ neben Beiträgen über Ausbildungswesen, Wohnen und Gewerbe für sich auch mit ihrem neuen Grüngürtel (s. Abb. 3).

In seinem Artikel „Gartenstadt Krefeld“ empfiehlt der damalige Gartendirektor Arnold Noell die Stadt wegen ihrer guten Grünversorgung insbesondere als „Wohnstadt für das links-niederrheinische Industriegebiet“. Noell unterstreicht die Bedeutung der ehemaligen privaten Parks, die kontinuierlich über mehrere Jahre von der Stadt erworben und untereinander

verbunden zu einem Grüngürtel ausgebaut werden: „Diese Besitzungen... sind die Kernpunkte und das Rückgrat für einen zusammenhängenden Zug öffentlicher Anlagen von außerordentlicher Schönheit und Größe geworden, der die Altstadt mit den eingemeindeten Stadtteilen Oppum, Linn, Bockum, Verberg verbindet... Die Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, diesen Grünzug mit dem Stadtwald zu verbinden.“ (Noel, 1928, S. 37)

Starker Befürworter und Verfechter des Krefelder Grüngürtels ist Dr. Johannes Johansen, Oberbürgermeister der Stadt Krefeld von 1911 bis 1930. Nach ihm wird bereits zu seinen Lebzeiten in Anerkennung seiner Verdienste um den Ausbau des öffentlichen Grünflächennetzes die Johansenaue benannt. Nach seinem Tod 1945 findet er seine letzte Ruhestätte im Schönwasserpark, wo eine Gedenktafel an ihn erinnert.

Aufbauend auf dieser Grüngürtelidee erweitert man konsequent 1926/27 den Schönwasserpark erheblich nach Osten, so dass er insgesamt 28 Hektar umfasst. Mit dem Ausbau der Johansenaue und den Grünflächen der Crön schafft man wichtige Grünverbindungen zu den bereits 1924 angekauften Linner Parkanlagen sowie zu den nördlichen Teilen des Krefelder Grüngürtels an der Uerdinger Straße.

Alle diese Ausbauarbeiten werden unter der Regie des städtischen Gartenamtes als „Notstandsarbeiten“ im Rahmen der „produktiven Arbeitslosenfürsorge“ durchgeführt.

An Haus Schönwasser vergrößert man die bereits vorhandene Gartenterrasse mit einer symmetrischen Treppenanlage und zentralen halbrunden Bastion aus Natursteinen, die dem Gebäude fast einen „barocken Anklang“ geben. Dachförmig geschnittene Platanen



Abb. 6 Sitzplatz am Pappelplatz mit Blick zum Haus Schönwasser; um 1930



Abb. 7. Der Kinderspielplatz an der Glindholzstraße; um 1930



Abb. 8. Staudengarten im Botanischen Garten; 1938

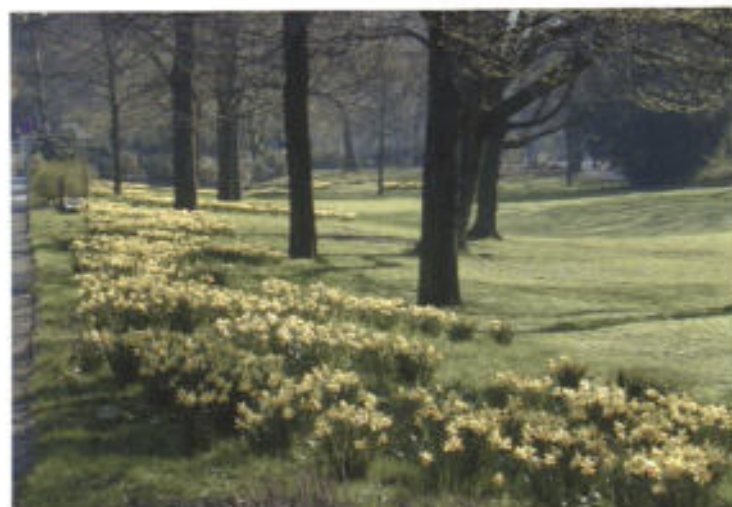


Abb. 9. Narzissenblüte im Frühjahr

bieten ausreichend Schatten für den Kaffeegarten und lassen den Blick auf den Mittelteil der Fassade frei.

Mit dieser Betonung wird Haus Schönwasser zum wichtigen gestalterischen Blickpunkt für die lange Sichtachse über den neu geschaffenen geschwungenen Weiher, der in die angrenzende Johansenaue überleitet (s. Abb. 4).

Da die Arbeiten als „Notstandsarbeiten“ in wirtschaftlich schwieriger Zeit ausgeführt werden, erfolgt der Ausbau mit einfachsten Mitteln. Gestalterische Akzente setzt man vorwiegend mit Gehölzen, die vom Gartenamt in der neuen Stadtgärtnerei und Forstbauschule selbst angezogen werden können.

So gruppiert man im Hintergrund um den Teich verschiedene dunkelgrüne Koniferenarten, setzt Sumpfyzypressen mit ihrer rostroten Herbstfärbung als Kontrast davor, betont die Symmetrie der Terrassenanlage mit flankierenden Trauerweiden. Eine Gruppe aus Blutbuchen und rot blühenden Kastanien wird als Blickpunkt am Ende der Wasserfläche gepflanzt. Sie leitet den Blick des Besuchers von der Terrasse an Haus Schönwasser über in die Johansenaue. Ergänzt werden die abwechslungsreichen Baumpflanzungen in diesem Parkbereich mit zahlreichen Blütensträuchern.

Je weiter man sich vom Gebäude entfernt, desto ruhiger wird im Park die Randbepflanzung in ihrer Artzusammensetzung. Eichen und Buchen bestimmen zunehmend das Bild. Nur die Zugänge zum Park werden mit besonderen Bäumen wie rot blühenden Kastanien, weißbuntblättrigen Ahornen oder Kugelhainbuchen hervorgehoben.

Während man im Gebäudeumfeld den regelmäßigen Gartenstil anwendet, wechselt die Gestaltung im sich anschließenden Parkteil

wieder zur landschaftlichen Form, in die regelmäßige Elemente eingebracht werden – wie das kreisrunde, mit Hecken eingefasste Kastanienrondell oder der Pappelplatz, bei dem man einen bereits vorhandenen Baum integriert (s. Abb. 5 und 6).

Außerdem verlegt man den vorhandenen Bach aus seinem Bett seitlich in den Gathgraben, um ein durchgehendes Wiesental zu erhalten; die sich heute anschließende „Johansenaue“ und die „Crön“. Gerade Wege führen hier die Spaziergänger zügig die Wiesenräume entlang, deren Ränder ebenfalls mit zahlreichen neuen Bäumen und Sträuchern bepflanzt werden.

Als Endpunkt der Anlage entsteht der heute noch vorhandene Kinderspielplatz an der Glindholzstraße, den man im Sommer zum Vergnügen der Kinder als Planschbecken und im Winter als Eislaufläche nutzen kann. Wie damals üblich überwacht ein mehr oder weniger gestrenger Parkwächter in Uniform mit Schirmmütze das muntere Treiben (s. Abb. 7).

### Einbeziehung und Erweiterung des Botanischen Gartens

Dem pädagogischen Anspruch der Volksparkidee entsprechend bezieht man den bereits vorhandenen Schulgarten in den Park mit ein und baut ihn zu einem Botanischen Garten aus, der heute 3,6 Hektar umfasst. Neben Beeten für die wissenschaftlich botanische Pflanzensystematik legt man einen Staudengarten als Schaugarten an. In diesem separaten Garten, der mit geschnittenen Hecken und weißem Gartentor eingefasst ist, werden Schmuck- und Beetstauden in rechtwinkligen Beeten gezeigt. Weiße Holzbänke in den Eckpunkten der Anlage laden zum

Ausruhen und Genießen der präsentierten Pflanzen ein. Sein gestalterisches Pendant erhält der Staudengarten in dem sich anschließenden Wassergarten, ebenfalls dem Stil der Zeit folgend regelmäßig angelegt. Die mit Natursteinmauern gefassten Wasserbecken sind dem damals neu gebauten Schulpavillon vorgelagert, der heute noch erhalten ist. Architekt des Pavillons ist der Direktor der Krefelder Kunstgewerbeschule, Professor Caspar Lennartz. Zu Ehren des 1942 verstorbenen Hans Höppner, des Verfassers des botanischen Standardwerkes „Flora des Niederrhein“, erhält der Pavillon seinen heutigen Namen „Hans-Höppner-Pavillon“.

Ende der 20er Jahre sind die Ausbaurbeiten im Wesentlichen abgeschlossen. In wirtschaftlich schwieriger Zeit ist mit dem Schönwasserpark ein Park für die Erholung breiter Bevölkerungsschichten geschaffen worden, der Spielen und Bewegung im Freien sowie Bildung im Park vorsieht, ganz dem fortschrittlichen Volksparkgedanken der Zeit entsprechend.

### Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg bis Ende der 1990er Jahre

Nach einer erneuten kurzen Blütezeit in den 1920er Jahren als Gartenlokal setzt sich der Abstieg von Haus Schönwasser nach dem 2. Weltkrieg weiter fort. Durch Kriegsschäden, Einquartierung, mangelnde Unterhaltung und Vernachlässigung verfällt das Gebäude zusehends, bis man Mitte der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts tatsächlich den Abriss des gesamten Baukörpers in Erwägung zieht. Mit finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen wird das Gebäude umfassend saniert und langfristig an das staatliche Studienseminar verpachtet, das das Gebäude seitdem für die Lehrerausbildung nutzt.

Auch Grüngürtel und Park erfahren Veränderungen. Durch Erweiterung der Zoofläche und mit der Errichtung des Affenhauses sowie mit dem Bau der Kirche Pax Christi wird die ursprünglich breite Grünverbindung vom Schönwasserpark nach Norden hin teilweise stark eingeschränkt.

Der regelmäßige Staudengarten wird umgestaltet, der Botanische Garten in den Park hinein vergrößert. Seitlich an der Straße Johansenaue werden Gebäude, die heute der Krefelder Schachclub nutzt, in den Rand des Parks hinein gebaut. Der Graben vor Haus Schönwasser an der Kuhleshütte wird mit Bauschutt verfüllt, ebenso wie der Wasserspielplatz an der Glindholzstraße. Die Fläche bleibt als Spielplatz erhalten und wird in den siebziger Jahren mit einer Seilbahn zum beliebten „Landspielplatz“ umgestaltet. Der zentrale Parkteich, als Regenrückhaltebecken genutzt, wird 1977 umfassend saniert, entschlammte, mit Ton abgedichtet und in der Mitte mit einer Insel ergänzt.

## An der Wende zum 21. Jahrhundert – EUROGA 2002plus 2. Regionale in Nordrhein-Westfalen – Chance zur Wiederbelebung des Parks

Ende der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts zeigt der Schönwasserpark, der seit 1998 unter Denkmalschutz steht, starke Abnutzungserscheinungen. Insbesondere die Teichufer, die Wege, die Ausstattung und die Spielplätze weisen einen erheblichen Sanierungsbedarf auf. Auch das ursprüngliche Pflanzkonzept ist teilweise nicht mehr erkennbar oder ganz verlorengegangen. Durch Wildwuchs und dichte Nachpflanzungen ver-

liert der Park stellenweise seine Großzügigkeit, haben Sitzplätze ihre Ausblicke in den Park und damit ihre Attraktivität eingebüßt.

Aus der Bestandsbeurteilung, historischen Luftbildaufnahmen von 1929 und Kartengrundlagen wird im Jahr 2000 unter der Federführung des Fachbereichs Grünflächen ein Konzept zur Sanierung des Schönwasserparks entwickelt, das die Schäden beseitigt und die wesentlichen Gedanken der Parkplanung aus den 1920er-Jahren wieder aufgreift.

Danach sollen die Teichufer saniert werden, Wege teilweise zurückgebaut, erneuert und saniert werden, die Sitzplätze mit Bänken und der Kinderspielplatz saniert beziehungsweise erneuert sowie der Eingang und Vorplatz vor Haus Schönwasser mit angrenzendem Parkplatz überarbeitet werden. Ziel ist auch, die gestalterisch bedeutsamen Blickbeziehungen und Pflanzkonzeptionen, die dem Park einst seinen Charakter gaben, wiederherzustellen. Außerdem soll die Verbindung nach Linn unter der Autobahn her verbessert werden.

Möglich werden diese umfassenden Wiederherstellungsmaßnahmen durch die Landesförderung im Rahmen der EUROGA 2002plus 2. Regionale in Nordrhein-Westfalen, an der die Stadt Krefeld mit mehreren Parkanlagen teilnimmt. Zum Teil gegen erheblichen Widerstand der Bevölkerung werden im Winter 2001 mit Fäll- und Rodungsarbeiten die Maßnahmen eingeleitet.

Im Frühjahr 2002 sind die umfangreichen Sanierungsarbeiten abgeschlossen, der Park präsentiert sich wieder in altem Glanz und hat seine großzügige Gestaltungsgeste zurück gewonnen. Attraktion im Frühjahr sind Tausende von Narzissen, die jetzt entlang der Wiesenränder blühen.

Ein kleiner Wermutstropfen bleibt: Die geplante Spielplatzerneuerung an der Glindholzstraße kann nicht mehr mit der EUROGA durchgeführt werden. Erst mit dem 2008 beschlossenen Spielplatzkonzept zur kontinuierlichen Sanierung von Kinderspielplätzen wird er im Sommer 2009 saniert – als erster von vorgeschlagenen 64!

Die Abbildungen 12 bis 17 geben in einer Gegenüberstellung einen Eindruck vom Zustand des Parks vor und nach den durchgeführten Sanierungsmaßnahmen 2002 wieder.

## Nach der EUROGA 2002plus – nach der Sanierung ist vor der Sanierung oder: Nichts gedeiht ohne Pflege

Sieben Jahre sind vergangen seit der Grundsanierung des Schönwasserparks. Krefelder und zunehmend auch auswärtige Besucher nutzen und genießen den Park, gehen spazieren, joggen, „walken nordic“, führen ihre Hunde und Enkelkinder aus, genießen Morgen- und Abendsonne auf den Bänken, treffen sich zum Spielen, Picknick, Lagern und Lesen auf den ausgedehnten Rasenflächen in der Sonne oder im Schatten oder besuchen den Botanischen Garten. Damit tun sie genau das, was vor 80 Jahren mit der Idee, einen „Volkspark“ zu schaffen, begonnen wurde: Einen Park zu gestalten, der für Jedermann zugänglich ist, der sich im Freien erholen und wohlfühlen möchte, ohne Eintritt zahlen zu müssen oder Mitglied in einem Verein zu sein. Eine Idee, die nicht selbstverständlich war, heute aber für selbstverständlich angenommen wird. Für so selbstverständlich, dass manche meinen, „was nichts kostet, ist nichts wert“, und sich dementsprechend in den Anlagen benehmen, dort Müll entsorgen oder Einrichtungen zerstören. Diese Flächen her-



Abb. 10. Eingangsportal an der Schönwasserstraße, Zustand 1998



Abb. 11. Der sanierte Eingangsbereich



Abb. 12. Das Teichufer mit zerstörter Uferbefestigung und abgebrochenen Uferändern



Abb. 13. Sanierte Ufer und wiederhergestellte Wege; Frühjahr 2003



Abb. 14. Überwachsene Wege und verstellter Blick von der Johansenaue auf Haus Schönwasser: das Gebäude ist kaum noch zu erkennen hinter der dichten Bepflanzung.



Abb. 15. Der Blick vom gleichen Standort aus nach Entfernen der Insel, Uferbepflanzung und Ufersanierung Zustand 2004



Abb. 16. Blick von der Terrasse an Haus Schönwasser über den Teich zur Insel vor der Sanierung, Zustand Sommer 1998



Abb. 17. Blick von der Terrasse über den Teich nach Entfernen der Insel. Die Blutbuchengruppe, der Übergang zur Johansenaue und der Pappelplatz sind wieder erkennbar, der Park hat seine Großzügigkeit zurück gewonnen.



Abb. 18. Der Sitzplatz am Pappelplatz, stark abgepflanzt, Zustand 1999



Abb. 19. Der Pappelplatz vom gleichen Standort aus 2002. Der Sitzplatz hat seinen Ausblick zurück gewonnen wie bereits 1928 gedacht, vgl. Abb. 6.

zustellen und zu pflegen ist eine kommunale Leistung, die von den Bürgern für die Bürger finanziert wird.

Ein Park ist nie fertig, verändert sich ständig. Fast ist man bereit zu sagen: Nach der Sanierung ist vor der Sanierung. Neben einer ausreichenden kontinuierlichen Pflege, die den Status quo erhalten soll, sind immer wieder zusätzliche Mittel notwendig, um erste Abnutzungserscheinungen zu beseitigen, wie z.B. ausgefahrene Deckschichten auf den vielgenutzten Wegen zu erneuern oder kranke Bäume zu fällen und zu ersetzen. Zusätzliche ungeplante Kosten verursacht ein Wirbelsturm wie Kyrill im Januar 2007 oder die Beseitigung von Vandalismusschäden, wie zerstörte Bänke, herausgerissene Papierkörbe, besprühte Wände, zerstörte Pflanzen. Gelder, die dafür aufgewandt werden, müssen an anderer Stelle eingespart werden.

Gärten und Parkanlagen sind auch heute noch mehr denn je „weiche Standortfaktoren“, Visitenkarte einer Stadt und zunehmend Thema für den Tourismus. Krefeld ist mit seinen historischen Parkanlagen präsent, im Verein „Straße der Gartenkunst“ bei Radwandererinnen, Tourentipps oder in Reiseführern wie „Gärten und Parks im Rheinland“, „Gärten und Parks an Rhein und Maas“. Ein Pfund, mit dem die Stadt wuchern kann. Und hoffentlich eine gute Voraussetzung für Grüngürtel und Schönwasserpark, auch weitere 80 Jahre Krefeldern wie Besuchern ein beliebter Ort der Entspannung und Erholung im Grünen zu sein.

#### Literatur:

Verwaltungsberichte der Stadt Krefeld 1925 und 1927

Noell, A., Gartenstadt Krefeld, in: Deutschlands Städtebau, Berlin Halensee 1928, S. 36 – 42

Heimatzeitung für Oppum und Linn, Nr. 4, Dezember 2002

Sanierung des Schönwasserparks im Rahmen der Euroga 2002plus, Planungsbüro Koehler, Verfasserin Beatrix Mensmann, im Auftrag der Stadt Krefeld, 2000, (unveröffentlicht)



# Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum

Teil 7

von Dieter Nellessen

## 13. Die Grabplatten und Grabsteine von St. Gertrudis in Krefeld-Bockum

### 13.1 Anfänge der Wallfahrtskirche, Grablegen der Reliquien und Beerdigungen „apud sanctos“

Der bisher erste fundierte Nachweis über das Dorf Bockum mit seiner St.-Gertrudis-Kirche ist in einer Aufzeichnung in der Kölner Königschronik zu finden: Am 14. September 1205 ließ nämlich der Erzbischof Bruno bei „Buchholz sancte Gerdrudis“ ein Lager aufschlagen.<sup>325</sup> Gertrud von Nivelles, eine Tochter Pippins des Älteren, \* 626, † 17. März 659, wurde seinerzeit in den rein bäuerlichen Gegenden, zu denen auch das Dorf Bockum zu zählen ist, als Patronin sowohl der Feld- und Gartenfrüchte als auch gegen Ratten und Mäuseplage angerufen. Der Legende nach vertrieb sie Mäuse und Flotten durch ihr Gebet und rettete damit die Ernte. Auch Mäuse, die sie beim Spinnen störten, verbannte sie nachhaltig.

Die Heilige bestimmte den bäuerlichen Jahresrhythmus: Am 17. März, ihrem Todestag, begann die Feldarbeit; die Winterarbeit im Haus hatte zu enden: „Wer dicke Bohnen will essen, darf St. Gertraud nicht vergessen“ – „Gertraud ist die erste Gärtnerin“ – „Gertraud mit der Maus treibt die Spinnerinnen raus“. Dass also diese Heilige, an deren Habit oder Stab auf vielen Darstellungen zahlreiche Mäuse emporkrochen, Patronin einer Kirche in einer ländlichen Gemeinde wie Bockum wurde, muss neben der Plage im Blick auf Feld- oder Gartenfrüchte auch vor dem Hintergrund des Flachsanbaus und der damit verbundenen Flachsspinnerei und letztlich Leinenweberei gesehen werden. Es gibt in diesem Zusammenhang noch eine Geschichtsklitterung, die nicht auf die Mäuseplage hinweisen will, sondern auf das Ende der winterlichen Hausarbeit: „Am Gertraudtag läuft die Maus den Rocken hinauf und beißt den Faden ab.“<sup>326</sup> „In früheren Jahren und noch bis vor etwa vierzig Jahren“, so

schreiben Lefranc-Lentzen 1889, „war der Zugang von Pilgern aus der Umgegend von drei bis fünf Stunden um das Fest ein nicht geringer. Man opferte vor dem Altare Korn, wogegen die Pilger kleine Teile gesegneten Roggens mit nach Hause nahmen, um, dem Volksglauben gemäß, durch Gebrauch desselben die Mäuse zu vertreiben. Die so geopfert Frucht machte eine nicht unbedeutende Rente für den zeitigen Pfarrer aus. Pfarrer Schmitz († 1881) hat diesen Brauch allmählich abgeschafft.“<sup>327</sup> Das Zentrum der Bockumer Kirche, der Gertrudis-Altar (Hochaltar) mit der Reliquie der Heiligen, war Ziel der Pilger. Der Standort war 1687 in einer Antwort auf die Fragen der kölnischen Visitatoren genau angegeben.<sup>328</sup>

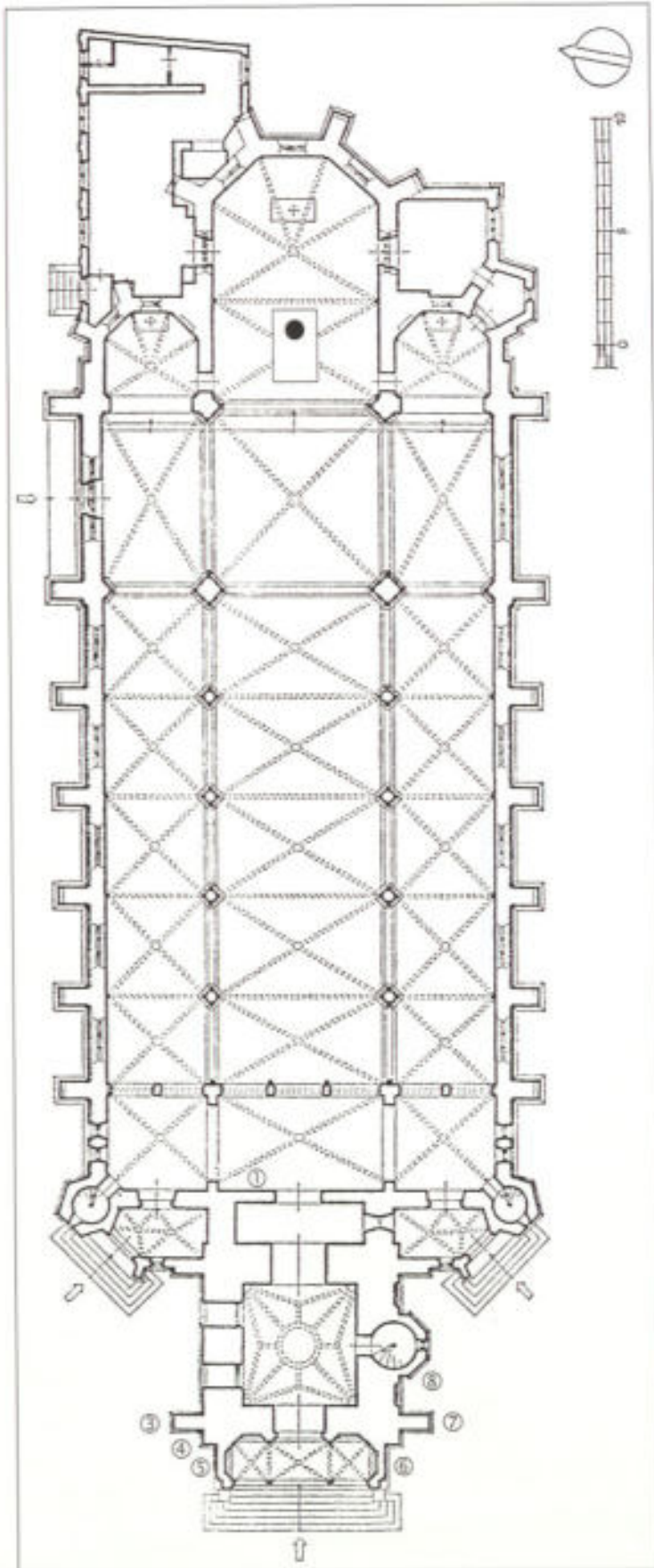
Ob die Reliquie bereits bei der ersten Erwähnung 1205 vorhanden war, lässt sich aus den bisherigen Unterlagen nicht zufriedenstellend klären, so dass man hier auf Vermutungen angewiesen ist. Von der Hand zu weisen ist diese Überlegung aber nicht, denn nach Ramackers kommt der Kult der Gertrud-Verehrung „bei uns im Rheinland“ bei solchen Kirchen vor, „die im 12. und 13. Jahrhundert begründet sind. Dazu paßt übrigens ausgezeichnet, daß der romanische Bau der alten Bockumer Kirche um das Jahr 1200 errichtet worden war, der also wohl der erste Kirchenbau in Bockum war.“<sup>329</sup> Ramackers mutige These, den Namen der Patronin mit einem ersten Kirchenbau in Verbindung zu setzen, kann bis heute weder bewiesen noch in Zweifel gezogen werden. Es ist aber hier nicht der Ort, wissenschaftliche Beweise für die eine oder andere Behauptung anzuführen. Was bleibt, ist die Tatsache eines hochmittelalterlichen Gertrudis-Patronats.<sup>330</sup> Die Pfarrstelle in Bockum selbst erscheint im so genannten „liber valoris ecclesiarum Coloniensis diocesis“ („Werte-Buch der Kirchen der Diözese Köln“), dessen erste Papierunterlage auf den Zeitraum 1305/1308 datiert werden kann.<sup>331</sup> Neben der erwähnten Gertrudis-Reliquie war im Hauptaltar noch eine Reliquie des Hl. Mathias eingelassen, dessen Kirche in Hohenbudberg ebenfalls zu Wallfahrten veranlasste.<sup>332</sup>

Der nördliche Nebenaltar, Muttergottes-Altar genannt, umschloss Reliquien von Heiligen aus der Gesellschaft der Hl. Ursula und wie-

derum eine des Hl. Mathias, der südliche Sebastianus-Altar (Sebastian ist der zweite Pfarrpatron) enthielt Reliquien von Heiligen aus der Gesellschaft der Hl. Viktor, Cassius und Gereon, außerdem noch eine Reliquie des Hl. Mathias – so die Pergamenturkunde für die Reliquien der Altäre des Jahres 1859 bei der Einweihung der neuen Kirche.<sup>333</sup> Diese Anordnung ist nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1962 – 1965 bei der Neugestaltung der Altäre beibehalten worden.

Wie in allen mittelalterlichen Kirchen fanden wegen der Reliquien auch im Innern von St. Gertrudis Beerdigungen statt. „Die Grablege „apud sanctos“ (in unmittelbarer Nähe der Heiligen) in der Kirche ist eine Sonderform, die zunächst nur den Päpsten, Bischöfen und anderen hohen kirchlichen Würdenträgern zugestanden wurde. Vorausgegangen war die Bestimmung des Konzils von Karthago vom Jahre 401, dass keine Kirche errichtet werden durfte, ohne dass dort Reliquien beigeweiht waren. In der Folgezeit wurde die Bevorzugung von Grablegen in der Kirche auch auf den Adel, die Honoratioren und Spender/Stifter (Donatoren) ausgedehnt. [...] Der in der Kirche Beerdigte konnte [...] gleichsam persönlich und lokal an dem Opfer und den Gebeten teilnehmen.“<sup>334</sup> In Bockum hatten neben den Adelligen auch die Pfarrer und die Vorsteherinnen des an der Kirche liegenden Tertiärinnen-Klosters das Recht auf eine Beerdigung in der Kirche. Dass Beerdigungen tatsächlich in St. Gertrudis stattgefunden hatten, konnte im Jahre 1976 nachgewiesen werden. „Die anlässlich des Einbaus einer neuen Zentralheizung entdeckten Gräber wurden unter der Leitung des Museumszentrums Linn in Form einer Notgrabung erfasst. Man konnte unter anderem ziemlich genau in der Mitte der Kirche in einer Tiefe von 1,50 m eine Grabkammer (Gruft) aus Feldbrandsteinen mit den Maßen 2,75 m x 1,20 m frei legen. Das Ausmaß lässt auf ein Erbgräbnis einer adeligen Familie schließen.“

Die Gruft als Grablege stellt erst im 16. Jahrhundert ein Phänomen dar. Hätte man seinerzeit die gesamte Fläche untersuchen können, wären mit Sicherheit einfache Erdgräber beziehungsweise ausgeschachtete Einzelgräber, die die Regel waren, entdeckt worden.“<sup>335</sup>



Pfarrheim  
 ⑨ Uerdinger Str. 631

Pastorat  
 ② Uerdinger Str. 627

- Ursprünglicher Standort der Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich-Neuenhoven vor dem Hochaltar
- ① Heutiger Standort der Wappengrabplatte unter dem Doxal
- ② Grabplatte eines Adligen (?) vor dem Pastorat
- ③ Grabstein Pepper/Hellenbroich
- ④ Grabstein Scheuren/Hormanns
- ⑤ Grabstein P.B./G.B.
- ⑥ Grabstein Schaumberg/Wolfges
- ⑦ Grabstein ohne Memorientext
- ⑧ Grabstein Plancker/Drincker
- ⑨ Grabstein Hormanns/Wallers im Pfarrheim



Abb. 90. Übersichtsplan über die Standorte der Grabplatten und Grabkreuze

Abb. 91. Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich-Neuenhoven unter dem Doxal von St. Gertrudis

## 13.2 Grabplatten und Grabsteine

### 13.2.1 Grabplatte Nr. 1: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich-Neuenhoven unter dem Doxal von St. Gertrudis (Abb. 90, 91)

Blaustein; H. - 2,60 m, B. - 1,40. Kurkölnischer Lehnsherr von Neuenhoven, † - 1561. Platte teilweise beschädigt; ursprünglicher Standort vor dem Hochaltar der alten Kirche; Umschrift nur in sehr wenigen Stücken lesbar.

Das Geschlecht derer von Neuenhoven trat um 1400 von der Bühne ab. Der letzte kurkölnische Lehnsherr, Gottschalk von Neuenhoven, starb ohne männlichen Erben. Seine Tochter „Maria von Nyenhoven“ heiratete einen Gerhard von Ossenbroich. Er stammte aus einem Geschlecht, das ursprünglich in der Emmericher Gegend beheimatet war. Un-

gefähr 150 Jahre waren die Ossenbroichs auf Neuenhoven Lehnsherren.

Der letzte männliche Vertreter, Heinrich, erscheint erstmals 1511 in einer Vertragsurkunde. Er wird in diesem Jahr von Cund von Eynenberg-Landskron mit 20 Morgen und der Fischerei in der Dhünn von der Schleibbuscher Brücke (Leverkusen) bis in den Rhein belehnt. „Die Belehnung mit Neuenhoven erfolgte am 23. Januar 1533, die Belehnung mit einem Zehnten zu Oppenbaufeld (?) und Nuwenhof in Gertboschem im Kirchspiel Bochem [...] 1533 durch den Kurfürsten Hermann V. von Wied und 1549 erneut durch Adolf III. von Schaumburg. [...]“<sup>336</sup> In den Urkunden wird Heinrichs Name außerdem noch zweimal erwähnt: Die Lehnmänner Heinrich von Ossenbroich und Wilhelm von Buderich (Büderich) besiegelten am 22. August 1547 vor dem Linner Amtmann Degenhaert von Haes als Zeugen einen Vertrag. Außerdem war Heinrich am 12. Mai 1550 mit anderen Lehnmännern Zeuge der (Kur-) Kölnischen Landesvereinigung. Das Ossenbroich-Neu-

ehoven-Geschlecht starb männlicherseits - 1561 aus. Lehnsnachfolger wurde Everhard, der Sohn von Heinrichs Schwester Gerber(i)ga, die mit Johann von Wylich zu Wenge verheiratet war.

Heinrichs Wappengrabplatte weist keine künstlerischen Besonderheiten auf. Sie hatte im Jahre 1976 ihren ursprünglichen Standort vor dem Hochaltar wegen des Einbaus der oben erwähnten neuen Zentralheizung verlassen müssen und steht jetzt wie ein Epitaph unter dem Doxal. Diese Platte stellt wohl einen Sonderfall der Erinnerungskultur dar, da der Verstorbene ohne männlichen Erben war. Da sie im Memorientext zu fast 95 % Abnutzungsspuren aufweist, kann nicht nachgewiesen werden, ob sich die Memoria definitiv darauf konzentriert, dass Heinrich „der lest des namens“ (der Letzte seines Namens) ist. Die Antiqua-Buchstaben sind erhaben modelliert. Zu erkennen sind die Wörter HENRIC und HEREN. Der Beginn des Schriftbandes ist aber nicht bei dem Wort HENRIC zu sehen, wie Eva Brües in dem Krefeld-2-Band

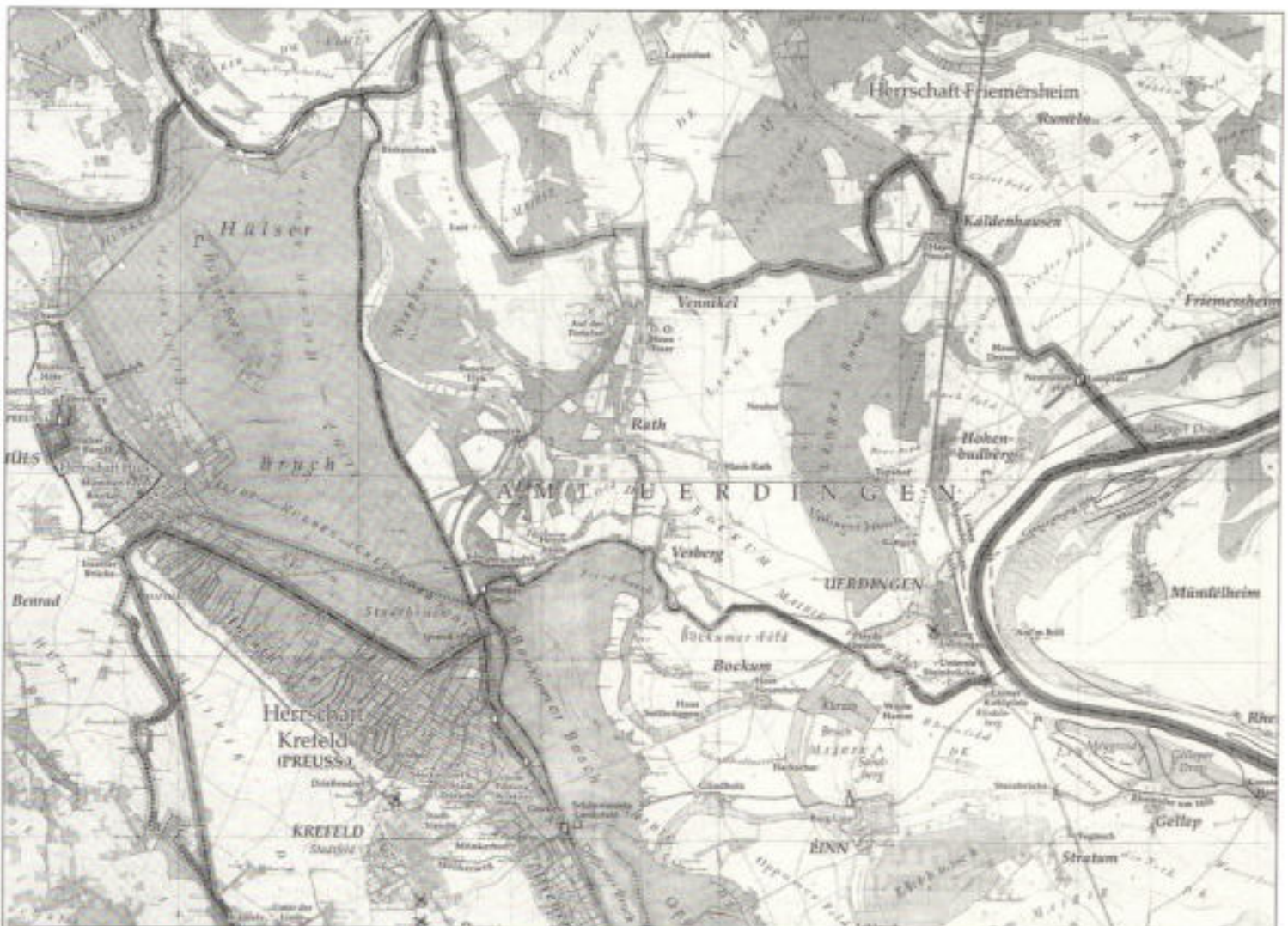


Abb. 92. Karte des kurkölnischen Amtes Uerdingen



Abb. 93. Grabstein Pepper/Hellenbroich

der Kunstdenkmäler des Rheinlandes angibt. Das ergäbe bei den Regeln eines Memorientextes keinen Sinn, der zunächst mit „Anno“ ... etc. zu beginnen hat.

Das Wappenbild ist mit einigen Ausnahmen ziemlich deutlich erhalten. Die Adelskrone auf dem Prunkhelm ist nur schwer zu erkennen. Unter dem Helm hängt an zwei Zierkordeln der Ossenbroicher Wappenschild mit einem frontal blickenden Ochsenschädel. An den geschweiften Enden der Helmdecke sind zwei weitere Wappenschilde angebracht, wahrscheinlich von Heinrichs Frau und seiner Mutter. Eine spezielle Zuordnung ist zurzeit nicht möglich. Alle Schilde gehören der Schild-Kategorie „Tartsche“ an, die typisch ist für die Renaissance. Die Aussparungen dienten zum Einlegen für die Lanzen bei Turnieren, die noch bis in das späte Mittelalter abgehalten wurden.<sup>337</sup>

### 13.2.2 Grabplatte Nr. 2 (Abb. 90)

Zwischen dem spätklassizistischen Backsteinbau des St.-Gertrudis-Pastorats, Uerdinger Str. 627, und dem Pfarrheim, Uerdinger Str. 631, ist eine Grabplatte aus Andesit (?) in den Maßen circa 160x90 cm eingelassen, die zum Teil von Büschen verdeckt ist. Im Allgemeinen wurde sie als Priestergrabplatte angesehen, die vermutlich anlässlich des Baus der neugotischen Kirche 1857 – 1859 aus der Kirche hierhin verlegt worden ist. Nach Freilegung der Mooschicht durch den Verfasser dieses Artikels konnten folgende Beobachtungen gemacht werden: Die in



Abb. 94. Grabstein Scheuren/Hormanns

ihren Randbereichen stark verwitterte Platte wies ursprünglich einen circa 6 cm breiten umgehenden, durch Nuten gekennzeichneten Rahmen auf. Im Kopfbereich lassen sich zwei circa 10 cm breite Rahmen feststellen, innerhalb derer heute keine Beschriftung mehr zu erkennen ist. Darunter, auf dem größten Plattenteil, sind ein verwitterter Helm in Frontansicht (offenes Visier; vielleicht weißer Marmor, Alabaster oder Füllpaste) und im unteren Teil ein reliefierter, einfach gestalteter Totenschädel mit einem quer liegenden Knochen zu sehen. Der Helm scheint auf ein adeliges Begräbnis hinzuweisen. Zumindestens aber könnte der Tote aus der gehobenen Bürgerschicht stammen. Eine Helmzier, die den Marmorhelm ergänzen könnte, und ein Memorientext sind wegen der fast vollständigen Erosion nicht mehr zu entdecken beziehungsweise ablesbar. Das Alter der Platte könnte ins 16. Jahrhundert zurückdatiert werden.

### 13.2.3 Grabsteine des 18. Jahrhunderts berichten über die Bauern der nördlichen Honschaften (Abb. 92)

Das Kirchspiel Bockum umfasste im kurkölnischen Amt Uerdingen die Honschaften Venni(c)kel und Rath (heute Ortsteil Traar), Verberg und im Amt Linn die Honschaften Oppum und Bockum mit der Bauernschaft Glindholz. Die Bockumer Kirche war die Zentrale, und so wurden auch die Verstorbenen der fünf Honschaften auf dem

St.-Gertrudis-Kirchhof beerdigt, der sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch an der Süd-Südostseite befand. Um 1855 wurde ein neuer katholischer Friedhof an der Verberger Straße angelegt. Die heute noch vorhandenen barocken Grabsteine des 18. Jahrhunderts sind vielleicht zunächst auf dem aufgelassenen Kirchhof geblieben, bis sie dann am Turm, erst in den Jahren 1897 bis 1899 erbaut, ihre heutige Stelle erhalten haben.<sup>338</sup>

„Saxa loquuntur“ – Die Grabsteine von St. Gertrudis berichten ausschließlich über die Bauern der Höfe des Kirchspiels aus den nördlichen Honschaften Verberg, Rath und Vennikel.

Grabstein Nr. 3 (Nordseite des Kirchturms) (Abb. 90, 93)

Blaustein; H. – 1,22 m, B. – 77 cm, von 1728. Flach reliefiert, oben Kruzifix (Christus mit ausgebreiteten Armen!) mit Maria und Johannes (Joh 19, 26), unten Totenkopf, eigentlich als „Schädel Adams“ gedacht, mit gekreuzten Knochen als visuelles „Memento-mori-Zeichen“<sup>339</sup>

DIESES BEGRAEBNYS GEHORT AN D...  
NIEDERSPEICK AN DEM EHRSAHMEN  
IOHANNES PEPPER VND  
CATHRINA HELLEN  
BROCH BEIDE EHELEVTH ANNO 1728  
DEN 31. DAG MAY STARB DER  
EHRSAHMER  
IOANNES PEPPER

G. S. D. S. G.

Die Witwe Cathrina legt mit diesem steinernen Hinweis Wert auf die Feststellung des gemeinsamen Eigentums, für das sie an die Kirche vorab eine Gesamtzahlung geleistet hat. Der Terminus „ehrsam“ weist auf seine geachtete Stellung in der Bauernschaft hin. Die Memorien-Formel, die die Ehefrau Cathrina für ihren Mann flehentlich an Gott richtet mit Blick auf das Jüngste Gericht, lautet: „Gott Sei Deiner Seele Gnädig“. Zur genauen Todesdatierung und zu ihrer Bedeutung wird an dieser Stelle nicht eingegangen, sondern bei der Interpretation beziehungsweise Analyse des auffälligsten Memoriensteins Nr. 8 in dieser Abhandlung.

Das Profil und die Gestaltung dieses Grabsteins haben am Niederrhein Parallelen. Zwei Beispiele sollten an dieser Stelle erwähnt werden: Krefeld-Hohenbudberg, Grabstein an der Nordtraufe der Kirche von St. Mathias; Grabstein von Henrich und Elisabeth Peters, gen. Kuppers<sup>340</sup> und in Kempen im Lichthof des Kramer-Museums: Grabstein aus Blausteine des Ratsbürgermeisters Jacob Weger von 1696. Die Felder des Kopfbalkens nehmen die Darstellung einer Kreuzigungsgruppe ein, die nach ein und derselben Vorlage als Flachrelief gestaltet ist. Die Abschlüsse der

Stirnseiten sind unterschiedlich ausgeführt, oft glatt, häufig aber auch erhöht.<sup>341</sup>

Johannes Pepper vom Pipper-Hof, in der Honschaft Vennickel gelegen, der im Geburtenregister der Pfarre St. Gertrudis unter dem Namen Johannes Caspar, \* 2. Mai 1655, eingetragen ist,<sup>342</sup> war mit einer Catharina Hellenbroch verheiratet. Im Geburtenregister des Findbuches im Stadtarchiv Krefeld ist eine Catharina vorhanden, und zwar unter dem Datum 14. Mai 1693. Die Jahreszahl ist eindeutig als Abschreibefehler anzusehen. 1653 wäre die wohl richtige Angabe. Das ist keineswegs verwunderlich, da der Findbuchschreiber größte Mühe hatte, die zum Teil recht unleserlichen Personenangaben und deren Daten aus den Originalen des Pfarrarchivs zu entziffern.<sup>343</sup>

Die auf dem Grabstein erwähnte Flur (das „Niederspeick“ verweist auf die Lage des Pipper-Hofes: ein verlandetes und zu Wiesenland gewordenes Altwasser, Spich genannt. Der Terminus „Nieder“ betont dazu noch ausdrücklich die Höhenlage.<sup>344</sup> An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass wir es bei den Höfen in den genannten Honschaften mit fränkischen Wurzeln zu tun haben. Die Höfe liegen zum größten Teil an den Uferändern der alten Flussläufe, an den Böschungen der alten Flussrinnen und grundwassernahen Talungen. In Krefeld haben wir mit der Bauernschaft am Inrath das beste Beispiel.

In den Urkunden wird der Name Pepper in verschiedenen Schreibweisen erwähnt: 24. Juli 1540 – ein Peter Piper wird in einer Notarurkunde als Missetäter ohne Angabe seiner Verfehlung genannt;<sup>345</sup> 15. Februar 1547 als Pyper, hier Erwähnung in einem Pachtvertrag als „Pypers Land“;<sup>346</sup> 8. Dezember 1664 als „Pipers“; Verkaufsurkunde der Eheleute Nelis und Margriett; 8. Dezember 1669 in einem Erbgütervertrag, in dem ein „Pipper

Land“ erwähnt wird<sup>347</sup> und 1. September 1712: Verkaufsurkunde, in dem von einem „Pipperland“ die Rede die Rede ist. Außerdem werden noch 6 M Land erwähnt, die „auf der Piepen“ liegen, die unter anderem an die „Pieperstraße“ angrenzen.<sup>348</sup> Die Flurbezeichnung „auf der Piepen“ ist nach Dittmaier wohl von der Form einer Tabakspfeife („Piep“) abzuleiten,<sup>349</sup> „Pipper“ wird als logische Konsequenz dann als „Pfeifer“ übersetzt werden müssen. Um 1920 taucht der Name Pipper zweimal in einer Liste „Liefersoll und Getreideanbaufläche der Gemeinde Traar“ auf: Wwe. Franz Kreifels, Pipperhof, Krienshütte 108, 15 Mo Getreidefläche; Johann Pipper, Moerser Landstraße 1495, 28 Mo Getreidefläche. Die Liste wurde erstellt, um ein Ablieferungssoll für die Betriebe festzulegen.<sup>350</sup> Beide Höfe sind heute noch existent.

Auch wenn über die Ehefrau Catharina Hellenbroch keine weiteren Angaben gefunden werden können, kann aber zur Herkunft des Familiennamens auf die Morphologie hingewiesen werden: Der Hof liegt im Verborgenen, im Abgelegenen, das heißt in einer Vertiefung = „Höle“,<sup>351</sup> sprachverwandt mit dem englischen „hell“,<sup>352</sup> Das Suffix -broch = Bruch = vernässte Zone unterstreicht die Lage und die Situation in der Vertiefung/Talung.

Grabstein Nr. 4 (Nordseite des Kirchturms) (Abb. 90, 94)

Andesit; H. – 1,08, B. – 57 cm, von 17... (Todesjahr nicht vermerkt, nicht verwittert!); Kreuz mit Kalvarienberg; Vorderseite plastisch erhabener Corpus mit Titulus; Zwickelvoluten; Inschrift auf der Grabsteinrückseite.<sup>353</sup>

Ao 17 STARB  
HENRICUS  
SCHEUREN  
Ao 17 STARB EVA HOR-  
MANN'S GENAND SCHEURE  
EHELEUTHE R. I. P.

Bei diesem Grabstein handelt es sich – nach Abwägung aller Möglichkeiten – wohl um einen nicht alltäglichen Fall einer Auftragsarbeit noch zu Lebzeiten beider Eheleute. Von daher fehlen die Todesjahre. Für die Zehner und Einer ist Platz gelassen worden. Der nachträgliche, sprich exakte Vermerk ist nicht erfolgt. Der Steinmetz ist vermutlich entweder von den Hinterbliebenen nicht angefordert worden, oder die Werkstatt hat ihn nicht nach Bockum geschickt, weil sich der Aufwand nicht rechnete – zwei Überlegungen, an die sich weitere reihen könnten. Der Grabstein wird schon vor dem Todesfall eines der beiden Ehepartner auf dem angekauften Kirchhof-Grabplatz gestanden und damit die Sicherung der Grabesruhe perfekt gemacht haben. Eine Zwischenlagerung auf dem Scheuren-Bauernhof ist auszuschließen. Der antiken Segensformel R. I. P. (requiesca(n)t in (sancta) pace), die auf vielen Grabsteinen vorhanden ist, kommt eine besondere memorative Bedeutung zu, weil sie einen dauerhaften Wunsch darstellt.

Ein Henricus Scheuren ist wie seine Ehefrau Eva Hormanns in den Kirchenbüchern vorhanden. Der mit Wahrscheinlichkeit sicherste Hinweis auf das richtige Geburtsdatum scheint der 29. Januar 1710 zu sein. Sollte das Geburtsjahr stimmig sein, dann könnte das Todesdatum 16. April 1786 zutreffen.<sup>354</sup> Dazu passte das Todesdatum der Ehefrau Eva Scheuren, gen. Hormanns, am 25. Juli 1788. Eine Eintragung ihres Geburtsjahres ist nicht aufzufinden.<sup>355</sup> Henricus und Eva heirateten am 25. Juli 1751.<sup>356</sup>

Der Schüren-Hof in der Verberger Honschaft lag und liegt heute noch nördlich des Mauritzen-Hofes an der Werner-Voß-Straße Nr. 40. (Abb. 95) Er gehörte zu den kleinen Höfen, die laut Dienstleistungsverzeichnis der Kellnerei des Amtes Uerdingen vom Jahre 1611 erwähnt waren: Johann Scheuren muss „mit Schuppen“ dienen.<sup>357</sup> Der Scheuren-Hof be-



Abb. 95. Schürenhof, Werner-Voß-Straße 40



Abb. 96. Hormannshof, Gatztenstraße 71



Abb. 97. Grabstein P. B. und G. B.

teiligte sich an dem dreijährigen so genannten „Provenbrot“ und an der 24-Pfd-Brotrente, zu liefern an die Bockumer Pfarre.<sup>358</sup> Der Hof stand wahrscheinlich später im Erbpachtverhältnis zu der Uerdinger Familie Erlenwein.<sup>359</sup> In einem Kaufvertrag wegen einer Erbrente vom 8. Dezember 1628 wird ein Gerhardt Ingels, auch Scheuren genannt, als Laten- und Lehenschöffe erwähnt.<sup>360</sup> Am 24. August 1664 verkauft eine Gertrud Scheuren, in erster Ehe mit Gerhardt Ingels verheiratet, jetzige Ehefrau des Schippert Scheuren eine Erbrente von  $9 \frac{1}{2}$  Tl. aus dem Ingels-Gut in der Verberger Honschaft.<sup>361</sup> In den Kirchenbüchern von St. Gertrudis von 1684 und 1693 taucht der Name in den Schreibweisen Scheuren oder Schüren auf. Im Blick auf die Besitzerfolge gibt es einen Nachweis der Heirat eines Jakob Schüren († 1821), der am 11. Oktober 1785 eine Margarete vom Pülser-Hof heiratet.<sup>362</sup> Beim Bau des Flugplatzes in Bockum-Verberg für den „Königlich Preussische(r)n Militärfliegerhorst Crefeld“ verkaufte 1916 mit anderen Verberger Bauern der damalige Besitzer des Scheuren-Hofs, der Ackerer Joseph Hüsges, 80 M fruchtbaren Landes im „Großen Feld“, halb Eigentum, halb Pacht in gleicher Größe an die Stadt Krefeld. Die Verberger Bauern hatten unter dem Druck der Kriegsverhältnisse ihr Land abgetreten.<sup>363</sup> Der Hof wurde in der Nacht vom 2. und 3. Oktober 1942 von einer Brandbombe getroffen. Er brannte fast völlig ab und wurde 1943 verändert wieder aufgebaut. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde 1973 aufgegeben und das Land verpachtet.<sup>364</sup>

Die Familiengeschichte der Hormanns auf Hormanns-Hof begann nach der bisherigen

Aktenlage zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Der Hormanns-Hof in Verberg, Gatzenstr. 71 (Abb. 96), ist ebenfalls im Kellnerverzeichnis des Amtes Uerdingen des Jahres 1611 aufgeführt. Der Hof zählte zu den großen Gütern der Honschaft Verberg. Dem Verzeichnis nach musste seinerzeit ein Diderich Hormanns zwei Pferde abstellen.<sup>365</sup> Die Landvermessung des Uerdinger Amtes von 1660 berichtet folgendes: „Hormanns Claß – 11 morgen – Ein halb schatz gut, mittelmeßig landt, zahlt Jahrlichs einen halben Reichsthaler in die Kellerey zu Urdingen, auf das hauß Rhadt 4 hönner und 2 honner dem heienbaumer; die lenderey seint außerhalb drey morgen zehendtbar.“<sup>366</sup> Im Uerdinger Urkundenbuch ist am 2. Februar 1631 in einer Verkaufsurkunde ein Diederich Hormanns erwähnt.<sup>367</sup> Nach dem Güterverzeichnis der Gemeinde Bockum vom Jahre 1832 betrug die Größe des Hormanns-Hofes 38 Morgen, 105 Ruthen und 80 Fuß, 1913 wurde der Hormanns-Hof an die Stadt Krefeld verkauft. Pächter des gesamten Anwesens wurde ein Heinrich Hormanns, der 1939 den Pachtvertrag mit der Stadt löste. Später wurde das Anwesen von einem Spross der Nebenlinie aus Bockum, dem Sohn des Bäckermeisters Jacob Hormanns, Walter, zurückgekauft.<sup>368</sup>

Grabstein Nr. 5 (Nordseite des Kirchturms) (Abb. 90, 97)

Andesit; H. – 84 cm, B. – 55 cm; von 1781, Initialen PB und GB; Kreuzenden mit Voluten und plastisch erhabener Corpus mit Titulus.<sup>369</sup> Christus ist mit emporgestreckten Armen in jansenistischer Manier dargestellt.<sup>370</sup>

Dieser Grabstein gibt viele Rätsel auf. Wahrscheinlich könnte eine Eintragung im Heiratsregister vom 25. Februar 1756 auf die richtigen Personen zielen: Eheleute Paul Beckers und Gertrud Lufen, die nach der Hochzeit den Familiennamen ihres Mannes „Beckers“ angenommen hatte.<sup>371</sup> Konkretere Daten können aus den Registern nicht entnommen werden.

Grabstein Nr. 6 (Südseite des Kirchturms) (Abb. 90)

Blaustein; H. – 1,10 m, B. – 72 cm. Flach reliefiert, oben Kreuzigungsgruppe Maria und Johannes (Christus mit ausgebreiteten Armen), unten Totenschädel mit gekreuzten Knochen.<sup>372</sup>

ANNO 17.. STARB  
DER EHR SAMER MAN  
PETER SCHAUM  
BERGS UND CHRISTIENA SCHAUM  
BERG  
EHELEUTH R. I. PACE GERAHT  
SCHAUMBURG ANNA WOLFGES  
EHELEUTH G. S. I. S. G.  
MEMENTO MORI

Das Todesjahr ist nicht mehr zu entziffern. Der Inschrift zufolge müssen die Eheleute im gleichen Jahr gestorben sein. Das Geburtenregister von St. Gertrudis verzeichnet die Geburt eines Peter Schaumburgs am 25. März 1739.<sup>373</sup> Im Sterberegister ist zwar unter dem 10. Januar 1768 ein Peter Schaumburgs eingetragen, das Datum ergibt aber keinen Sinn angesichts der Tatsache, dass der Verstor-



Abb. 98. Wölffges – Erb, Gatzenstr. 152



Abb. 99. Grabstein Plancker/Drincker

bene mit einer Christina verheiratet war (über die Hochzeit ist keine Eintragung vorhanden!) und zusammen mit ihr 1768 im Alter von 29 Jahren verstorben sein soll. Das Adjektivattribut „ehrsam“, das auf Grabsteinen nicht leichtfertig betont ist, passt auch nicht zu der kurzen Lebensdauer. Denn diesen Ruf musste man sich über Jahre erst einmal erwerben. Dass beide tatsächlich im gleichen Jahr starben, wird aus der Beschwörungsformel „Gott Sei Ihrer Seele Gnädig“ offensichtlich. Über die Ehefrau sind im Kirchenregister keine Vermerke zu finden.

Von den Eheleuten Gerhard Schaumburg aus der Rather und Anna Wolfges aus der Verberger Honschaft, die den Stein gesetzt haben, liegen aber einige konkrete Daten vor. Gerhard wurde am 30. April 1711 geboren und starb 7. Februar 1777. Der Todestag ist unleserlich.<sup>374</sup> Die Ehefrau Anna Wolfges war am 13. November 1712 geboren, ein Todesjahr ist im Register nicht vorhanden, es sei denn, Anna Wolfges ist mit einer Anna Maria Weller, gestorben 23. September 1795, identisch. Wenn das der Fall ist, dann ist Weller einem Abschreibefehler zuzuschreiben.<sup>375</sup> Eine weitere Frage ist nicht zu lösen: In welchem Verwandtschaftsverhältnis standen Gerhard Schaumburg und Anna Wolfges zu den Verstorbenen? Eine befriedigende Antwort kann nicht gegeben werden.

Dagegen kann einiges über die Schaumburg-Wolfges-Hof-und-Familien-Geschichte berichtet werden. Der Name Schaumburg erscheint im Registrum castrî Urdingensis (Kellnereiregister von 1454). Dort werden unter den Lehngütern des Hofes zu Uerdingen ein

Hennes Schouenberg und die Kinder Henrich, Bernt und Wilhelm als Abgabepflichtige verzeichnet: „¼ leens gilt – 1 vat weit“. Unter der Rubrik Leibgewinn-Einkünfte, zu liefern in den Hof zu Budberg, werden Friedrich Schouwenberch und „ind Gertrud syn huysfrau“ genannt: Sie haben „½ ml, 1 sbr und 1 honre“ abzugeben.<sup>376</sup> Der Name Schaumburg wird ferner am 22. Januar 1603 in einer Verkaufs-urkunde erwähnt. Es geht bei dem Verkauf um ein zehntpflichtiges Land in der Rather Honschaft, das unter anderem mit einem Vorhaupt auf Schauwenberghs-Land stößt.<sup>377</sup> Am 21. November 1604 ist in einer weiteren Verkaufs-urkunde von 1 Morgen Land die Rede, das in der „Rader Honschaft zwischen dem Land des Brockschen Hofes und Gaerdert Schawenberg“ liegt. Dieses Land hatte an die „Kirche zu Girtbuchem“ einen halben Malter Roggen zu liefern.<sup>378</sup> In einer Urkunde vom 15. Januar 1698 geht es um einen Kredit: Die Eheleute Henrich und Gritgen Schauenberg nehmen aus Uerdinger Armenmitteln 3 Viertel Tl. zu 5 % Zinsen, fällig auf Martini, auf. Zu Unterpfand setzen sie mit Einwilligung des Bruders Dederich Schauenberghs 1 M Ackerland im Traarer Feld.<sup>379</sup> Bei der Versteigerung des Pousen-Hofs (Der „Busenpfad“ erinnert heute an den Hof.) im Jahre 1842 wird unter den Kaufwilligen ein Wilhelm Schauenburg genannt. Ein letztes Mal wird Schauenburg im Zusammenhang mit Hormanns vom Hormanns-Hof im Jahre 1963 erwähnt, denn der Bruder von Heinrich Hormanns, Wienand, zog auf Schauenburg ein.<sup>380</sup>

Anna Wolfges stammt von dem Wolffkens-Hof, der als Wölffges-Erbe an der Gatzenstr. 157 in Verberg bekannt ist. (Abb. 98) Im Jahre



Abb. 100 Wollershof, Leutefeldstr. 32

1454 ist der Name ebenfalls im Kellnereiregister des Amtes Uerdingen verzeichnet: „Wolffkens-hoff“ liefert jährlich 1 ml Pachthafer in den Hof zu Twyngenbergh. „Wolffken-guet“ gibt 1 Sbr Grashafer und 1 Huhn.<sup>381</sup> Im Uerdinger „Heumahl“ oder „Scheffen Weistum“ (1462) ist Folgendes verzeichnet: „[...] item Wilhelm Wulffgens gilt von seinem hoff in den zwingenbergh 1 mit haberen und 2 hoener, ist auch ein madtag schuldig. Nun Peter wulffgens, nun Friedrich wulffgens soll noch zu buch kommen.“<sup>382</sup> In einem Testament vom 21. Januar 1535 vermachte ein Johannes Ludolphus alias de Platea – er ist Priester und Rektor des Katharinen-Altars in St. Peter/Uerdingen – unter anderem eine Erbrente von 4 Malter Weizen Uerdinger Maß; aus den betreffenden Gütern sind unter anderem die Eheleute Petrus und Nenis Wolffkens mit 5 ½ sümber beteiligt, fällig auf Conversio Pauli (25. Januar).<sup>383</sup> Ein Wilhelm Wolfkes ist an einer Stiftung für den Marienaltar in St. Gertrudis mit 18 Albus beteiligt. Dieser Hinweis findet sich in einer Zusammenstellung der Stiftungen, die bis in das Jahr 1509 zurückreicht. Zu den Leibgewinnsgütern des Klosters Kamp (1590) zählten von Johan Wolffgen 5 M und von Herman Wolffgens 3 M. Nach der Aufstellung des Uerdinger Kellners vom Jahre 1611 muss ein Frederich Wolffges bei den Deicharbeiten mit der „Schuppe“ arbeiten, weil sein Hof zu den kleinen Gütern zählt. Die Landvermessung des Amtes Uerdingen gibt folgende Hof-Beschreibung: „Wulffgens gut [...] 8 Morgen, hiervon 2 Mo schlecht, daß übrig mittelmeßigh, seint zehndt ausgeldend [...] Ein halb Dienstgut [...] in die Kirch zu Buchum 1 Pfd. Wachs, dem Pastor alda zu allen drey Jaren ein sbr. Roggen; dem Custer alda 24 Pfd. Brodts.“ Unter den Spenden des so genannten Prävenbrottes zählt der Pfarrer Tillman Mylius im Jahre 1640 das „Weullefges guth“ auf, das noch bis kurz vor der Franzosenzeit die eben erwähnte Brotrente von 24 Pfd an den Küster bezahlte.<sup>384</sup> In einer Notarurkunde vom 30. Ventose 11. Jahres (1803), in Deutsch und Französisch durch den Notar Courth verfasst, wird bescheinigt, dass ein Stück Land in Verberg an einen Diedrich Louven aus der Mairie Crefeld verkauft worden ist, das an „Wölffkens Holz“ und „Drünker“ grenzt.<sup>385</sup> Die weitere Geschichte des Hofes im 19. und 20. Jahrhundert, was unter anderem die diversen Nachfolge-Besitzer anbetrifft, dürfte den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Von daher sei an dieser Stelle auf die Recherchen des Rektors und Heimatforschers Hubert Lüstraeten hingewiesen. Heute ist auf dem ehemaligen Wölffges-Erbe, Gatzenstr.157, keine Landwirtschaft mehr zu finden.<sup>386</sup>

Grabstein Nr. 7 (Südseite des Kirchturms) (Abb. 90)

Blaustein; H. – 1,02 m, B. – 62 cm

Nach Angaben von Eva Brües ist der Stein stark verwittert und soll um 1730 gesetzt wor-

den sein. Außerdem wäre die Schrift unleserlich.<sup>387</sup> Dazu wären einige Bemerkungen notwendig: Nach Untersuchung des Grabsteins durch den Verfasser dieser Abhandlung kann bei dem Blaustein-Grabstein keine Verwitterung festgestellt werden, die zum Beispiel einen Verlust des Memorientextes zur Folge gehabt hätte. Er kann somit als „Rohling“ bezeichnet werden. Zwar hat das Grabkreuz offensichtlich auf dem Kirchhof gestanden. Es ist aber aus unerklärlichen Gründen zu keiner Bearbeitung gekommen. Die Brües'sche Jahresangabe - 1730 ist wegen fehlender Vergleichsmöglichkeiten recht willkürlich.

Grabstein Nr. 8 (Südseite des Kirchturms) (Abb. 90, 99)

Blaustein; H. - 1,16 m, B. - 60 cm; von 1776. Flach reliefiert; Kreuzigungsgruppe mit jansenistischem Christus und Titulus; Memorientext in gotischer Schrift. Die bei Eva Brües gemachten Angaben wie Jahreszahl 1774, Plauder, Kuhren und Dringer entsprechen nicht den Aufschriften.<sup>388</sup>

ANNO 1776

den 6. novembris ist gottselig im Herrn  
entschlaffen der Ehrsame Johannes Plancker  
genannt Luffen seines  
Alters 74 Jahr Agnes Drincker  
Eheleuth

Im Kirchenregister ist weder unter Geburten, Hochzeiten noch Tod ein Johannes Plancker beziehungsweise Luffen verzeichnet. Ebenfalls fehlen die Daten der Ehefrau Agnes Drincker, was ihre Geburt oder ihre Hochzeit betrifft. Es ist lediglich eine Eintragung über ihren Tod am 3. Oktober 1797 vorhanden.<sup>389</sup> Das Tempus der Grabinschrift, hier Vermerk des Todesdatums, ist im Perfekt gehalten. Johannes ist nicht gestorben, sondern entschlaffen. Die individuelle Formulierung „er ist gestorben“, die etwa bis 1600 vorherrschend ist, weicht zwischen 1600 und 1675 augenfällig der Formulierung „er ist entschlaffen“, wobei die Variation „in Gott/in Christus oder im Herrn gottselig entschlaffen“ weite Verbreitung fand. Das „In deo obdormire“ (in Gott entschlaffen = sterben) hatte seinen eigentlichen Formulierungsvorläufer im 12. und 13. Jahrhundert in Frankreich und ging auf die Steinigung des Stephanus zurück, beschrieben in Apg 7, 60.<sup>390</sup> Dieser Grabstein stellt, was die genaue Todesdatierung anbetrifft, zusammen mit dem Grabstein Nr. 3 eine Besonderheit unter den Bockumer Grabkreuzen dar. Die Tagesdatierung hatte auf mittelalterlichen Grabsteinen eine besondere Funktion: Sie galt nämlich als Urkundendatierung. Bis zum 12. Jahrhundert stand die Tagesdatierung sogar allein.<sup>391</sup> Man kann durchaus den Schluss ziehen, dass der Plancker-Drincker-Stein mit Symbolik arbeitet und ein Hinweis auf ein altes Bauerngeschlecht sein soll. Die gotische Schrift an Stelle der Capitalis unterstreicht diese Vermutung. Die Ehefrau Agnes Drincker hat den Stein für ihren Mann setzen

lassen. Sie legte Wert darauf, ihn als einen in der Honschaft Vennikel geachteten Mann („ehrsam“) auf dem Grabkreuz erwähnt zu wissen.

Trotz der möglichen optischen Hinweise, aus altem Geschlecht zu stammen, ist der Plancker-Hof nur in den Urkunden ab dem 17. Jahrhundert erwähnt, zum Beispiel am 11. November 1695: Eine Odilia Lottringers bekundet, dass sie von Peter Planken 205 TL auf 5 M Ackerland auf dem Iglberg, „auß dem Pferdsfort mit consent aufgespließen“, an den Küster von „St. Gerdut-Bockum“ geliehen hat. Nun hat sie mit Zustimmung des Latengerichts an der Pferdsfort die 5 Morgen zur Abtragung des Schuldkapitals.<sup>392</sup> (Abb. 92) Der Name Luffen taucht als Flurname im 17. Jahrhundert in einer „Zusammenstellung der Güter und Gerechtsame der Marienvikarie“ auf. Unter Nr. 12 ist ein Benefizium eines Henricus Steinchen aus Verbrich eingetragen: 1 Sü Roggen von 2 Mo, gelegen „ahm Luffen“.<sup>393</sup> In einer Urkunde vom 22. März 1706 ist folgendes verzeichnet: Die Eheleute Peter Schneiders und Nesgen Louffen kaufen das in der Honschaft Vennikel gelegene Kullen-Gut (3 Morgen mit Haus) von Winand auffm Raedt und Grietgen Kullen.<sup>394</sup> Johannes Plancker alias Luffen hatte den Namen des Hofes angenommen, ob durch Einheiratung oder durch Kauf, ist nicht bekannt. Die Familie Luffen hatte mit großer Wahrscheinlichkeit einen Teil ihrer Wurzeln in der moersischen Herrlichkeit Crefeld. Ein Dierich Louven ist in einer Erburkunde vom 1. April 1788 genannt. Außerdem hat er selbst am 20. Januar 1797 eine Lieferantenliste verfasst. Es gibt noch weitere Notarurkunden aus der Herrlichkeit von 1803, 1818 und 1820, in denen sein Name vorkommt.<sup>395</sup> Der Hof, von dem Agnes Drincker stammt, ist in den Urkunden bis in die frühe Neuzeit hinein nicht erwähnt. Das „Drünker-Land“ wird ausdrücklich als in Verberg gelegen bezeichnet und lag unmittelbar an „Wölfens Holz“. Das geht aus der schon erwähnten und für die Verbindung Luffen (Louven)/Drincker interessanten Notarurkunde von 1803 hervor (siehe Beschreibung Grabstein Schaumburg/Wolfges.). Mit Sicherheit ist der „Drincker-Hof“ zu den alten Höfen zu zählen, nur wird er unter einem anderen Namen geführt worden sein, so dass seine Geschichte wegen mangelnder Quellenangaben nicht nachzuvollziehen ist.

Grabstein Nr. 9 (Abb. 90)

Trachyt; H. - 86 cm, B. - 55 cm, Corpus mit Titulus, darunter Totenschädel mit gekreuzten Knochen, Zwickelvoluten, 1777; ursprünglicher Standort: Nordseite des Kirchturms; nach dem Bau des Pfarrheims an der Uerdinger Str. 631 dort aufgestellt.

PETER HORMANNS UND MARIA WALLERS  
GENAND HORMANS EHELEUTHE  
JACOB HORMANS ALS WITWER  
SIE HABEN 3 GRAEBER 1777<sup>396</sup>

Im Kirchenregister ist ein Peter Heinrich Hormanns eingetragen: Geburt am 11. März 1714 (?). Der Zehner und der Einer sind kaum lesbar. Die Heirat fand am 20. Mai 1755 mit einer (Agnes) Maria Wolters statt. Das Todesdatum fehlt.<sup>397</sup> Der Familienname Wolters = Wallers ist wegen der undeutlichen Schreibweise im Original zu erklären. Jacobs und Peters Verwandtschaftsverhältnis ist nicht eindeutig. Jacob ist am 27. September 1738 geboren. Im Jahre 1777 ist er schon Witwer, wie die Inschrift ausweist. Das Todesdatum ist der 15. März 1787.<sup>398</sup> Vermerke über die Ehefrau sind in den Kirchenregistern nicht zu finden. Der Memorientext ist eindeutig zu interpretieren: Jacob hat sich für sich und für seine Verwandten, Peter und Maria, die im gleichen Jahr gestorben sind, drei Grabplätze gesichert. Das Grabkreuz ist also neben dem Todeshinweis vornehmlich eine steinerne Urkunde über den Ankauf. Es sieht so aus, dass Jacob keine Nachkommen hat, die sich nach seinem Tod darum kümmern würden. Was allerdings nachdenklich macht, ist die Frage, warum sich Jacob nicht neben seiner Frau beerdigen lässt. Gibt es einen Hinderungsgrund?

Der bei Eva Brües erwähnte Grabstein der Familie Hormanns/Wallers steht nicht mehr an der Nordseite des Kirchturms, sondern hängt (!) im Flur des Pfarrheims, Uerdinger Str. 631, an einer Backsteinwand. Unter allen Grabkreuzen ist er der künstlerisch auffallendste, verliert aber seine Attraktivität vor und wegen der braunen Ziegelwand. Wenn dieser Stein derjenige ist, der an der Kirche stand - und darüber sollte es eigentlich keinen Zweifel geben -, dann befindet sich der Memorientext, bei Eva Brües abgedruckt, auf der Rückseite. Eine Abschrift oder ein Foto der Rückseite ist als Information an der Wand nicht vorhanden. Bei dieser Art der Präsentation (vom Stand zum Hängeobjekt) kann auch die Schrifttype nicht mehr bestimmt werden, ebenfalls fehlt die Einsicht in eine exakte Verteilung des Textes über die Kreuzfläche.

Der unter Denkmalschutz stehende Verberger Honschaftshof Hormanns, Gattenstr. 71, existierte urkundlich schon 1611. Weitere Ausführungen zur Hofgeschichte können aus dem Abschnitt über den Grabstein Nr. 4, Scheuren-Hormanns, entnommen werden.

Der Wallershof, Verberg, Leutefeldstr. 32 (Abb. 100), war nach mündlicher Überlieferung früher mit einem Wassergraben umgeben. Einen ersten Hinweis findet man in der Landvermessung 1660 des Amtes Uerdingen: „Wallershof, ahn Bawland 10 Morgen. Kein Schatzgut, hiervon 2 morgen waßerbißigh, dass ander mittelmeßigh und seint 3 morgen Kamp Leibgewin; geben auf Martini ein rad schilling und ein hon fhartzins, und 2 morgen Irer Churf. Durchl. Lehenlandt, geben ein halb Sbr. haberen in die Kellerey, ein virell hon, ein spindt Weitzten und 6 ½ Cöllnisch, ist dem Erbvogten auch ein halb Sbr., dem Cüs-



ter 2 spindt rogggen. Ist Zehndtbar landt.<sup>399</sup> Noch zweimal wird der Name Wallers in den Urkunden erwähnt: In einer Verkaufsurkunde vom 22. Februar 1717 wird ein Stück Land in der Größe von 2 Morgen im „Buckumer Feld“ zwischen Henrich Hagbolt und Wallers genannt; am 23. November 1777 leiht ein Wilhelm Wallers, der Stiefvater der Mündelkinder des verstorbenen Henrich Schüten, von der Kirche zu Bockum 300 Rt.<sup>400</sup> Das Gebäude des Wallershofes mit Garten und

Baumgarten in Größe von 1 Mo, 78 Ru, 80 Fuß sowie die nördlich gelegene Wiese erwarb der Verberger Schullehrer Peter Wallers, tätig von 1827 bis 1845, für „510 bzw. 430 Thlr.“ Peter Wallers stammte nicht direkt vom Wallershof, sondern von einer Nebenlinie. Er kaufte das so genannte Hausmanns-Erbe, heute Gaststätte Kleinlosen, auf dem die älteste Verberger Schule stand. Der alte Hausmanns-Hof erhielt wegen des Besitzers und seiner Nachkommen zu Unrecht den

Namen Wallershof; von daher ist auch der Name Wallerspfad eigentlich falsch platziert. Der historische Hof ist und bleibt an der Leutefeldstraße. Von daher sollte der Wallerspfad wieder wie ursprünglich den Namen „Schollpad“ bekommen.<sup>401</sup> Das wäre vielleicht ein Thema für den Bürgerverein, um die Historie wieder ins rechte Verhältnis zu rücken. Der Wallershof ist heute in städtischem Besitz.

#### Schriften- und Quellenverzeichnis

Archiv Erzbistum Köln: Visitationsakten Generalia I (Akten und Miscbestand)

Brües, Eva: Krefeld 2 (= Die Denkmäler des Rheinlandes, 13. Band); Düsseldorf 1967

Buscher, Georg: Geschichte der niederheinischen Pfarre Bockum (Manuskript), Ossum 1951

Clemen, Paul: Die Kunstdenkmäler der Städte und Kreise Gladbach und Krefeld im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz; Düsseldorf 1886

Dittmaier, Heinrich: Rheinische Flurnamen; Bonn 1963

Feinendegen, Reinhard: Aus der Geschichte Bockums; in: Bockum. Geschichte – Volksleben – Landschaft in Wort und Bild (Hrsg. Bürgerverein Krefeld-Bockum); Krefeld 1982

Föhl, Walter: Höfe des Amtes Uerdingen. Ein Kellnerregister um das Jahr 1454; in: Die Heimat, Jg. 30, 1959, S. 33 – 45

Giesbertz, Bernd: Landwirtschaft vor Generationen; in Giesbertz, Bernd/Giesbertz, Theodor: Leben in Traar. Haus- und Heimatbuch (Hrsg.: Bürgerverein Krefeld-Traar e. V.); Krefeld-Traar 1991

Geissler, Frank/Lüstraeten, Herbert: Verberg. Vom Dorf zum Stadttell (Hrsg. Verberger Bürgerverein); Krefeld 1984

Hamacher, Joachim: Ausgrabungen in der Kirche St. Gertrudis, Bockum; in: Die Heimat, Jg. 48, 1977, S. 170/171

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf: Kurköln VIII, Nr. 13/1 – 5

Katholisches Pfarrarchiv St. Gertrudis: Pergamenturkunde vom 2. Oktober 1859, Akten I, S. 18

Lefranc, Johannes Franz/Lentzen, Johann Peter: Geschichte der Pfaraien des Dekanats Krefeld; Mönchengladbach 1889

Lentzen, Johann Peter: Geschichte des Kirchspiels Bockum. Mit Einschluß der neu errichteten Pfarre Traar im Kreise Krefeld; (Nachdruck) Krefeld 2002

Lüstraeten, Hubert: Liebes altes Verberg. Lose Blätter in ungezwungener Folge; Verberg 1955 – 1967

Martens, Hannes: Kempener Skizzen. Der Kempener Grabstein des Ratsbürgermeisters Jacob Weger; in: Heimatbuch des Kreises Kempen-Krefeld, 22, 1970, S. 158 – 160

Nellessen, Dieter: Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum, Teil 1; in: Die Heimat, Jg. 72, 2001, S. 161 – 172; Teil 5: Jg. 76, 2005, S. 99 – 111; Teil 6: Jg. 78, 2007, S. 46 – 61

Nellessen, Dieter: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich in der Pfarrkirche St. Gertrudis in Krefeld-Bockum – ein Beispiel aus der Sepulkralkultur des späten Mittelalters; in: Die Heimat, Jg. 79, 2008, S. 143 – 148

Ramackers, Johannes: Beiträge zur Geschichte Krefelds; Krefeld 1939

Rembert, Karl: Ter Stein gnt. Louven; in: Die Heimat, Jg. 1 – 2; 1921 – 1923, S. 133 – 135

Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Band 2; Freiburg, Basel, Wien 3. Auflage 1973

Rotthoff, Guido: Das Mittelalter; in: Feinendegen, Reinhard/Vogt, Hans: Krefeld. Die Geschichte der Stadt, Band 1, Von der Frühzeit bis zum Mittelalter; Krefeld 1998, S. 299 ff.

Rotthoff, Guido: Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdingen (= Inventare nichtstaatlicher Archive, Band 10); Krefeld 1966

Stadtarchiv Krefeld: Findbuch o. Nr., abgeschrieben von den Originalen aus dem Katholischen Pfarrarchiv St. Gertrudis, Bockum, mit Buchangaben; Verzeichnis der Geburten in Krefeld-Bockum von 1649 bis 1798; Verzeichnis der Verheirateten in Krefeld-Bockum von 1649 bis 1798; Verzeichnis der Verstorbenen von 1767 bis 1798

Vogt, Hans: Krefelder Luftfahrtgeschichte in Bockum; in: Bockum. Der Krefelder Stadttell im Grünen (Hrsg. Bürgerverein Krefeld Bockum e. V., Heimatverein Bockum e. V.); Krefeld 2007

Waltz, Georg: „Chronica regia Coloniensis cum continuationibus“; Hannover 1880

Wynands, Dieter P. J.: Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen (= Veröffentlichungen des Bischöflichen Diözesanarchivs Aachen, Band 41); Aachen 1986

Zajic, Andreas: „Zu ewiger gedächtnis aufgericht“: Grabdenkmäler als Quelle für Memoria und Repräsentation von Adel und Bürgerum im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Das Beispiel Niederrösterreich – Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 45; Wien/München 2004

#### Abkürzungen

HSTAD = Hauptstaatsarchiv Düsseldorf

KPAB = Katholisches Pfarrarchiv von St. Gertrudis in Bockum

LAV = Lüstraeten: „Liebes altes Verberg“

STAKR = Stadtarchiv Krefeld

UeUB = Rotthoff: „Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdingen“

#### Anmerkungen

<sup>399</sup> Waltz, Georg: Chronica regia Coloniensis, S. 176; siehe auch Rotthoff, Guido: Das Mittelalter, S. 451

<sup>400</sup> Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, S. 836

<sup>401</sup> Wynands, Dieter P. J.: Wallfahrten, S. 327; Lefranc, Johannes Franz/Lentzen, Johann Peter: Geschichte der Pfaraien des Dekanats Krefeld, S. 61)

<sup>402</sup> Archiv Erzbistum Köln: Visitationsakten Generalia I (Akten und Miscbestand)

<sup>403</sup> Ramackers, Johannes: Beiträge zur Geschichte Krefelds, S. 11. In etwas weiterer Umgebung bestehen Gertrudis-Kirchen in Herzogenrath, erste Erwähnung 1116; in

(Bockum/Wattenscheid, Propsteikirche, archäologische Untersuchungen (1977) aus dem 10./12. und 15. Jahrhundert (in Wattenscheid ist sie sogar Stadtpatronin.), und in (Düsseldorf-)Eiter, Burgkapelle 1366

<sup>404</sup> Buscher, Georg: Geschichte der niederheinischen Pfarre Bockum (Manuskript); Buscher geht sogar von der These aus, dass vor dem steinernen Kirchbau eine Holzkirche das nahe Gutes Neuenhoven (als Hauskapelle) existiert hat; siehe auch Clemen, Paul: Kunstdenkmäler Gladbach – Krefeld, S. 125; Clemen setzt den Bau der ersten Steinkirche um das Jahr 1200 an.

<sup>405</sup> HSTAD: Kurköln VIII, Nr. 13/1 – 5. Der „liber valoris“ ist das Steuerverzeichnis der Kölner Erzbischöfe. Er ist ein Verzeichnis über den Zehnten, der dem Erzbischof als so

genanntes „subsidiium charitativum“ (= mildtätige Unterstützung) zustand.

<sup>406</sup> Nellessen, Dieter: Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum, Teil 6; in: Die Heimat, Jg. 78, 2007, S. 46 – 49

<sup>407</sup> KPAB: Pergamenturkunde vom 2. Oktober 1859, Akten I, S. 18; siehe hierzu ausführlich bei Buscher, Georg: Geschichte der niederheinischen Pfarre Bockum (Manuskript); Lentzen, Johann Peter: Geschichte des Kirchspiels Bockum, S. 23

<sup>408</sup> Nellessen, Dieter: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich; in: Die Heimat, Jg. 79, 2008, S. 144; siehe auch: Nellessen, Dieter: Tod und Begräbnis – Be-

- gräbnisplätze und Brauchtum; in: Die Heimat, Jg. 72, 2001, Teil 1, S. 168 und 171; Jg. 76, 2005, Teil 5, S. 99 – 101; Jg. 78, 2007, Teil 6, S. 46 – 49
- 335 Hamacher, Joachim: Ausgrabungen in der Kirche St. Gertruda, Bockum; in: Die Heimat Jg. 48, 1977, S. 170/171; siehe auch: Zajc, Andreas: Zu ewiger gedächtnis aufgericht, S. 111; Nellessen, Dieter: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich, S. 145
- 336 Nellessen, Dieter: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich, S. 144
- 337 Nellessen, Dieter: Die Wappengrabplatte des Heinrich von Ossenbroich, S. 146; Brües, Eva: Krefeld 2, S. 77
- 338 siehe hierzu die kurze Übersicht von Feinendegen, Reinhard: Aus der Geschichte Bockums, S. 26, mit Grabstein S. 27
- 339 Brües, Eva: Krefeld 2, S. 77 und Abb. Nr. 230; Totenkopf = Schädel Adams. Seit der Vertreibung aus dem Paradies ist der Mensch sterblich!
- 340 Nellessen, Dieter: Tod und Begräbnis – Begräbnisplätze und Brauchtum\*, Teil 6 (Hohenbudberg); in: Die Heimat, Jg. 78, 2007, S. 52
- 341 Martens, Hannes: Kempener Skizzen, S. 158 – 160
- 342 Stadtarchiv Krefeld: Findbuch, Buch 1/40
- 343 Falsche Namen und Daten sind daher nicht auszuschließen, was die Suche doppelt erschwert. Das gilt für alle weiteren Namen und Daten in dieser Abhandlung.
- 344 Dittmaier, Heinrich: Rheinische Flurnamen, S. 294
- 345 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 654
- 346 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 687
- 347 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1037
- 348 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1218
- 349 Dittmaier, Heinrich: S. 126
- 350 Giesbertz, Bernd: Landwirtschaft vor Generationen, S. 86 – 87
- 351 Dittmaier, Heinrich: S. 107
- 352 Der Ort Kirchhellen hat eine ähnliche Lage wie der Hellenbroch-Hof
- 353 Brües, Eva: S. 77
- 354 STAKR: Findbuch, Buch 2/247 und 10/26
- 355 STAKR: Findbuch, Buch 10/32
- 356 STAKR: Findbuch, Buch 4/158
- 357 Höfe der Größenordnung wie Scheuren (Kategorie 2) hatten beim Rhein-Deichbau im Uerdinger Amt Einsatz mit der Schaufel zu leisten. Höfe der Kategorie 1 hatten Pferde (und Wagen) zu stellen.
- 358 Provenbrot und Brotrente: Sie zählten zu dem Einkommen der Küsterstelle von St. Gertruda. Das Provenbrot (= Probierbrot), alle drei Jahre ausgeteilt, war eine Vorabgabe der Roggennernte und wurde in Form des Sommerroggens abgeliefert. Die Brotrente wurde von einigen Höfen jedes Jahr gegeben. Sie wurde im weiteren Verlauf auch in Form von Geld abgeführt, konnte aber auch durch den zwanzigfachen Betrag des vierzehnjährigen Durchschnitts abgelöst werden. Die Abgabe zum Beispiel des Wolffkens-Guts betrug jährlich 24 Pfd.
- 359 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 22
- 360 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 933
- 361 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1035
- 362 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 22
- 363 Vogt, Hans: Krefelder Luftfahrtgeschichte in Bockum, S. 142. Korrekterweise muss man sagen, dass der später allgemein so genannte Bockumer Flugplatz eigentlich auf Verberger Terrain lag.
- 364 Geisler, Frank/Lüststraeten, Herbert: Verberg. Vom Dorf zum Stadtteil, S. 36, Nr. 4
- 365 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 34
- 366 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 34
- 367 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 938
- 368 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 34
- 369 Brües, Eva: S. 77
- 370 Christus in jansenistischer Manier: Die emporgestreckten Arme gehen auf Cornelius Jansen (1585-1638), flämischer Theologe und Bischof von Ypern, zurück; später von Rom zeitweise verboten.
- 371 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 4/152
- 372 Brües, Eva: S. 77
- 373 STAKR: Findbuch, Buch 3/100
- 374 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 2/255 und Buch Nr. 5/15
- 375 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 2/265 und Buch Nr. 10/55
- 376 Föhl, Walter: Höfe des Amtes Uerdingen, Register S. 38 – 44
- 377 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 850
- 378 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 854
- 379 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1152
- 380 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 34
- 381 Föhl, Walter: Höfe des Amtes Uerdingen, Register S. 38 – 44
- 382 abgedruckt bei Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 32
- 383 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 636
- 384 Lüststraeten, Hubert: LAV Nr. 32
- 385 Rembert, Karl: Ter Stein gnt. Louven; in: Die Heimat, Jg. 1 – 2, 1921, S. 133 – 134
- 386 abgedruckt bei Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 16
- 387 Brües, Eva: S. 77
- 388 Brües, Eva: S. 76
- 389 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 10/64
- 390 Zajc, Andreas: Zu ewiger gedächtnis aufgericht, S. 245/246
- 391 Zajc, Andreas: Zu ewiger gedächtnis aufgericht, S. 247
- 392 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1144; zu Latengericht: Grundherliches Gericht eines Hofesverbandes (Villikation), das über alle hofrechtlichen Angelegenheiten urteilte. Es setzte sich zusammen aus dem Hofesschultheiß als Vorsitzenden und den Hofschöffen, die von abhängigen Höfen gestellt wurden. Die Aufsitzer der Höfe wurden auch Laten bezeichnet. Von daher die Bezeichnung Latengericht für das Hofgericht; zu Pferdsfort = Flur westlich von Haus Traar
- 393 Buscher, Georg: Geschichte Bockum (Manuskript), S. 55
- 394 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1195
- 395 STAKR: Bestand 70/221; siehe auch bei Rembert, Karl: Ter Stein gnt. Louven, S. 133 – 134
- 396 Brües, Eva, S. 77
- 397 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 9/16; Nr. 4/151
- 398 STAKR: Findbuch, Buch Nr. 3/95; Nr. 10/11
- 399 abgedruckt bei Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 29
- 400 Rothhoff, Guido: UeUB, Nr. 1246 /1445
- 401 Lüststraeten, Hubert: LAV, Nr. 29

# Das Naturschutzgebiet Flöthbach

von Heino Thies

## Einleitung

Das Naturschutzgebiet Flöthbach ist vergleichsweise klein mit einer Größe von ca. 45 ha. Es liegt östlich von Inrath und südöstlich von Hüls am westlichen Rand des Hülsener Bruchs. Das Gebiet erstreckt sich links und rechts des Flöthbachs zwischen dem Kapuzinerberg am Flünnerdyk und dem Steeger Dyk. Die rechtskräftige Ausweisung als Naturschutzgebiet erfolgte im vergangenen Jahr (2008), es ist daher das jüngste Naturschutzgebiet in Krefeld.

Sein Wert wird im Wesentlichen durch den Flöthbach (Fließstrecke innerhalb des Naturschutzgebietes ca. 1,5 km) mit seiner Aue bestimmt, so dass die naturräumliche Einordnung, die die Lage des Gewässers

vorgibt und die Renaturierung des Flöthbaches im Vordergrund dieses Artikels stehen. Außerdem werden die Lebensräume und die Pflanzenwelt dieses Gebietes vorgestellt. Aussagen zu den Tieren, zu den Erholungsmöglichkeiten und zur weiteren Entwicklung schließen diesen Aufsatz ab.

## Naturräumliche Einordnung

Durch Krefeld verläuft eine markante Geländestufe von Nordwesten (Hüls) in Richtung Südosten (Fischeln), es ist die Grenze zwischen der Mittelterrasse, die mit Lößlehm bedeckt ist, und der Niederterrasse, bei der weitgehend Hochflutlehm über Kiesen und Sanden ansteht. Der Höhenunterschied zwischen der Mittelterrasse und der Niederter-

rasse beträgt zwischen 4 und 5 m. Auf der Niederterrasse treten einzelne Bäche aus, die durch Grundwasser und Niederschlagswasser gespeist werden. Durch sie wurden auch Rinnen ausgeräumt. In einer dieser Rinnen verläuft der Flöthbach am westlichen Rand der Niederterrasse; ein Bereich, der auf Grund der geomorphologischen Situation einen vergleichsweise hohen Grundwasserstand hat. Der schematische Schnitt durch Krefeld zwischen Mittelterrasse und Rhein (Abb. 1, entnommen aus O. Burghardt, 1998, S. 55) macht dies deutlich. Anhand des Schnitts kann auch die Auswirkung der Tiefenerosion des Rheins um 2 m in den letzten 100 Jahren ersehen werden, die sich durch einen tieferen Grundwasserspiegel in ganz Krefeld auswirkt (und damit auch in der Niederung am Flöthbach).

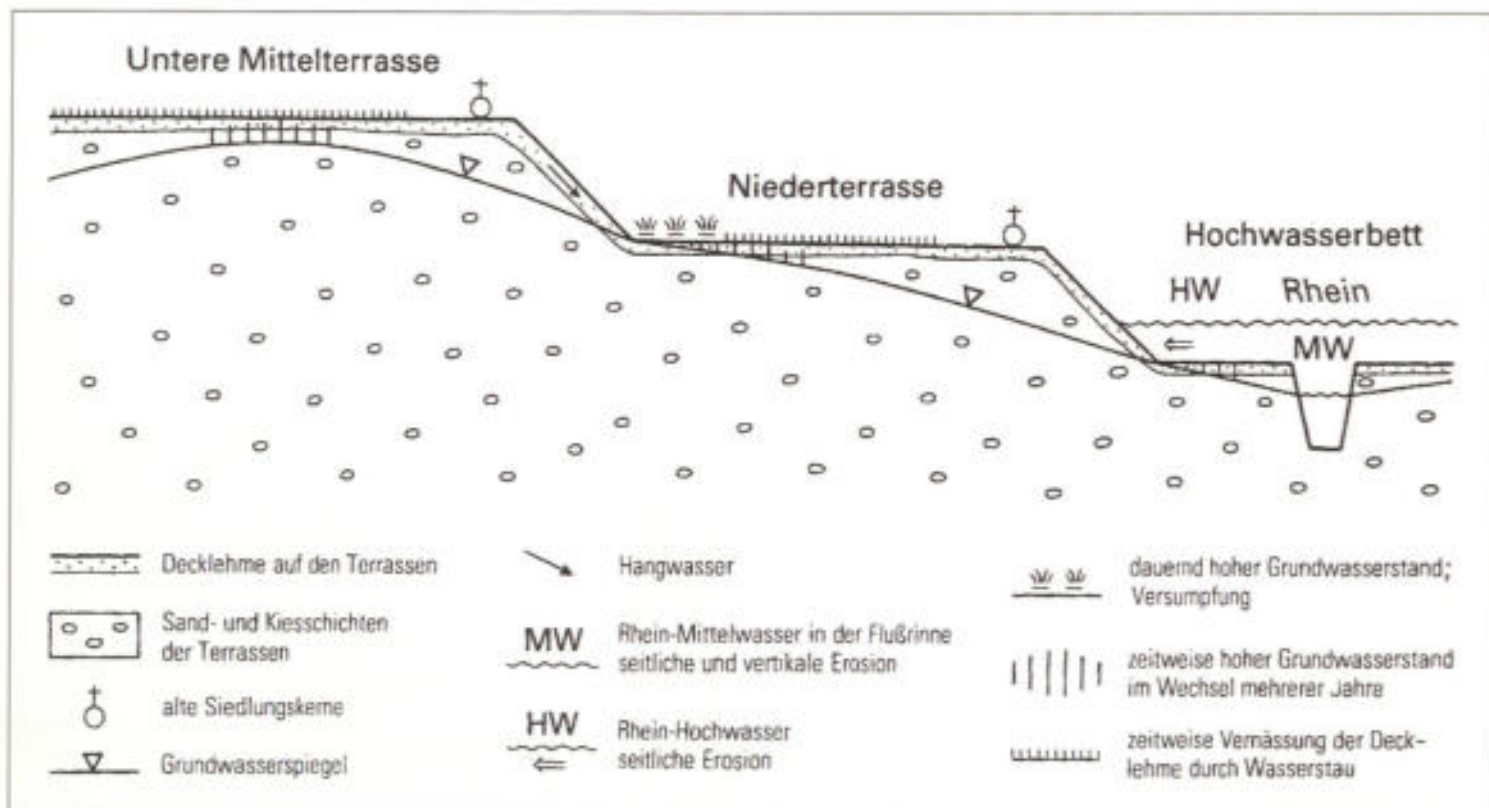


Abb. 1. Geologisches Profil



Abb. 2. Flöthbach am Johannsenweg



Abb. 3. Flutmulde am Plankerdyk

Die Rinne des Flöthbachs hat eine Breite zwischen 60 m und 250 m. An der Brücke des Johannsenweges (der von Inrath ins Hülser Bruch führt) über den Flöthbach ist die Ausformung der Rinne besonders schön zu sehen. Von Inrath kommend führt der Wanderweg ca. 190 m vor der Brücke über den Flöthbach leicht „bergab“ in die Rinne (etwa mit Eintritt in den Wald, vergl. Abb. 2). Ungefähr 60 m hinter der Brücke steigt der Weg wieder leicht an, so dass hier die Weite der Rinne gut zu sehen ist. Dies ist eine der breitesten Stellen der Rinne, weiter nördlich beträgt die Breite der Rinne am Steeger Dyk ca. 60 m.

Im Vergleich von historischen Karten lässt sich der Verlauf des Flöthbachs gut nachvollziehen: Die Tranchotkarte (von 1804/1805) zeigt den Flöthbach vom jetzt noch vorhandenen Tümpel am Hökemyk (Reitstall Kühnen) bis etwas nördlich vom Flünnertzyk, wo er in einer Schleife endet (etwa am heutigen nördlichen Fuß des Kapuziner Berges), der Verlauf ist nicht so geradlinig wie heute. In geringem Abstand westlich davon beginnt ein neuer Flöthbach, der etwa den gleichen Verlauf nimmt wie der heutige Flöthbach (O. Burghardt, 1998, S. 37). In späteren Kartenwerken ist der Flöthbach mal als Bach dargestellt, als Trockengraben oder auch gar nicht. Die unterschiedliche Darstellung mag durch die Höhe des Grundwasserstandes und den Verlauf des Wetters über mehrere Jahre (hohe oder niedrige Jahresniederschläge) begründet sein. Es gab sicher sowohl Jahre, in denen der Flöthbach eindeutig als fließendes Gewässer zu erkennen war, wie auch Jahre, in denen sich der Flöthbach kaum von seiner Umgebung abzeichnete. Erst der grabenartige Ausbau als Vorfluter machte den Flöthbach überall eindeutig bestimmbar, dieser Ausbau wurde in verschiedenen Etappen vorgenommen. Dabei ist der natürliche Charakter des Flöthbachs weitgehend verloren gegangen (eine Übersicht von 4 Karten dieses Bereichs aus unterschiedlichen Jahren

von 1804 bis heute gibt es als Beilage 1 in S. Kronsbein, 2005).

## Renaturierung des Flöthbaches

Der Ausbau des Flöthbaches in der Vergangenheit, u.a. durch den Reichsarbeitsdienst in den 1930er Jahren, erfolgte vor allem zur verbesserten landwirtschaftlichen Nutzung. An einzelnen Stellen konnte dadurch auch die forstliche Produktivität verbessert werden, und das Bruch wurde in nassen Zeiten besser passierbar. Der Flöthbach wurde begradigt und erhielt ein Trapezprofil, damit anfallendes Wasser möglichst rasch abgeführt wird. Zur Unterstützung des Ausbaus werden die Böschungen regelmäßig gemäht.

Den Vorteilen des Ausbaus als Vorfluter stehen auch einige größere Nachteile gegenüber. Die Selbstreinigungskraft des Gewässers ist stark verringert und durch den schnellen Hochwasserabfluss wird die Hochwassergefahr im Unterlauf vergrößert. Außerdem wird das biologische Potential des Bachs und seiner Umgebung verringert, da statt einer Vielfalt an Tier- und Pflanzenarten eine vergleichsweise einförmige und artenarme Umwelt entstanden ist. Im Sommer trocknet der Flöthbach meistens aus. Die Wasserqualität des Flöthbachs schwankt sehr stark, sowohl zeitlich als auch räumlich, d.h. sie ist an verschiedenen Abschnitten unterschiedlich. Vor allem im späten Frühjahr oder im Sommer kann sich bei sehr niedrigen Wasserständen die Nährstofffracht stark erhöhen. Die Wasserqualität ist mäßig bis stark belastet (vergl. R. Strotmann, L. Krob, 2003, S. 35f.).

Da entlang des Flöthbaches trotz des Ausbaus noch Reste der ursprünglichen Natur verblieben waren, entstand der Plan, den Flöthbach zwischen dem Kapuzinerberg und der Stadtgrenze in Orbroich zu renaturieren. Nach einer Kartierung des staatlichen Um-

weltantes Krefeld über die Gewässerstruktur gibt es zwei Bereiche am Flöthbach, die noch stärker naturraumtypisch sind: direkt an der Stadtgrenze im Orbroicher Bruch und am Fuß des Inrath Berges (vergl. R. Strotmann, L. Krob, 2003, Anlage 2 – Darstellung der Gewässerstruktur). Die Reste der Natur sollen als Ausgangspunkte für die Wiederbesiedlung von Lebensräumen nach Abschluss der Renaturierungsarbeiten dienen. Ein zweiter wichtiger Grund zur Renaturierung besteht im fehlenden Nachweis der schadlosen Abführung von Hochwasser, v.a. im Bereich der Ortslage Hülis (vergl. R. Strotmann, L. Krob, 2003, S. 52f.). Außerdem wird nach der EG – Wasserrahmenrichtlinie gefordert, die Gewässer innerhalb der Europäischen Union bis 2015 in einen guten Zustand zu überführen, und zwar sowohl hinsichtlich der Wasserqualität als auch hinsichtlich der Struktur der Gewässer; als Messlatte gilt der natürliche Zustand der Gewässer. Je früher mit den Maßnahmen begonnen wird, desto entspannter können sie durchgeführt werden.

In den Jahren 2007 und 2008 wurden in dem Naturschutzgebiet folgende Maßnahmen durchgeführt: Die Ufer zwischen dem Kapuzinerberg und dem Plankerdyk wurden abgeflacht und Aufwallungen, die im Rahmen der Gewässerunterhaltung entstanden waren, beseitigt. Seitliche Retentionsräume (zur Wasserrückhaltung) wurden an den Flöthbach angeschlossen. Bei Hochwasser werden so größere Flächen überschwemmt und das Wasser kann später langsam abfließen. Da es sich hier um nicht bewirtschaftete Flächen handelt, nämlich um naturnahe Wälder, Seggenrieder und Röhrichte, wird durch dieses Wasser kein Schaden angerichtet, sondern es werden diese Lebensräume in ihrer Ausprägung gefördert.

Am Plankerdyk und südlich vom Plankerdyk wurden vier Aufweitungen angelegt, zwei davon als Flutmulden (vergl. Abb. 3). In diesen

zusätzlichen Räumen kann das Wasser, vor allem bei Hochwasser, sehr lange zurückgehalten werden. Dadurch wird der Flöthbach länger Wasser führen, die Hochwassergefahr für Hüls wird verringert, die direkte Umgebung wird etwas vernässt und es werden wertvolle neue Lebensräume geschaffen. In der Kombination dieser Maßnahmen war es möglich, auf den Bau eines Regenrückhaltebeckens zu verzichten, das im Vergleich ein Vielfaches der Ausgaben für diese Maßnahmen gekostet hätte. Im kommenden Jahr sollen zwischen Plankerdyk und Steeger Dyk weitere Ufer abgeflacht und Aufweitungen angelegt werden.

## Lebensräume im Naturschutzgebiet

Das Naturschutzgebiet ist geprägt durch den Wechsel von Grünland und Wald (vergl. Abb. 4); im Zentrum des Gebietes gibt es außerdem einen bis maximal 100 m breiten Streifen links und rechts des Flöthbachs mit Röhricht, Seggenriedern und Erlenbruchwald im Übergang zu Seggenriedern. Am Fuß des Kapuzinerberges im Süden des Naturschutzgebietes dominiert **Wald**, er liegt vor allem oberhalb der Rinne des Flöthbachs. Es handelt sich um sehr schönen Buchenwald und Eichenwald am Langen Dyk, der außerhalb des direkten Grundwassereinflusses stockt. Außerdem kommen oberhalb der Rinne des Flöthbachs kleine Wäldchen mit Hybridpappeln und Ahorn vor, wobei der Waldanteil im nördlichen Teil des Naturschutzgebietes gegenüber dem Grünland weit zurücktritt. Während der Buchenwald oder der Eichen-Hainbuchenwald hier (oberhalb der Flöthbachrinne) von Natur her vorkommen würden, vorausgesetzt die Wasserverhältnisse unterscheiden sich nicht wesentlich von den heutigen, sind die Wäldchen aus Ahorn und Pappeln naturfremd. Ursprünglich, d. h. bei Wasserverhältnissen, wie sie vor ca. 180 Jahren herrschten, wäre hier ein Eichen-Hainbuchenwald standortgerecht, der gut an Staunässe bzw. an wechselnden Wasserstand angepasst ist (hier wurden wegen der großen Nässe schmale Wälle aufgeworfen, auf denen Buchen, Eichen und Ahorne stocken). Die Buchen kommen mit den heutigen Wasserverhältnissen sehr gut zurecht, vor 180 Jahren wäre es für sie zu nass gewesen.

In der Rinne des Flöthbachs gibt es Erlenbruchwälder in verschiedenen Ausprägungen: gestörte, auf Entwässerung hinweisende, und Erlenbruchwälder in typischer Ausprägung (z. B. Schwertlilien-Erlenbruchwald), deren Standorte durch Überstauung im Frühjahr geprägt sind. Nach dem 2. Weltkrieg wurden auf diesen Standorten oftmals Hybridpappeln angepflanzt (wie auch auf den etwas weniger nassen oberhalb der Rinne), die den Boden durch ihre sehr hohe Verdunstungsleistung entwässern, aber wegen des hoch anste-

henden Grundwassers im Alter oftmals nicht mehr standsicher sind (diese Bäume haben sehr flache Wurzelteller). Der heutige wirtschaftliche Wert der Bäume (d. h. ihres Holzes) entspricht den damaligen Erwartungen überhaupt nicht, so dass diese Wälder auf lange Sicht durch standortgerechtere ersetzt werden, hier durch Eichen-Hainbuchenwälder (in den trockensten Bereichen evtl. auch Buchenwälder) oder durch Erlenbruchwälder (letztere werden sich hier ohne Anpflanzung von Bäumen auf Grund der natürlichen Sukzession nach Abtrieb der Pappeln entwickeln). Im südlichen Teil des Naturschutzgebietes sind die Pappeln an den nassesten Stellen weitgehend gefällt, im nördlichen Teil des Gebietes gibt es noch Pappelwäldchen am westlichen Ufer des Flöthbachs in der Niederung.

In der Rinne des Flöthbachs dominieren **Seggenrieder und Röhrichte**, sie sind vielfach von Erlen durchsetzt, so dass ein fließender Übergang zu den Erlenbruchwäldern, die in der Krautschicht vielfach Seggen und

Pflanzen des Röhrichts aufweisen, besteht (vergl. Abb. 5). Der Naturschutzwert dieser Lebensräume ist sicher zusammen mit den typischen Erlenbruchwäldern und den Flutmulden der höchste in diesem Naturschutzgebiet. Da die an Feuchtigkeit bzw. Nässe gebundenen Lebensräume deutschland- und europaweit stark zurückgegangen sind (große und viele Feuchtgebiete wurden zur Ansiedelung und Ernährung der Bevölkerung im 19. und 20. Jahrhundert entwässert), sind die an diese Lebensräume angepassten Tier- und Pflanzenarten in großem Maße vom Aussterben bedroht. Bei einer Pflanzenkartierung 2002 wurden im Naturschutzgebiet 12 Arten der „Roten Liste“ festgestellt, davon 9 Arten in Röhrichten, Seggenriedern und Erlenbruchwald. Die Angaben zu den Pflanzenvorkommen entstammen einer Vegetationskartierung aus 2002 (vergl. J. Schages, G. Heckmanns, 2003) und eigener Anschauung.

Im Jahr 2008 wurde die Vegetation der durch die Renaturierung betroffenen Bereiche erneut kartiert (vergl. J. Schages/G. Heckmanns,



Abb. 4. Naturschutzgebiet Flöthbach



Abb. 5. Rohrglanzgrasröhricht mit Erlenbruchwald

2009). Dabei wurde festgestellt, dass sich die Seggenrieder wegen der Renaturierungsmaßnahmen gegenüber 2002 leicht ausgedehnt hatten und etwas nasser geworden waren. Feuchte zeigende Arten hatten zugenommen, da durch die Beseitigung der Aufwallungen größere Bereiche vom Hochwasser des Flöthbaches erreicht werden. Der Charakter der Seggenrieder hatte sich etwas stärker zu denen von Erlenbruchwäldern entwickelt, da sich das Kronendach der Erlen stärker geschlossen hatte. Bis 1990 standen hier Hybridpappeln mit Erlen im Unterbau. Nach Fällung der Pappeln war der Bereich vergleichsweise licht und ist jetzt dabei, sich

durch das ungestörtere Wachstum der Erlen zu schließen.

Bei drei der insgesamt vier Aufweilungen im Naturschutzgebiet (zwei haben den Charakter von Flutmulden) zeigten sich kurz nach deren Anlage verschiedene Arten der Armleuchteralgen und der Glanzleuchteralgen, einige Monate später auch Fadenalgen. Während das Auftreten der Armleuchteralgen und der Glanzleuchteralgen sehr zu begrüßen ist, da es sich um Arten handelt, die eher nährstoffärmere Gewässer besiedeln, lässt das Auftreten der Fadenalgen auf eine stärkere Verunreinigung des Wassers schließen. Unter

den Armleuchter- und Glanzleuchteralgen sind einige seltene Arten (vier Arten der Roten Liste), u.a. die Haarfeine Glanzleuchteralge, die in Nordrhein-Westfalen vom Aussterben bedroht ist (Rote Liste Stufe 1). Mit im Laufe des Jahres schlechter werdender Wasserqualität verschwand diese Art 2008, trat in 2009 erneut auf und ist wieder verschwunden (mündliche Mitteilung von G. Heckmanns und Abts, in 2008 auch eigene Anschauung).

Die Ursache für die zeitweilig starke Verschmutzung bzw. die große Nährstofffracht ist nicht bekannt. Sie könnte in Abschlägen aus dem Kanalnetz liegen, die bei Starkregen zur Entlastung des Kanalnetzes in den Flöthbach geleitet werden. Der zeitweilig geringe Wasserstand des Flöthbaches im späten Frühjahr und im Sommer wird eine wichtige Rolle spielen, da bei der dann geringen Wassermenge eine vergleichsweise kleine zusätzliche Nährstofffracht stark wirksam ist. Da die Makrophyten (Gefäßpflanzen) in den Aufweilungen noch nicht voll entwickelt sind, können sie die zusätzlichen Nährstofffrachten nicht abpuffern. Es bleibt zu beobachten, wie die Entwicklung der Wasserqualität in den nächsten Jahren verläuft.

Die Vegetationsentwicklung an den Aufweilungen ist noch nicht abgeschlossen. Es haben sich an vielen Ufern Flatterbinsen angesiedelt, die auf längere Sicht durch Röhrichte und Seggen abgelöst werden. Außerdem kommt an den Ufern Erlenjüngwuchs auf, Seggen, Röhricht und viele „Zufallspflanzen“, die, da sie zuerst da sind, zunächst keimen, aber später durch angepasstere bzw. konkurrenzkräftigere Pflanzen abgelöst werden.

Etwa die Hälfte des Naturschutzgebietes ist **Grünland**. Es besteht in der Hauptsache aus Weidelgras – Weißklee – Weiden und zu einem etwas geringeren Teil aus Glatthaferwiesen. Das Grünland ist fast durchweg sehr nährstoffreich, in vielen Teilen feucht und artenarm. Zwar kommt keine einzige Pflanzenart der Roten Liste vor, aber es besteht ein sehr hohes Entwicklungspotential: Auf vielen Flächen gibt es Ausprägungen mit Rohrglanzgras, die einen Übergang zum Röhricht andeuten.

Durch eine Bewirtschaftung der Flächen im Rahmen des Vertragsnaturschutzes kann eine Aushagerung eingeleitet werden, durch die auf längere Sicht, wenn sie nicht mit einem starken Absenken des pH-Wertes (der pH-Wert gibt den Versauerungsgrad an) einhergeht, die Artenzahl erhöht wird. Dabei werden Verträge mit Landwirten zur Bewirtschaftung von Grünland abgeschlossen, bei denen die Landwirte für die Einhaltung von Einschränkungen bei der Bewirtschaftung bezahlt werden (in der Regel orientiert an historischen Formen, meistens mit einem späten Grünlandschnitt und einer reduzierten oder für die ersten Jahren völlig ausbleibenden Düngung). Dies gilt insbesondere für die Glatthaferwie-



Abb. 6. Waldrand mit Wiese

sen, die im Rahmen der Europäischen Union einen besonderen Schutz nach der Fauna, Flora, Habitatrichtlinie besitzen (die Mitgliedsländer der Europäischen Union haben die Verpflichtung, große Schutzgebiete zum Schutz von Glatthaferwiesen auszuweisen), da sie im Rahmen einer immer stärkeren Intensivierung der Landbewirtschaftung stark zurückgehen. Daher wird hier die naturschutzkonforme Bewirtschaftung des Grünlandes von der Europäischen Union, dem Land Nordrhein-Westfalen und der Stadt Krefeld gefördert.

Der Anteil an Ackerland im Naturschutzgebiet ist sehr klein. Da der Ackerbau hier sehr intensiv betrieben wird (in 2009 Mais und Hackfrüchte), hat er für den Naturschutz keinen hohen Wert. Langfristig sollen die Ackerflächen in Grünland umgewandelt werden, was die angepasste Nutzung in einer Niederung mit der hohen Luft- und Bodenfeuchtigkeit darstellt.

## Tiere

Untersuchungen aus den letzten Jahren sind mir nicht bekannt. Das Gebiet hat eine höhere Bedeutung für die Tierwelt wegen seiner Vielgestaltigkeit (vor allem den Wechsel von Grünland und Wald, vergl. Abb. 6), wegen der sehr hohen Randleineneffekte (die Übergangsräume zwischen 2 verschiedenen Lebensräumen sind besonders artenreich) und wegen der wertvollen Lebensräume, vor allem der an Feuchtigkeit bzw. Nässe gebundenen Lebensräume. So werden hier verschiedene Amphibienarten vorkommen, Libellen, viele andere Insektenarten und wegen der Kleinteiligkeit auch viele Vogelarten. Hier wird oftmals der Eisvogel (Vogel des Jahres 2009) beobachtet, der durch die Anlage der Flutmulden gefördert worden ist, da sie ihm Raum für den Fischfang bieten. Daher gibt es Überlegungen, eine Brutwand für den Eisvogel anzulegen. Im nächsten oder übernächsten Jahr wird eine Bestandsaufnahme der Amphibien durchgeführt werden. Weitere Untersuchungen werden wegen der vermutlich hohen Bedeutung des Gebietes für den Tierartenschutz folgen (interessant wären verschiedene Untersuchungen zur Insektenwelt).

## Erholung

Das Naturschutzgebiet liegt am Rand der Stadtteile Inrath und Hüls im westlichen Teil des Hülser Bruchs. Es ist durch den Langen Dyk, der an seiner östlichen Seite entlang führt und für den Durchgangsverkehr weitgehend gesperrt ist, den Plankerdyk, der das Gebiet etwa mittig in Ost- Westrichtung kreuzt und den Johannsenweg, der von Inrath zum Hülser Berg führt, gut für den Erholungssuchenden erschlossen. Am Flünnertdyk/Ecke Langen Dyk und am Plankerdyk/Ecke Langen Dyk gibt es je einen Parkplatz.



Abb. 7. Kopfweidenreihe mit Grünland

An mehreren Stellen entspricht das Naturschutzgebiet dem Bild von Natur, das Erholungssuchende erwarten: Am Flöthbach gibt es fast das Bild einer „Urlandschaft“, die nur wenige sichtbare Spuren von menschlichem Zutun verrät. Bei einer Wanderung über den Johannsenweg, der den Flöthbach kreuzt, lässt sich dies gut erleben. Am Langen Dyk nördlich des Plankerdyk gibt es durch Pappelreihen, kleine Waldparzellen und Kopfweiden gekammertes Grünland, das einem typischen Bild der niederrheinischen Kulturlandschaft entspricht (vergl. Abb. 7). Im Westen des Gebietes erstrecken sich weite Wiesen und Weiden, gegliedert durch einzelne Baumreihen mit Wald im Hintergrund. Ein Bild fast wie in einem historischen Landschaftspark aus dem 19. oder frühen 20. Jahrhundert. Damit wird deutlich, dass dieses Gebiet eine wichtige Funktion im Rahmen der Freiraumversorgung in Krefeld übernimmt, wegen der Siedlungsnähe, dem besonders schönen Landschaftsbild und der guten Erschließung.

## Weitere Entwicklung des Naturschutzgebietes

Für die weitere Entwicklung des Naturschutzgebietes ist der Wasserhaushalt der entscheidende Faktor. Voraussichtlich im kommenden Jahr wird der nördliche Abschnitt des Flöthbaches renaturiert, d.h. es werden die Ufer abgeflacht und einzelne Aufweitungen geschaffen. Damit wird die Ableitung des Wassers aus dem Gebiet weiter gebremst (was eine geringere Hochwassergefahr im Unterlauf als Nebeneffekt zur Folge hat). Durch

eine Reduzierung der Unterhaltung der Ufer des Flöthbaches (die Ufer werden regelmäßig einmal im Jahr gemäht) könnte die Wirkung der Renaturierung auf den Naturhaushalt erhöht werden. Die bachbegleitenden Seggenrieder, Röhrichte und Erlenbruchwälder würden dadurch gefördert werden. Außerdem ist die Verbesserung der Wasserqualität für die Entwicklung von einzelnen seltenen Wasserpflanzen und für die Entwicklung in den Flutmulden von außerordentlicher Wichtigkeit. Insgesamt könnte das Gebiet so einen kleinen Beitrag zu Klimaschutz (die Entwicklung von Niederunglandschaften stellt eine Kohlendioxid-senke dar) und zum Hochwasserschutz leisten. Auf längere Sicht wäre das Naturschutzgebiet um das Grünland zwischen den Straßen Vobis und Langen Dyk 2 a erweitern. Damit wäre eine Verbindung zwischen den beiden Naturschutzgebieten Hülser Bruch und Flöthbach geschaffen.

### Literatur:

O. Burghardt: Geologie und Landschaft; in: Krefeld – Die Geschichte der Stadt, Band 1, Krefeld 1998

S. Kronsbein; Inrath – Werden und Leben eines alten Krefelder Stadtteils, Krefeld 2005

R. Strotmann, L. Krob: Hydrologisch-wasserwirtschaftliche Untersuchungen zum Flöthbach – Gutachten, überarbeitete Fassung 2003, unveröffentlicht

J. Schages/G. Heckmanns: Krefelder Umweltzentrum Hülser Bruch e.V., Orbroicher Bruch/Flöthbach 2002; 2003, unveröffentlicht

J. Schages/G. Heckmanns: Naturschutzbund Krefeld Viersen e.V.: Jahresbericht 2008, Flöthbach, Vegetationskartierung/Monitoring, 2009, unveröffentlicht

# „Wat fierde os Äldere herrliche Feste möt os Weeter!“

von Maria Jentjens

Die Hülserin Maria Jentjens geb. Hinkes (\* 1932), gelernte Lehrerin, versteht es meisterhaft, ihre Kindheitserinnerungen nicht nur aufzuschreiben, sondern auch vorzutragen. Bei den jährlichen Veranstaltungen des Hülser Heimatvereins unter dem Titel „Öt Hatt op de Tong“ freut man sich jedes Jahr sehr auf die Schilderungen aus dem Hüls vergangener Tage. Nachlesen kann man die Erlebnisse in den Hülser Heimatblättern ab Heft 51, hören auf der vom Hülser Heimatverein im Jahre 2006 herausgegebenen CD mit dem Titel „Ut dän alden Tiet“.

hw



## Sonnich

Nä, wat fierde os Äldere herrliche Feste möt os Weeter! Wat woer döcks en wunderbare Stimmung en dat klein, alt Wäeverhüske en de Neustroet: Jedde Namesdoech – dän Adventstiet – Chreesmes – Poasche, eck köes allein dodrüever en jonz Buck schrieve. Von Ovend weil eck blues enns dän Sonnich erutjriep.

Eck säck öch – jedde Sonnich woer en Fest. On dat fing oll et samstes aan. Deä kleenen Döesch en die reiter Eck von os Woehnkück – woe sech et jonze Læve offspellde – kräesch en Sonnesdeck. Jenausue die versenkbare Niehmaschien doenäve. Oek an dän Hongduckhalder koem dän Sonnesvorhang.

Medsen op dän Äetesdöesch stellde os Modder enne herrliche Blumestruok ut dän Jaad eiter et Hus. Enne Wönkter koem Dännejrüen en die Vas.

Be Tante Maria on Tante Trina – die Jroßanttes op dän Wenkel boeve – koem die rubinrue Sammetdeck op dän Döesch. Doedrüever leit Tante Trina noch eene Läufer uet witte Spetz. On donn waade die Bellder opjestellt. En jruet Foto von minne Urjroßvadder – en onger von Jroßonkel Peter – dän dänn üersche Weltkriesch en Frankreich jefolle woer on dann noch en herrlich Foto von min Modder, wie die noch en jonk Mädche woer. Dat Belld fong eck wunderbar. Modder sting doe – möt enne Blumestruok en de Häng – vüer de Jartenlaube. Doe koes eck mech niet sott draan kieke.

So, on os Modder sting jedde Samstesmeddich an dän Herd on drehde möt twee Holtläepel dän Sonnesbroenem en die iesere Kastroll.

Dän Duft jing duer öt jonze Hus. En bedsche laater waad die jruete Zenkbütt ut dän Schopp ereenjedrare. Op dän Herd sting oll dän jruete Eenmaksäetel möt heet Water parat näven die Kastroll möt dän Broenem. On donn jing die Baderei loss.

En os christkatollische Famillisch jing olles jonz jesittet tu. Twie Stüehl stinge füer die Bütt, on en jruet Badeduck hing dodrüever...

On donn eitenoeh die freschjeweische Neitshemmer – dat woer oll richtig Sonnich. Eck fühl vondach noch, wie schön dat woer.

On donn dän Sonnich selvs. Dat Jefühl kann eck einfach niet beschrieve.

Die Klocke ludden ongesch – die Sonn schieen ongesch – die freschjeschrubbe Neustro-

et soech total ongesch ut – dat woer einfach Sonnich – en herrlich Jefühl!

We trocke oll Sonneskleier aan. We Mädches woere besongesch fein möt die witte Voalschürze. En os long Fleite koeme witte Schleife – on döck boeve op dän Kopp koem noch enne Schleifenpropeller.

Osse Vadder, dän onger de Wäek blues ömmer dän Blaumann aanhoet, woer sonne staatsse Sonneskäel en dän Anzoch möt Kroech on Schlips. On sue feinjemäck jinge we oll desame en die Aachuhres-Mees natürlich. Eck hab joe niet vüel mötjkräeje, die kollde joe bald blues Latien damals. Bejrie-epe hab eck ook niet, woröm die Frollüe sue döck jriene mooße, wenn dän Hegger (dän Kaploen) op die Kanzel prädischte.

On donn dat Frühstück – nä – woer dat herrlich! Mech löp vondach noch et Water enne Monk tesame, wenn eck draan denk. Dän selvsjebocke Wäek – dänn hoet os Modder dachs vüerher gemenk. Die Form möt dän Deesch breite we na Meeser – ose Bäcker (vandach ös dat Dorothee Müller).

On dän Meester biek dän Wäek donn en sinne jrueten Bockoeffe – enschieht hiet dat – doch dat kenne die meiste von öch joe sieker. On jedder eene kräesch et sonnes en Ei – jeleit von die eeje Henne. Denne hoet osse Vadder enne jruete Stoehl jebaut en de Jaat – eiter et Hus.

So – on et Meddes – doe joev et die Rönkfleschzupp. Dat woer Tex – jedde Sonnich. Woer die niet lecker? Allein die Färv oll, wenn me en dän Pott kie-ek! On donn dän Eierstich oder die Markklöbkes! On donn dän Broenem on dän Schlaat on dat Jernüs ut dän eeje Jaat! – On die Äepel!!! Dat säg sche doch sie-eker ook: die Äepel vondach schmaake einfach niet mehr wie früher. Eck kriesch oll Hunger, wenn eck blues dran denk. On donn noch dän Nachtisch! Jedde Sonnich Vanillepudding möt selvsjemäcke Himbeersaff.



Maria, Karl on Hannes als Fasteloavesjecke



Die Freche Stiefmodder on Schneewittchen



So – on wenn die Kück wier kloer woer (we Weeter wade oll früsch aanjesotte für de helpe) donn durfde Modder sech reeste on osse Vadder spellde môt os.

Wenn òm Vaddel op Dree die Klocke ludde, jing et na die Andacht – jedde Sonnisch. Doe hoet eck jenn juete Loss drop – doch wie hiet dat en dat Kirkejebot: „Du sollst an allen Sonn- und Feiertagen eine Heilige Messe mit Andacht hören.“ Mit Andacht also – sue hab eck dat als Weet verstonge. Also, die Andacht durften eck niet uetloete.

Stellt òch dat vondach vüer – wenn me bedenk – dat we Weeter ock noch ennen Tiet long òm tweelf Uehre enne Christjehre (Christenlehre) jescheck waade. Wat eck vondach dovon halt – bruck eck òsch niet de sägge.



Die Zuschauer be die Oevesvorstellung

So – on donn – na die Andacht jing et, wenn et niet irad jonz ärsch räejente – môt olle Moen na dän Hölischen Berg – jedde Sonn- on Fie-erdoch. On olle Moen dat woere: Oma on Opa (die Äldere von oes Modder) Vadder on Modder, Tante Liese (die jöngste Söester von oes Modder – derre Moan, dän Onkel Josef (Böttges), dän Heimatverein jejründet häet, Tante Käthe, die orietraude Soester van os Modder, on we Weeter.

Eck hab noch en Foto von sonne Ausfluch. Onkel Josef häet dat opjenoehme. Doe drop süeht me – wie oll jeselit: Oma on Opa, Vadder on Modder, Tante Liese, Tante Käthe on we Weeter: Eck, die älls – minne Bruer Karl on minne Bruer Hans. Donn sid op dat Bellid noch twie juete Weeterwäjels – twie Sportwäjels – on me süeht, dat os Modder on Tante Liese ollebeds bald wier en Weet krieje.

Joe – on donn waat jesonge – dän jonze Wäesch long – miehstimmich natürlich. On op dän Heimwäesch sterrnde osse Vadder môt sinne herrlich diepen Bass jeddes Kier dat Lied aan: „Nun scheiden wir mit Sang und Klang, leb wohl, du schöner Wald....“

Joe, dat woer Sonnisch, jeddes Kier en Fest!

## Wäeschdoech (Auszug)

Moenich dat woer – sue long wie eck trück denke kann – Wäeschdoech. Et moenes waet jewäsche, on dat bald de jonzen Doeck. Enne Wäeschdoech von vondach tellt doch niet mieh. En Maschin, woe me blues op en Knöpfe de deuen bruck – dat häet doch môt Wäeschdoech von früher rein jar nix mieh de duen – mien eck.

Eck hab òch oll vertellt, dat min Modder die ürschde Wäeschmaschin kräech, wie eck et ürschde Jehalt als Lehrerin von ZenTuppet môt na Hus breit. Dat woer 1955. Doe hüede môt een die Plackerei op.

Joe, wie woer dat früher et moenes? Vadder on Modder stingen oll òm fie Uehren op. Dat äwer niet blues et moenes – jedden Doeck. Modder jing donn en die Frühmees – die Sä-suehres. Dat hiel die be enne Suemer on enne Wöncker – sue long, wie et die Frühmees jow.

Wenn me bedenk, dat os Modder ach Weeter op de Welt jebreit häet –

Osse Vadder miek en dän Tiet dän Heerd aan – on et moenes ock en de Spüelkück dat Pännke, dän Wäeschdoef. Dän Heerd, dän mut eck òch noch jau beschriebe. Dat woer enne wunderbare Oefe – eck jloev – vondach wüer dat en richtig Museumsstück.

Die Wäng on die Düeres woere uet witte Postelin, oll blau bemollt môt Belder ut Holland. Die Bockoefendüer woer en herrliche Meerlandschaft môt Schepper on Fraue on Männer en holländische Trachten. Dän Heerd, die enzige Fierstell en et jonze Hus, wat äwer oek fein jefläch. Jedden Doeck – na et Meddesäete wat dän jeputz – on wie! We Weeter waade oll fruch anjesotte für de helpe. Eck weet, dat dän Heerd wunderbar blenkte – äwer òt stonk oek ömmer ärsch. Dat koem von die Putzcrem, die dodropp jeschmeert waad. Dröm waade die Rute flott wiet opjestiepe.

So, na die klein Abweichung – doe sälle wahl noch mieh kueme – jet et we-er.

Also, Modder woer von de Kirk trück. Vadder miek os Weeter wokrich, on we koeme noch ziemlich verschloope en de Kück.

Jedder eene von os Weeter hoet doe sin Päck-ske môt Kleier legge. Jedder hoet sinne feste Plaaz, woe hä sech et oeves uttrock. Eck, die älls, hoet min Kleier op dän enzige Sässel lägge, dän et en os Woehnkueck jow. Dän sting en ein Eck även dän Kueckekoos onger dat Schaap môt dän Volksempfänger.

Modder sting an dän Heerd on rürde die Melk-spapp – die osse Vadder donn en enne ema-lierde Teller schoet. On wenn die Papp niet mieh sue jonz heet woer, noehm osse Vadder enne Läepel. We Weeter moeßen os na de Reih op die Kistenbonk sette on Vadder fuer-

den os. Wenn dän Teller läesch woer, kräesch jedder eene noch enne Läepel Lebertran. An dän Jeschmack kann eck mech vondach noch juet errenere.

En dän Tiet sting os Modder an dän Döesch on schnie-en Bruet oev. On dobee waad jebäet:

„O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht. Ich lob und preise dich dafür und dank für alles Gute dir...“ Dat Jebätt òs natürlich noch niet ant Eng. Doe waad noch Maria aanjeruppe, donn dän Schutzengel on et letz hiet et:

„Heiliger Josef, mir auch biete deine väterliche Hand. Und durch deine Fürbitt hüte mich dein Kind im Erdenland.“

Eck hab als klein Weet sue döck überlelt, wat dat wahl von Hü sien koese, die „Fürbitt hüte...“

So, on donn jinge we Weeter spiele, buete, jedden Doeck, enne Sandkasten on en osse juete Jaad. Vadder hoet oll längs die Waevstühl ant loepe on en et Pännke kockden die Wäesch.



Na enn jue Stond waet die môt enne höltere Wäeschknöppel erutjenoehme on en en juete Zenkbütt jefüllt. Die waet donn môt twie Moen op dän Hoef an die Senk jedraare. Be schuen Wäer jing dat joe noch, äwer enne Wöncker – be Frües. Donn koem dän Opa, dän Vadder van os Modder, on miek sin Morjeymnastik môt dän Stampfer. Honget moel waet jestampft. Donn waet die Wäesch òmjedreht môt dän höltere Wäeschknöppel on wier honget moel jestampft, on donn noch ens honged moel. Dann waad die Bütt op enne höltere Bock jesotte, die Wröng-maschin waat draanjedreht on donn moeb die jonze Wäesch dur die Walze. Donn jing dat uet-waschen aan. Dreemoel en kloer, kalt Water – on jeddes Kier wier olles duer die Wröng.

Enne Suemer, be schön Wäer, miek dat joe noch Freud – äwer be Räeje on be Frües!! Eck sieh os Modder noch op dän Hoef stoehn on die Ärm übereenschlaere òm die Fenger en bedsche optewärme.

On donn noch oll dat Bonkte – dat waet joe olles noch extra op de Honk jewäsche on op et Wäeschbrett.

Joe, eck säck òt òch – Wäeschdoech dat woer jeddes Kier en Fest!



**„Die optimale Lösung finden.“**



**Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.**

**Wir machen den Weg frei.**

**Ihre Bank hat ein Gesicht**

**Geldgeschäfte sind bei uns nicht anonym.  
Zu jeder Lösung gehört ein persönliches Wort,  
zu jeder Antwort ein Lächeln.**

**Mitarbeiter  
Kompetenzcenter  
Friedrichstraße**

**So entsteht Vertrauen, auf das wir gemeinsam bauen können.**

[www.vobakrefeld.de](http://www.vobakrefeld.de)

**Volksbank  
Krefeld eG**



# Der Verein für Heimatkunde 2008/2009

von Robert Claßen

Band 79 der „Heimat“ erschien Ende November 2008 im Umfang von 199 Seiten. Das gewählte Titelbild war aufgenommen worden, als die Thorarollen ihren Platz im Schrein der neuen Synagoge fanden. Der Verbund mit dem wohlbekannten Schriftzug „die Heimat“ und den dazu passenden Aufsätzen fand außerordentlich positiven Widerhall.

## Mitgliederversammlung

Am 7. März 2009 nahmen rund 130 Personen an der Mitgliederversammlung und noch etliche mehr an dem anschließenden Vortrag des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Johann Schwarz, in der Volkshochschule teil. Wie seit längerem angekündigt, trat Herr Dr. Reinhard Feinendegen nach 33 Jahren Vorsitz nicht mehr zur Wiederwahl an, nachdem er sich zuvor schon aus der Schriftleitung der Heimat zurückgezogen hatte. Auf seinen Vorschlag hin wählte die Mitgliederversammlung den bisherigen Stellvertreter Robert Claßen zum Nachfolger, Herrn Prof. Dr. Jürgen Schram

zum neuen Stellvertreter. Dr. Gerritz und Dr. Rotthoff wurden als Beisitzer sowie Frau Schillings als Kassenwartin wiedergewählt. Dr. Büsch, Frau Heinzelmann und Frau Wenders zogen sich aus dem Vereinsrat zurück, in dem sie über viele Jahre engagiert mitgewirkt hatten. Herr Wietzorek wurde wiedergewählt; neu wurden Frau Dr. Ursula Broicher und Frau Katrin Hufschmidt in den Vereinsrat gewählt. Frau Bossmann verabschiedete sich aus ihrem Amt als Kassenprüferin; Herr Lüdorf wurde als Kassenprüfer wieder- und Herr Klaus Boggel erstmals gewählt. Herr Dr. Feinendegen wurde per Akklamation einstimmig zum Ehrenvorsitzenden des Vereins für Heimatkunde gewählt.

## Festschrift

Die hier vorliegende 80. „Heimat“ soll unserem Ehrenvorsitzenden Dr. Reinhard Feinendegen am 3. Dezember 2009 im Kurt-Kähler-Saal des neu gestalteten Jüdischen Gemeindezentrums als Festschrift überreicht

werden. Dazu sind alle Autorinnen, Autoren und Vereinsmitglieder eingeladen worden. Der Veröffentlichung gingen Monate intensiver Zusammenarbeit des neuen Vorstandsteams voraus, und ich habe dafür besonders den umsichtigen Schriftleitern Dr. Christoph Dautermann und Burkhard Ostrowski sowie meinem Stellvertreter Jürgen Schram zu danken, nicht zuletzt auch Andrea Schillings, die sich mit mir freut, neben den Finanzen auch ein kleines Plus an Neumitgliedern betreuen zu dürfen. In diesem Team kann man sich aufgehoben fühlen! Wie Reinhard Feinendegen in der Mitgliederversammlung versprach, ist er tatsächlich „nicht außer Landes“: Ihn weiterhin an der Seite zu wissen und zu erleben, wie er auf seine eigene Art das Team stärkt, ist ein Glück.

## Mundart

Der Arbeitskreis Mundart erhielt über eine Großspende Mundart-Wörterbücher im Großdruck zur Weitergabe an Schulen und Seniorenheime, dazu eine Spende der Sparkasse für ein Begleitheft. Die Bände sind in der Zwischenzeit meist verteilt worden, einzelne Klassensätze sind über Herrn Webers oder mich auszuleihen. Sehr gut besuchte Mundartveranstaltungen in der Mediothek („Enne Morje en Kriewel“) sowie zahlreiche Lesungen in Schulen und Seniorenheimen in vielen Stadtteilen waren weiterhin die Stärke des Arbeitskreises. Für das Frühjahr 2010 ist eine neuartige Reihe mit der Volkshochschule vereinbart.

## Studienfahrten

In enger Zusammenarbeit mit Herrn Baldur Wienke konnten 2009 sechs Studienfahrten entwickelt und realisiert werden: Roermond (Oude Kerkhof und Empfang im Rathaus), Overhetfeld (Kapelle), Brüggen (Führung) am 18. April, Geismühle (mit der Autobahnkapelle in der Nachbarschaft, voller Betrieb der wiederhergestellten Mühle und Führung durch die engagierten Oppumer „Mühlenspechte“) am 23. Mai, Nideggen (Stadt- und Burgführung in Zusammenarbeit mit dem dortigen Heimatverein) und Jülich (Besichtigung der weltweit strahlenden Kurzwellen-



anlage) am 6. Juni. Dortmund („Steinwache“, Stadt- und Kirchenführung, Biermuseum) am 22. August. Remagen (Apollinariskirche am Stadtrand und Friedensmuseum in der Brücke von Remagen) und Ahrweiler (ehemaliger „Bundesbunker“ und anschließende Winzervesper) am 26. September. Schloss Rheydt (Führung durch das mit INTERREG-Fördermitteln konzipierte stadtgeschichtliche Museum) am 24. Oktober.

## Denkmalschutz

Als „Sachverständiger Bürger“ nahm Herr Dr. Feinendegen bis zum Ende der Legislaturperiode im Herbst 2009 die Vertretung des Vereins für Heimatkunde im „Kultur- und Denkmalausschuss“ wahr. Dabei engagierte er sich besonders in Fragen der „Stadtgeschichtlichen Abteilung Museum Burg Linn“. Sie wurde zuletzt im Zusammenhang mit dem „Konjunkturpaket II“ der Bundesregierung beraten, das vordringlich für die „energetische Sanierung“ (Wärmedämmung) in Frage kam. Zu Beginn der neuen Ratsperiode war die Vergabe des dafür immer kleiner werdenden Mittelansatzes noch nicht geregelt.

## Publikationen:

- Unserer Veröffentlichung „Mundart in Krefeld“ folgte die Verteilung des Mundartlexikons in Großdruck.
- Wir konnten das Register der „Heimat“ für den Zeitraum 1989 – 2007 auf unsere Website stellen; nach Frau Steuerthals Bearbeitung stellte die Druckerei Joh. van Acken ein dafür geeignetes Dokument zur Verfügung. Das wertvolle Register steht nun jedem Interessierten kostenfrei zur Verfügung.

- Der Reprint von „Krefeld-Uerdingen, meine Heimat“, neu eingeleitet durch Herrn Dr. Houben, ist druckfertig.
- Die Vorbereitung des Arbeitskreises „Krefelder Archiv“ zu einer Darstellung Krefelds in der Weimarer Zeit schreitet fort.
- Zusätzlich sind erste Vorbereitungen getroffen worden, einen autobiographischen Bericht des ehemaligen Krefelder Oberrabbiners Arthur Blum aus dem Jahre 1941 aus dem Amerikanischen ins Deutsche zu übersetzen und zu kommentieren. Die Harvard University, Eigentümerin des Originals, hat Frau Dr. Schupetta gestattet, diese Aufgabe für unsere Reihe „Krefelder Archiv“ zu übernehmen.
- Der Verein beteiligt sich an der Herausgabe einer Dokumentation der NS- Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf zur Deportation von Düsseldorf nach Litzmannstadt im Oktober 1942. Davon waren seinerzeit auch 50 Krefelder, Männer, Frauen und Kinder, betroffen.
- Mit dem abschließenden fünften Band der Krefelder Stadtgeschichte, die der Ehrenvorsitzende mit Herrn Dr. Hans Vogt im Auftrag der Stadt herausgibt, ist im Frühjahr 2010 zu rechnen.

## Künftig möchten wir

- wenig über Lücken in der Denkmalpflege oder ein chaotisches Stadtbild klagen (müssen), sondern etwas dagegen tun und uns einmischen
- die demographische Entwicklung als Chance für unseren Verein begreifen

- die Zusammenarbeit mit Archiven, Museen, Büchereien und Bildungseinrichtungen ausweiten
- die Stadtentwicklung, beispielsweise im Umfeld des Stadtbades Neusser Straße oder beim „Umbau West“, aufmerksam begleiten
- den „Mobilisierungsgrad“ von über 850 Mitgliedern etwas erhöhen
- den Internetauftritt ([www.heimat-krefeld.de](http://www.heimat-krefeld.de)) aktuell halten und die E-Mail-Kommunikation zwischen den Mitgliedern ausweiten
- mehr Konzepte für konkrete Projekte erarbeiten, diskutieren und auf den Weg bringen; eines dieser Konzepte wird sich mit dem Zentrum für ein stadtgeschichtliches Museum befassen.

Werbeexemplare der „Heimat“, die alle Freunde des Vereins im Bekannten- und Familienkreis nutzen sollten, können beim Schriftführer oder beim Vorsitzenden angefordert werden. Auch steht Ihrer Beteiligung an Gesprächen zur Heimatkunde, Denkmalpflege und Stadtgeschichte nichts entgegen: Kommen Sie jeden letzten Donnerstag im Monat um 18 Uhr zum Vereinsstammtisch in das Haus Uhlen am Nordwall.

Sollten auch Sie dabei zum Akteur werden wollen? Sie wären herzlich willkommen!

## Neues aus dem Verlag Stefan Kronsbein



### Krefeld-Uerdingen meine Heimat

Mit dem Nachdruck des seinerzeit bekannten und beliebten Heimatkundebuchs „Krefeld-Uerdingen – meine Heimat“ macht der Verein für Heimatkunde als Herausgeber ein heute noch äußerst lesenswertes Werk, das 1932 in der vierten Auflage erschien, einer breiten Öffentlichkeit wieder zugänglich. Eine Einführung von Heribert Houben sowie eine doppelseitige großformatige farbige Kartenbeilage (Stadtkarte von 1931/32 und Topografische Karte

von 1926) erschließen die Veröffentlichung ganz in Sinne der seinerzeitigen Verfasser Ferdinand Behr, Ernst Cremer und Albert Steeger.

Erscheint Dezember 2009

Preis: 18,- €

Werner Heymann

### Mein himmelblaues Akkordeon Erinnerungen eines Krefelder Auschwitz-Überlebenden

Werner Heymann wurde 1924 in einer deutsch-jüdischen Familie geboren. Seine Eltern hatten eine alteingesessene Metzgerei in der Krefelder Innenstadt. Der Lebensweg des Jugendlichen wurde durch die Verfolgung in der NS-Zeit bestimmt: Ausgrenzung, Haft, Zwangsarbeit in einem Außenlager des Konzentrationslagers Auschwitz. Werner Heymann überlebte und wanderte 1947 nach Chile aus. Dort fand er eine neue Heimat. Nach 40 Jahren schrieb er seine Erinnerungen nieder. Der Verein Villa Merländer macht sie mit dieser Veröffentlichung einem größeren Publikum zugänglich.

Preis: 15,- €



Verlag Stefan Kronsbein, Buschstraße 327, 47800 Krefeld, Telefax: 02151-158261, e-Mail: [kronsbein@aol.com](mailto:kronsbein@aol.com) oder jede Buchhandlung

# Bücher

Diese Sparte ist in vier Gruppen untergliedert: 1. Buchbesprechungen, 2. Festschriften und kleinere Publikationen (bei diesen werden Verfasser nur genannt, wenn sie die Schrift ganz oder zum größten Teil verantworten), 3. Periodika und Reihen, 4. Nennungen von Einzeltiteln (bei diesen bleiben spätere Besprechungen vorbehalten).

## „Ausgezeichnet!“

Der Niederrheinische Literaturpreis der Stadt Krefeld.

Eine Dokumentation. Hg. vom Förderverein des Kulturbüros der Stadt Krefeld. Eingeleitet und zusammengestellt von Dr. Theodor Pelster

Krefeld: Joh. van Acken 2009

Seit 1992 gibt es den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld. Jährlich erscheint er seither im Repertoire des Krefelder Kulturlebens. Wer „die Heimat“ und die Tagespresse verfolgt hat, ist im Bilde, doch darf man dankbar sein, mit der hier anzudeutenden Publikation an die 17 (18) Preisträger und an die Leistung der für den Literaturpreis Verantwortlichen erinnert zu werden. Viele Romanautoren wurden für preiswürdig erachtet, manche, die auch Gedichte vorgelegt haben, und im Jahre 2008 schließlich auch einer, der sich dem Theater verschrieben hat. Autobiographische und sogenannte Erinnerungsliteratur sind nicht ausgespart. Das Buch wird eingeleitet durch ein Kapitel, in dem festgehalten ist, wie es in der Stadt zu der Stiftung eines Literaturpreises ge-

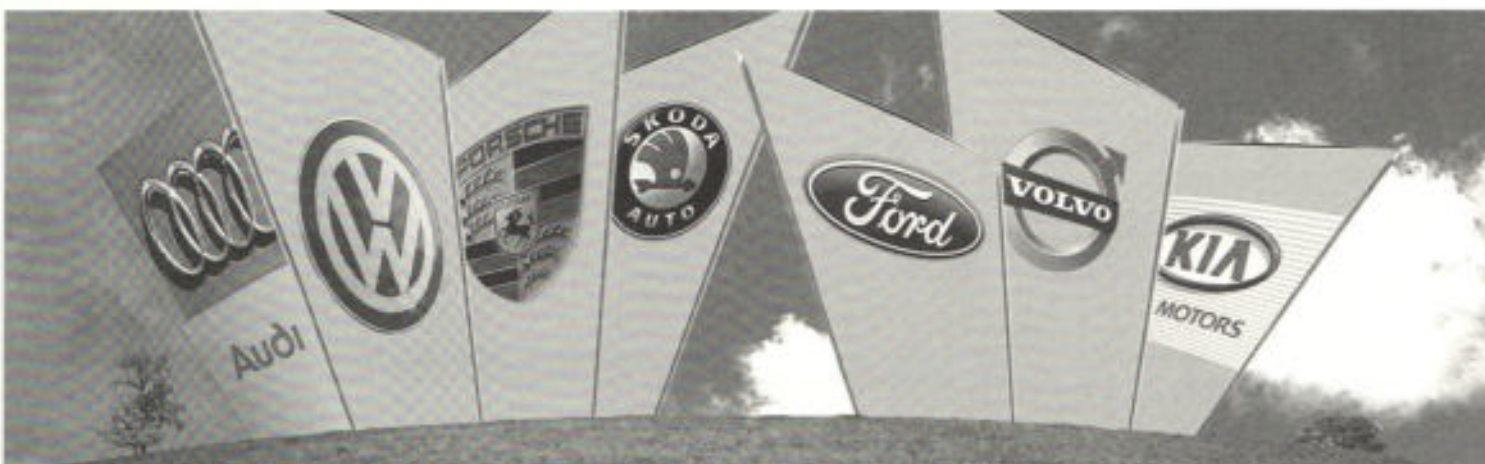
kommen ist. Des nicht vergessenen Klaus-Ulrich Düsselberg wird gedacht, die Regeln der Preisverleihung sowie die vom Rat der Stadt bestellte Jury, welche im Lauf der Jahre erstaunlich wenige Veränderungen erfahren hat, werden vorgestellt. Anschließend werden dann die einzelnen Preisverleihungen in Erinnerung gebracht: 17 konzentrierte Kapitel, jedes für sich lesenswert. Ein Bericht über nennenswerte Aspekte des Entscheidungsprozesses in der Jury bildet jedesmal den Anfang. Kurzbiographien der jeweiligen Autoren, eine Werkauswahl und eine charakteristische Leseprobe folgen, Laudatio anlässlich der Preisverleihung und Dankesworte des Geehrten schließen sich an. Es ist dem Bearbeiter, dem gleichsam ständigen Mitglied der Jury und deren Vorsitzenden bis 2009, Dr. Pelster, zu danken, dass viel mehr entstanden ist als eine einfache Chronik. Ein kleines Stück Stadtgeschichte aus einem ungewohnten Blickwinkel, zugleich ein kleines Stück Literaturgeschichte. Man kann in dem Buch blättern und wird sich festlesen, gleich in welchem Kapitel, gleich in welchem literarischen Text, in welcher Laudatio und in welcher Dankesrede. Dem Herausgeber und dem Bearbeiter ist ein beachtenswertes Buch gelungen. Es ist zu wünschen, dass die Stiftung erfolgreich weitergeführt wird – an die Stelle von Dr. Pelster ist als Vertreterin der Literaturwissenschaft inzwischen die Leite-

rin des Fichte-Gymnasiums, Frau Waltraud Fröchte, getreten, den Vorsitz hat der Literaturkritiker Jens Dirksen übernommen –, zu Nutz und Frommen von Literatur und Literaten und nicht zuletzt zur Ehre der Stadt und ihrer Bürger. Hn

## Krefeld-Quiz, ausgedacht von Ingrid Schupetta

Düsseldorf: Grupello 2009

Dem Niederrhein-Quiz von 2006 (vgl. ds. Zschr. 78, 2007, S. 185) folgt nun ein Krefeld-Quiz, ausgedacht von Dr. Ingrid Schupetta. 100 Fragen aus einem breiten Spektrum Krefelder Themen wollen beantwortet werden, wobei manche Frage durchaus „um die Ecke“ gestellt wird, also ein wenig Nachdenken erfordert, etwa: an welchem Bahnhof es „besonders viele Puffer“ gibt. Zweifelsohne wird man manches über Krefeld erfahren, das man bisher so nicht wusste oder es eher in anderem Zusammenhang ahnte. Das Krefeld-Quiz ist, gerade für lange Winterabende, ein gelungenes, vergnügliches wie informatives Spiel, in dessen Verlauf sich gewiss manche angeregte Diskussion über die eine oder andere Frage ergeben dürfte. Empfehlenswert! -lla



The advertisement shows a row of seven flags on poles, each displaying a different car brand logo: Audi, Volkswagen, Porsche, Skoda, Ford, Volvo, and Kia Motors. The flags are set against a background of a cloudy sky and a grassy field.

**TÖLKE & FISCHER** GRUPPE  
Mobilität – für Krefeld und die Region

[www.toefi.de](http://www.toefi.de)



**Der Landkreis Kempen-Krefeld  
in der Nachkriegszeit.  
Die monatlichen Berichte des  
Oberkreisdirektors an die  
Militärregierung  
(September 1945 – Juli 1948),  
bearbeitet von Gerhard Rehm**

Viersen 2008 (= Schriftenreihe des Kreises  
Viersen 48)

Während sich zahlreiche Lokal- und Regionalstudien mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, sind Arbeiten zur unmittelbaren Nachkriegszeit eher selten. Umso verdienstvoller ist es, dass Gerhard Rehm, Archivar des Kreises Viersen, sich der Mühe unterzogen hat, die Berichte des damaligen Oberkreisdirektors an die örtliche britische Militärbehörde herauszugeben. Diese Berichte aus den Jahren 1945 bis 1948 berühren fast alle Bereiche des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens und zeichnen ein anschauliches Bild der damaligen Situation im Kreisgebiet. Ein ausführliches Register rundet den gelungenen Band ab. Ost

**Martin Müller/Hans-Joachim  
Schalles/Norbert Zieling (Hg.):  
Colonia Ulpia Traiana.  
Xanten und sein Umland in  
römischer Zeit**

Mainz: von Zabern o. J. [2008] (= Xantener  
Berichte, Sonderband: Geschichte der Stadt  
Xanten 1)

**Alexander Busch/Marcus Reuter/  
Hans-Joachim Schalles/  
Dirk Schmitz: Römermuseum im  
Archäologischen Park Xanten**

Landschaftsverband Rheinland 2008 (= Ka-  
taloge des Römermuseums im Archäologi-  
schen Park Xanten 1)

Der zuerst genannte und großformatige, ge-  
wichtige Band macht schon äußerlich deut-

lich, in welcher Epoche Xanten bzw. seine Vorgängerin so etwas wie weltgeschichtliche Bedeutung hatte. Die Herausgeber haben eine Kohorte von Beiträgern versammelt – über die man leider weiter nichts erfährt –, welche hier eine Gesamtdarstellung „der vielfältigen Aspekte und Einzelprobleme“ der römischen Stadt und ihres Umfeldes vorlegen. Als wohltuend empfindet der Berichterstatter, dass die mehr als drei Dutzend Artikel kurz und ohne Umschweife ihr jeweiliges Thema vorstellen: von der „Forschungsgeschichte“ bis zur Darstellung der Civitas, die, vergleichbar einem heutigen Regierungsbezirk, wohl vom Niederrhein bis nach Maastricht reichte, mit Köln, Nimwegen, Tongern als Nachbarn. Es versteht sich, dass archäologische Quellen das Bild bestimmen. Zahlreiche Pläne, Abbildungen, Zeichnungen unterstützen die einzelnen Aussagen. Da man in keinem Augenblick das Gefühl hat, hier liege ein Bilderbuch vor, seien die Verantwortlichen genannt: Horst Steller für Pläne und Graphiken, Sebastian Ristow für die Redaktion. Ein wunderschönes Buch, leider zu unhandlich, um es bei Besuchen in Xanten ständig unter dem Arm tragen zu können.

Diese Mühe wird dem Wanderer durch den Archäologischen Park und das neue Römermuseum abgenommen durch einen im Umfang weit bescheideneren Museumsführer. Dieser ist dem großen Verwandten in seiner Art durchaus ebenbürtig. Geschickt werden die in der Forschung erarbeiteten Erkenntnisse in Wort und Bild mitgeteilt. Eine kleine Deutschstunde für Schüler im Museum zwischendurch: Wie man auf Gliedsätze (Nebensätze) verzichten kann! Dieser Museumsführer macht es vor. Das Büchlein, gestaltet mit den bewundernswerten Möglichkeiten heutiger Drucktechnik, hat einen Preis verdient – das Museum ohnehin. Hn

**Holger Schmenk: Xanten im  
19. Jahrhundert. Eine rheinische  
Stadt zwischen Tradition und  
Moderne**

Köln u. a.: Böhlau 2008

Die Geschichte eines Städtchens, das kaum  
mehr als 3500 Einwohner hatte, für das 19.

Jahrhundert aufzuarbeiten, verlangt einige Phantasie, zumal auch eine Dissertation (Universität Duisburg/Essen) entstehen sollte. Gewichtige Ereignisse gab es zweifellos: die Restauration des Domes oder den „Fall Buschhoff“, der eher noch über die Grenzen der Stadt hinauswirkte. Zur Erinnerung: ein kleiner Junge war ermordet aufgefunden worden, ein jüdischer Mitbürger wurde beschuldigt und trotz allen jüdenfeindlichen Geschreis freigesprochen. Der Verfasser hat gut daran getan, seine besondere Aufgabe darin zu sehen, die Stadtgeschichte umfassend in die je größeren Zusammenhänge zu stellen, so dass mehr entstanden ist als eine Geschichte Xantens im 19. Jahrhundert. Reichlich aufgesetzt wirkt der im Vorwort angekündigte, zwischendurch immer mal wieder (pflichtgemäß?) aufgegriffene „eigenständige Ansatz unter dem übergeordneten Begriff „dynamische Wandlungsprozesse““. Abgesehen davon, dass diese (doppelte) Tautologie keinem Historiker weiterhilft, ist auch nicht zu sehen, was sich aus ihm für die Betrachtung der Geschichte Xantens ergeben hat. Von Interesse ist allerdings zu sehen, wie die größere Geschichte sich im Kleinen ausgewirkt hat: Was zum Beispiel der Kulturkampf oder die von außen gesehen ebenso unnötige wie schädliche Dogmatisierung des päpstlichen Primats im Leben der einfachen Leute angerichtet haben. Hn

**Ralph Trost: Eine gänzlich  
zerstörte Stadt.  
Nationalsozialismus, Krieg und  
Kriegsende in Xanten**

Münster u. a.: Waxmann 2004 (= Studien zur  
Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 11)

Dieser Band 6 der „Geschichte der Stadt Xanten“, erneut eine Dissertation (Flensburg), behandelt einige wenige Jahre: die des auf zwölf Jahre zusammengeschnurten Tausendjährigen Reiches. Dank eines glücklicherweise (?) offenbar reichen Quellenbestandes kann der Verfasser beinahe jedes Hinterzimmer ausleuchten. Wie haben die Nazis in dem um die 5000 Einwohner zählenden Städtchen sich ausbreiten und halten können – bis zur völligen Zerstörung Xantens

*Helmut Hahn Malermeister*

Dipl.-Ing. (Farben und Lacke) · Dipl.-Wirtsch.-Ing.

**Raumgestaltung · Malerei · Anstrich · Stuckarbeiten · Denkmalpflege · Beratung**

Bogenstraße 7 · 47799 Krefeld · Tel. (02151) 22768 · Fax (02151) 802838 · www.mon.de/nr/helmut-hahn-malermeister



am Ende des Krieges? Auf circa 400 Seiten, die zur Hälfte durchweg aus manchmal umfangreichen Fußnoten bestehen, wird – so scheint es – alles, was zu finden war, ausgearbeitet. Welcher Ortshistoriker möchte da noch eine Lücke finden! Immerhin kann er sich anhand des wohlgegliederten Inhaltsverzeichnisses orientieren (Register fehlen). Man kann sich an Edith Sitwell erinnert fühlen: „Die Geschichte – das entsetzliche Sägewerk, in dem Sägemehl zu Sägemehl kommt.“ Selbstverständlich muss man nicht alle Städtchen und Dörfer am Niederrhein in ähnlicher Weise aufarbeiten, um herauszufinden, wie die Gewaltherrschaft sich hat durchsetzen und wie sie sich hat halten können, um zu vergleichbaren Ergebnissen zu kommen. Die „Schlussbetrachtung“ (S. 403ff.) verzichtet aber wohl zu Unrecht auf den eingangs (S. 15) angesprochenen vergleichenden Ansatz. Sie bleibt leider auch in der oberflächlichen Urteilsbildung enttäuschend. Hn

### Peter Dohms (Hg.): Kleine Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt. Von den Anfängen bis heute

Kevelaer: Butzon & Bercker 2008

Bei diesem Buch, das mit 26 Schwarz-Weiß-Abbildungen (nicht recht befriedigender Qualität) und einer Karte ausgestattet ist, handelt es sich nicht um einen frommen Traktat, sondern um die nüchtern-sachliche, viele Aspekte berücksichtigende historische Darstellung eines Phänomens, das weit über den Niederrhein Menschen beschäftigt und zweifellos auch in Krefeld Interesse findet. Fünf Autoren, allesamt Fachleute, haben sich zusammengefunden. Robert Plötz zeichnet den weiten Weg zur „Trösterin der Betrübten“ in Kevelaer nach und schildert die marianische Wallfahrtsbewegung, die im 13. Jahrhundert in Loreto begann und über viele Stationen, letztlich über Scherpenheuvel und Luxemburg, nach Kevelaer führt. Wilhelm van Aaken, von dem kürzlich auch ein gemeinsam mit Heinz van de Linde verfasstes Werk über Spontanheilungen in Kevelaer („Ich bin geheilt“, Kevelaer 2008) herauskam, geht den Ursprüngen der Kevelaer-Wallfahrt nach und setzt sich dabei vor allem detailliert mit der von Peter Lingens 2002 aufgestellten These auseinander, der bisher allgemein akzeptier-

te Bericht über die Geschehnisse um Henrick Buschman und die davon ausgehende Marienverehrung in Kevelaer gehe auf eine Fälschung beziehungsweise Erfindung aus dem Jahre 1792 zurück. Van Aaken weist dies mit einer Fülle einleuchtender Argumente zurück; ob die Kontroverse damit ein Ende findet, bleibt abzuwarten. Peter Dohms orientiert aus profunder Sachkenntnis heraus über die Geschichte der Wallfahrt von der Mitte des 17. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Rainer Killich betrachtet die Entwicklung seit dem Besuch von Papst Johannes Paul II. im Jahre 1987 und geht dabei auch auf die vielfältigen Wandlungen ein, die die Wallfahrt zur Zeit erfährt. Die Kunsthistorikerin Astrid Grittern befasst sich mit den um die Wallfahrt herum entstandenen Baudenkmalern am Ort, wobei sie die Pfarrkirche St. Antonius einbezieht, aber die 1982 eingeweihte Pax-Christi-Kapelle nicht berücksichtigt. Jedes Kapitel endet mit einem nützlichen Resümee und mit weiterführenden Literaturangaben. Die wichtigsten Werke über Kevelaer sind noch zusätzlich in einer Literaturliste zusammengefasst. Das Buch kann wärmstens empfohlen werden: es behandelt die genannten Themen in kurzer, lesbarer und doch gründlicher Weise, antwortet auf viele Fragen, die sich dem Kevelaer-Besucher stellen. Wer allerdings zum religiös-geistlichen Gehalt der Wallfahrt vordringen will, der muss andere Veröffentlichungen zur Hand nehmen. Stefan Zekorn, der Pfarrer von St. Marien, drückt das in seinem Geleitwort so aus: „Wer das Warum und Wozu existentiell erfassen will, der kann nur selbst vor das Gnadenbild gehen. Die Glaubenserfahrungen der Pilger entziehen sich letztlich einer historischen Erfassung“. Fd.

### Ferdinand Fischer: Schönes NRW. Reiseführer zu den historischen Stadt- und Ortskernen in Nordrhein-Westfalen

Essen: Klartext 2006 (= Wir in Nordrhein-Westfalen – Unsere gesammelten Werke 4)

### Rolf Purpar: Reiseführer Niederrhein

Düsseldorf: Grupello 2008

### Regionalbischof Heinrich Jansen (Hg.): Via Christiana. Ein kirchlicher Reiseführer

Ostfildern: Maier Dumont, 2005 (Marco Polo)

Drei Reiseführer sind anzuzeigen, die das Gebiet des linken Niederrheins berühren bzw. zum Inhalt haben. Ferdinand Fischers Führer zu den historischen Stadt- und Ortskernen gliedert sich in die Regionen Ostwestfalen-Lippe, Münsterland, Südliches Westfalen, Rheinland – Ruhrgebiet sowie Bergisches Land und Eifel. Nach einem kurzen Einführungstext werden die einzelnen historischen Ortskerne vorgestellt. Hintergrundinformationen zur jeweiligen Ortsgeschichte, ein kurzer exemplarischer Stadtrundgang, Insider-Tipps und Empfehlungen für Abstecker in die Umgebung sowie zahlreiche, zusätzliche Informationen, die kurz und übersichtlich präsentiert werden, machen das Büchlein zu einem ansprechendem Reisebegleiter, der auch vor Ort gute Dienste leistet. Die Samt- und Seidenstadt ist mit ihrem Ortsteil Linn vertreten; auf sechs Seiten ist alles an Informationen versammelt, was der Tagestourist zu wissen begehrt.

Eher etwas für die Reisevorbereitung ist der im Grupello-Verlag erschienene Niederrhein – Reiseführer von Rolf Purpar. Kurz wird in das Reisegebiet eingeführt, Tier- und Pflanzenwelt, Kunst- und Baugeschichte, Gastronomie etc. werden vorgestellt, dann folgen die Beiträge zu den einzelnen Städten und Gemeinden. Eine Besonderheit des Reiseführers ist es, dass nähere Informationen zu den einzelnen Reisezielen in einem gesonderten, zweiten Teil versammelt wurden. Hier ist eifriges Blättern vonnöten, und etwas mehr Übersichtlichkeit wäre auch wünschenswert gewesen. Ein umfangreiches Register beschließt das Werk.

Einen anderen Weg beschreitet der kirchliche (katholische) Reiseführer „Via Christiana“. Der schmale, aber inhaltsreiche Band stellt Klöster und Wallfahrtsorte vor, geht den Lebensspuren der hiesigen Heiligen nach und schließt mit mehreren Vorschlägen für Fahrradtouren, wobei neben kirchlichen auch profane Bauten berücksichtigt werden. Ost



GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMEN



47807 KREFELD-FISCHELN,  
HANNINXWEG 54  
RUF 30 16 33

Führendes Leiter- und  
Stahlrohrgeländerbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen



## Birgit Wilms: Zoo-Führer NRW. Ein Wegweiser durch Nordrhein- Westfalen


Duisburg: Mercator 2006

Die mit hervorragenden Farbabbildungen ausgestattete 170 Seiten starke Broschüre gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Zoo-Landschaft in Nordrhein-Westfalen, wobei das Rheinland deutlich stärker vertreten ist als Westfalen. Insgesamt werden 26 zoologische Gärten vorgestellt, unter ihnen viele – darunter auch weniger bekannte –, die von Krefeld aus leicht zu erreichen sind, wie Duisburg, Düsseldorf (Aquazoo), Wuppertal, Mönchengladbach-Odenkirchen, Rheinberg (TerraZoo), Kevelaer (Niederrheinpark Plantopia), Mettmann (Wildgehege Neandertal). Bei jedem Zoo finden sich Informationen über die wichtigsten dort zu sehenden Tierarten und praktische Hinweise (Anreise, Öffnungszeiten, Preise), teilweise auch über die Entstehungsgeschichte der Anlage. Acht Seiten sind dem Krefelder Zoo gewidmet und sehr einladend gestaltet. Für Zooliebhaber und für Familien mit Kindern, die lohnende Ausflugsziele suchen, ist dieses Buch eine wahre Fundgrube. Fd.

## Irmgard Hantsche: Atlas zur Geschichte des Niederrheins. Zweiter Band. Kartographie Harald Krähe

Bottrop: Pomp 2008 (= Schriftenreihe der  
Niederrhein-Akademie 8)

Mit Blick auf die in dem 1999 erschienen Atlas zur Geschichte des Niederrheins verbliebenen Lücken war seinerzeit zu lesen: „Ich hoffe, dass ich eine Anzahl der Themen in Zukunft noch bearbeiten kann.“ (S. 16) Mit dem hier anzuzeigenden zweiten Band haben die Duisburger Historikerin und ihr Kartograph zahlreiche dieser Lücken geschlossen. Gewiss auch diesmal nicht alle. Wie auch? In der bewährten Art (vgl. auch: Preußen am Rhein, 2002, und den Geldern-Atlas, 2003) sind wieder Textseite und Kartenseite nebeneinander gestellt, insgesamt inzwischen je 150 an der Zahl, so dass ein lesens- und anschauenswertes Kompendium zur Geschichte des Niederrheins vorliegt. Sinnvollerweise findet sich der Inhalt des ersten Bandes wieder abgedruckt. Für eine zweite Auflage wäre vorzuschlagen, die Verzeichnisse ineinander zu schieben, damit der innere Zusammenhang noch augenfälliger wird. Die Karten sind erneut ansehenswert genug, um – bei einem Atlas selbstverständlich – bei ihnen zu verweilen. Wie es der einleitend geäußerten Intention entspricht, hat man tatsächlich wieder einen „schönen“ Atlas vor sich, der mit kartographischer Phantasie konzipiert und gestaltet ist. Vor allem die Darstellungen zur Ent-

Ihr kompetenter -Partner für Krefeld und Umgebung

- Spezialmakler für  
Gewerbe, Einzelhandel,  
Industrie
  - Vermietung / Verkauf von  
Wohnungen und Häusern
  - unabhängige  
Wertermittlungen
- Was suchen Sie?



OSTWALL 111 · 47798 KREFELD

☎ 0 21 51/60 62 63 · Fax 80 49 84

www.becker-wittig.de · e-mail: info@becker-wittig.de

wicklung der niederrheinischen Territorien bis 1789 verdienen erneut Bewunderung. Doch müssen sich die zur Verkehrsgeschichte oder zur Konfessions-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte nicht verstecken. Sollte man Wünsche äußern dürfen: Parteien- und Gewerkschaftsgeschichte, Streiks, Zuwanderungen und Auswanderungen, (selbstverständlich) Tuch- und Seidenindustrie am Niederrhein etc. etc. bleiben noch zu bearbeiten. Hn

## Clemens Reinders: Bilder und Geschichten vom Niederrhein

Duisburg: Mercator 2007

„Vor der Weltgeschichte bewahre uns o Herr!“ So möchte man die Bemerkung Hans-Dieter Hüschs, die zu Beginn der nachfolgenden Rezension zitiert ist, gut niederrheinisch übersetzen. Der neue Band von Reinders erweitert das in „Damals am Niederrhein“ (vgl. ds. Zschr. 74, 2003, S. 184f.) vorgestellte Repertoire privater Fotografien aus vergangenen Jahrzehnten und der mit ihnen dokumentierten Schicksale. Der Titel klingt ein wenig harmlos, wenn an den deutsch-französischen Krieg 1870/71 erinnert wird, an Bombenkrieg, Luftlandemanöver, Zwangsarbeiterlager am Ende des Zweiten Weltkriegs oder an die Judenverfolgung im Zusammenhang der Reichskristallnacht (die übrigens nicht von den Nazis so benannt wurde). Auch sonst waren die Verhältnisse am Niederrhein selten idyllisch, weder waren es die Erziehungsmethoden, noch die bei den meisten stets gegenwärtige Sorge ums tägliche Brot. Zwei Krefelder Berühmtheiten kommen ins Bild und zu Wort: Willi Pins und Will Cassel. Aus deren Privatschatullen stammen wie bei den sonst

Porträtierten die wiedergegebenen Fotos. Gerne hätte man jedoch erfahren, wann diese unter welchen Umständen entstanden sind, woher die Bildunterschriften stammen. So ist man verblüfft zu sehen, dass in einem „deutschen Zwangsarbeiterlager 1944/45“ ein Anzug, wenigstens aber Hemd und Krawatte anzulegen waren (S. 52). Die Diskrepanz zum nebenstehenden Bericht ist offenkundig. Hn

## Hanns Dieter Hüsck: Ein Gruß aus der Heimat. Die schönsten Seiten vom Niederrhein

Duisburg: Mercator 2009

„Und auf die Weltgeschichte legen wir eigentlich auch keinen besonderen Wert.“ Wohl aber auf uns, den Niederrheiner, den Niederrhein. „Aggressiv gehemmt“ sollen die Leute hier sein. Nicht anders der Autor und seine Texte. Von blassen Idyllen weit entfernt, bewahren sie beim Wieder- und Wiederlesen ihre Kraft. So ist es nur rechtens, wenn einige von ihnen hier in einer gelungenen Auswahl erneut vorgestellt werden, begleitet von einer Fülle glänzender Landschafts- und Städtebilder (in Krefeld gab es für die Fotografen wohl nichts zu holen). Allerdings muss man zu diesem Teil des schön gestalteten Buches sagen, dass nicht nur die Zahl der Niederrheinmotive sich zu erschöpfen scheint, sondern dass der Glanz der harmlos schönen Bilder im Widerstreit sich befindet mit dem ja oft durchaus satirischen Untergrund der Texte. „Es wird schon gehen“, sag ich“. – „Es ist noch immer alles gegangen“ ist an einer Stelle zu lesen (S. 19). Empfehlenswert bleibt das Buch allemal. Hn

## Paul Eßer: Niederrhein. Gedanken und Geschichten

Köln: Greven 2009

„Verwandte mit einem Bauernhof zu haben ist das Beste, was einem Kind passieren kann.“ So war es vor Jahren, als es ans Hamstern ging, und man, wie der Rezensent, die großen Ferien dort am Niederrhein wohlverköstigt verbringen konnte. So ging es dem Autor, als er nach seiner Pensionierung in Wachtendonk bei Verwandten ein paar Zimmer mietete. Wir nehmen also den Kollegen beim Wort und lassen andere Lebensbeiden, was da und im ganzen Buch Lebensbeiden und/oder romanhafte Fiktion ist. Der gelehrte Schulmeister aus Viersen, in Mönchengladbach geboren, erkundet in einigen Dutzend Kapiteln: Skizzen, Essays oder ähnlichem die niederrheinische Heimat, den Kopf voll von Erinnerungen an Ausflüge in die weite Welt oder belangvollen Reflexionen, wie man sie anstellen muss, will man sich zurechtfinden und auch Schülern (am Abendgymnasium) nahebringen, wie das gehen kann, oder auch nicht. Entstanden ist ein lesenswertes, eigenwilliges Niederrheinbuch. Dem Autor ist alles bisher zum Thema Geschriebene bekannt, seine Sicht der niederrheinischen Dinge macht auf manches Ungewohnte aufmerksam. Grenzen werden sichtbar, wenn über die Religiosität des niederrheinischen Völkchens nur mit Hilfe des Stempels „bäuerlich-konservative Volksfrömmigkeit“ geurteilt werden kann, oder: wenn der Autor meint, sich auch schriftlich manchmal „bott“ äußern zu müssen, was ja allenthalben nicht nur hier alltäglicher Brauch ist. Lesenswert am Ende des Buches die Beschäftigung mit den mehr oder weniger bekannten Vorgängern in der Niederrheinliteratur. Natürlich weiß der Niederheiner, wer er ist. Aber wenn er es aufschreiben muss? Hn

## Peter Honnen: Alles Kokolores? Wörter und Wortgeschichten aus dem Rheinland

Köln: Greven 2008

## Georg Cornelissen: Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland?

Köln: Greven 2008

In demselben Augenblick – sozusagen –, in dem das Marburger Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas die vor mehr als 130 Jahren begonnenen Arbeiten mit einem auf 19 Jahre (!) ausgelegten Projekt zur Erhebung der regionalsprachlichen Veränderungen fortführt, haben die von Amts wegen mit der Sprache, den Sprachen im Rheinland befassten Autoren ihre neuen Publikationen vorgelegt. Beide sind seit langem mit der Erfassung und Erforschung der rheinischen Regiolekte beschäftigt und durch die schon früher herausgebrachten Bücher (Honnen: Kappes, Knies und Klüngel, 2003; Cornelissen: Rheinisches Deutsch, 2005; Der Niederrhein und sein Deutsch, 2007) bestens ausgewiesen. Es geht also Schlag auf Schlag, und man muss sagen: des Sprachvergnügens ist kein Ende. „Alles Kokolores“ versammelt eine Reihe von meist nur gesprochenen Wörtern der rheinischen Umgangssprache und unternimmt es, deren Herkunft aufzuklären. Das misslingt oft genug. Für einen Sprachforscher ist nichts unangenehmer, als über Wörter zu handeln, für die es schriftliche Belege nicht gibt. Wenigstens allerlei oft amüsante Wortgeschichten und -legenden können ausgebreitet und ad acta gelegt werden. Was es nur mit der Grillagetorte auf sich hat?! Zeitgemäß wendet sich der Autor am Ende seiner Einleitung an das Publikum. Dieses ist eingeladen, in einem „Rheinischen Mitmachwörterbuch“ seinen Beitrag – natürlich per Internet – zu leisten. Das Vorhaben, ein „Rheinisches Etymologisches Wörterbuch“ zu erstellen, knüpft an die Arbeit der Sprachabteilung des inzwischen aufgelösten Instituts für Geschichtliche Landeskunde in Bonn an.

„Meine Oma spricht noch platt“ zeigt schon im Titel, dass es hier um den Verbleib der Dialekte geht, genauer jedoch um eine kleine rheinische Sprachgeschichte. Es gibt viele Ursachen dafür, dass die Zahl der Dialekt-sprecher abnimmt, vor allem je weiter man nach Norden, ins Bergische Land oder ins Ruhrgebiet oder an den Niederrhein kommt,

wo das Hochdeutsche, die Standardsprache, bekanntlich lange die Zweitsprache war. An die Stelle der Dialekte haben sich die Regiolekte geschoben, Platt wird gewöhnlich in den Kreisen seiner Pfleger am Leben erhalten. Eine neue Facette bringen die zugewanderten (türkischen), ihren Soziolekt sprechenden Sprachteilnehmer ins Bild: „Meine Oma spricht noch ...?“ Die vorliegende rheinische Sprachgeschichte klärt über die Entstehung der Dialektgebiete hierzulande auf, beschreibt das Eindringen des Hochdeutschen und erzählt von den gesellschaftlichen Differenzierungen, die sich im Sprachgebrauch spiegeln. Das Buch könnte – in den Augen des Rezensenten das größte Kompliment – in weiten Teilen Grundlage einer sprachgeschichtlichen Unterrichtsreihe in der gymnasialen Oberstufe sein.

PS: Übrigens ist man verwundert, dass es im Landschaftsverband Rheinland keine Dienststelle gibt, die sich um den eigenen Sprachgebrauch kümmert: Was ist eine „Kulturdienststelle“, nämlich „die Rheinische Landeskunde“? Was ist ein Leiter der (!) Rheinischen Landeskunde? Und immer noch: Was soll der Slogan: „Qualität für Menschen“? Doch getrost: „Und wenn's noch so schlimm geht, der Rheinlander ist nicht klein zu kriegen“ (G. Wenker, 21877). Hn

## Klaus Schmidt: Glaube, Macht und Freiheitskämpfe. 500 Jahre Protestanten im Rheinland

Köln: Greven 2007

Schon in zweiter Auflage liegt hier eine materialreiche Darstellung der Geschichte des Protestantismus im Rheinland vor. Die Vielfalt der aus der Reformation erwachsenen Glaubensgemeinschaften und die nicht leicht zu durchschauenden politischen Verhältnisse bis 1815 machen die Lektüre des ersten Drittels des Buches ein wenig mühselig. Viele Details kommen zur Sprache, die Krefelder Mennoniten sind nicht vergessen, so wenig wie hervorragende Zeugen des Glaubens. Der Rahmen der preußischen Rheinprovinz, dann des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik hält später auch die historische Darstellung

# Mein Pelz ist von Wüstenberg

Ostwall 183 · 47798 Krefeld · Tel. (0 21 51) 2 89 00 · Fax 63 16 93

zusammen. „Das Buch ist eine Pflichtlektüre für jeden rheinischen Katholiken.“ – so die „Welt am Sonntag“ laut Klappentext. Dieser Aufforderung will der Berichterstatter ausdrücklich zustimmen. Verblüffend sind oft die Parallelen zu den Entwicklungen im sogenannten katholischen Milieu, die Divergenzen sind bekannt. Hervorzuheben ist, dass immer wieder biographische Skizzen in die Darstellung eingestreut werden, ebenso dass zahlreiche Gedichte und Lieder vom Leben der evangelischen Gemeinden Zeugnis geben. Obendrein hat man den Eindruck, dass es dem Autor nicht um eine Geschichte von Institutionen oder von Amtsträgern geht, sondern eher um eine „Geschichte von unten“. So ist es kein Zufall, dass das Buch endet mit einem Porträt des „Kleinkunstpropheten“ Hans-Dieter Hüsch und seinem Gedicht „Utopie“. Ein Nachwort unternimmt es, die vorliegende Darstellung in den Zusammenhang rheinischer Kirchengeschichtsschreibung einzuordnen. Hn

**Clemens von Looz-Corswarem/  
Georg Mölich (Hg.): Der Rhein  
als Verkehrsweg, Politik,  
Recht und Wirtschaft seit dem  
18. Jahrhundert**

Bottrop: Pomp 2007 (= Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie 7)

Dieses Buch versammelt Beiträge zum Thema, die auf einer Fachtagung in Duisburg im Jahre 2006 vorgestellt wurden. Nicht immer kann man es wie in diesem Falle bedauern, nicht unter den Zuhörern gewesen zu sein. Es versteht sich, dass der Rhein seit je als Wasserstraße eine wichtige Rolle gespielt hat. Wie einträglich seine Nutzung nicht nur für die Anlieger war und ist, bedarf keiner langen Erklärung. Immer wieder hört man bei Reisen rheinab von Zollstellen, für 1794 werden bis Rotterdam deren 53 gezählt (S. 30). Bis 1831/1868 dauert es, dass die Freiheit der Rheinschiffahrt aufgrund internationaler Abkommen vereinbart ist. Die hier vorgelegten Aufsätze behandeln die Zeit vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Nicht

nur die komplizierten wirtschaftlichen und rechtlichen Probleme kommen zur Sprache, die politischen Auseinandersetzungen über Kriege und Nachkriegszeiten hinweg werden ebenso behandelt wie die technischen Veränderungen in der Rheinschiffahrt bis heute. Die soliden Informationen in den Wortbeiträgen werden wirkungsvoll unterstützt durch sorgfältig ausgesuchte Bilddokumente, die wie eigenständige Quellen zu lesen sind. Die Beförderung von Schiffen stromaufwärts mittels Treidelpferden dürfte nicht ganz fremd sein. Wer aber kann sich an ein Bild erinnern (S. 32), auf dem ein gewaltiges Floß zu sehen ist? Ein solches konnte 300 Meter lang und 40 Meter breit sein, und mit Hunderten von Flößern bemannt – Ende des 18. Jahrhunderts! Hn

**Kerstin Theis/Jürgen Wilhelm  
(Hg.): Frankreich am Rhein.  
Die Spuren der „Franzosenzeit“  
im Westen Deutschlands**

Köln: Greven 2009

Napoleon – und kein Ende. So könnte man auch den vorliegenden Band überschreiben. Der Kaiser der Franzosen steht wie selbstverständlich im Mittelpunkt, obwohl die linken Rheinlande schon 1794 von den Revolutions-truppen besetzt wurden. Die beiden Herausgeber stellen ihren Forschungsgegenstand in den einleitenden Beiträgen in den größeren Zusammenhang von Veröffentlichungen, Ausstellungen, Katalogen, Tagungen und lassen an ihrem Erkenntnisinteresse keinen Zweifel: „Der Verfasser [hier: Jürgen Wilhelm] bekennt sich ausdrücklich zu dieser Zeit als der einer politischen Modernisierung des Rheinlands und definiert den Sieg der vereinigten europäischen Armeen bei Waterloo keineswegs kritiklos als ‚Befreiung‘.“ (S. 21) Der Leser ist also gehalten, die zahlreichen Beiträge auch unter diesem Aspekt zu lesen. Er findet viel Bekanntes, auch manchmal Kurioses wie bei der Aufklärung der Legenden von den Fisimatenten oder der Kölschen Hausnummer 4711. Wichtiger ist, dass in Erinnerung gerufen wird, was die Rheinländer der Franzosenzeit im Gerichts- und Verwaltungswesen,

vor allem in der auch später gern in Anspruch genommenen Liberalität – basierend auf dem Grundsatz der Gleichheit, wie ihn Revolution und der Code Napoléon hinterlassen haben – verdanken. Wenn ein Beitrag herausgehoben wird, so mögen die anderen Autoren sich nicht grämen: Ein Glanzstück ist der Essay von Wulf Wülfing über „Heine und Napoleon im Rheinland“ (S. 61ff.). Ihn sollte man vor der Abfassung weiterer Abhandlungen zum Thema immer wieder lesen. In solchen könnten dann auch die altbrandenburgischen/preußischen Länder am Niederrhein eine größere Rolle spielen. Dem schön gedruckten, angenehm sparsam mit Abbildungen ausgestatteten Buch wünscht man mehr als einen Nachfolger. Hn

**Veit Veltzke (Hg.): Für die Freiheit  
– gegen Napoleon. Ferdinand  
von Schill, Preußen und die  
deutsche Nation**

Köln u. a.: Böhlau 2009

Das Begleitbuch zu Ausstellungen in Greifswald, Wesel (bis 31.1.2010) und Braunschweig anlässlich des 200. Jahrestages des „Aufstandsversuchs des Majors von Schill gegen die napoleonische Herrschaft“ stellt das „Unternehmen Schill“ in den Zusammenhang der preußischen Geschichte nach Jena und Auerstädt (1806) und beschäftigt sich eingehend mit den Nachwirkungen des vielfach politisch genutzten Schill-Mythos bis in die jüngste Vergangenheit. Wer sich nicht mit allen der hier dargestellten Verästelungen des Themas abgeben mag, findet in den einführenden Beiträgen lesenswerte Zusammenfassungen. Beachtlich und auch wohl diskussionswürdig darf man die anschließenden Aufsätze nennen, welche mit manchen auch von der Geschichtswissenschaft weitergereichten Legenden über die Jahre der preußischen Reformen aufzuräumen versuchen. Die Abläufe waren, bei Licht besehen, wie so oft komplizierter und ernüchternder. Das großformatige, schön gedruckte Buch lässt an die zwanzig Autoren zu Wort kommen und besticht durch die großzügige und überzeugende Auswahl der Abbildungen. Hn

- Hochwertige Einzelmöbel
- Polstermöbel führender Hersteller
- Teppiche, Teppichböden, Tapeten
- Dekorations- und Polsterstoffe
- Nähatelier und Polsterwerkstatt
- Erlasene textile Wohnaccessoires

... erster Name  
für Innendekoration

**vankann**

Rheinstr. 60 / Ecke Luisenstr. · 47799 Krefeld  
Telefon 021 51 / 2 55 96 + 2 70 51  
www.vankann-gmbh.de

**Dieter Breuer/Gertrude Cegl-Kaufmann (Hg.): Das Rheinland und die Europäische Moderne. Kulturelle Austauschprozesse in Westeuropa 1900 – 1950**

Essen: Klartext 2008

Ein neuer Band, der Beiträge zur „Erforschung der Moderne im Rheinland“ zusammenstellt, ist anzuzeigen. Auf die Besprechungen zu den Vorgängern in dieser Zeitschrift (Jg. 72, 73 und 76) sei verwiesen. Diesmal werden die vielfältigen kulturellen Beziehungen zu den westeuropäischen Nachbarn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an zahlreichen Beispielen erörtert. Insgesamt wirkt auch diese Bündelung ganz unterschiedlicher Forschungsbeiträge wie ein großer Blumenstrauß, der nur mühsam zusammengebunden ist. Immerhin sind unter den wohl zwei Dutzend Aufsätzen, die je nach Interesse viel zu bieten haben, zwei, die den Krefelder aufmerksam werden lassen: Christiane Heiser beschäftigt sich mit Johan Thorn Prikker, Martina Padberg mit der Krefelder Kunstgewerbeschule und Dr. Friedrich Deneken, dem ersten Direktor des Kaiser-Wilhelm-Museums. Beide Autorinnen vertiefen das bisher Bekannte und sprechen auch die politischen und wirtschaftlichen Grenzen an, welche den über die Stadt hinaus bekannten Akteuren hier erwachsen. Dennoch, Krefeld war bekanntlich nicht die geringste unter den Kunststädten jener Zeit, und die Lektüre der beiden Beiträge lohnt sich. Hn

**Dieter Düding: Parlamentarismus in Nordrhein-Westfalen 1946 – 1980. Vom Fünfparteien- zum Zweiparteienlandtag**

Düsseldorf: Droste 2008 (= Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus)

**Wilhelm Ribhegge: Preußen im Westen. Kampf um den Parlamentarismus in Rheinland und Westfalen 1789 – 1947**

Münster: Aschendorff 2008

Zwei umfangreiche Veröffentlichungen zum Parlamentarismus in Nordrhein-Westfalen (1946 bis 1980) bzw. in dessen territorialen Vorläufern, namentlich in Preußen (1789 bis 1947) sind anzuzeigen. Die breit angelegte Studie von Dieter Düding stellt auf der Basis einer Fülle archivalischer und publizistischer Quellen erstmals einen Landesparlamentarismus der Nachkriegszeit umfassend dar. Der Verfasser entwirft ein differenziertes Bild der

ersten 35 Jahre des nordrhein-westfälischen Parlamentarismus und erweitert so den Kenntnisstand über die politische Geschichte des größten Landes der Bundesrepublik. Breiten Raum (etwa ein Drittel) der Untersuchung nehmen aus gutem Grund die ersten vier Jahre des Landtags ein, also die Abschnitte „Parlamentarismus ohne gewähltes Parlament – der ernannte Landtag (1946/47)“ und „Der erste gewählte Landtag (1947 – 1950) im Zeichen des Fünfparteiensystems“. Düding arbeitet die äußere Entwicklung des Landtags von der (durch die Briten veranlassten) „Geburt eines Parlaments im Opernhaus“, über den „Parlamentsalltag in den Henkel-Werken“ bis zu dessen Einzug in das alte „Ständehaus“ – bis 1933 Sitz des Rheinischen Provinziallandtags –, das sogleich „Symbol des neuen Landes und seines Parlamentarismus“ wurde (und bis 1988 blieb) genau so differenziert und ausgewogen heraus wie die innere Verfassung des Parlaments, der in ihm vertretenen Parteien, seiner Fraktionen, die Koalitionen und das in ihm tätige parlamentarische Spitzenpersonal. Hier wird die spezifische Eigenart und Lebendigkeit des Parlamentarismus in Nordrhein-Westfalen durch herausragende Politikerpersönlichkeiten deutlich, exemplarisch in den Jahren 1946 bis 1949 durch die Persönlichkeit des Vorsitzenden der CDU-Landtagsfraktion, Konrad Adenauer. So wird zugleich ein Bild des vielschichtigen Wirkens Adenauers als Landespolitiker gezeichnet. Einen besonderen Schwerpunkt dieser ersten Jahre bilden, auch bei Düding, die langwierigen Verfassungsberatungen des Landtags, die nur mit Mühe und Not noch so rechtzeitig abgeschlossen wurden, dass die Verfassung bei der Landtagswahl am 18. Juni 1950 zugleich zur Volksabstimmung gestellt werden konnte. Nachdem die Grundlagen des Landes gelegt waren und das Parlament zu seinem Arbeitsrhythmus gefunden hatte, werden die folgenden drei Jahrzehnte in kürzeren, teils auch mehr auf die inhaltlichen Gegenstände der Landtagsarbeit eingehenden Kapiteln (überwiegend eine oder zwei Wahlperioden umfassend), abgehandelt. An landespolitischen Themen, die seinerzeit teils heftig umkämpft waren, seien exemplarisch genannt: die Schulverfassung in den späten 1940er und 1950er Jahren einschließlich der Frage der Konfessionsschule, die Gründung einer wissenschaftlichen Hochschule im Ruhrgebiet (Ruhr-Universität Bochum), Raumordnung und Landesplanung, die Bergbaukrise, die Volksschulreform, die kommunalen Neugliederungen 1970 und 1975, Fachhochschulen und Gesamthochschulen, Erwachsenenbildung/Weiterbildung, schließlich die durch ein Volksbegehren gekippte „Kooperative Schule“. Die Arbeit von Düding ist ein bedeutender Beitrag zur Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalens wie zur Erforschung des Parlamentarismus in einem Land der Nachkriegszeit. Sie ist auf einer soliden Quellenbasis methodisch sauber gearbeitet, gut lesbar geschrieben und mag von der Fragestellung her als Vorbild für weitere

vergleichbare Untersuchungen dienen. Eine vergleichbar gute Note uneingeschänkt auch der zweiten anzuzeigenden Arbeit zu geben, der von Wilhelm Ribhegge über „Preußen im Westen. Kampf um den Parlamentarismus in Rheinland und Westfalen 1789 – 1947“, fällt dem Rezensenten schwer. Die Arbeit umfaßt folgende Kapitel: „Französische Revolution, Säkularisation, französische Herrschaft, Rheinland und Westfalen 1789 – 1815“, „Die Anfänge die Politisierung Rheinlands und Westfalens 1815 – 1848“, „Preußische und deutsche Nationalversammlung 1848/49“, „Industrialisierung, Konfessionalisierung und Politik. Rheinland und Westfalen, Preußen und das Reich 1849 – 1871 – 1918“, „Von der Revolution bis zum Ruhrkampf. 1919 – 1924“, „Rheinland, Westfalen und die preußische Demokratie. 1924 – 1929“, „Die Krise der parlamentarischen Demokratie. 1930 – 1933“, „Das Jahr 1933“ sowie – gleichsam als Schluss und Ausblick – „Großbritannien und die Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen[.] Der Neuanfang der parlamentarischen Demokratie 1945 – 1947“. Das Werk wird abgeschlossen mit 17 sehr guten Übersichtskarten, einem umfangreichen Literaturverzeichnis und einem ausführlichen Personenregister. Ein Sachregister, das angesichts der vielfältigen Inhalte unverzichtbar gewesen wäre, fehlt. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Debatten in den Provinziallandtagen (bis 1845), im Vereinigten Landtag (1847), in den Nationalversammlungen (1848/49), im Preußischen Landtag (seit 1850) und im Reichstag (seit 1867/71), sofern an ihnen Abgeordnete aus dem Rheinland und aus Westfalen beteiligt waren. Angesichts der fehlenden bzw. kaum erkennbaren Fragestellung mutiert die Darstellung von Ribhegge jedoch streckenweise zu einer allgemeinen preußischen und/oder deutschen Geschichte. Zudem wird man von einem echten „Kampf um den Parlamentarismus“ doch nur für die mittleren Jahre des 19. Jahrhunderts sprechen können, während es später dann eher um „Parlamentarisierung“ und „Demokratisierung“ ging, in den turbulenten Jahren zwischen 1918 und 1933 schließlich um einen „Kampf um (oder für) die Demokratie“. Joachim Lilla

**Peter Dohms/Johannes Paul: Die Studentenbewegung von 1968 in Nordrhein-Westfalen**

Siegburg: Rheinlandia 2008 (= Ortstermine 22)

Ursachen und Anlässe der Studentenbewegung in den sechziger Jahren waren vielfältig, doch an den hier vorgestellten Universitäten (Bonn, Köln, Aachen, Münster und Bochum) einigermaßen gleichförmig. Innenpolitische (Notstandsgesetze) und außenpolitische (Vietnamkrieg) Ereignisse boten genug Gelegenheit, sich zu erregen. Die Grundströmung

*wir  
interessieren uns  
für Ihren Dreck*

# NBRG



Niederheinische Büroreinigung  
Schmitz GmbH  
Postfach 101652 · 47716 Krefeld  
Am Herberthof 6 · 47809 Krefeld  
Telefon 02151/55860  
Telefax 02151/546475  
<http://www.nbrg.de>

## alles clean

Heizung Lüftung Sanitär

**Gebr. Lorenzen** GmbH & Co.

47799 Krefeld  
53129 Bonn

Uerdinger Straße 10-12  
Burbacher Straße 53

Ruf 0 21 51 / 85 58 - 0  
Ruf 0 22 8 / 20 184 - 0

*Auf unseren Service  
können Sie bauen.*

[www.lorenzen.gl](http://www.lorenzen.gl)

wurde jedoch bewegt von der zunehmenden Unzufriedenheit mit den Studienbedingungen angesichts sprunghaft ansteigender Studientenzahlen und mangelnder studentischer Mitbestimmung. Damals, 1968 in Bonn, konnte man sich noch gewaltig über die Einführung einer verbindlichen Zwischenprüfung aufregen (S. 75; „Bologna“ war noch in weiter Ferne!). „Das kritische Ereignis“ (S. 67) für die sich dann verbreitende und intensivierende Studentenbewegung aber war der Tod Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967. Detailliert werden in der vorliegenden Publikation die Vorgänge an den genannten Universitäten bis etwa 1970 sowie – vorweg – die Reaktionen der Landespolitik dargestellt. Besonders hervorheben möchte man die quellennahe Bearbeitung sowie die souveräne Nutzung der bereitliegenden, erstaunlich reichen Literatur. Seitdem soeben bekannt geworden ist, dass der Berliner Todesschütze SED-Mitglied und Stasiangehöriger war, dürfte sich für die weitere Aufbereitung des Gegenstandes eine zusätzliche Fragestellung ergeben, war doch zum Beispiel der Ostberliner Anwalt Kaul nicht selten Gast in Bonn (so S. 82, 84). Hn

**Landschaftsverband Rheinland, Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hg.): Lebendiges Erbe. Kulturlandschaften in Nordrhein-Westfalen. Auf der Grundlage des Fachgutachtens „Erhaltende Kulturlandschaftsentwicklung in Nordrhein-Westfalen“ der Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe**

Regensburg: Schnell & Steiner 2009

Mit nicht geringen Erwartungen nimmt man das vorliegende Buch zur Hand. Als Kulturlandschaft wird einleitend definiert „das Ergebnis der Wechselwirkungen zwischen naturräumlichen Gegebenheiten und menschlicher Einflussnahme im Laufe der Geschichte“ (S. 9). Nun kann man so etwas europaweit oder auch ganz kleinräumig diskutieren. Die Autoren bringen es auf 32 Kulturlandschaften in Nordrhein-Westfalen, überlassen es aber dem Leser, die Kriterien der Abgrenzung zu finden. In dem im Titel genannten Fachgutachten werden „Landbewirtschaft-

ung, Siedlungsstruktur, Baukultur und die Verbreitung von Technologie und Wirtschaft“ sowie „historische territoriale und konfessionelle Grenzen“ angeführt. Sieht man sich die für Krefeld belangvollen Abgrenzungen an: Kulturlandschaft 18 „Krefeld-Grevenbroicher Ackerterrasse“ und 19 „Rheinschiene“, dazu die Kulturlandschaft 14 „Ruhgebiet“, so stellen sich Irritation und Verwirrung ein. Was im einzelnen aufgelistet wird – die ausführlichere Version auf einer dem Fachgutachten beiliegenden CD macht es nicht besser –, hört sich so an, als habe man die verfügbaren Freizeit- und Touristenführer zusammengelegt und ausgeschrieben. Das hier vorliegende Buch wirkt wie ein verdünnter Aufguss. Da es um Landesplanung geht und nicht um zweckfreie Forschung, blickt der Leser doch etwas genauer hin, sobald das Fachgutachten „bedeutsame und landesbedeutsame Kulturlandschaftsbereiche“ unterscheidet (S. 66ff.). Landesbedeutsam ist im weiteren Krefelder Umfeld nur die römische Limesstraße, bedeutsam sind Hülser Berg und Hülser Bruch, Gellep und Linn. Man kann dem Fachgutachten ansehen, dass es mit seiner Experten- und Behördenprosa den um Finanzhilfen irgendwann einkommenden kommunalen Antragstellern passende Formulierungshilfen anbieten wollte. Mit dem Buch „Lebendiges Erbe“ haben sich die beteiligten Landschaftsverbände und der Verlag trotz allerlei Bebilderung keinen Gefallen getan. Hn

**Jürgen Kaiser: Romanik im Rheinland. Fotografiert von Florian Monheim**

Köln: Greven 2009

Wer ist nicht betroffen, wenn zu sehen ist, wie bei antiken Skulpturen auf einmal die so hochgeschätzte Klarheit des leuchtenden Marmors unter nicht weniger leuchtenden Farben verschwindet, von Kunstwissenschaftlern als Annäherung an das Original verstanden? Nicht geringer ist seit längerem die Überraschung, wenn mittelalterliche Bauwerke die vertraute „Steinsichtigkeit“ verlieren und nicht nur verputzt werden, sondern eine farbige Außenhaut erhalten. Das Beispiel des Limburger Doms dürfte vielen vor Augen stehen. Die Präsentation der großen romanischen Kirchen im Rheinland, wie sie hier vorgelegt wird, fasziniert umso mehr, als

nun dank der hervortretenden farbigen Vielfalt auch die Fülle der Formen neu sichtbar wird. Von Neuss bis Bacharach zieht sich die Perlenkette der Dome, Münster, Pfarrkirchen – kein Bauwerk wie das andere. Eingeleitet durch einen kenntnisreichen Überblick über die „Entwicklung des romanischen Kirchenbaus im Rheinland“, bietet das großformatige Buch eine beeindruckende Fülle von wunderschönen Abbildungen: Außen- und Innenaufnahmen, Details der Ausstattungen und aus den Schatzkammern – fast zuviel des Guten. Geschichte und Besonderheiten der einzelnen Bauten von A(achen) bis Z(ülpich) werden erläutert. Unsere Vorfahren dürften über den Glanz der heutigen Farbgebung wohl verwundert gewesen sein, von Verwitterungsspuren keine Spur mehr. Für die Mönche: Das alles noch in einem Buch, auf Hochglanz, (fast) für die Ewigkeit festgehalten. Merkwürdig dennoch: Die alten Zodiaque-Bände zur romanischen Kunst, vor 50 Jahren begonnen, durchweg schwarz-weiß gehalten, in Kupfertiefdruck, bewegen (den Berichterstatter) am Ende beinahe mehr, vielleicht weil der Glanz des himmlischen Jerusalem durch Verfall und rohbauteilähnliche Darbietung leichter vermittelt wird? Man möchte wünschen, dass die Autoren ihrem schönen Band einen weiteren mit den kleinen romanischen Kirchen des Rheinlands folgen lassen können. Hn

**Patrick Lehn: Deutschlandbilder. Historische Schulatlanten zwischen 1871 und 1990. Ein Handbuch**

Köln u. a.: Böhlau 2008

Die Besprechung des vorliegenden Handbuchs greift über den gewöhnlich im Rezensionsteil der „Heimat“ eingehaltenen Rahmen hinaus. Auf Vollständigkeit bedacht stellt der Verfasser ein Arbeitsmittel bereit, das auch bei ins Kleine gehenden historischen Untersuchungen seine Dienst tun wird. Auch eine historische Karte muss ja als vielfältig geprägte Quelle gelesen werden. Zum wiederholten Male kann sich der Berichterstatter den Ausdruck der Verwunderung darüber nicht verkneifen, was Doktoranden heute – es handelt sich hier um eine Heidelberger Dissertation mit an die 600 Textseiten und 2320 Fußnoten – abverlangt oder gestattet wird. Vorgestellt werden alle in den Jahren von 1871 bis 1990

ALLES WAS **LICHT** IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST



FRANK

DAS LICHTHAUS

erschienenen deutsche Schulatlanten mit ihren (beim Putzger bekannten über 100) Auflagen. Die Fragestellung ist konzentriert und einem Handbuch angemessen einfach: Der Verfasser beschränkt sich in seiner Analyse jeweils auf die Karten zur neuesten Geschichte, die gerade geltenden bildungspolitischen Vorgaben, die „Zeitbezogenheit der Darstellung“ (S. 9f.). In fünf Kapiteln, die in einer einheitlichen Systematik präsentiert werden, wird vom Kaiserreich, den Weimarer Jahren, dem Nationalsozialismus, den Nachkriegsjahren und der Epoche der Teilung 1949 bis 1990 gehandelt. Leicht ließe sich zum Beispiel die Geschichte des Putzger ermitteln. Dass die Schulatlanten stets ihre politisch-historische Gegenwart spiegelten, ist das nicht überraschende Ergebnis. Der kritische Umgang mit dem Dargebotenen war ohnehin Sache der Geschichtslehrer und der von ihnen angeleiteten Schüler. – Dem Band sind beinahe 200 Abbildungen beigegeben, in denen man sich gerne festlesen wird. Ein für Autor und Verlag gewiß nicht verlockender Gedanke darf angefügt werden. Dem verdienstlichen Nachschlagewerk fehlen die Register, welche eine schnellere Orientierung bei eigenen Fragestellungen erleichtern könnten. Hn

### Werner Meffert: Maries Schuldschein. Historischer Roman

Düsseldorf: Droste 2008

Der Autor entführt den Leser in die Zeit der napoleonischen Kriege und erzählt, wie Marie, die Tochter des Kölner Papierhändlers Gottlieb Cremerius, den Krefelder Tuchfabrikanten Robert Hoffstedt heiratet und mit ihm in die Seidenstadt zieht. Sie scheint ein gutes Los gezogen zu haben. Doch in Krefeld wird die Familie geschnitten. Das ändert sich auch nicht, als Hanna 1805 geboren wird. Die Katastrophe bricht dann herein, als Robert plötzlich stirbt und Schwager Karl-Heinrich die Oberhand in der Großfamilie gewinnt. Er hält das Marie zustehende Erbe zurück und speist sie mit einer Anzahlung und einem Schuldschein ab. Marie verlässt den „Schau- platz von Geiz und Gier“ (S. 54) und geht mit Hanna zurück nach Köln. Hier erwirbt sie ein Haus, nimmt am gesellschaftlichen Leben teil und lernt die Geschäftswelt mit ihren legalen und illegalen Praktiken kennen. Sie heiratet den biederen Druckergeister Jakob Boes-

ken und glaubt mit ihm einen Schutz in den unsicheren Zeiten zu haben. Noch mehr als vom Kriegsgeschehen scheint sie durch die Nachstellungen ihres Schwagers bedroht. Nur durch eine Intrige kann sie zu dem im Schuldschein verbrieften Erbe gelangen. Am Ende verlassen Marie, Jakob und Hans Köln und ziehen nach Nancy. Der Roman überzeugt durch eine erfundene, spannende Handlung, basierend auf einem sorgfältig recherchierten Untergrund. T.P.

### Werner Böcking: In das Licht des Lebens. Autobiographischer Roman

Kleve: Boss 2008

Werner Böcking, den Lesern der „Heimat“ seit über 30 Jahren als Mitarbeiter des Jahrbuches bekannt, legt den ersten Band seiner Lebensgeschichte in Form eines autobiographischen Romans vor. Das Werk ist auf vier Bände konzipiert, der vorliegende reicht von der Kindheit des Autors in Ruhrort bis hin zum Tode der Mutter im Jahre 1954. Böcking, Verfasser des Standardwerkes „Die Römer am Niederrhein“ sowie zahlreicher Romane und Erzählungen, schildert in klarer, ausdrucks- voller Sprache seinen Werdegang, von der Jugend in der Zeit des Nationalsozialismus bis hin zu den schwierigen Anfängen in der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, während der sich der Verfasser als Knecht und als Maurer seinen Lebensunterhalt verdiente, derweil zugleich seine Liebe zur Lite- ratur erwachte. Ost

Krefelder Wanderbund 1883 (Hg.): 125 Jahre Krefelder Wanderbund 1883 – 2008, (Krefeld 2008)

Über die Geschichte des Krefelder Honoratioren-Wandervereins hinaus sind in dieser Festschrift Erinnerungen an Thorn Prikker von Belang: eine Schwarz-Weiß-Photographie von 1905, auf der die Ausmalung des Festsalles in der Bergschänke zu sehen ist, und eine Zeichnung mit dem Aussichtsturm auf dem Hülser Berg (S. 109 ff.).

Martin Joliet/Michael Körner: 100 Jahre Walderholungsstätte Hochbend. Hilfe geben – Hilfe annehmen, (St. Tönis 2008)

Diese mit großer Professionalität gestaltete Festschrift verweist auf ein gutes Stück Krefelder Stadtgeschichte. Zahlreiche Photographien und andere Dokumente erinnern an eine bewegende Vergangenheit.

Linner Männer-Gesang-Verein (Hg.): 150 Jahre Linner Männer-Gesang-Verein 1859 e.V., (Krefeld 2009)

Einige einem Protokollbuch aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entnommene Eintragungen lassen erkennen, dass sie zu mehr dienen könnten als zu den beigefügten launigen Anmerkungen ...

St. Mariä-Himmelfahrt Krefeld-Linn (Hg.): 50 Jahre Kirchweihe. 1959 – 2009, (Krefeld 2009)

Die umfangreiche Chronik, Brigitte Selbach zu verdanken, reicht bis zum Jahre 1979. Sie folgt offenbar der vorliegenden Pfarrchronik, leider ohne dass angegeben wird, wo Abweichungen oder Auslassungen vorgenommen wurden. Besonders wichtig dürfte das „Denkmalgutachten des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege“ sein (S. 149 ff.). Aufmerken lassen die Abbildungen, vor allem der Kirchenfenster von Georg Meistermann und Hubert Spierling.

150 Jahre St.-Gertrudis-Kirche Krefeld-Bockum 1851 – 2009

Sonderpfarrbrief mit Beiträgen zu Geschichte und Ausstattung der Kirche und eindrucksvolle Farbaufnahmen.

Seidenspinner  
Krefelder Heimatbriefe für Kinder  
Nr. 19/Januar 2009

Windmühlen – Wahrzeichen in Krefeld

ALLES WAS LICHT IST . . .

KREFELD · DRIESSENDORFER STRASSE 27-31 · FON 0 21 51 - 62 79 62

AUGUST



FRANK

DAS LICHTHAUS

**Uerdinger Jahrbuch**  
Band 1/2008

Nun hat auch der Stadtteil Uerdingen sein historisches Jahrbuch. Zum ersten Band darf man gratulieren. Beiträger sind bekannte Fachleute, die Redaktion hat Dieter Nelesen, Verleger ist der unermüdliche Stefan Kronsbein. Vom Mittelalter bis in die Gegenwart reicht das Spektrum der Aufsätze. Gehandelt wird von der Uerdinger Burg, von Ausgrabungen am Obertor, der Zerstörung der Pfarrkirche St. Peter im zweiten Weltkrieg, der Waggonfabrik, dem Uerdinger Vereinswesen (1908 - 1929), Uerdinger Notgeldausgaben, über Abfallprobleme im alten Linn und schließlich über Beobachtung und Schutz von Turmfalken in der „Althistorischen Stadt“ (so Bürgermeister Dr. Warsch vor 80 Jahren). Wohlverstanden mit zahlreichen Bilddokumenten, lädt der Band zum Verweilen ein. Für die Zukunft möchte man anraten, dass die Redaktion allfällige Grußworte nicht ehrfürchtig ausspart, auf historischer Genauigkeit besteht und dem des Lateinischen nicht Mächtigen beispringt. Schließlich wünscht man den Herausgebern zahlreiche weitere Beiträge, vielleicht auch von Uerdingern selbst.

**Hülser Heimatblätter**  
Heft 56/Ostern 2009

Darin u. a. Beiträge über den 1941 ins KZ verschleppten, aus Hüls stammenden Priester Reinhold Friedrichs (1886-1964); über die Zementfabrik am Hülser Berg; über zahlreiche Jubiläen: Kolpingfamilie (100 Jahre), Gartenbauverein Hüls (120 Jahre), Hülser Pfadfinder (60 Jahre).

**Anrather Heimatbuch**  
Nr. 32/2009

Darin u. a. Beiträge über die Anfänge Anraths zu Beginn des Mittelalters; die Landwirtschaft am Niederrhein (mit zahlreichen alten Photographien) und die Aufnahme von Vertriebenen nach dem zweiten Weltkrieg.

**Meerbuscher Geschichtshefte**  
Heft 25/2009

Darin u.a. Beiträge über Budericher Flurnamen; eine Lebensbeschreibung der Hildegunde von Meer von 1623; das Pfarrarchiv von St. Clemens in Fischeln.

**St. Töniser Heimatbrief**  
Nrn. 160/2008, 161/2009

Darin u.a. Beiträge über die Anfänge der Gemeinde; über einen ev. Aufenthalt Napoleons und die erste Briefmarken aus St. Tönis; über die häusliche Hygiene 1935 bis 1945.

**Tönisberger Heimatblätter**  
Heft 11/Pfingsten 2009

Darin u.a. Beiträge über das Weberdorf Tönisberg sowie über Mühlenbilder der rheinischen Expressionisten.

**Jahrbuch der linksrheinischen Ortsteile der Stadt Duisburg**  
25. Ausgabe/2008-2009

Darin u.a. Beiträge über Homberg um 1900 sowie über 150 Jahre Bergbau am linken Niederrhein. Mit diesem Heft endet die „Ära des Jahrbuches“, Duisburg und der Niederrhein werden ärmer!



**ROSTEK & PESCH**

INDUSTRIEBAU ■ INGENIEURBAU ■ HOCHBAU ■ SCHLÜSSELFERTIGBAU



**100**  
JAHRE

... Ihr Partner für den Bau!

Parkstraße 55 ■ 47829 Krefeld  
Telefon 0 21 51 / 4 98 - 0 ■ Telefax 0 21 51 / 4 98 - 144  
E-Mail [info@rostek-pesch.de](mailto:info@rostek-pesch.de) ■ Web [www.rostek-pesch.de](http://www.rostek-pesch.de)



Heimatbuch des Kreises Viersen  
60. Folge, 2009

Darin u. a. Beiträge über Ernst Klusen sowie die Denkmäler des Kreises Viersen: Gemeinde Grefrath.

Der Niederrhein  
Jg. 76/2009, Hefte 1-4

Darin u. a. Beiträge über Hugo Junkers sowie über die Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein  
Heft 211/2008

Darin u. a. ein umfangreicher Beitrag über die Herkunft der Grafen von Geldern.

Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur  
Heft 2/2008

Themenschwerpunkt: „Feste Feiern im Ruhrgebiet“.

Rheinische Heimatpflege  
Jg. 45/2008, Heft 4; Jg. 46/2009, Heft 1-3

Darin u. a. weitere Beiträge über den modernen Kirchenbau im Rheinland; über Georg Meistermann, die Römerthermen in Zülpich.

Rheinische Kunststätten  
Heft 509/2008

Krefeld-Linn (Christoph Dautermann).

Rheinische Vierteljahresblätter  
Jg. 73/2009

Darin u. a. die Vorstellung eines im Erscheinen begriffenen vierbändigen Nordrheinischen Klosterbuches sowie der Bericht über die Herbsttagung 2008 „Die deutsche Stadt im 12. Jahrhundert“.

Natur am Niederrhein (Neue Folge)  
21. Jg. 2006, Heft 1-2; 22. Jg. 2007, Heft 1

Darin u. a. Beiträge über Gewässeruntersuchungen am Willicher Flöthbach sowie den Duisburger-Mülheimer Wald.

Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten NRW (Hg.): Gewalt in der Region. Der Novemberpogrom 1938 in Rheinland und Westfalen, Düsseldorf 2008, S. 78 ff., darin: Ingrid Schupetta: Die Verhaftung der Krefelder Juden während des Novemberpogroms 1938 und ihre Deportation in das Konzentrationslager Dachau.

Kurt Kähler u. a.: Rauschenberg 1941. Die Kinderlandverschickung der Krefelder Oberschulen nach Bad Ober-Rauschenberg/Slovakien 1941, Typoskript (Privatdruck) Krefeld 2009

**Hannappel**  
BESTATTUNGEN

*Tag und Nacht dienstbereit*

### Die Hinterbliebenen

erfahren im Trauerfall bei uns eine pietätvolle, fachkundige Beratung und Hilfe. Seit über 125 Jahren Erfahrung in allen Formalitäten zu äußerst günstigen Bedingungen.

Eine eigene Hauskapelle steht zur Verfügung.

Zur Vorsorgegesprächen sind wir jederzeit bereit.

**Hermann Hannappel & Sohn**  
Fachgeprüftes Bestattungsinstitut

Dionysiusplatz 20, 47799 Krefeld, Tel. 02151/22151  
Anrather Straße 31, 47807 Krefeld, Tel. 02151/303408  
<http://www.bestattungen-hannappel.de>  
e-Mail: [info@bestattungen-hannappel.de](mailto:info@bestattungen-hannappel.de)

1958 - 2008

HEINZ STEINMETZ GMBH

50  
JAHRE



SANITÄRE ANLAGEN  
ZENTRALHEIZUNGEN  
NEUANLAGEN  
REPARATUR

Fabrikstraße 14 • 47798 Krefeld  
Telefon: 0 21 51 / 60 11 05 • Fax: 0 21 51 / 60 11 72  
[info@steinmetz-gmbh.de](mailto:info@steinmetz-gmbh.de) • [www.steinmetz-gmbh.de](http://www.steinmetz-gmbh.de)



Aber auch Traumbäder müssen vom Fachmann montiert und installiert werden, damit sie nicht zum Alptraum werden.  
Also: Wir sind bereit.

# Personalien/Jubiläen

## Paul-Günter Schulte – Olaf Richter

In der Leitung des Krefelder Stadtarchivs hat das Jahr 2009 einen Wechsel gebracht. Der Verein für Heimatkunde, der sich in besonderer Weise dem Stadtarchiv verbunden weiß und auch als dessen Förderverein versteht, verabschiedet sich von Paul-Günter Schulte und heißt Dr. Olaf Richter willkommen.

Paul-Günter Schulte ist am 22. Juli 65 Jahre alt geworden und damit nach 21 Jahren Institutsleitung aus dem Dienst der Stadt Krefeld ausgeschieden. Als Nachfolger des unvergessenen Dr. Guido Rothhoff, dem Krefeld eigentlich erst fachgerecht aufgebautes und geführtes sowie angemessen untergebrachtes Archiv verdankt, hat er neue Akzente gesetzt. Literatur, Musik und Kunst haben in ihm einen besonderen Freund und Förderer gefunden. Um Werk und Nachlass von Otto Brües zum Beispiel hat er sich große Verdienste erworben, nicht zuletzt auch als Vorstandsmitglied im Otto-Brües-Freundeskreis. Unter ihm wurde es zu Regel, dass Krefelder Künstler die Gelegenheit erhielten, am Galerienonntag im Stadtarchiv auszustellen. Der Krefelder Musikgeschichte, in der insbesondere Johannes Brahms und seine Beziehungen zu den Familien von Beckerath und von der Leyen sowie Gustav Mahler mit der Uraufführung seiner 3. Sinfonie im Jahre 1902 bei der Tonkünstlerversammlung in Krefeld 1902 eine Rolle spielen, hat er sich mehrfach zugewendet. Nicht zuletzt als Mitkurator bei der großen Oranier-Ausstellung 1999 hat er sich einen Namen gemacht. Auch bei den Tagungen der Deutschen Dante-Gesellschaft und bei den deutsch-amerikanischen Historiker-Symposien hat er sich engagiert.

In seine Zeit fallen unter anderem mehrere Veröffentlichungen in der Reihe „Krefelder Studien“ und das Erscheinen der ersten vier Bände der neuen Krefelder Stadtgeschichte, deren Herausgeber immer auf seinen Rat und auf die Hilfe des Stadtarchivs zählen konnten. Die Veröffentlichungen der dem Stadtarchiv angeschlossenen NS-Dokumentationsstelle und deren sonstige Arbeit, auch in der Villa Merländer, hat er stets gefördert. Besonderen Anteil nahm er an den Forschungen zur Geschichte des Krefelder Judentums und an den Anstrengungen, die letztlich zum Bau der neuen Synagoge führten. Unter ihm kam es zur digitalen Erfassung der Bestände des Archivs und zu vielfältigen Bemühungen, das Stadtarchiv und seine Arbeit jüngeren Generationen näher zu bringen.

Für den Verein für Heimatkunde, an dessen Vereinsratsitzungen er regelmäßig teilnahm, hatte er ein offenes Ohr, „die Heimat“ fand bei ihm stets Unterstützung, in die Überlegungen zur vom Verein herausgegebenen Reihe „Krefelder Archiv“ brachte er sich gerne ein. Als allzeit ansprechbarer, liebenswürdiger und kenntnisreicher Gesprächspartner wird er den vielen, die ihn in den verschiedensten Anliegen aufsuchten, in Erinnerung bleiben. Die besten Wünsche begleiten ihn in den Ruhestand.

Sein Nachfolger Dr. Olaf Richter, in der Nachbarstadt Mönchengladbach zu Hause, wurde 1968 geboren und ging 1990 zum Studium der Geschichte und der Philosophie an die Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf, wo er schon bald bei Professor Dr. Hansgeorg Molitor am Lehrstuhl für Neuere Landesgeschichte Aufgaben übernahm und von 1996 bis 2000 eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft und wissenschaftlicher Angestellter inne hatte. Nach Staatsexamen (1996) und Promotion (2000) ließ er sich am Staatsarchiv Detmold und am Institut für Archivwissenschaft in Marburg für den höheren Archivdienst ausbilden; 2002 bestand er die archivarische Staatsprüfung. Anschließend ging er an das Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf, wo er zuletzt als Staatsarchivrät und stellvertretender Dezernatsleiter tätig war.

Durch Vorträge, Führungen, Ausstellungsvorbereitungen, Veröffentlichungen und Rezensionen, insbesondere zur niederrheinischen Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, eine Zeit, die ja auch für Krefeld von elementarer Bedeutung ist, hat er seine wissenschaftliche Kompetenz unter Beweis gestellt. Ein besonderer Aufgabenbereich war bei ihm aber auch die Datenverarbeitung und Softwareentwicklung im Archivwesen. Schließlich ist seine Mitarbeit (seit 2003) im angesehenen „Brauweiler Kreis für Landeszeitgeschichte“ hervorzuheben, die erkennen lässt, dass sein Interesse nicht nur auf die „frühe Neuzeit“ gerichtet ist.

Der Verein für Heimatkunde sieht seinem Dienstantritt mit großen Erwartungen entgegen, wünscht ihm Glück, Freude und Erfolg bei der neuen Tätigkeit und hofft auf eine langjährige gute Zusammenarbeit.

Fd.

## Ihr Spezialist für Naturhorn-Brillen

handgearbeitet · teils mit Seide veredelt

STILVOLLE BRILLEN  
CONTACTLINSEN  
HÖRGERÄTE

MINKE  
OPTICS

... Qualität vor Quantität.

Ostwall 71 · 47798 Krefeld · Telefon: 0 21 51 – 2 52 69 · [www.minke-optics.de](http://www.minke-optics.de)

## Nachrufe, Amtsübernahmen, Auszeichnungen, Gedenktage

**Traute Nieter**, die Vorsitzende der Krefelder Gesellschaft für Deutsch-Chinesische Freundschaft bekam für ihren Einsatz die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Der langjährige Chefarzt der Klinik für Innere Medizin im Krankenhaus Maria-Hilf, **Dr. Johann Friedrich Koll**, starb im Alter von 87 Jahren. Er führte die Abteilung von 1963 bis 1986, war viele Jahre Vorsitzender der Ärztekammer und des Ärztevereins in Krefeld.

**Karin Meincke**, Bürgermeisterin und Oberin der DRK-Schwesternschaft, hat zum Ende ihrer Arbeit als Vizepräsidentin im DRK-Landesvorstand die höchste Auszeichnung des Deutschen Roten Kreuzes, das „Ehrenzeichen des DRK“, erhalten.

Für die Planung des neuen Gemeindehauses der Thomaskirche erhielt der Krefelder Architekt **Georg von Houwald** den erstmals vergebenen Krefelder Architekturpreis.

**Ernst Schraetz** bekam die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Schraetz, der den ersten Krefelder Umweltpreis erhielt, gehörte 1976 zu den Mitbegründern des Naturschutzbundes (Nabu) und bekam 1990 auch den Rheinlandtaler des Landschaftsverbands Rheinland für sein Engagement im Natur- und Umweltschutz. Schraetz hat zahlreiche Artikel und Aufsätze auch in der „Heimat“ zu Natur- und Umweltthemen geschrieben und eine große Zahl von vogelkundlichen Führungen veranstaltet.

Mit 84 Jahren starb **Johannes Cladders**. Er leitete seit 1967 den Vorläufer des Museums Abteiberg in Mönchengladbach, gründete zusammen mit dem Wiener Architekten Hans Hollein das neue Museum Abteiberg und leitete es bis 1985.

**Peter Pokorny** ist im Alter von 82 Jahren verstorben. Der langjährige CDU-Ratsherr, Fraktionsvorsitzender und Stadtförderplakettenträger war von 1956 bis 1975 Mitglied des Stadtrates und gehörte zahlreichen Ausschüssen an. Sein Schwerpunkt lag in der Schul- und Kulturpolitik. Im Februar 2004 wurde er als Geschäftsführer der Industrievereinigung Krefeld-Uerdingen verabschiedet. Diese Position hatte er 1961 übernommen. Fünf Jahre war er Mitglied der Landschaftsversammlung Rheinland und dort im Ausschuss „Straßenverkehr“. Für seine Verdienste um das Gemeinwohl wurde er mit der Goldenen Ratsmünze (1975), dem Krefelder Stadtring (1992) und dem Bundesverdienstkreuz (1997) ausgezeichnet.

**Helmut Aretz** ist im Alter von 87 Jahren verstorben. Er übernahm 1955 als alleiniger geschäftsführender Gesellschafter die damalige Propan Butan GmbH. Er hat sich vor allem als großzügiger Förderer des Waldgutes Schirmau große Verdienste erworben, zum Teil auch über die von ihm gegründete „Helmut-und-Erna-Aretz-Stiftung“. Auch der Verein für Heimatkunde, dessen Mitglied er war, hat Grund, ihm herzlich zu danken.

**Heidrun Hillmann**, seit 1994 für die CDU im Stadtrat, Mitglied der Bezirksvertretung Oppum-Linn und Vorsitzende des Polizeibeirates, erhielt für ihr Engagement im Sozial-, Gesundheits- und Jugendbereich das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik.

Das Bundesverdienstkreuz am Bande erhielt der Krefelder Bürgermeister und SPD-Bundestagsabgeordnete **Bernd Scheelen**.

Als Leiter des Fachbereichs Vermessungs- und Katasterwesen verabschiedete sich **Gerold Stahr** in den Ruhestand. Die Heimat- und



*Beratungen sind jederzeit nach Absprache möglich*

### Residenz - Wohnen für mehr Lebensqualität im Alter

- Unabhängiges Wohnen
- Kurzeitpflege
- Leben mit Service
- Vollstationäre Pflege
- Pflege im Appartement
- Urlaubs-/Probewohnen

Kursana Residenz Krefeld, Hansastraße 115, 47798 Krefeld  
Telefon: 0 21 51. 8 24 - 0, Telefax: 0 21 51. 8 24 - 4 44, [www.kursana.de](http://www.kursana.de)

Mein sicheres Zuhause. **KURSANA** RESIDENZ



**HAMBLOCH**

WIR BAUEN FISCHELN EIN GESICHT!

*beraten · planen · bauen*

Info: 02151 3093-0 · [www.Hambloch.de](http://www.Hambloch.de)

Geschichtsfreunde danken ihm für stets bewiesenes Interesse und seine Hilfsbereitschaft, wenn es um historische Karten ging.

Mit der Stadtehrenplakette wurde **Dr. Hirotaka Kawai** ausgezeichnet. Die Klavierbaufirma Kawai hat in Krefeld ihre Europa-Zentrale. Hier finden regelmäßig die bekannten „Kawai-Konzerte“ statt.

Im Alter von 91 Jahren starb die langjährige Leiterin der ehemaligen Städtischen Krankenanstalten **Anni Blatnik**; kurz nach Beginn ihrer Lehrtätigkeit 1958 wurde sie Leiterin der Krankenpflegeschule und blieb dies bis zu ihrer Pensionierung 1987.

Im Alter von 82 Jahren starb **Manfred Prinzenberg**. 2001 erhielt er für sein soziales Engagement das Stadtsiegel.

Der bekannte Verberger **Hermann-Josef Kleinlosen** verstarb im Alter von 59 Jahren. Er leitete die Mundartgruppe des Bürgervereins, organisierte dessen Heimat- und Mundartabende und wirkte im Arbeitskreis Mundart des Vereins für Heimatkunde mit. Jahrelang betreute er die Stadtteil-Schrift „Verberger-Allerlei“.

Im Alter von 93 Jahren verstarb **Hildegard von Portatius**. Die Textilkünstlerin hatte ihre Werkstatt seit 1952 in Krefeld. Für ihre Webkunst erhielt sie 1992 den Staatspreis des Landes Nordrhein-Westfalen.

Den Rheinlandtaler des Landschaftsverbandes Rheinland erhielt der Oppumer Vorsitzende des Bürgervereins **Franz-Josef van der Hocht**, unter anderem für sein Engagement bei der Sanierung der Geismühle.

Die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik erhielten **Anni** und **Volker Weber** aus Verberg für ihr langjähriges Engagement bei der „Krefelder Tafel“.

Im Alter von 72 Jahren verstarb **Heinz-Josef Vogt**. Der Träger des Bundesverdienstkreuzes war von 1984 bis 1989 Oberkreisdirektor des Kreises Viersen und stand danach 10 Jahre lang als Oberstadtdirektor an der Spitze der Krefelder Verwaltung.

Das Stadtsiegel der Stadt Krefeld erhielt **Dr. Theodor Pelster** für seine Verdienste um die Literatur. Pelster ist langjähriger Autor der „Heimat“ und berichtet als Jurymitglied regelmäßig über die jährliche Vergabe des Niederrheinischen Literaturpreises.

Vor 200 Jahren erhielt die Jüdische Gemeinde in Krefeld mit **Löb Carlborg** ihren ersten Oberrabbiner. Damals lebten etwa 20 jüdische Familien mit rund 160 Personen in der Stadt.

Das Bundesverdienstkreuz am Bande erhielt die frühere CDU-Ratsfrau **Rosemarie Küpper**. Sie war von 1994 bis 1999 Bürgermeisterin der Stadt und gehörte 2004 dem Rat an. Seit 2002 ist sie Bezirksvorsteherin von Fischeln. Die sozialpolitisch engagierte Politikerin wirkte auch viele Jahre im Vorstand des Katholikenrates mit.

Für ihr langjähriges soziales Engagement erhielt **Ute Fricke** die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Seit 1994 ist sie im Vorstand des Aktionskreises Belo Horizonte, der sich in Brasilien, Rumänien und Sibirien einsetzt.

Für sein außerordentliches Engagement auf nationaler und internationaler Ebene für die Belange des deutschen Notariatsystems erhielt der Krefelder Notar **Helmut Fessler** das Verdienstkreuz erster Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Für ihr soziales Engagement wurde **Elisabeth Ploenes** vom Landschaftsverband Rheinland mit dem LVR-Ehrenpreis ausgezeichnet. Elisabeth Ploenes hat die „Krefelder Tafel“ mitgegründet und war über 13 Jahre die Vorsitzende.

Bei den Kommunalwahlen wird **Gregor Kathstede** im Amt als Oberbürgermeister mit knappem Vorsprung bestätigt.

**Karl-Heinz Rademacher**, besser bekannt als Caco, wird das Stadtsiegel verliehen. Der Künstler hatte nach dem Orkan Kyrill die Aktion „3333 Bäume für Krefeld“ gestartet.

Den Rheinlandtaler des Landschaftsverbandes Rheinland erhielt der Krefelder Architekt **Karl Amendt** für sein Engagement in der Bodendenkmalpflege bzw. für seine Sammlung mittelalterlicher Gläser.

**Annemarie Schraps**, von 1984 bis 1989 CDU-Bürgermeisterin, Gründerin des Vereins „Sport für betagte Bürger“, Vorsitzende der Krefelder Frauenverbände, Trägerin des Stadtehrenrings und der Stadtältestenwürde, verstarb im Alter von 73 Jahren.

**Hans-Jakob Houf** erhält das Stadtsiegel für seine Verdienste um den Schluff.

**Dr. Oskar Burghardt**, im Heimatverein über lange Jahre als Redakteur der „Heimat“ engagiert, bekam anlässlich des 10. Internationalen Symposiums „Kulturelles Erbe in Geo- und Montanwissenschaften“ an der Technischen Universität Bergakademie Freiberg den „Peter-Schmidt-Award“ verliehen. Die Auszeichnung erhielt er für die Herausgabe der Fachzeitschrift „Nachrichtenblatt zur Geschichte der geologischen Wissenschaften“.

TOURIST-INFORMATION

KREFELD

TICKETVERKAUF

KREFELD-SOUVENIRS

STADTINFORMATIONEN

Tourist-Information  
Stadt Krefeld  
im Schwanenmarkt  
City-Center  
Tel 02151/861515  
Fax 02151/861520  
freizeit@krefeld.de  
montags - freitags  
9.30 - 19 Uhr  
samstags  
9.30 - 16 Uhr



## Runde Geburtstage

100 **Einnert sei an zwei verdiente Heimatfreunde, die 2008 ein Alter von 100 Jahren erreicht hätten: am 25. Januar Ludwig Blum, der sich besondere Verdienste um Fischeln erworben hat und mehrfach in der „Heimat“ vertreten ist, am 20. Februar Ernst Klusen, der sich als Erforscher des niederrheinischen Volksliedes einen Namen gemacht hat.**

90 **Der ehemalige Chefarzt des Krankenhauses Maria Hilf und Gründer der „Krefelder Hilfe für Tondo“, Dr. Otto Paulitschek, feierte seinen 90. Geburtstag.**

**Johannes Lohberg**, über 40 Jahre Chordirektor des Krefelder Theaters, Träger des Stadtsiegels und des Bundesverdienstkreuzes.

85 **Der ehemalige Beigeordnete der Stadt Krefeld, Hans Vogt, wurde 85 Jahre alt. Er amtierte von 1962 bis 1989 und war zuständig für Uerdingen, den Hafen, das Rechtsreferat, das Standesamt, die Landwirtschaft und die Wirtschaftsförderung. Der Träger des Bundesverdienstkreuzes (1994) und des Rheinlandtalers (1992) war lange Jahre Vorsitzender des Vereins Niederrhein und des Ortsverbandes Uerdingen des Deutschen Roten Kreuzes. Hans Vogt ist als Autor zahlreicher heimatkundlicher Publikationen bekannt und Mitherausgeber der Krefelder Stadtgeschichte.**

80 **Gregor Mansfeld, Architekt, für die Vereinigung freischaffender Architekten (vfa) auf der Beraterbank im Denkmalausschuss und in der Jury für den Krefelder Denkmalpreis.**

Die ehemalige Direktorin des Museums Burg Linn, Frau **Prof. Dr. Renate Pirling**.

Der Verleger und Inhaber der Stünings-Medien GmbH, **Lothar Neumann**. Er trat 1963 in den Verlag ein und übernahm 1970 dessen Leitung.

**Klaus Peter Noever**. Der Künstler war Schüler von Laurens Goosens an der Werkkunstschule und ist bekannt für seine Stelen und Eisenmänner.

75 **Dieter Lundström, war von 1994 bis 2004 Ratsherr für die CDU, Vorsitzender des Stadtverbandes der Kleingärtner und Mitglied des Bau- und Umweltausschusses, stellvertretender Vorsteher im Stadtbezirk Süd und Vorsitzender der dortigen CDU-Fraktion.**

**Dr. Wolfgang Lieb**, ehemaliger Oberarzt der Medizinischen Klinik I des Krefelder Klinikums.

Der ehemalige Ratsherr **Toni Matura**. Er war für die CDU von 1964 bis 2004 im Krefelder Stadtrat. Von 1971 bis 1975 war er Bürgermeister.

70 **Karl-Heinz Borghoff, seit 1999 Bezirksvorsteher von Oppum/Linn, CDU Ratsmitglied.**

**Manfred Coelen**, der geistige Vater der seit 1979 bestehenden Krefelder Pappköpp, bekannt als Matthes.

**Dr. Hans-Josef Ruhland**, für die CDU im Krefelder Stadtrat seit 1970 und Mitglied des Schulausschusses, Ruhland war von 1979 bis zu seiner Pensionierung Direktor des Berufskollegs in Geldern.

**Professor Wulf Habrich**, seit 18 Jahren Vorsitzender des Naturwissenschaftlichen Vereins. Der studierte Geograph lehrte lange an der Universität Duisburg.

**Norbert Minhorst**, Hülser Bezirksvorsteher und langjähriges Ratsmitglied.

**Günter Baier**, erster Geschäftsführer des Seidenweberhauses, seit 2004 Vorsitzender der Krefelder Familienhilfe.

65 **Manfred Lüdorf**, seit vielen Jahren Kassenprüfer des Vereins für Heimatkunde, geht in den Ruhestand. Zuletzt Leiter der Bundesbankfiliale Duisburg, war er lange Zeit an der Bundesbankfiliale Krefeld am Friedrichsplatz tätig.

**Dr. Karsten Eberstein**, ehemaliger Geschäftsführer der Cargill GmbH, engagiert in Kunst und Kultur, unter anderem Vorsitzender des Marketing-Beirates. Zugleich erhielt er das Stadtsiegel der Stadt Krefeld.

**Dr. Hans-Günter Fix**, Hauptgeschäftsführer der Unternehmerschaft Niederrhein. Fix war seit 1977 für die Unternehmerschaft Niederrhein tätig und seit 1995 Hauptgeschäftsführer des Dachverbandes. Der gebürtige Berliner übernahm 1977 bei der Unternehmerschaft die Geschäftsführung mehrerer Arbeitgeberverbände.

**Klaus Evertz**, ehemaliger stellvertretender Vorsitzender der Krefelder Stadtwerke. Er war viele Jahre Vorsitzender der Krefelder CDU und Landtagsabgeordneter. Von 1987 bis 2004 gehörte er dem Vorstand der Stadtwerke an.

60 **Peter Könen**, Geschäftsführer der CDU-Fraktion.

## Jubiläen

150: Linner MGV  
St. Gertrudiskirche Bockum

125: Bockumer Sängerbund

100: S.C. Viktoria 09 e.V. Krefeld  
Inrather Turnverein  
Katholische Pfarrkirche Christus König in Verberg (November 2008; mit Festschrift)  
Fischelner Radfahrverein „Staubwolke“

75: Musikschule der Stadt Krefeld  
Firma Vankann, Fachgeschäft für Innendekoration  
Tischtennis Club Blau-Weiß Krefeld  
Tischlerei Franssen

60: Bürgerverein Inrath

50: Markuskirche, Fischeln (Dezember 2008)  
Straßengemeinschaft „Hääs“, Fischeln (mit Chronik)  
Kleingartenverein Baackeshof  
Schützengesellschaft Krefeld-Untergath  
Oppumer Posauenchor

40: Städtepartnerschaft Krefeld – Leicester  
Krefelder „Falken“  
Tierheim am Flünnerzdyk

30: Kriewelsche Pappköpp  
Krefelder Musikerinitiative

25: Förderverein „Freunde der Kunstmuseen“  
Krefelder Tennis Club  
Jugendzentrum Fischeln an der Kölner Straße  
Werkhaus

20: Krefelder Geschichtswerkstatt e.V.

## Krefelder Daten und Ereignisse der letzten zwölf Monate

zusammengestellt von Michael van Uem

12. Oktober: In den Kunstmuseen Haus Esters und Haus Lange beginnt eine Ausstellung mit 150 Fotografien von Andreas Gursky.

4. November: Auf Einladung des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) Nordrhein-Westfalen besucht der Vorsitzende der israelischen Gewerkschaft Histradut Tel Aviv/Jaffa, Gershon Gelman, mit seinem Stellvertreter Zvika Sapir und dem Begründer der Gewerkschaft-Partnerschaft vor 40 Jahren, Modge Esched, die Seidenstadt.

13. November: Dr. Eva Brües übergibt dem Stadtarchiv die Manuskripte der Kurzgeschichten ihres Vaters, des Krefelder Schriftstellers Otto Brües.

21. November: Ein Sturm über Krefeld am Nachmittag verursacht Sachschäden.

26. November: Im Stadtwaldhaus stimmt die konstituierende Mitgliederversammlung für die Fusion der Kreishandwerkerschaften Krefeld/Viersen und Neuss. Die daraus entstandene Kreishandwerkerschaft Niederrhein ist die größte in der Bundesrepublik.

29. November: Die Weinbrennerei Dujardin öffnet nach der Restaurierung als Industriemuseum.

11. Dezember: Der Rat der Stadt verabschiedet den Haushalt 2008/2009. Er beschließt gegen die Stimmen der CDU-Fraktion den Ausbau der A57 auf Stadtgebiet in Tunnel-Trog-Lage. Gegen die

Stimmen der SPD-Fraktion stimmt er dem Austritt des Helios-Klinikums aus dem Arbeitgeberverband zu.

15. Dezember: Im Helios-Klinikum wird der bundesweit leistungsfähigste 3.0 Tesla-Magnet-Resonanz-Thomasograph (MRT) in Betrieb genommen. Damit können u. a. Tumore schon unterhalb eines Millimeters Größe erkannt werden.

31. Dezember: Die Polizei schließt die Wache an der Arndtstraße in Uerdingen. Der dort noch verbliebene Staatsschutz und die Verkehrsdirektion ziehen in das Gebäude Hansastraße 25.

17. Februar: Der Botschafter der Volksrepublik China in der Bundesrepublik Deutschland, Ma Canrong, besucht auf Einladung von Oberbürgermeister Gregor Kathstede Krefeld zu Gesprächen mit Krefelder Wirtschaftsvertretern über deren Engagement in China sowie mit Krefelder Schülern und Lehrern.

27. Februar: Die Mehrheitsfraktionen von CDU und FDP in Krefeld und Mönchengladbach bewilligen im Krefelder Rathaus für die Vereinigten Städtischen Bühnen einen um 980 000 Euro dauerhaft erhöhten Ansatz. Davon lässt die Stadt Mönchengladbach dem Gemeinschaftstheater in diesem und nächsten Jahr trotz des dortigen Haushalts-sicherungskonzepts 489 000 Euro zukommen.

11. März: Pächter Herbert Chrastek meldet beim Amtsgericht Krefeld mit seiner Traditionsgaststätte „Et Bröckske“ Geschäfts- und Privatinsolvenz an.

12. März: Galeria Kaufhof gibt die Schließung von vier unrentablen Filialen in der Bundesrepublik, darunter der Filiale am Ostwall, ehemals Horten, zum 30. Juni 2010 bekannt.

23. März: Das Textilveredler VBL Voss-Biermann, Lawaczek meldet aufgrund der Wirtschafts- und Finanzkrise Insolvenz an. Im August hatte das Tochterunternehmen der Devetex-Gruppe, europäischer Marktführer für die Produktion und Veredelung von Futterstoffen, ein Restrukturierungsprogramm begonnen und 72 der 250 Beschäftigten entlassen.

26. März: Im entscheidenden siebten Spiel der Viertelfinalserie der Deutschen Eishockey Liga unterliegt der KEV Krefeld Pinguine den DEG Metro Stars aus der Landeshauptstadt.

29. April: Der Rat der Stadt bewilligt 13,5 Millionen Euro zur Sanierung des Kaiser-Wilhelm-Museums und stimmt der möglichen Umwandlung des Theaters in eine gemeinnützige GmbH zu.

10. Mai: Auf dem Von-der-Leyen-Platz nimmt Oberbürgermeister Gregor Kathstede im Rahmen der Kampagne „Krefeld – schön hier“ eine 42,295 Quadratmeter große Ansichtskarte in Empfang. Die Jurorin der „Guinness Buch der Rekorde“-Redaktion bestätigt das Stück als größte Postkarte der Welt. Der alte Rekord lag seit 15 Jahren bei 28 Quadratmetern.

14. Mai: Der Vorsitzende der sich auflösenden Deutsch-Russischen Gesellschaft, Helmut Kupski, gibt deren Akten an das Stadtarchiv ab. Der ehemalige Landtagsabgeordnete für die SPD gründete die Gesellschaft 1991 und fand keinen Nachfolger für den Vorsitz.

19. Mai: Die Gießerei der Firma Siempelkamp produziert in zwei Minuten ein 270 Tonnen schweres Sphäro-Gussteil mit der Länge



Zertifiziert nach  
DIN EN ISO  
9001 und 14001

### Hoch flexibel

- LASER-Blechbearbeitung**  
XXL-Laserschneiden  
Formate bis 3 x 12 Meter
- LASER-Rohrbearbeitung**  
Rund / Profil bis 12 Meter Länge
- LASER-Mustervermessung**
- EXTRA-Service**  
CNC-Abkanten bis 230l  
Prototypenservice

Jetzt 7kW stark!

Edelstahl bis 30 mm  
Stahl bis 25 mm  
Alu bis 20 mm Dicke

**Schages**  
Schages GmbH & Co. KG · CNC-Lasertechnik

Emil-Schäfer-Straße 20 · 47800 Krefeld · Telefon 02151/49 68-0  
Fax 02151/49 68-10 · Mail: info@schages.de · www.schages.de

von zehn Metern sowie drei Metern Höhe und Breite als Oberholm für eine Presse in Dillingen.

29. Mai: Auf dem Von-der-Leyen-Platz und im Rathaus feiern Leicester und Krefeld 40 Jahre Städtepartnerschaft. Aus der Partnerstadt reist eine 50-köpfige Delegation an, darunter Feuerwehrleute und Polizeiangehörige und statt des verhinderten Lord Mayer dessen Vorgänger Manjula Sood sowie der designierte Lord Mayor Roger Blackmore.

23. Juni: Der Rat der Stadt entscheidet sich in namentlicher Abstimmung mehrheitlich für den Bau des geplanten Kohlekraftwerks in Uerdingen.

30. Juni: René Frank, Sprecher der Geschäftsleitung der Devetex-Gruppe, informiert die 168 Mitarbeiter des Textilausrüsters Voss-Biermann, Lawaczek (VBL), dass die übertragene Sanierung des Insolvenzverwalters Wilhelm Klaas gescheitert ist.

3. Juli: Ein heftiger Regenfall am späten Nachmittag verursacht im Stadtgebiet Wasserschäden, darunter im sanierungsbedürftigen Jagdschlösschen der Burg Linn und an 24 Schulgebäuden sowie der Turnhalle Horkesgath.

13. Juli: Das am 13. Februar eröffnete Verfahren gegen den Vorsitzenden der CDU-Fraktion Krefeld, Wilfrid Fabel, wegen des Vorwurfs auf Korruption in der Sache LEG vor dem Düsseldorfer Landesgericht wird gegen Zahlung eines Bußgeldes in Höhe von 6000 Euro eingestellt.

31. Juli: Wegen der Kündigung des Pachtverhältnisses durch den neuen Eigentümer schließt Günter Böhm seine Traditionsstätte „Böhms Bierhaus“ am Marienplatz in Fischeln.

9. August: Als Höhepunkt des alle drei Jahre stattfindenden Linner Burg-, Trachten- und Heimatfestes veranstaltet der Linner Schützenverein 1388 einen großen Festumzug.

27. August: Der Leiter des Geschäftsbereichs Polycarbonat, Dr. Günter Hilke, kündigt auf der Betriebsversammlung von Bayer Material Science im Uerdinger Chemiepark an, dass der Konzern im nächsten Jahr seine Forschungslabors in Uerdingen schließt und verschlankt in Leverkusen wieder aufbaut. 132 Arbeitsplätze fallen dadurch in Krefeld weg, 74 entstehen in Leverkusen.

30. August: Bei den Wahlen zum Krefelder Stadtrat erhalten die Kandidaten der CDU 35,5% der Stimmen, der SPD 30,7%, von Bündnis 90/Die Grünen 14,4%, der FDP 10,2%, der Linken 3,7%, des KB 1,7%, der KWG 1,5%, des KK 1,5%, der Partei 0,6%. Von den 59 Sitzen im Stadtrat erhalten außer dem Oberbürgermeister weitere 21 Kandidaten der CDU, 18 Sitze gehen an die SPD, Bündnis 90/Die Grünen bekommen 8 Sitze, die FDP 6, Die Linke 2, Krefelder Bürgerpolitik (KB), Krefelder Kreis (KK) sowie Krefelder Wählergemeinschaft (KWG) jeweils 1 Sitz.

Gregor Kathstede wird mit 39,59% der Stimmen zum Oberbürgermeister der Stadt Krefeld gewählt. Von den weiteren Kandidaten erhält Ulrich Hahnen (SPD) 39,12%, Harry von Bargen (Bündnis 90/Die Grünen) 9,16%, Joachim C. Heitmann (FDP) 7,25%, Ralf Krings (KWG) 1,65%, Dr. Galip Oruz (KK) 1,94%, Josef Stork (KB) 1,28%.

7. September: Das in einer Spezialwerkstatt des Landschaftsverbandes Rheinland restaurierte Linner Kreuz kehrt nach St. Margareta zurück. Die erste Erwähnung des wertvollen Objektes findet sich in einem Testament von 1438.

10. September: Stadtkämmerer Manfred Abrahams informiert den Stadtrat über die aktuelle Schuldenhöhe der Stadt von 60 Millionen Euro. Er führt das Defizit auf die jüngste Finanzkrise zurück, die den Haushalt durch gesunkene Steuereinnahmen belastet.

14. September: Nach sieben Spielen um die Niederrhein-Meisterschaft und zehn erzielten Punkten trennt sich der KFC Uerdingen von seinem Cheftrainer Uwe Weidemann. Der Sportliche Leiter Wolfgang Maes übernimmt vorübergehend dessen Aufgaben.

16. September: Die erste von 19 bei der Firma Bombardier bestellten Straßenbahnen trifft auf dem Betriebshof der SWK-Mobil ein.

19. September: Am Samstag und Sonntag findet auf 14 Bühnen der Krefelder Innenstadt die „18. Größte Straßenmodenschau der Welt“ statt, die sich rund 500.000 Besucher ansehen. Die Modemarke Luisa Cerano erhält die „Goldene Seidenschleife“.

20. September: Der Bottermaat präsentiert sich mit 62 Ständen und zwei Bühnen. Nachdem im Frühjahr nach 33 Jahren Hülser Bottermaat die Veranstaltung für dieses Jahr abgesagt wurde, weil dem bisherigen Träger Hülser Bürgerverein das finanzielle Risiko zu groß war, hatte Hans Surkamp mit neun weiteren Mitgliedern des Hülser Weberings und zwei externen Organisatoren das Projekt übernommen.

27. September: Bei den Wahlen zum Deutschen Bundestag wird im Wahlkreis 111 Krefeld I – Neuss II Ansgar Heveling (CDU) sowie über die Landesliste Bernd Scheelen (SPD) und Otto Fricke (FDP), im Wahlkreis 115 Krefeld II – Wesel II Siegmund Ehrman (SPD) gewählt. Bei den Zweitstimmen erhielt im Wahlkreis 111 die CDU 42,3% der abgegebenen Stimmen, die SPD 29,1%, die FDP 12,3%, Bündnis 90/Die Grünen 8,1%, Die Linke 5,8% bei einer Wahlbeteiligung von 73,3%. Im Wahlkreis 115 erhielt die SPD 32%, die CDU 30,3%, die FDP 14,2%, Bündnis 90/Die Grünen 9,9% und die Linke 8,9% der Zweitstimmen bei 70,9% Wahlbeteiligung.

Im Deutschen Textilmuseum beginnt eine Ausstellung mit Textilien der Inkas.

30. September: Das Logistik-Unternehmen Absatz-Zentrale (AZ) zieht von der Kleinewefersstraße 161 nach Kempen um.

**DER BESONDERE SONNTAGS-TIPP**

**Krefeld**

Jeden ersten und dritten Sonntag im Monat, von 14 bis 18 Uhr, öffnet sich das Haus der Seidenkultur auf der Luisenstraße 15, ganz in der Nähe des Hauptbahnhofs. Bei diesem Gebäude handelt es sich um die einstige Paramentenfabrik Hubert Gotzes. Hier wurden prächtige, reich verzierte Priesergewänder gefertigt (bis 1989, als der letzte Weber verstarb). Heute legen acht Jacquardwebstühle, alle Mitte des 19. Jahrhunderts gebaut, Zeugnis ab von der einstigen Virtuosität des Unternehmens.

Wenn einer der ehrenamtlich tätigen Webermeister an die Arbeit geht, scheint die Zeit stehen geblieben zu sein; jene Zeit, in der Seiden- und Goldbrokat die Optik des Raumes bestimmten; jene Zeit, in der Gotzes unter anderem einen Chormantel für Papst Pius X. im Auftragsbuch stehen hatte.

Wer das Haus der Seidenkultur besucht, geht nicht nur staunend durch die Räumlichkeiten und schlauer hinaus als er das schmucke Bürgerhaus betreten hat (dafür sorgen nicht zuletzt Videofilme, diverse Dauer- und Wechselausstellungen, sowie die geführten „Stadttrundgänge auf Seidenpfaden“, die zu Fuß oder mit dem Bus bestritten werden können) er kann auch etwas mitnehmen: Krawatten oder Seidenschals mit historischen Mustern und quasi in Gotzes'scher Qualität. Der nächste Platzregen kann also kommen ...

**Haus der Seidenkultur, Luisenstraße 15  
47799 Krefeld, Tel. 0 21 51/51 08 12  
info@seidenkultur.de, www.seidenkultur.de**

# Bildnachweise

- |                              |   |  |
|------------------------------|---|--|
| W. Böcking                   | Abb. 1-3  | Werner Böcking, Xanten   |
| E. Coester                   | Abb. 1, 3-4   | Rheinisches Bildarchiv, Foto RBA 609557, RBA L 4205/11, RBA L 5768/06  |
|                              | Abb. 2, 5-6   | E. Coester, Mönchengladbach  |
|                              | Abb. 7  | Rheinisches Amt für Denkmalpflege Pulheim, Lieven  |
| S. Fingland                  | Abb. 1, 5-7   | Museum Burg Linn   |
|                              | Abb. 2-4, 8-9   | Privat   |
|                              | Abb. 10   | Antiquariat Storch   |
| R. Frank                     | Abb. 1-4  | Privat   |
| B. Furchheim                 | Abb. 1  | aus: Johannes Grasdorf, Geschichte des Evangelischen Kirchenkreises Gladbach (1812 – 2000), Titz Rödingen 2003 |
|                              | Abb. 2  | Michael Hack, Pfarrer  |
|                              | Abb. 3  | Burkhard Becker  |
|                              | Abb. 4, 11, 14-16, 18, 20, 24, 25, 27-31, 33-36, 38, 39-42, 44, 45, 47, 48, 53-57, 60 | Bettina Furchheim  |
|                              | Abb. 5, 7, 12, 17   | Ev. Kirchenkreis Krefeld-Viersen   |
|                              | Abb. 6  | Andreas Lange  |
|                              | Abb. 8  | Manfred Horch, Pfarrer   |
|                              | Abb. 9  | Gerd-Dieter Kahlen, Pfarrer  |
|                              | Abb. 10   | Daniel Brunner   |
|                              | Abb. 13   | Vanessa Freienstein  |
|                              | Abb. 19   | Michael Prietz, Pfarrer  |
|                              | Abb. 21, 22   | Gemeindedienst in Mission und Ökumene (GMO)  |
|                              | Abb. 23   | Diakonie Krefeld & Viersen   |
|                              | Abb. 26   | Ev. Kirchengemeinde Kaldenkirchen  |
|                              | Abb. 32   | Ev. Kirchengemeinde Straelen-Wachtendonk   |
|                              | Abb. 37   | Ev. Kirchengemeinde St. Tönis  |
|                              | Abb. 43   | Altenheim am Tiergarten, Krefeld   |
|                              | Abb. 46   | Ev. Kirchengemeinde Lank   |
|                              | Abb. 49-51  | Ev. Kirchengemeinde Buderich   |
|                              | Abb. 52   | Daniel Brunner   |
|                              | Abb. 58   | Ev. Kirchengemeinde Viersen  |
|                              | Abb. 59   | Ev. Kirchengemeinde Süchteln   |
|                              | Abb. 61   | Thomas Lammertz  |
| W. Goebel                    | Abb. 1-13   | Privat   |
| M. Jentjens                  | Abb. 1-5  | Privat   |
| E. Gollner                   | Abb. 1-11   | Prof. Eberhard Gollner, Krefeld  |
| N. Heinrichs                 | Abb. 13-18, 20-21, 24-25, 27-28   | Archiv Norbert Heinrichs   |
|                              | Abb. 19, 23, 26   | Privat   |
|                              | Abb. 22   | Josef Altgaßen, Krefeld  |
| H. Houben                    | Abb. 1  | Privat   |
|                              | Abb. 2  | aus: Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers. 1911 – 1963, Frankfurt a. M. 1967, Abb. 52                      |
|                              | Abb. 3  | Silvia Kamm-Gabuthaler, Zürich   |
|                              | Abb. 4  | C. F. Peters, New York u.a. 1971   |
| H. Kampendonk                | Abb. 1-7  | Privat   |
| G. Kathstede                 | Abb. 1-8  | Stadt Krefeld, Presseamt   |
| P. Keller                    | Abb. 1-5  | Paul Keller, Krefeld   |
| H. Köhren-Jansen             | Abb. 1-3  | Architektur und Wohnform 60, 1951/52, S. 154, 156 bzw. Bauwelt 1954, S. 328                                    |
|                              | Abb. 4-5  | Thomas Ströter, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland, Pulheim-Brauweiler                                     |
| C. Krausch                   | Abb. 1, 14  | Stadtarchiv Krefeld  |
|                              | Abb. 2, 3, 5a + b, 8, 11-13   | Künstler   |
|                              | Abb. 4, 7, 9-10   | Christian Krausch, Mönchengladbach   |
| E. Kremers                   | Abb. 1-3  | Stadtarchiv Krefeld, Bildsammlung  |
| H. Matthias                  | Abb. 1-2, 4, 6  | Privat   |
|                              | Abb. 3  | Jari Banas, Krefeld  |
|                              | Abb. 5  | Wilfried Bohne, Krefeld  |
| D. Nellessen (Heimat)        | Abb. 1-3  | Dieter Nellessen, Krefeld  |
| D. Nellessen (Tod)           | Abb. 90   | aus: Brües, Eva: Krefeld 2, S. 75  |
|                              | Abb. 91   | aus: die Heimat 79 (2008), S. 145  |
|                              | Abb. 92   | aus: Krefeld – die Geschichte der Stadt, Bd. 2, Krefeld 2000   |
|                              | Abb. 93, 95-96, 98, 100   | Stadtarchiv Krefeld  |
|                              | Abb. 94, 97, 99   | Kathrin Nellessen, Krefeld   |
| T. Nieter                    | Abb. 1  | Lothar Strücken, Krefeld   |
| Th. Pelster (Literaturpreis) | Abb. 1  | Stadt Krefeld, Presseamt   |
| C. Reichmann                 | Abb. 1-6  | Stadt Krefeld, Museum Burg Linn  |
| H. Sallmann (Forstwald)      | Abb. 1-20   | Archiv Helmut Sallmann   |



B. Scheelen	Abb. 1-2	Bernd Scheelen, Krefeld
J. Schram	Abb. 1-5	Privat
E. Schraetz	Abb. 1-5	Werner Stenmanns, Hüls
I. Schupetta (Dr. Bluhm)	Abb. 6	aus: Otto Wilhelm Thomé: Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz, Gera 1885
	Abb. 1	LAV R, RW 58 26 149, Bl. 3
	Abb. 2	Bildarchiv Pisarek, Berlin
	Abb. 3	Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus – Alte Synagoge Bonn e. V.
	Abb. 4	Privat
I. Schupetta (Heimat)	Abb. 1-4	Privat
A. Speilberg	Abb. 1, 2, 4, 5-8	Stadtarchiv Krefeld
	Abb. 3	aus: Deutschlands Städtebau, Berlin 1928, S. 38
	Abb. 9-19	Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, A. Speilberg
W. Stratmann	Abb. 1	Stadt Mönchengladbach, Museum Schloss Rheydt
E. Thiesbürger	Abb. 1-7	Edgar Thiesbürger, Krefeld
H. Thieß	Abb. 1	aus: O. Burghardt: Geologie und Landschaft; in: Krefeld/Die Geschichte der Stadt, Band 1, Krefeld 1998, S. 15
	Abb. 2-7	Privat
Der Verein	Abb. 1	Andreas M. Bischof, Krefeld
Vorwort	Abb. 1	Dirk Jochmann, Krefeld
R. Wilkes-Valkyser	Abb. 1-5	R. Wilkes-Valkyser, Krefeld
M. Wüst	Abb. 1-2	Manfred Wüst, Krefeld

## Ergänzung:

Zur Heimat, Ausgabe Jg. 79, S. 19: Den Lesern wird nicht entgangen sein, dass die Bemerkungen von Stan Matthias zu den Veränderungen in und an der Synagoge Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht mit dem übereinstimmen, was der vorangehende Beitrag kurz angesprochen und mit den hier erstmals veröffentlichten Fotos (Abb. 5 und 6) bekräftigt hat, was im übrigen Dieter Hangebruch schon 1960 in Erinnerung gerufen hatte (Krefelder Studien 2, S. 205, Bildunterschrift). Inzwischen gibt es ein weiteres Foto, das den äußeren Umbau der Synagoge eindrucksvoll dokumentiert: K. Kähler u. a., Die neue Synagoge in Krefeld, Krefeld 2008, S. 138.

Nachzutragen ist ebenfalls die in der Besprechung zu Hans Poelzig (S. 180f.) angekündigte Abbildung. Sie ist entnommen aus: Theodor Heuss, Hans Poelzig. Bauten und Entwürfe. Das Lebensbild eines deutschen Baumeisters, Stuttgart 1985 (zuerst Berlin 1939), S. 152.



## Berichtigung:

In der letzten Ausgabe Jg. 79 ist im Artikel von Dieter Nellessen auf S. 56/57 ein Teil des Textes verloren gegangen. Der vollständige Satz muß lauten:

Da Bayer keinen Ersatzhof abtreten konnte und sich verpflichtet hatte, den Hof, soweit er für industrielle Zwecke nicht benötigt wurde, wieder an eine der bisherigen Pächterinnen zu verpachten, nachdem die Stadtverwaltung Krefeld, Liegenschaftsamt, und Preisbehörde den Hofübergang an Bayer genehmigt und auch die Industrie- und Handelskammer Krefeld ihn befürwortet hatten, stimmte auch die Landwirtschaftskammer Bonn, Kreisstelle Krefeld, zu.



DAS BESTATTUNGSHAUS IHRES VERTRAUENS

# Cornelia Zelz

i.H. EDWARD ZELZ & KH.

Qualifiziertes Bestattungsunternehmen

Erd-, See-, Feuer- u. Anonym-Bestattungen  
in allen Preislagen und auf allen Friedhöfen

EINLADUNG

---

zu einem persönlichen Beratungsgespräch.  
Auf Wunsch Haus- und Heimbefuche.

Nach dem neuen Bestattungsgesetz  
ist Bestattungsregelung  
zu Lebzeiten empfehlenswert.

Alteingesessenes Familienunternehmen  
bekannt als zuverlässig und korrekt.

TAG + NACHT

77 30 14

NUR Marktstr. 179  
und Gladbacher Str. 216 • privat Grenzstraße 57

www.bestattungen-zelz.de

# Autoren

- Werner Böcking, Erprather Weg 32, 46509 Xanten  
Dr. Ursula Broicher, Hohenzollernstraße 53, 47799 Krefeld  
Dr. Oskar Burghardt, Taubenstraße 47, 47800 Krefeld  
Dr. Ernst Coester, Am Mevissenhof 22, 41068 Mönchengladbach  
Dr. Georg Cornelissen, Amt für Rheinische Landeskunde, Kastanienweg 57, 53177 Bonn  
Dr. Christoph Dautermann, Museum Burg Linn, 47809 Krefeld (CD)  
Mehmet Demir, Gladbacher Straße 334, 47805 Krefeld  
Dr. Winfried Dolderer, Beusselsstraße 63, 10553 Berlin  
Dr. Reinhard Feinendegen Gertrudisstraße 14, 47800 Krefeld (Fd.)  
Selina Fingland, Rehgraben 9, 47809 Krefeld  
Dr. Ruth Frank, Husarenallee 3, 47803 Krefeld  
Otto Fricke MdB, Platz der Republik, 11011 Berlin  
Bettina Furchheim, Evangelischer Kirchenkreis Krefeld, An der Pauluskirche 1, 47803 Krefeld  
Rainer Furth, Polizeipräsident, Polizeipräsidium, Nordwall 1 – 3, 47798 Krefeld  
Dr. Eugen Gerritz, Gertrud-Icks-Weg 15, 47804 Krefeld  
Walter Goebel, Krüllsdyk 87, 47803 Krefeld  
Prof. Dr. Eberhard Golner, Hafelsstraße 38, 47807 Krefeld  
Michael J. Hack, Bismarckstraße 89, 47799 Krefeld  
Norbert Heinrichs, Amselweg 18, 47804 Krefeld  
Joachim C. Heilmann, Tiergartenstraße 20, 47800 Krefeld  
Dr. Heribert Houben, Stresemannstraße 69, 47803 Krefeld (Hn)  
Joachim Lilla, Stadtarchiv Krefeld, 47727 Krefeld (-Ila)  
Maria Jentjens, Franz-Hartz-Straße 17, 47839 Krefeld  
Ulrich Kaltenmeier, Joh. van Acken GmbH u. Co. KG, Druckerei und Verlag, Magdeburger Straße 5, 47800 Krefeld  
Burkhard Kamphausen, Superintendent, Evangelischer Kirchenkreis, An der Pauluskirche 1, 47803 Krefeld  
Gregor Kathstede, Oberbürgermeister, Von-der-Leyen-Platz 1, 47798 Krefeld  
Paul Keller, Lübecker Weg 31, 47829 Krefeld  
Dr. Helmut Köhren-Jansen, Landschaftsverband Rheinland, Amt für Denkmalpflege, Ehrenfriedstraße 19, 50259 Pulheim  
Klaus Kokol, Flünnertzdyk 259, 47802 Krefeld  
Dr. Christian Krausch, Dürerstraße 38, 41063 Mönchengladbach  
Elisabeth Kremers, Stadtarchiv Krefeld, 47727 Krefeld  
Dr. Fritz Langensiepen, An den vier Linden 4, 50996 Köln  
Heidi Matthias, Schönwasserstraße 257, 47800 Krefeld  
Dieter Nellessen, Kimplerstraße 104, 47807 Krefeld  
Traute Nietzer, Friedrich-Ebert-Straße 66, 47799 Krefeld  
Siegfried Ochs, Pastor, Oelschlägerstraße 53, 47798 Krefeld  
Georg Opdenberg, Dionysiusstraße 163, 47798 Krefeld  
Burkhard Ostrowski, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47727 Krefeld (Ost)  
Dr. Theodor Pelster, Forstwaldstraße 41, 47804 Krefeld  
Jutta Pilat, Bürgermeisterin, Flynnertzdyk 268b, 47802 Krefeld  
Dieter Pützhofen, Oberbürgermeister a. D., Krüsemannstraße 1, 47803 Krefeld  
Christoph Reichmann, Museum Burg Linn, Rheinbabenstraße 85, 47809 Krefeld  
Dr. Guido Rothhoff, Neusser Straße 6, 47798 Krefeld  
Michael Rothhoff, Niederkasseler Straße 27, 40547 Düsseldorf  
Helmut Sallmann, Erikapfad 29 B, 47804 Krefeld  
Bernd Scheelen MdB, Bürgermeister, Jakob-Lintzen-Straße 22, 47807 Krefeld  
Winfried Schittges MdL, Buchheimer Straße 26, 47800 Krefeld  
Roland Schneider, Beigeordneter, Brahmsstraße 16, 47799 Krefeld  
Ernst Schraetz, Am Wehrspick 28, 47839 Krefeld  
Prof. Dr. Jürgen Schram, Corneliusstraße 10, 47798 Krefeld  
Dr. Ingrid Schupetta, NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld, 47727 Krefeld  
Johann Schwarz, c/o Jüdische Gemeinde, Wiedstraße 17 B, 47799 Krefeld  
Johannes Sczyrba, Regionaldekan, An der Annakirche 11, 47803 Krefeld  
Almuth Spelberg, Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Konrad-Adenauer-Platz 1, 47803 Krefeld  
Irmgard Stockhausen, Heyenbaumstraße 183, 47802 Krefeld  
Dr. Wilhelm Stratmann, Johann-Leonhard-Heinen-Straße 14, 47906 Kempen  
Heino Thies, Stadt Krefeld, Fachbereich Grünflächen, Konrad-Adenauer-Platz 1, 47803 Krefeld  
Edgar Thiesbürger, Kaiserstraße 101, 47800 Krefeld  
Michael van Uem, Stadt Krefeld, Stadtarchiv, Girmesgath 120, 47803 Krefeld  
Dr. Hans Vogt, Joseph-Görres-Straße 26, 47829 Krefeld  
Heinz Webers, Sollbrüggenstraße 78 B, 47800 Krefeld  
Inge Wienke, Bunsenstraße 17, 47800 Krefeld  
Paul Wietzorek, Am Gobbershof 13, 47804 Krefeld  
Renate Wilkes-Valkyser, Uerdinger Straße 204, 47799 Krefeld  
Liesel Willems, Boomdyk 47, 47839 Krefeld  
Manfred Wüst, Am Dürerheim 6, 47802 Krefeld

# Unsere Kulturförderung: Gut für die Sinne. Gut für die Region.



 Sparkasse  
Krefeld

Kunst und Kultur sind für die gesellschaftliche Entwicklung entscheidend. Sie setzen Kreativität frei und fördern die Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem. Die Philosophie der Sparkassen-Finanzgruppe ist es, vor Ort, regional und national in einer Vielzahl von Projekten Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen. Mit jährlichen Zuwendungen von über 120 Mio. Euro sind die Sparkassen der größte nicht-staatliche Kulturförderer Deutschlands.  
[www.gut-fuer-deutschland.de](http://www.gut-fuer-deutschland.de)